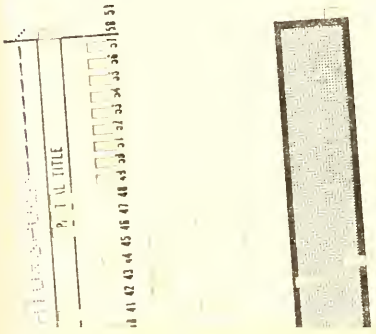
The Library
of the
University of North Carolina

Endowed by T[illegible]
a
Philanthrop[illegible]

UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA
BOOK CARD
Please keep this card in
book pocket



THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

GR700
.D34
Bd.3

NOV 2 1 1975

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
00037328187

398 Dähnhardt
D12n Natursagen
v.3

DATE
30 Sep '31
7 Jan '32
16Jul'41
JUL 3
Library Bureau

This BOOK may be kept out TWO WEEKS ONLY, and is subject to a fine of FIVE CENTS a day thereafter. It was taken out on the day indicated below:

JUN 21 1982
OCT 12 1984 W
16Jul'41
JUL 16 1963

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

http://www.archive.org/details/natursageneinesa03dhnh

GR700
.D34
bd 3

recat
KL

NATURSAGEN

EINE SAMMLUNG NATURDEUTENDER SAGEN MÄRCHEN FABELN UND LEGENDEN

MIT BEITRÄGEN VON

V. ARMHAUS · M. BOEHM · J. BOLTE · K. DIETERICH · H. F. FEILBERG
O. HACKMAN · M. HIECKE · W. HNATJUK · B. ILG · K. KROHN
A. von LÖWIS OF MENAR · G. POLÍVKA · E. RONA-SKLAREK
ST. ZDZIARSKI UND ANDEREN

HERAUSGEGEBEN VON

OSKAR DÄHNHARDT

BAND III

TIERSAGEN

ERSTER TEIL

1910

LEIPZIG UND BERLIN

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

ALLE RECHTE, EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN.

VORWORT.

Während die beiden ersten Bände dieses Werkes die Aufgabe hatten, über die Grenzen eines bloßen Sammelwerkes hinaus auch dem Ursprung und den Wanderwegen naturdeutender Überlieferungen nachzuforschen, zeigt sich der vorliegende Band im wesentlichen als Sammlung. Er enthält nur wenige, und zwar höchst einfache Beispiele für die Wanderung von Volk zu Volk; die Hauptmasse ist dem Nachweise bestimmt, daß die Gleichartigkeit menschlichen Denkens bei Natur- und Kulturvölkern gleichartige Erzeugnisse hervorruft, deren Übereinstimmungen bei aller Verschiedenheit im einzelnen die Bastiansche Lehre vom Völkergedanken bestätigen. Mit schwierigen, weltweit verzweigten Wanderstoffen, besonders mit solchen, deren Entwicklungsgeschichte auf literarischen, z. B. indischen oder griechischen Ursprung zurückweist, wird sich der zweite Teil der Tiersagen im vierten Bande beschäftigen. Auch wird dieser zum Schlusse die Sagen des klassischen Altertums, und zwar in derselben Anordnung wie die übrigen Tiersagen darbieten, so daß sie sowohl in ihrer engeren Zusammengehörigkeit als auch in Vergleichung mit den Sagen anderer Zeiten und Völker betrachtet werden können. Diese Verteilung auf zwei Bände, die übrigens auch durch äußere Rücksichten geboten war, dürfte den Überblick über das quirlende Wirrwarr der Stoffe erleichtern.

Freilich scheint es manchmal, als wolle sich dieses Chaos nicht bändigen lassen! Die Tiersagen übertreffen ja alle anderen an Zahl und an Reichtum des Inhalts, und wie es dem Ordner mühsam war, sie zu sichten, so wird es dem Leser nicht immer bequem sein, sich zurechtzufinden. Die Anordnung nach Motiven, die natürlich die allein mögliche ist, weil sie allein zu Ergebnissen führt, bringt den Nachteil mit sich, daß alle die Tiere, die verschiedenen Motivgruppen angehören, an verschiedenen Stellen behandelt werden müssen. Darunter leidet die Klarheit der Erkenntnis, mit welchen Tieren sich das Erklärungsbedürfnis vorzugsweise beschäftigt, welche ihrer Eigenschaften die Sagenbildung am meisten angeregt hat und inwieweit die Beobachtungsgabe ausreicht, auch das Unscheinbare oder Seltene mit Sicherheit zu erfassen. Auch gehören nicht wenige Märchen und Sagen mehreren Motivgruppen gleichzeitig an. Sie sind nach dem Hauptmotiv

2012-03

einer bestimmten Gruppe zugeteilt, enthalten aber noch andere Motive, von deren Gruppen sie nicht ganz zu trennen sind. Doch bietet ein sehr ausführliches Register die Möglichkeit, Getrenntes zu vereinigen, ja ganz neue Anordnungen (z. B. nach Tieren) vorzunehmen.

Bei Beschaffung des Materials, das auf Vollständigkeit natürlich keinen Anspruch machen kann, hat mich außer den bisherigen Mitarbeitern auch Herr Dr. Joseph Páta in Prag freundlichst unterstützt, indem er eine stattliche Reihe slawischer Bücher durchsah und fleißig übersetzte. Ferner hatte Herr Ad. Wrasmann in Berlin die Güte, mir einige Märchen zu übersenden. Ihnen, wie auch den übrigen Helfern, sage ich meinen herzlichsten Dank.

Ganz besonders aber bin ich dem ausgezeichneten Indologen Herrn Dr. Johannes Hertel in Döbeln verpflichtet, der einen ganzen Band Indische Sagen meinem Werke einreihen und so einen überaus wertvollen Beitrag zur Sagengeschichte liefern wird.

Leipzig, am 21. Januar 1910.

Dr. OSKAR DÄHNHARDT,
Gymnasialoberlehrer zu St. Thomä.

ZUR EINFÜHRUNG.

Im Globus 1908, S. 81 bespricht Richard Andree die treffliche Schrift: Beiträge zur Volkskunde Südschantungs von P. Georg Stenz und schließt mit dem bemerkenswerten Urteil: „Man lege einmal Wuttkes Deutschen Volksaberglauben und die Schrift von Stenz nebeneinander, vergleiche dann, und man wird keinerlei Zweifel mehr an der Einheit der menschlichen Natur hegen, gleichviel ob ihre Äußerungen bei Weißen oder Gelben sich offenbaren.“ Das erinnert mich an eine Stelle in Andrees Ethnographischen Parallelen (S. III), die sich mit der oft vorhandenen Ähnlichkeit des inneren und äußeren Lebens der Völker beschäftigt. Danach „sind Übereinstimmungen in den Anschauungen und Gebräuchen räumlich weit voneinander getrennter und ethnisch verschiedener Völker häufig so schlagend, daß man auf den ersten Blick an eine gemeinsame Abkunft oder Entlehnung solcher Vorstellungen und Sitten denken möchte. Es wird uns oft schwer, zu glauben, daß ein Gebrauch, ein Aberglaube, ein Mythus, der in allen Erdteilen identisch oder fast identisch auftritt, nicht der gleichen Wurzel entstammen und von einem Punkte aus zu allen damit bekannten Völkern gewandert sein solle. Je weiter und eingehender wir aber eine solche gleichartige Sitte oder Anschauung über die Erde zu verfolgen unternehmen, desto häufiger zeigt sich uns das unabhängige Entstehen derselben, und wir gelangen zu dem Schlusse, daß zur Erläuterung derartiger Übereinstimmungen, bei denen Entlehnung ausgeschlossen ist, auf die psychologischen Anlagen des Menschen zurückgegangen werden müsse. Wie nicht geleugnet werden kann, daß allenthalben die körperlichen Eigenschaften und Tätigkeiten der Menschen die gleichen sind, so finden wir auch, daß ihre geistigen Funktionen überall in ihren wesentlichen Zügen dieselben sind, dieselben Grundformen zeigen, allerdings nach Rasse und natürlicher Umgebung variierend, aber dennoch trotz untergeordneter Abweichungen von demselben ursprünglichen Werte und Gehalt ... Es ist, wo wir Übereinstimmungen finden, von vornherein zunächst an eine unabhängige Entstehung derselben, an eine generatio aequivoca zu glauben.“

Ich gestehe, daß ich zu Beginn meiner Studien diesen letzten Satz fortwährend vor Augen gehabt habe. Ihn auf die Natursagen anzuwenden und den Beweis zu führen, daß der menschliche Geist bei gleichen Anlagen unter gleichen Bedingungen auch gleiche Ideen entwickeln müsse, schien eine lockende Aufgabe. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es leichter ist, Wanderungen zu beweisen, als unabhängige Analogien. Es gibt nichts Flüchtigeres und Beweglicheres als Sagenmotive, und so muß der Forscher

grundsätzlich in allen Fällen mit der Möglichkeit der Wanderung rechnen, und er wird nicht immer mit Sicherheit entscheiden können, ob Wanderung oder selbständige Entwicklung vorliege. Im allgemeinen darf man wohl annehmen, daß Sagen und Märchen, die nur in einem Motiv übereinstimmen, ohne Wanderung überall in gleichen oder ähnlichen Formen entstehen können, besonders Natursagen; denn die Natur ist überall das gleiche Objekt, an dem sich die beobachtende und dichtende Volksphantasie in gleicher Weise versucht. Doch ist auch hier die Wanderung nicht ausgeschlossen (vgl. z. B. Kap. IV). Gleichheit mehrerer Motive deutet dagegen wohl immer auf Wanderung hin.

Solche Übereinstimmungen können nicht, wie bei selbständiger Entstehung, auf Zufall beruhen. Da hängen die einzelnen Geschichten wie die Glieder einer Kette in engem Reihenschluß zusammen. Jede ist gleichmäßig nach dem Muster der andern geformt, und wenn auch die Hand eines nachschaffenden Bildners hie und da größere Vollkommenheit erstrebt oder wenigstens auf Abwechslung sinnt, so bleibt doch immer eine gewisse Abhängigkeit vom Muster erkennbar. Im Rahmen einer gegebenen Handlung, mit gegebenen Motiven und gegebenen Personen läßt sich wohl allerlei Neues, aber nichts Selbständiges gestalten.

Mögen es nun gleichgeartete „Grundgedanken“ sein, auf die Bastian einst mit überzeugendem Nachdruck hinwies, oder mögen es Übertragungen von Volk zu Volk sein, — diese wunderbaren Übereinstimmungen in Sagen und Märchen beweisen in jedem Falle die Einheit des mythischen Denkens aller Völker. Denn anders ist die fortwährende und überall vollzogene Aufnahme fremder Stoffe in den vorhandenen Vorrat einheimischer Überlieferungen nicht zu erklären, als durch die Gemeinsamkeit der menschlichen Vorstellungswelt, in die Fremdes und Eigenes in gleicher Weise hineinpaßt. Die Aneignung selbst geschah auf dem Wege der assoziativen Denkweise. Diese erklärt nach den einleuchtenden Darlegungen von E. Mogk (Mitt. d. Verbandes deutscher Vereine f. Volksk. Nr. 6, 1907, S. 3—6) volkskundliche Parallelen überhaupt und somit jenen großartigen Weltzusammenhang, der die Ideen der Menschheit verbindet.

In dem vorliegenden Bande ist von gewanderten Tiersagen, da diese den Inhalt des vierten Bandes bilden sollen, nur wenig die Rede. Hervorheben will ich nur, daß sich die in Band I bewiesene Verwandtschaft amerikanischer und asiatischer Überlieferungen in mehreren Beispielen bestätigt (S. 83 ff., 113 ff., 146 f., 152 ff.) und daß sich einige sehr interessante Beziehungen zwischen Finnland und dem Orient oder Amerika ergeben (S. 43 f., 74 f., 109, 146 ff.). Wanderstoffe finden sich ferner auf S. 125, 134, 186, 191 ff., 272 ff., 295 ff., 312 ff., 364 ff., 372, 405 f., 408 f.

Es wird die Aufgabe meines letzten zusammenfassenden Bandes sein, diese Parallelen in Verbindung mit denen der übrigen Bände zu untersuchen. Für die Einführung in die folgenden Sagen, die mit stark überwiegender Mehrheit unabhängige Analogien darstellen, empfiehlt sich vielmehr ein kurzer Hinweis auf die Frage, inwieweit die Stammcharak-

tere der einzelnen Völker aus der besonderen Art ihrer Erzählungen festzustellen sind. Wiewohl diese Frage erst durch künftige Arbeiten der Sagenvergleichung gelöst werden kann, so möchte ich doch einiges Wenige, was zum Verständnis der folgenden Kapitel beitragen mag, an dem Beispiel eines an Erzählungen überaus reichen Volkes, der Indianer, erörtern.

„Der Indianer ist ein Kind der Natur." So sagt ein Vollblutindianer, der uns in einem anziehenden und lehrreichen Buche die Geschichte seiner Erziehung erzählt hat.[1]) In dieser Geschichte findet sich der Schlüssel zum Verständnis indianischer Natursagen.

Schon der ganz kleine Knabe, der eben zu laufen anfing, wurde zur Naturbeobachtung erzogen. Während er mit der Großmutter den Wald durchstreifte, belehrte sie ihn über alles, was seine Aufmerksamkeit erregen konnte. Die Stimmen der Vögel mußte er schon deshalb unterscheiden lernen, weil feindliche Späher sich ihrer als Zeichen bedienten; der nachgeahmte Schrei ging dem Kriegszug voraus. Auch der Oheim hielt den Knaben streng zum Beobachten an. Verließ er morgens mit ihm das Zelt, so ermahnte er ihn, gut Umschau zu halten, und abends stellte er ein ausführliches Verhör an. Der Knabe mußte ihm alle neuen Vögel benennen, die er gesehen hatte, und zwar nach der Farbe, der Form des Schnabels, dem Aussehen und der Lage ihres Nestes, ihrem Gesang. Als der Knabe acht oder neun Jahre alt war, stellte der Oheim schon schwierigere Fragen, um ihn tiefer in die Kunst des Beobachtens einzuführen. Besonders diente die Unterweisung dazu, den künftigen Jäger auf seinen Beruf vorzubereiten. Der Oheim zeigte ihm, wie man sich durch die Gewohnheiten der Tiere müsse leiten lassen, um sie zu erbeuten, und indem er von ihrer List erzählte, lehrte er zugleich sie zu überlisten.

Das alles sind Beobachtungen, die den folgenden Tiersagen zugrunde liegen. Auch aus andern Berichten wissen wir, daß das Auge des Indianers infolge früher und andauernder Gewöhnung zu erstaunlichen Leistungen befähigt ist. „Das Bewußtsein der unaufhörlichen persönlichen Lebensgefahr und die Notwendigkeit, das Leben durch den Ertrag der Jagd zu fristen, erhält seine Aufmerksamkeit in ununterbrochener Spannung, und so wird es leicht verständlich, wie die Feinheit und Schärfe seiner Naturbeobachtung einen für uns geradezu wunderbaren Grad erreicht. Das ganze Denken des Indianers wird von dieser genauen Beobachtung in hohem Grade in Anspruch genommen" (Fritz Schultze, Psychologie der Naturvölker, S. 27).

Je mehr nun das innere und äußere Leben des Indianers mit der Natur verbunden ist, um so lebhafter beschäftigt seine Phantasie deren Deutung. Es gibt wohl nirgends so zahlreiche Beispiele für „willkürliche Naturerklärung" (vgl. Bd. I, S. X) als in den Sagen des Indianers. Die Vorliebe für diese reizvolle Ausschmückung von Geschichten, die im

1) Charles A. Eastman, Indian Boyhood. New York, Mc. Cleere, Philipp and Co., 1912.

übrigen auf ganz anderen Motiven aufgebaut sind, mag vor alters noch weit mehr als heutzutage den Sageninhalt beeinflußt haben. Daß sie aber bis in die neueste Zeit herein ihre gestaltende Kraft bewahrt hat, zeigt ein höchst interessantes Beispiel, das Cushing in seinem ausgezeichneten Werke Zuñi Folktales (S. 411) anführt. Er erzählte den Zuñi im Jahre 1886 folgendes Märchen aus den Italian Popular Tales von Crane:

Es waren einmal ein Hahn und eine Maus. Eines Tages sagte die Maus zum Hahn: „Freund Hahn, wollen wir gehen und unter dem Baum dort Nüsse essen.“ — „Wie du willst.“ So gingen sie beide unter den Baum, und die Maus kletterte sogleich hinauf und begann zu essen. Der arme Hahn versuchte zu fliegen und flog und flog, aber er konnte nicht dahin kommen, wo die Maus war. Als er sah, daß er nicht hinaufgelangen konnte, sagte er: „Freund Maus, weißt du, was ich von dir möchte? Wirf mir eine Nuß herunter.“ Die Maus tat es und warf dem Hahn eine an den Kopf. Der arme Hahn ging mit seinem zerbrochenen blutigen Kopf zu einer alten Frau. „Alte Mutter, gib mir ein paar Lumpen, damit ich meinen Kopf heilen kann.“ — „Gibst du mir zwei Haare, so geb ich dir die Lumpen.“ Der Hahn ging zum Hund. „Hund, gib mir zwei Haare, die will ich der alten Frau geben, die wird mir Lumpen geben, um meinen Kopf zu heilen.“ — „Gibst du mir etwas Brot,“ sagte der Hund, „so gebe ich dir die Haare.“ Der Hahn ging zum Bäcker. „Bäcker, gib mir Brot. Das Brot will ich dem Hund geben, der Hund wird mir Haare geben, die will ich usw. . . .“ Der Bäcker antwortete: „Ich gebe dir kein Brot, wenn du mir nicht etwas Holz bringst.“ Der Hahn ging in den Wald. „Wald, gib mir etwas Holz. Das Holz will ich dem Bäcker geben, der Bäcker wird mir Brot geben, das Brot usw. . . .“ Der Wald antwortete: „Wenn du mir etwas Wasser bringst, gebe ich dir Holz.“ Der Hahn ging zu einer Quelle. „Quelle, gib mir Wasser. Das Wasser will ich dem Walde geben, der Wald wird mir Holz geben, das Holz will ich dem Bäcker usw. . .“ Die Quelle gab ihm Wasser, das Wasser gab er dem Wald, der Wald gab ihm Holz, das Holz gab er dem Bäcker, der Bäcker gab ihm Brot, das Brot gab er dem Hund, der Hund gab ihm Haare, die Haare gab er der alten Frau, die alte Frau gab ihm die Lumpen, und so heilte der Hahn seinen Kopf.

Im Jahre 1887 wurde ihm dasselbe Märchen in folgender Ausgestaltung wiedererzählt:

So geschah es in der Stadt der vielen Fluten (Venedig) vor langer Zeit. Dort lebte eine alte Frau, so heißt es, vom Italia-kwe (kwe = Leute), die im Lande ihrer Herkunft die Väterbrüder der Mexikaner sind, so erzählt man. Nun hatte die Frau nach der Art dieser Leute einen Tâkâkâ-Hahn, den sie von den anderen abschloß, damit er nicht mit ihnen kämpfte. Er war sehr groß, wie ein Truthahn, mit schönem, glattem Kopf und einem Borstenbusch an der Brust, wie es der Truthahn auch hat, denn die Tâkâkâ-Hähne waren einst, wie es scheint, die jüngeren Brüder der Truthähne. Also, die alte Frau hielt ihren Hahn in einer kleinen Einzäunung von großen enggesteckten Pfählen mit scharfen Spitzen, die mit rohkantigen Riemen zusammengeflochten waren, wie ein Adlerkäfig an einer Mauer, nur war da noch ein kleines Türchen, das auch mit Riemen befestigt war. So konnte der alte Tâkâkâ-Hahn versuchen, soviel er wollte, er konnte nicht heraus, denn er konnte nicht umherlaufen und einen Anlauf nehmen, wie es die wilden Truthähne machen, aber er versuchte es doch immer wieder und wieder, denn er war hungrig nach Fleisch und besonders nach Würmern. Wenn auch die Leute des Dorfes genügend Nahrung hatten, so war doch diese alte Frau arm und lebte hauptsächlich von Körnern, darum war sie gezwungen, den Hahn mit dem Abfall ihrer Nahrung zu füttern. Des Morgens pflegte sie zu kommen und den Abfall in den Käfig zu werfen. Unter der Mauer ganz in der Nähe lebte eine Maus. Sie hatte keine alte Großmutter, die sie fütterte,

und sie mochte Körner ganz besonders gern. Wenn der alte Hahn sich sattgefressen hatte, kam die Maus und stahl ihm etwas Maiskuchen oder ein Krümchen und schlüpfte schnell wieder in ihr Loch. Da der Tâkâkâ-Hahn dann immer schläfrig war, sah er die Maus nie, und so nährte sich die Maus täglich reichlicher und wurde zuletzt allzu kühn. Denn eines Tages, als das Korn reif war, der Hahn gut gefüttert worden war und sich zum Schläfchen hingesetzt hatte, kam die Maus hervor und stahl ein besonders großes Stück Brot. Als sie versuchte, es in ihr Loch zu schieben, machte sie etwas Geräusch und mußte dazu noch anhalten, um ihr Eingangsloch zu erweitern. Der Hahn wandte den Kopf, sah gerade hin, als die Maus langsam ins Loch kroch, und erblickte den langen, nackten Schwanz, der am Boden lag und sich hin und her schlängelte, wenn die Maus sich beim Graben bewegte. „Ha, bei der Großmutter der Nahrung (substance), es ist ein Wurm!“ krähte der Hahn, schoß nach dem Mauseschwanz und biß so tüchtig zu, daß er ihn ganz abbiß und ihn in eins verschlang. Die Maus quiekte: „Mord!“ verschwand in ihrer Wohnung und leckte ihren Schwanz, bis das Maul ganz rosa war und ihre Mundwinkel herunterhingen wie bei einer Frau, die weint, denn sie liebte ihren langen Schwanz, wie ein junger Tänzer den Reichtum seines Haares liebt, und sie rief immerzu: „Weh tsu tsu, weh tsu tse, yam hok ti-i-i!“ und dachte: „O, das schamlose, große Tier! Bei dem Dämon der Sklaven-Kreaturen, er soll es mir bezahlen! Denn er ist schlimmer als eine Eule oder ein Nachtfalke. Sie alle fressen uns, aber er hat mir das Zeichen meines Mäusetums genommen und mich zurückgelassen, um den Verlust zu beklagen. Ich werde mich an ihm rächen.“ So dachte die Maus von dieser Zeit an immer darüber nach, und dies schien ihr der beste Plan: eines Tages herauszukriechen, schwanzlos wie sie war, um Mitleid zu flehen und sich womöglich mit dem Hahn zu befreunden. Also nahm sie Flaumhaar machte damit ein Pflaster mit Nußharz und tat es auf den Schwanzstumpf. Dann kroch sie eines Tages bis vor ihr Loch und hielt den Schwanz wie ein Hund seinen Fuß hält, wenn ihn ein Kaktus gestochen hat, und schrie mit schwacher Stimme:

„Sieh, hab' Mitleid, hab' Mitleid, Herr der Nahrung,
Mit meiner Verstümmlung,
Mit meinem Hunger,
Ich sterbe fast. O, hab Mitleid, o!“

Dabei hielt sie den Schwanz in die Höhe, was sie ja nun mit Sicherheit tun konnte, denn er sah nicht mehr aus wie ein Wurm oder sonst etwas Eßbares.

Nun war der Hahn so geschmeichelt, daß er Herr der Nahrung genannt wurde, daß er ganz hochmütig sagte (er hatte ja gegessen und konnte den Hals nicht bewegen, und dann war er auch noch stolz): „Komm herein, du armes Ding, und iß, was du brauchst. Als ob ich mich darum kümmerte, was so jemand wie du fressen kann!“ Also ging die Maus hinein und aß sehr wenig, wie es sich für einen höflichen Fremden gehört, dankte dem Hahn und kroch wieder in ihr Loch. Nach einiger Zeit kam sie wieder und diesmal brachte sie den Teil einer Nußschale mit schönem weißen Nußfleisch. Als sie ihr Kommen angekündigt hatte und nun im Käfig war, sagte sie: „Kamerad, laß uns zusammen essen! Ich habe viel von dieser Nahrung, die ich dort von dem hohen Nußbaum sammle, den ich in jedem Herbst erklettere, wenn das Korn reif ist. Von aller Nahrung aber schätze ich deine am meisten, da ich mir dergleichen nicht in den Keller tun kann. Vielleicht wirst du meine ebenso schätzen, also laß uns zusammen essen!“

„Das ist recht, Kind,“ erwiderte der Hahn, und so aßen sie. Aber kaum hatte der Hahn von der Nuß gegessen, als er vor Freude gluckste, er aß ihn schnell auf und begann dann sein Schicksal zu beklagen. „Weh mir,“ sagte er, „an besonderen Tagen bringt mir die Großmutter etwas Ähnliches wie dies, aber allzu sehr ausgepickt. Es gibt nichts Eßbares, das diesem gleich käme. Kleiner Kamerad, sagtest du nicht, du hättest viel von dieser Nahrung.“ „O ja,“ sagte die Maus, ‚aber siehst du, die Jahreszeit geht zu Ende, und wenn ich nun mehr Nüsse brauche,

muß ich gehen und sie von dem Baum dort pflücken. Höre, warum gehst du nicht auch dahin? Dort ganz nah ist der Baum!"

„O weh, ich kann ja nicht entfliehen, weh mir! Sieh meine Flügel an," sagte der Hahn, „sie sind bis auf die Borstenhaare abgeschabt, und sogar der Bart an meiner Brust, mein schönster Schmuck, ach der ist ganz zerzaust, so viel habe ich versucht, herauszufliegen, und so stark habe ich gegen die Stäbe gedrückt. Was die Tür anbetrifft, die schließt die Großmutter fest mit Riemen zu, sobald sie mich gefüttert hat." „Ha, ha," rief die Maus, „wenn das alles ist, so gibt es nichts Leichteres als die Tür zu öffnen. Sieh meine Zähne an, ich knacke sogar die harten Nüsse damit. Warte," damit lief sie schnell am Gitter in die Höhe und zernagte schnell den Riemen. „Da, Freund, mach die Türe auf, du bist größer wie ich, nun wollen wir in die Nüsse gehen." „Ich danke dir," rief der Hahn, stieß die Tür auf und lief gackernd und krähend vor Freude hinaus.

Nun führte ihn die Maus zum Baume. Sie lief den Stamm hinauf und kletterte, bis sie in den höchsten Zweigen war. „Ah, die Nüsse sind schön und reif hier oben," rief sie. Aber der Hahn flatterte und flatterte vergeblich. Seine Flügel waren so kümmerlich, daß er nicht einmal die niederen Zweige erreichen konnte. „O Kind, hab Mitleid mit mir, schneide ein paar Nüsse ab und wirf sie mir herunter. Mit meinen Flügeln kann ich nicht besser fliegen als der Nachbar dort drüben, der alte Hund der Großmutter." „Geduld, Geduld, Vater," rief die Maus, „ich knacke dir schon eine große auf, so schnell ich kann. Da, fang sie," und sie warf dem Hahn eine große hin, die er vergnügt verzehrte, und ohne zu danken, rief er nach mehr. „Warte, Vater," sagte die Maus. „Da, stell dich gerade unter mich. Nun fang, dies ist eine große." Damit kroch die Maus vorwärts, bis sie gerade über dem Hahn war. „Nun paß auf," und damit ließ sie die Nuß fallen. Sie traf den Hahn so stark auf den Kopf, daß er umfiel und wie tot liegen blieb. „Té mi thlo kô thlo kwa!" rief die Maus, als sie den Baum hinunterlief. „Eine kleine Spanne Zeit, und sieh! Was mein Feind mir antun wollte, tue ich ihm!" Und ehe der Hahn ein Auge öffnete, hatte sie seine Borstenhaare so kurz abgenagt, daß sie nicht wieder wachsen konnten. „So", sagte die Maus, „so ist mein Herz geheilt, mein Feind ist das, wozu er mich gemacht, ohne Schmuck." Dann lief sie befriedigt in ihr Loch.

Endlich öffnete der Hahn die Augen. „Oh mein Kopf," rief er. Klagend stand er auf und erblickte dabei die Nuß. Sie war glatt und rund wie ein braunes Ei. Als der Hahn sie sah, klagte er noch mehr: „O mein Kopf! Tâ-kâ-kâ-kâ-â-â!" Aber sein Kopf blutete und schwoll an, bis er mit einem Saum von geronnenem Blut bedeckt war und so schwer wurde, daß der Tâ-kâ-kâ meinte, er würde sicher sterben. Da ging er zur Großmutter und klagte den ganzen Weg über. Die Großmutter hörte ihn, öffnete die Tür und rief: „Was gibt's?" „O Großmutter, o man hat mich gemordet!" antwortete er. „Eine große, runde, harte Frucht wurde mir von einem kleinen Geschöpf mit kurzem einfedrigem Schwanz auf den Kopf geworfen. Es kam und sagte mir, die Frucht sei gut zu essen, und — o mein Kopf blutet und ist geschwollen. Bei deiner Liebe, verbinde ihn mir, sonst sterbe ich." „Es geschah dir recht. Was verließest du deinen Platz," rief die alte Frau. „Ich verbinde dir den Kopf nicht, wenn du mir nicht 4 Borstenhaare, das Zeichen der Mannheit, bringst, daß es dir eine Lehre sein wird." „Nimm sie, Großmutter," sagte der Hahn, aber als er hinsah, war der Bart an seiner Brust, der Stolz seiner Gattung, verschwunden. „Oh, oh, was soll ich tun?" schrie er. Aber die alte Frau sagte ihm, wenn er ihr nicht wenigstens 4 Borstenhaare brächte, wolle sie ihn nicht heilen und schloß die Tür. Da wankte der arme Hahn langsam zum Käfig in der Hoffnung, dort ein paar der abgenagten Haare zu finden. Als er bei seinem Nachbar, dem Hund, vorbeikam, sah er dessen schönen Schnauzbart. Er erzählte dem Hund seine Geschichte und bat ihn um vier Haare — nur vier Haare! „Du großer Radaumacher, gib mir etwas Brot, schönes Brot, und ich gebe dir die Haare." Darauf überlegte der Hahn einen

Augenblick, ging in das Haus des Mannes, der mit Nahrung handelte, und erzählte ihm seine Geschichte. „So bring mir etwas Holz, damit ich den Ofen heizen kann, um das Brot zu backen," sagte der Mann. Der Hahn ging in den nahen Wald. „O, geliebte Bäume, laßt trockene Zweige herunterfallen." Dann erzählte er den Bäumen seine Geschichte, aber die schüttelten ihre Blätter und sagten: „Kein Regen ist gefallen und unsere Zweige werden bald vertrocknet sein. Ersuche das Wasser, daß es uns zu trinken gibt, dann geben wir dir gerne Holz." Da ging der Hahn zur nassen Quelle, und als er darin sah, wie geschwollen sein Kopf war und er merkte, wie er immer härter wurde, begann er wieder zu klagen. „Was gibt es?" murmelte es im Wasser. Da erzählte er wieder seine Geschichte. „So höre," sagten die Wassergeister. „Lange haben die Menschen ihre Pflichten vernachlässigt, und die Geister der Wolken brauchen schuldige Bezahlung so gut wie wir, die Bäume, der Nahrungshändler, der Hund und die alte Frau. Sieh, an unserem Ufer stehen keine Federn. Bezahle mit deinen Federn, nimm vier Federn unter dem Flügel fort und setze sie nah über uns, damit sie die Geister der Wolken mit ihrem regenschweren Atem anlocken, wenn sie sie über unserer Tiefe erblicken. So wird unser Wasser vermehrt werden, und die Bäume bewässert und ihr Wind wird tote Zweige von den Bäumen werfen, womit du bezahlen kannst, dann ist alles gut." Also zog sich der Hahn vier der schönsten Federn aus, steckte sie an den Nord-, West-, Süd- und Ostrand der Quelle. Da wehten die Winde der vier Himmelsgegenden auf die Federn, und damit kamen die Wolken, und von den Wolken fiel Regen, und die Bäume warfen trockene Zweige, und der Wind tat Gras darauf, was leicht ist, und das Bündel leicht macht, in dem es ist. Als nun der Hahn kam und das Reisig sammelte, konnte er es leicht zu dem Nahrungshändler bringen, der gab ihm Brot, dafür gab ihm der Hund vier Borstenhaare, die brachte er der alten Großmutter. „Ah," rief sie, „so will ich dich heilen, Kind, aber du bist so lang geblieben, daß dein Kopf mit einem Saum bedeckt sein wird, auch wenn er geheilt ist. Es muß so sein. Recht tun läßt recht bleiben, unrecht tun bringt Schaden; um den zu bessern, muß man bezahlen, wie die Kranken die bezahlen, die sie geheilt haben. Nun geh und bleib, wo ich dir sage." Als der Hahn nach einiger Zeit geheilt war, siehe da waren große blutrote schlaffe Ränder auf dem Kopf und blaue Zeichen an den Schläfen, wo sie verletzt gewesen waren. Nun hört: Aus diesem Grunde heilen die Medizin-Leute nicht ohne Bezahlung, denn unbezahlte Medizin hat keine Kraft. Und seitdem haben die Hähne keine Borstenhaare an der Brust, nur kleine Stümpfe, und sie haben blutrote Fleischkämme auf den Köpfen. Und wenn eine Henne ein Ei legt, und ein tâkâka-Hahn sieht es, tâkâkât er, wie ihr Urvater tat, als er die braune Nuß sah. Und manchmal picken und essen sie sogar die Eier, besonders wenn sie gesprungen sind. — Was nun die Mäuse anlangt, wir wissen, wie sie in alter Zeit in die Mehlsäcke gingen und geräuchert wurden und tsothlikoahâi wurden, mit langen, nackten Schwänzen. Aber das war, ehe der Hahn der Maus den Schwanz abbiß. Seitdem schreit sie in der Angst: „Weh tsu yii weh tsu!" wie ein Kind mit verbranntem Finger, und ihre Kinder sind die Wehtsutsukwe genannt worden und wandern wild im Feld umher, und darum haben die Feldmäuse bis heute kurze, braungefleckte, haarige Schwänze, und ihr Maul ist rosa, und wenn man sie ansieht, sieht es aus, als ob sie weinen.

So empfänglich nun ein Naturmensch wie der Indianer für die Sinneseindrücke ist, die die Außenwelt ihm liefert, so wenig vermag er mit seinem unentwickelten Denkvermögen das Wesen der Dinge zu erkennen. Er weiß nicht einmal, daß ihm als beseeltem Wesen eine unbeseelte Natur gegenübersteht, und er faßt sie in ihrer Gesamtheit, wie in all in ihren Bestandteilen, im anthropopathischen Sinne auf, d. h. er verleiht ihr ein menschen-

ähnliches seelisches Innenleben. Wem aber die unbeseelte Natur menschengleich erscheint, um wieviel mehr wird der die Tiere sich gleich stellen. Er wird sein eigenes inneres Wesen, das er nur ganz oberflächlich in seinem Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen und Wollen kennt, ohne weiteres auf sie übertragen. (Vgl. Schultze, ebd. S. 217 f.) Und so verschwinden ihm die Grenzen zwischen Mensch und Tier. „Ein beliebiges Tier", sagt von den Steinen (Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens, S. 351), „kann klüger oder dümmer, stärker oder schwächer sein als der Indianer, es kann ganz andere Lebensgewohnheiten haben, allein es ist in seinen Augen eine Person genau so wie er selbst." Den tiefern Grund für die Anschauung findet von den Steinen darin, daß es noch keine ethische Menschlichkeit gibt, daß die sittliche Erkenntnis und das ideale Wollen fehlt. Wie sollte da eine unübersteigliche Kluft zwischen Mensch und Tier angenommen werden?

Daher kommt auch das Umgekehrte vor, daß Menschen Tiere sind. Von den Steinen erwähnt den Glauben an Menschen, die im Wasser leben (S. 352), und die Sagen, daß Menschen von Tieren abstammen. Wenn z. B. das Kausalbedürfnis zu der Annahme gelangt, daß ein Jaguar der Urahn eines menschenfressenden Volkes gewesen sei, so beruhe dies auf dem mangelnden Wesensunterschied zwischen Mensch und Tier. Auch der Glaube an den Werwolf (in Asien der Wertiger) sowie der Totemismus gehört hierher, aus den folgenden Kapiteln manche Verwandlungssagen.

Eine sehr wichtige und für das Verständnis der folgenden Kapitel wertvolle Bemerkung macht von den Steinen über die Tiermärchen:

„Wir sagen, der Eingeborene anthromorphisiert in seinen 'Märchen', er läßt die Tiere reden und handeln wie Menschen. Das ist von unserem Standpunkt aus richtig, aber wenn wir glauben wollten, er statte die Tiere nur zu dem Zweck, eine hübsche Geschichte zu erzählen, mit menschlichen Eigenschaften aus, so wäre das ein gewaltiges Mißverstehen; es hieße nicht mehr und nicht weniger, als ihm all sein Glauben und Wissen wegdisputieren. Sein Glauben: denn in die wunderbaren Geschichten, die er von den Tieren berichtet, setzt er dasselbe Vertrauen wie jeder überzeugte Christ in die Wunder der Bibel: denn er könnte die ihn umgebende Welt ohne seine Märchentiere ebensowenig begreifen als der Physiker die Kraftzentren ohne Stoffatome — si parva licet componere magnis."

Von anderer Seite wird dieser Glaube an die Heiligkeit der Geschichten bestätigt. (Vgl. die Einl. von William Jones, Fox Texts. Leiden 1907.) Interessant ist, daß gerade die Naturdeutung in besonderem Ansehen steht.

So wird berichtet, daß eine Sage vom Heros Bladder, der den Unhold (Monster) tötete, zwar einem jeden, auch Frauen und Kindern, erzählt werden kann. Aber nur die alten oder weisen Männer werden in den Schluß eingeweiht: „Bladder ließ den Kopf des Unholds nicht wieder auf dessen Körper fallen, und so wurde der Kopf zur Sonne. Sie wird daher in dem Sonnentanz, den Bladder eingeführt hat, verehrt." (Journ. of Am. Folklore 16, 162.)

Die Erklärung wahrgenommener Naturerscheinungen gehört demnach, wenn sie mit solcher Scheu erzählt und vernommen wird, zur Religion. Und wenn auch unter den Sagen gewiß manche bedeutungslose Neubildung sein mag, wie das oben genannte Zuñimärchen, so gibt es zweifellos eine große Menge tief ernster religiöser Mythen darunter, wie z. B. alle die, die vom Holen des Feuers und der Sonne handeln, oder im ersten Bande die vom Tauchen und Emporbringen der Erde. Hier sind die Tiere zu den höchsten Leistungen befähigt. Ich weise nur auf den Biber hin (s. Register).

„Von den Bibern," sagt Waitz bestätigend (Anthropologie 3, 193), „gehen unter den Indianern eine Menge mysteriöser und wunderbarer Geschichten, besonders gelten die weißen Biber, welche indessen nur in der Fabel zu existieren scheinen, für Wesen, die mit übernatürlichen Kräften begabt sind. Ein sonst recht verständiger Indianer versicherte alles Ernstes, daß er die Biber und die weißen Menschen für die klügsten Leute auf der Erde halte."

Solche höheren Wesen sind auch die Tierschöpfer, unter denen der Rabe und der Präriewolf sich auszeichnen. In einer Sage der Pomo-Indianer ist die überragende Stellung, die dem Präriewolf zukommt, besonders deutlich gekennzeichnet. Sie erzählt:

Der Präriewolf sagte zum Volk: „Ihr tut nicht, was ich euch sage. Es ist euch nicht daran gelegen, das Rechte zu tun und Menschen zu sein. Ihr könnt ebensogut Tiere sein und handeln, wie ihr wollt."

So machte er sich daran, sie alle in Tiere und Vögel zu verwandeln, und gab jedem Wohnort und Merkmal.

„Du sollst immer in den Bergen leben. Du sollst dich fürchten, und man wird dich deines Fleisches wegen erlegen. Du sollst Reh heißen."

„Du sollst in den Wäldern leben und das Reh jagen. Von Zeit zu Zeit wirst du auch einen Menschen töten. Dein Name wird Wolf sein."

„Du wirst immer in den Bergen und den Wäldern leben. Du wirst Rehe jagen und manchmal Menschen töten. Dein Name wird Bär sein."

Dasselbe vom Panther.

„Du wirst in den Bäumen leben, Nester bauen und reinigen. Du wirst rohen Fisch essen und großer Eistaucher heißen."

„Du sollst im klaren See schwimmen und Käfer und Gras fressen. Dein Name wird Wasserhuhn sein."

Dasselbe von der Ente.

In derselben Weise werden noch der Dīkúbūhū, die Krähe, der rotköpfige Specht, der „Sapsucker" (kalé̱stat), der Königsvogel (?), die Falkenart Dakat, der Nachtfalke (?), die Eule, der Cmáikadōkadō bestimmt. Von sich selbst sagt der Präriewolf, daß er so weit riechen würde, wie die anderen Tiere sehen können, daß er stehlen und manchmal selbst menschliche Wesen anfallen würde.

„Nun steht auf und macht euch fertig. Wenn ich viermal gerufen habe, müssen wir alle zu unserem Wohnort laufen." Alle standen auf, und der Präriewolf rief:

„ē — ī — ye!
ē — ī — ye!
ē — ī — ye!
ē — ī — ye!
yū — he! wē wē!"

Da wurden alle in die Vögel und Tiere verwandelt, die der Präriewolf bestimmt hatte, und gingen an ihre Plätze. Der Präriewolf ging zuletzt.

Hier haben wir offenbar Tierfetischismus (Animalismus). Aus den übrigen Sagen, die hierher gehören, hebe ich eine der Cherokee hervor (S. 255). Die Tiere senden den Menschen Krankheiten und böse Träume. Dem Jäger wird die Verpflichtung auferlegt, das Wild um Verzeihung zu bitten, wenn er es töte; sonst werde er durch Rheumatismus zum hilflosen Krüppel werden. Diese Sage hat bekanntlich ihr Gegenstück in der Sitte, das verehrte und doch getötete Tier durch Rede oder auch Handlung zu versöhnen.

Auch der Animismus ist, wie aus dem letzten Kapitel hervorgeht, auf die Entstehung von Tiersagen von Einfluß gewesen. Der Naturmensch hat bei seiner auf sinnlich konkrete Wahrnehmungen gerichteten Geistesart das Bestreben, sich die Seele, die den Körper verläßt, unter einer Gestalt vorzustellen. Er wählt hierfür Tiere, die dem geheimnisvollen, beweglichen Wesen der Seele zu entsprechen scheinen, Insekten, Schlangen, Eidechsen, Fledermäuse, namentlich Vögel. Er wählt sie um so eher, als er die Scheidelinie zwischen Mensch und Tier nicht kennt.

Inwieweit sich gleich dem Glauben auch die Sitten und Bräuche in den Sagen widerspiegeln, kann ich in dieser kurzen Einführung nur durch ein Beispiel andeuten. Es ist in den Indianersagen viel vom Bemalen die Rede, und zwar wird besonders gern das Rotfärben erwähnt, nicht selten auch das Schwärzen durch Ruß oder dergleichen. Andere Farben stehen dagegen auffallend zurück. Ich verweise hierzu auf die Beobachtungen, die von den Steinen am Schingú gemacht hat (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens S. 419). Danach sind die Farbstoffe, die den Eingeborenen zur Verfügung stehen, Weiß, Schwarz, Rot und Gelb. Blaue und grüne Farbstoffe sind nicht vorhanden. Der Mensch, nach natürlicher Anlage jederzeit für den energischen Eindruck von Rot am meisten empfänglich, hat gerade für diese Farbe auch mineralische und vegetabilische Pigmente am reichlichsten vorgefunden. Holzkohle, Ruß und mehrere Harze liefern Schwarz. Kreidig weiße Tonerde, die mit Wasser angerührt wird, benutzen die Eingeborenen am Schingú, doch nicht zum Bemalen des Körpers. Der nächsthäufige Farbstoff ist Gelb, während die grünen und blauen Farbstoffe erst späte Erzeugnisse der Färbetechnik sind.

So viel mag zur ersten Einführung genügen. Der Schlußband wird sich im einzelnen mit der Geschichte und Psychologie der Sagen zu beschäftigen haben.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorwort	III
Zur Einführung	V
1. Kapitel: **Die Gestalt und körperliche Eigenart der Tiere.**	
I. Verkleinern (Zusammendrücken) und Ausdehnen	1
II. Ursprung und Aussehen des Felles, der Stacheln, der Schale und der Schuppenhaut	7
III. Ursprung der Kahlheit	10
IV. Verkörperung menschlicher Gebrauchsgegenstände	14
V. Beschaffenheit einzelner Körperteile	18
2. Kapitel: **Körperzeichnung und Färbung.**	
I. Druckspuren	55
II. Entstehung der Streifen	56
III. Verwandlung von weiß in schwarz	58
IV. Blaßwerden	60
V. Farbige Augen	60
VI. Das Bemalen	62
VII. Das Besudeln	64
VIII. Das Versengen	71
IX. Der Sonnenbrand	83
X. Verschiedenes	86
3. Kapitel: **Die Gewinnung des Feuers und der Sonne.**	
I. Die Gewinnung des Feuers	93
II. Die Gewinnung der Sonne	113
4. Kapitel: **Der Wechsel des Eigentums.**	123
5. Kapitel: **Wettende Tiere.**	141
6. Kapitel: **Die Entstehung des Ungeziefers.**	151
I. Sagen vom verbrannten (zerstampften oder zerschnittenen) Leibe des Unholds oder der Schlange	152
II. Sagen vom geborstenen Leibe des Unholds	164
III. Asiatisch-europäische Sagen von der verbrannten Schlange	169
IV. Die verwandelten Schuppen der Tannenzapfen	169
V. Entstehung des Ungeziefers aus einem Drachenhaupt	170
VI. Die verwandelten Geister	171
7. Kapitel: **Die Verteilung der Gaben und Namen.**	175
I. Die Verteilung der Gaben	176
II. Die Namengebung	186
III. Einzelnes	189
8. Kapitel: **Die Wohnstätte der Tiere.**	
I. Die Erlernung des Nestbauens	191
II. Andere Sagen von der Beschaffenheit des Nestes	202
III. Der unterlassene Vorsatz des Bauens	202
9. Kapitel: **Der Aufenthalt der Tiere.**	
I. Sagen von Tieren, die im Walde leben	204
II. Sagen von Tieren, die im Wasser leben	208
III. Sagen von Tieren, die allein leben	210
IV. Sagen von Tieren, die bei den Menschen leben	213
V. Sagen von bevorrechtigten Tieren	215
VI. Sagen von geplantem oder vollzogenem Wohnortswechsel	215
VII. Proben von Ortsagen über Aufenthalt oder Fehlen von Tieren	217
10. Kapitel: **Gewohnheit und Eigenart tierischen Lebens.**	
I. Die Art der Bewegung	219
II. Mängel der Befähigung	230
III. Der Geruch	233
IV. Das Verhalten bei Gefahr	234
V. Das Verhalten bei besonderen Gelegenheiten	237
VI. Speiende Tiere	242
VII. Besondere Abneigung (Angst) oder Vorliebe einiger Tiere	243
VIII. Wildheit und Zahmheit, Schaden und Nutzen der Tiere	249
IX. Stehlende Tiere	255
X. Verhalten in den einzelnen Jahreszeiten	257
XI. Naturalia	261
XII. Verschiedenes	263
11. Kapitel: **Lichtscheue Tiere.**	266
12. Kapitel: **Suchende Tiere.**	
I. Der fliehende Pfannkuchen	272
II. Die Bestrafung des Neugierigen	284
III. Verschiedenes	288

Seite

13. Kapitel: **Die Nahrung der Tiere.**
I. Was der Wolf fressen darf . . . 295
II. Die Bienen und der rote Klee . 306
III. Verschiedenes 308
14. Kapitel: **Ungehorsam beim Graben und Bauen.**
I. Ungehorsam beim Graben des Wassers 312
II. Ungehorsam beim Bauen der Wege 323
15. Kapitel: **Feindschaft und Freundschaft unter den Tieren.** 324
16. Kapitel: **Tierstimmen.**
I. Klagende Vögel 355
II. Nachahmende Vögel 357
III. Erfolg und Mißerfolg zweier gesanglernender Vögel 364
IV. Verschiedene Stimmdeutungen . 366
V. Einzelnes 375
17. Kapitel: **Verwandlungen.**
I. Sagen mit Tierstimmendeutung.
A. Trauer um Verwandte.
1. Der Kuckuck 376
2. Andere Vögel 380
B. Gram und Sehnsucht Liebender 387

Seite

C. Verwandelte Hirten.
1. Die Nachtigall (Lerche), die den Hund ruft 392
2. Wiedehopf und Rohrdommel 394
3. Der Wiedehopf, der Kuckuck und die wilde Taube . . . 396
4. Einzelnes 397
D. Verschiedene Erinnerungen an das Menschenleben 398
II. Sagen ohne Tierstimmendeutung.
A. Verwandlung in Vögel.
1. Märchenvarianten 404
2. Entstehung der Schwalbe . . 414
3. Entstehung des Kuckucks . . 426
4. Verschiedenes 429
B. Verwandlung in Säugetiere . . 446
C. Verwandlungen in Geschöpfe aus anderen Tierreichen. 464
D. Verschiedenes 473
18. Kapitel: **Anmerkungen über Seelenvögel** 476
Nachträge 487
Quellenverzeichnis 529
Register 537

1. Kapitel.

Die Gestalt und körperliche Eigenart der Tiere.

Alles Beobachten fordert zum Vergleichen auf. Die Weite des Gesichtsfeldes, die Menge des Anschauungsstoffes ermöglichen sowohl größere Sicherheit des Urteils als auch reichere Fülle der Erkenntnis.

Auch die naturdeutende Volksdichtung ist ohne vergleichendes Beobachten nicht denkbar. Sobald die Phantasie in diese bunte Welt der Formen und Erscheinungen eintaucht, drängt von allen Seiten her Ähnliches und Verschiedenes, Allgemeines und Besonderes an sie heran, und aus unendlichen Quellen schöpft die Sage unendliches Befruchten.

Nun ist aber im großen Haushalt der Natur nichts so unmittelbar faßlich, nichts dem Volksempfinden so vertraut wie die Tiere. Wer in und mit der Natur lebt, dem gilt jedes einzelne unter ihnen als vollwichtiges Glied der Schöpfung; auch das kleinste, das unscheinbare ist ihm des Nachsinnens wert. Und da alle an Gestalt und Aussehen wie an Lebensart und Eigenwesen leicht miteinander zu vergleichen sind, so entstehen Tiersagen, die alle anderen Natursagen an Zahl und an Reichtum des Inhalts übertreffen.

Der erste Eindruck, den ein Tier auf den oberflächlichen Beschauer macht, wird durch Gestalt und Farbe bestimmt. Beide prägen sich dem Auge ein, ohne daß Mühe oder Übung des Sehens notwendig wäre. Auf beiden beruht im wesentlichen das Aussehen, die Art des Gesamtbildes. Dieser Eindruck gibt dem naiven Menschen genug zu denken. Die Fragen des Kindes: Wer hat das Tier so groß gemacht? Warum ist es schwarz? Warum hat es Hörner? sind auch die seinigen. Um Antworten ist er nicht verlegen.

Die Gestalt, mit der wir es im folgenden zunächst zu tun haben, finden wir teils als Ganzes, teils in Einzelheiten erfaßt und durch Ursprungssagen gedeutet. Indem man kleine Tiere mit großen verglich, kam man auf den Gedanken, daß auch sie einst groß gewesen und erst später durch ein besonderes Verfahren, etwa durch Zusammendrücken, verkleinert worden seien. Umgekehrt erschienen andere Tiere als zerdehnt. Die Körperbedeckung (Fell, Schale, Stacheln) und andererseits die Kahlheit waren auffallend genug, um zum Erforschen der Ursachen anzuregen. Ähnlichkeit mit menschlichen Gebrauchsgegenständen ließ sich durch Annahme von Verkörperungen erklären. Die sonstige Beschaffenheit des Leibes und seiner

Teile, durch die sich die Tiere voneinander unterscheiden, wurde auf die mannigfaltigsten Gründe zurückgeführt.

Zu den im folgenden mitgeteilten Sagen werden im Verlaufe der Kapitel noch vielerlei Ergänzungen hinzukommen, die infolge gewisser Motive der Handlung zu bestimmten Gruppen zu rechnen und daher in besonderen Abschnitten zu behandeln sind.

I. Verkleinern (Zusammendrücken) und Ausdehnen.

1. Aus Finnland.

a) Das **Haselhuhn** wird immer kleiner, und zwar nimmt es desbalb ab, weil von seinem Fleische für alle anderen Vögel genommen worden ist; darum sagt man: der nimmt ja ab wie ein Haselhuhn.

b) Früher war das Haselhuhn das größte Tier. Als es aufflog, erbebte die Erde, und Christi Blut tropfte nieder. Zur Strafe verteilte Gott sein Fleisch unter alle Tiere. Daher ward es so klein. (Aus Lohja, Nyland.)

c) Wenn das Haselhuhn durch einen Fingerring fliegen kann, ist das Ende der Welt da. (Aus Anjala, Nyland.)

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn in Helsingfors.

2. Aus Livland (Lettische Sage).

Anfangs waren die Haselhühner groß; ihr Herz allein war so groß wie heute ihr ganzer Körper. Da kann man sich wohl denken, was das für ein Getöse gab, wenn damals so große Vögel aufflogen.

Aber einmal ritt Péhrkoes (der Gewittergott, russ.: Perún) ganz, ganz niedrig. Eben war er mit seinem Roß in einen Wald gebogen, da schwirrten Haselhühner in die Luft. Das Pferd des Donnerers erschrak heftig. Péhrkoes aber packte in seinem Grimme die Haselhühner und drückte sie in der Faust so zusammen, daß sie so klein wurden, wie früher ihr Herz war.

Lerchis-Puschkaitis 5, 31.

3. Aus Schweden.

Da Gott die Vögel erschuf, machte er das Haselhuhn größer als alle die andern. Der Vogel wurde aber stolz auf seine Größe und sein weißes Fleisch. Der Herr sprach: „Jeder Vogel wird ein Stück von deinem weißen Fleische erhalten“, und das Haselhuhn war gezwungen, von seinem Fleische etwas an jeden andern Vogel abzutreten. Dadurch wurde es nicht größer, als es jetzt ist.

Cavallius, Wärend 2, XIX (Wermland).

4. Aus Rußland.

Das Haselhuhn war früher ein großer Vogel. Aber die Vögel beklagten sich bei Gott, daß er ihm einen weißen Körper und ihnen einen schwarzen gegeben habe. Da zerteilte Gott den Körper des Haselhuhns unter die übrigen Vögel, und deshalb ist er jetzt nicht mehr groß, und die anderen Vögel haben weißes Brustfleisch.

Etn. Sbornik 6, Abt. 1, S. 123.

5. Sage der Micmacs (Indianer).

Das **Eichhörnchen** war einst größer als der Bär. Glooscap hat es so klein gemacht, indem er es zusammendrückte, daß es kleiner und kleiner wurde, bis es so wurde, wie es jetzt ist.

Journal of Am. Folklore 9,50.

6. Aus Nordwest-Canada (Sage der Dènè Peaux-de-Lièvre).

Der Riese Efwa-éké schleifte den **Fuchs** am Schwanz auf der Erde herum und verlängerte ihm auf diese Weise den Schwanz, bis er so lang wurde, wie er heute ist.

Petitot, Trad. ind. du Canada Nord-Ouest, 217.

7. Sage der Shuswap (-Indianer).

Der Büffel hatte zwei Frauen. Er war so alt, daß seine Hörner fast ganz abgenutzt waren. Einst stahlen die Wölfe seine Frauen. Er wollte sie verfolgen, wußte aber nicht, wohin sie gegangen waren. Da traf ihn der Coyote (Prärie wolf) und verspottete ihn ob seines Unfalls. Darüber ward der Büffel böse und rannte auf den Coyote los, ihn aufzuspießen. Dieser entfloh, und der Büffel verfolgte ihn. Als nun der Coyote müde wurde, lief er in ein Loch, verrichtete seine Notdurft und sprach zu seinen Exkrementen: werdet ein Baum. Es geschah also, und er kletterte hinauf. Als der Büffel ihn nun oben im Baume sitzen sah, stieß er gegen den Baum, bis er umfiel. Unterdes hatte der Coyote sich ausgeruht und lief weiter. Als er wieder müde wurde, machte er einen zweiten Baum und rettete sich hinauf. Viermal entkam er auf solche Weise. Als der vierte Baum umfiel, sprach er zum Büffel: „Nun ist es genug, Freund! Ich will Dir helfen, daß Du Deine Frauen wiederbekommst. Ich will Dich schön und jung machen.“ Der Büffel war es zufrieden. Da nahm der Coyote eines seiner Hörner und zog es aus. Als es schön und lang war, zog er das andere auch lang. So bekam der Büffel wieder schöne, scharfe Hörner. Dann machte der Coyote das Haar auf seinem Kopfe schön. Er zog an seinen Beinen und an seinem Schwanze, und der Büffel sah nun wieder aus wie ein schöner junger Büffel. Da sprach der Büffel zum Coyote: „Nun will ich Dich schön machen!“ Er zog seine Schnauze lang, und seither hat der **Coyote** eine lange Schnauze und kleine, schmale Augen. Und er zog seine Beine und seinen Schwanz lang. Dann sprach er: „Ich bin fertig, mein Genosse. Nun laß uns zum Wasser gehen und sehen, wie wir ausschauen.“ Als der Büffel sich sah, war er sehr froh, der Coyote aber mochte seine lange Nase gar nicht leiden.

Boas, Indianische Sagen von der nordpacif. Küste S. 6.

8. Sage der Tlatlasik·oala (-Indianer).

Und Ō'meatl lehrte die Menschen Lachse fangen und trocknen. Ein kleiner **Fisch**, Namens hanuq, schwamm, als Ō'meatl entfloh, dicht hinter seinem Boote her. Seine Augen wurden von Ō'meatl ganz dicht zusammengerückt.

Boas, Indianische Sagen von der nordpacif. Küste S. 175.

9. Sage der Cheroki.

Eines Tages forderten die Tiere die Vögel zu einem großen Wettballspiele auf, und die Vögel nahmen die Einladung an. Die Führer trafen ihre Anordnungen und bestimmten den Tag, und als der Tag herankam, trafen sich beide Parteien auf dem Tanzplatze, die Tiere auf einer weichen Rasenniederung am Flusse und die Vögel in den Kronen der Bäume beim Bergrücken. Der Anführer der Vierfüßler war der Bär, der so stark und kräftig war, daß er jeden niederreißen konnte, der ihm in den Weg kam. Den ganzen Weg entlang bis zum Ballplatze hob er große Stämme auf, um seine Kraft zu zeigen und sich zu rühmen, was er mit den Vögeln tun würde, sobald das Wettspiel begänne. Auch die Schildkröte — nicht die kleine, welche wir jetzt haben, sondern die große ursprüngliche Schildkröte —

war bei den vierfüßigen Tieren. Ihre Schale war so hart, daß die schwersten Schläge sie nicht verletzten, und fortgesetzt erhob sie sich auf ihre Hinterfüße, ließ sich wieder heftig auf den Boden fallen und prahlte, daß dies die Art sei, wie sie jeden Vogel zerschmettern würde, der es versuchte, den Ball von ihr zu nehmen. Dann war noch der Hirsch da, welcher schneller laufen konnte als jedes andere Tier. Überhaupt war es eine vornehme Gesellschaft.

Der Anführer der Vögel war der Adler, der Habicht und der große Tlänuwă, alle schnell und kräftig im Fluge, aber dennoch etwas ängstlich vor den vierfüßigen Tieren. Der Tanz war vorüber, und sie waren alle dabei, sich ihre Federn auf den Bäumen zu putzen, und warteten, daß der Anführer das Zeichen gäbe; da kletterten plötzlich zwei kleine Dinger, kaum größer als Feldmäuse, auf den Baum, auf dem der Vogelanführer saß. Endlich erreichten sie die Spitze und krochen am Rande entlang bis zu dem Anführer, dem Adler, und fragten, ob sie an dem Wettspiel teilnehmen dürften. Der Anführer betrachtete sie, und als er sah, daß sie vier Füße hatten, fragte er, warum sie nicht zu den Vierfüßlern gingen, wo sie hingehörten. Die kleinen Dinger sagten, das hätten sie getan, aber die Tiere hätten sich über sie lustig gemacht und sie davongejagt, weil sie so klein wären. Dem Vogelanführer taten sie leid, und er wollte sie mitnehmen. Aber wie konnten sie sich den Vögeln zugesellen, da sie keine Flügel hatten? Der Adler, der Habicht und die übrigen beratschlagten, und es wurde zuletzt beschlossen, für die kleinen Burschen ein paar Flügel zu machen. Lange Zeit versuchten sie etwas auszudenken, was gehen würde, bis sich eins von ihnen der Trommel erinnerte, die sie beim Tanze gebraucht hatten. Der obere Teil war aus der Haut des Murmeltieres: daher könnten sie eine Ecke davon abschneiden, um Flügel daraus zu machen. So nahmen sie zwei Stück Leder von der Trommel, schnitten sie in der Form von Flügeln und dehnten sie durch Rohrsplitter aus. Dann befestigten sie sie an den Vorderfüßen des einen dieser kleinen Tiere, und auf diese Weise entstand die **Fledermaus.** Sie warfen ihr den Ball zu und riefen, sie solle ihn auffangen, und sie spielte so geschickt, daß die Vögel sahen, sie würde einer der besten Spieler sein.

Nun wollten sie auch das andere kleine Tier herrichten, aber sie hatten all ihr Leder verbraucht, um für die Fledermaus Flügel zu machen, und jetzt war keine Zeit, um nach mehr zu schicken. Da sagte einer, es würde gehen, wenn sie des Tierchens Haut ausdehnten, und zwei große Vögel packten es von zwei Seiten mit ihren starken Schnäbeln an und zerrten eine Zeit lang am Fell, bis es ihnen gelang, die Haut an jeder Seite zwischen den Vorder- und Hinterfüßen auszudehnen. Auf diese Weise entstand das **fliegende Eichhörnchen.** Um es zu prüfen, warf der Vogelanführer den Ball fort, das fliegende Eichhörnchen sprang vom Zweige danach, fing ihn mit seinen Zähnen auf und trug ihn durch die Luft zu einem andern Baum, der beinahe jenseits des Talgrundes stand.

Als alle fertig waren, wurde das Signal gegeben, und das Spiel begann. Aber schon beim ersten Stoß fing das fliegende Eichhörnchen den Ball auf und trug ihn auf einen Baum. Dann warf es ihn den Vögeln zu, die ihn einige Zeit in der Luft hielten, bis er herunterfiel. Der Bär sprang herbei, um ihn zu fangen, aber die Schwalbe stürzte darauf los und warf ihn der Fledermaus zu, welche dicht über dem Boden flog. Diese verstand es durch Drehen und Wenden ihn sogar aus dem Bereiche des Hirsches zu halten, bis sie ihn schließlich über die Pfähle warf und so das Spiel der Vögel gewann.

Der Bär und die Schildkröte, welche schon mit dem geprahlt hatten, was sie tun wollten, kamen nicht einmal dazu, den Ball zu berühren.

Weil aber die Schwalbe den Ball vor dem Fallen bewahrt hatte, gaben die Vögel ihr späterhin eine Kürbisflasche, um ihr Nest da hinein zu bauen, und die besitzt sie noch heute.

Mooney, Myths of the Cherokee S. 286.

10. Sage der Schwarzfuß-Indianer.

Na'pi der Alte reiste über die Prärie und sah einmal eine Menge Präriehunde in einem Kreise sitzen. Sie hatten sich ein Feuer gemacht und saßen daran. Der Alte ging zu ihnen hin, und als er ganz nahe war, fing er an zu weinen und sagte: „Laßt mich auch mit am Feuer sitzen.“ Die Präriehunde sagten: „Nun gut, Alter, weine nicht, komm und setze dich ans Feuer.“ Der Alte setzte sich und sah, daß die Präriehunde ein Spiel spielten: sie taten einen von sich ins Feuer und bedeckten ihn mit heißer Asche. Nachdem dieser ein Weilchen darin gelegen hatte, sagte er: sk, sk, wie ein Präriehund, und die anderen nahmen die Asche wieder fort und zogen ihn heraus.

Der Alte sagte: „Lehrt mich das auch tun,“ und sie zeigten es ihm, legten ihn ins Feuer, bedeckten ihn mit Asche, und nach einer Weile sagte er sk, sk, wie ein Präriehund, und sie zogen ihn wieder heraus. Dann tat er dasselbe mit den Präriehunden. Zuerst tat er jedesmal einen hinein, aber es waren sehr viele, und bald wurde er müde und sagte: „Kommt, ich will euch alle auf einmal hineinlegen.“ Sie sagten: „Gut, Alter!“ und alle gingen in die Asche, aber als der Alte sie gerade bedecken wollte, sagte eine trächtige Hündin: „Bedecke mich nicht, die Hitze könnte meinen Kindern schaden, die bald geboren werden sollen.“ Der Alte sagte: „Nun gut, wenn du nicht mit bedeckt werden willst, kannst du dich ans Feuer setzen und die anderen beobachten.“ Dann bedeckte er die anderen.

Bald sagten die Präriehunde sk, sk, aber der Alte nahm die Asche nicht fort und zog sie nicht aus dem Feuer, sondern ließ sie darin umkommen. Die Hündin lief zu einem Loch und sagte sk, sk, als sie hineinkroch. Der Alte verfolgte sie, aber er kam zu spät ans Loch, um sie zu fangen. „Nun, so magst du gehen,“ sagte er dann, „es wird bald mehr Präriehunde geben.“

Als die Hunde gebraten waren, schnitt der Alte rotes Weidenbuschwerk ab, um sie darauf zu legen; dann setzte er sich hin und fing an zu essen. Er aß, bis er ganz satt war. Darauf wurde er müde, und er sagte zu seiner Nase: „Ich will jetzt schlafen. Wache für mich und wecke mich, wenn sich irgend etwas nähert.“ Dann schlief der Alte ein. Bald schnarchte seine Nase, und er wachte auf und fragte: „Was gibt es?“ Die Nase sagte: „Ein Rabe fliegt dort.“ Der Alte sagte: „Das macht nichts“ und schlief wieder ein. Bald schnarchte seine Nase wieder. Er fragte: „Was gibt es jetzt?“ Die Nase sagte: „Ein Coyote (Präriewolf) ist dort drüben und geht nach dieser Richtung.“ Der Alte sagte: „Ein Coyote, das macht nichts“ und schlief wieder ein. Darauf schnarchte seine Nase wieder, aber er wachte nicht auf. Sie schnarchte noch einmal und rief: „Wach auf, ein Luchs kommt.“ Der Alte hörte nichts. Er schlief weiter.

Der **Luchs** kroch zum Feuer und fraß alle die gebratenen Präriehunde auf, danach ging er fort, legte sich auf einen Felsen und schlief ein.

Während all diesem versuchte die Nase den Alten aufzuwecken; endlich gelang es, und sie sagte: „Ein Luchs ist dort drüben auf dem Felsen. Er hat all dein Fleisch gegessen.“ Der Alte brüllte, so böse war er. Dann aber ging er leise zum

Luchs und ergriff ihn, ehe er aufwachen und ihn beißen oder kratzen konnte. Der Luchs rief: „Warte, laß mich dir erklären.“ Aber der Alte wollte nichts hören. Er sagte: „Ich will dich lehren, mir meine Nahrung zu stehlen.“ Er riß ihm den Schwanz aus, stieß den Kopf gegen den Felsen, um ihn platt zu machen, zog den Leib in die Länge, um ihn dünnbäuchig zu machen, und warf ihn dann ins Gebüsch. Beim Weggehen sagte er: „So sollt ihr Luchse immer aussehen.“ Deshalb sehen diese noch heute so aus.

Der Alte ging zurück zum Feuer und sah auf die roten Weidenscheite, wo seine Nahrung gelegen hatte, und er wurde böse auf seine Nase. Er sagte: „Du Narr, warum hast du mich nicht geweckt?“ Er nahm die Weidenscheite, warf sie in die Kohlen, und als sie Feuer fingen, brannte er seine Nase damit. Das schmerzte ihn dann arg, und er lief den Berg hinauf und hielt seine Nase gegen den Wind und rief ihm zu, stark zu blasen und sie zu kühlen. Da kam ein großer Wind und blies ihn hinunter nach Birkenbach (Birch Creek). Wie er so entlang flog, ergriff er Kräuter und Büsche, um sich festzuhalten, aber es war nichts stark genug, um ihn zu halten. Endlich ergriff er eine Birke. Er hielt sich fest daran, und sie gab nicht nach. Der Wind peitschte ihn nach rechts und nach links, hierhin und dorthin, aber der Baum hielt ihn. Er rief dem Winde zu, sanfter zu blasen, und endlich hörte dieser auf ihn und legte sich.

Da sagte Na'pi: „Dies ist ein schöner Baum. Er hat mich davor bewahrt, weggeblasen und zerschellt zu werden. Ich will ihn schmücken, und er soll immer so bleiben.“ Da ritzte er mit seinem Steinmesser ihre Rinde so, wie ihr sie heute noch seht.

Grinnel, Blackfoot Lodge Tales p. 171.

11. Sagen der Jicarilla-Apachen.

a) Djo-na-aĭ'-yì-ĭn hat die alten **Adler** von ungeheurer Größe mit einem Elchgeweih getötet. Dann schlug er die Jungen auf den Kopf und sagte: „Ihr sollt nie größer wachsen.“ So wurden sie ihrer Kraft und Macht, der Menschheit zu schaden, beraubt, und die Adler gaben ihre Herrschaft auf, indem sie der Menschheit noch den Fluch des Rheumatismus hinterließen.

Journal of Am. Folklore 11, 257. Vgl. Am. Anthropologist 11, 207, wo aber der Ursprung des Rheumatismus fehlt. Der Held (Náye-nayesnû'ni) tötet vorher noch einen Elch, nachher zwei Riesenbären und befiehlt den Jungen, nicht größer zu wachsen. Vgl. ferner Matthews, Navaho Legends S. 119. Boas, Sagen S. 4. Dorsey S. 30, Petitot, trad. ind. S. 144. 323. 359 (z. T. ohne Ätiologie).

b) Der „große Frosch“ wird getötet, den kleinen Froschkindern wird anbefohlen, nicht größer zu wachsen. Seitdem sind die **Frösche** klein.

Amer. Anthropologist 11, 203.

c) Der **Fuchs** will sich an der **Wildkatze** rächen, findet sie schlafend, und unter anderem kürzt er ihren Kopf, Körper und Schwanz. Danach folgt die Wildkatze dem Fuchs und findet ihn ebenfalls schlafend, doch sie kürzt seine Glieder nicht, sondern verlängert sie, die Ohren macht sie nur gerade, aber Kopf, Körper und Schwanz werden zu der Länge ausgedehnt, die sie jetzt noch haben.

Journal of Am. Folklore 11, 264.

12. Aus British Guiana.

Die Wasserflut ist in einem Korb eingeschlossen. Der braune **Affe** stößt den Korb aus Neugier um, und eine große Flut entsteht. Der rote Brüllaffe wurde so

erregt, daß er brüllte und brüllte, bis seine Kehle anschwoll und seitdem ausgedehnt geblieben ist. Daher rührt die merkwürdige Knochentrommel in seiner Kehle....

Nach der Flut flog der Trompetenvogel (Psophia crepitans) in solcher Eile auf die Erde, daß er in einem Ameisenhaufen ankam, und die hungrigen Insekten hängten sich an seine ehedem ziemlich dicken Beine und benagten sie bis zu ihrer gegenwärtigen Dürre.

Im Thurn, Among the Indians of Guiana 380.

13. Aus Band I und II

gehören hierher die Sagen vom Kleinschnitzeln des Wolfes und der Heuschrecke s. Bd. 1, S. 149. 153. 169, vom Plattdrücken des Schlangenkopfes 1, S. 278, einiger Fische 1, S. 290, der Assel 2, S. 75. Eine den Tiergeschichten parallele Sage vom Zusammendrücken der Erde s. 1, 127f.

II. Ursprung und Aussehen des Felles, der Stacheln, der Schale und der Schuppenhaut.

A. Über den Ursprung des Felles des Hundes siehe Natursagen 1, 98ff., der Katze 1, 157, des Wolfes 1, 151f.

B. Die Sagen vom Ursprung des Stachelkleides haben alle das gemeinsam, daß spitze Gegenstände auf der Tierhaut zu Stacheln werden.

In Zentral-Australien heißt es, daß die **Echidna** (Totem-Tier) zur Strafe für einen Frevel von vielen Speeren getroffen wurde; und diese verwandelten sich in Stacheln, die sie noch jetzt hat.

Strehlow, Die Aranda- und Loritja-Stämme 1, 4. 67.

Das **Stachelschwein** gilt in arabischen Sagen entweder als verwandelter Betrüger, der einen geborgten Kamm nicht zurückgab und dem die Zähne des Kammes durch die Haut drangen (Rev. des trad. pop. 4, 577), oder als verwandelte Frau, die am Feiertage Reisig sammelte und nun das Reisig als Stacheln mit sich herumschleppt (Stumme, Märchen der Schluh von Tázerwalt S. 194); auch sollen Davids Waffenschmiede, indem ihr Haar und Bart sich in Pfeile verwandelte, zu Stachelschweinen geworden sein (La Tradition 20, 177). Vom **Igel** heißt es in Estland, daß sein Stachelpelz aus Tannennadeln[1]) entstanden sei, mit denen Kalewi poeg ihn über-

1) Eine analoge Vorstellung von den Fischgräten findet sich bei den Tlingit (Indianern).

Der Rabe flog mit Sonne, Mond und Tageslicht in der Kiste zu den Menschen, welche im Dunkeln fischten, und sprach: „O gebt mir etwas Fisch!“ Die Menschen aber verspotteten und verlachten ihn. Da sprach er: „O habt Erbarmen mit mir! Gebt mir etwas Fisch, dann gebe ich euch auch das Tageslicht.“ Da lachten die Menschen und sagten: „Du kannst ja doch kein Tageslicht machen. Wir kennen dich, Rabe! Du Lügner!“ Er bat nochmals um etwas Fisch, und als sie es ihm wieder abschlugen, hob er einen Flügel etwas auf und ließ den Mond hervorschauen. Da glaubten ihm die Menschen und gaben ihm etwas Hering, der damals noch keine Gräten hatte. Der Rabe aber war böse geworden, weil die Menschen ihm nicht geglaubt hatten. Deshalb steckte er den Fisch voll Fichtennadeln, und seitdem haben die Heringe Gräten. (Boas, Indianische Sagen S. 313.)

schüttete (Wiedemann, Leben der Esten S. 421 = Natursagen 1, 128). Zumeist erhält er dessen rauhen Pelz. Aus dem 12. Gesange des estnischen Epos von Kalewi poeg (vgl. Naturs. 1, ebd.) stammen folgende mündliche Überlieferungen, die in dem handschriftlichen Nachlasse von J. Hurt aufbewahrt sind.

Aus Estland.

a) Es war einmal ein Hirte. Er faßte einmal zum Spaß einen Ochsen an den Hörnern und warf ihn über einen Fluß. Da sah er, daß er ein Athlet war, und suchte einen Gegner.

Mitten in einem großen Walde kam er zu einem Häuschen. Eine Frau trat heraus und sagte, sie habe einen Sohn, der mit ihm ringen würde. Er werde in der Nacht nach Hause kommen. Am Abend sah er, wie zwei Söhne nach Hause kamen und ein jeder einen Ochsen auf dem Rücken trug. Die beiden verzehrten einen ganzen Ochsen, und ein jeder aß dazu ein ganzes Brot. Dem Hirten wurde es bange vor diesen Männern. In der Nacht entfloh der Hirte. Einer von den Männern verfolgte ihn. Es waren Zauberer. Beim Peipussee begegnete dem Hirten Kalewi poeg, welchen er um Hilfe bat. Bald gelangte auch der Zauberer dahin, und es entbrannte ein heißer Kampf zwischen diesem und Kalewi poeg. Kalewi poeg nahm ein gesägtes Brett und schlug damit nach dem Zauberer. Das Brett zerbrach. Er schlug mit den Stücken des Brettes, bis nichts mehr übrig blieb. Da rief eine Stimme vom Ufer des Flusses: „Kalewi poeg, Kalewi poeg, nimm eine Schicht von einigen Latten und schlag mit der Kante.“ Als Kalewi poeg das tat, blieb vom Zauberer nichts anderes übrig als ein gelbes Pulver. Als der Kampf vorüber war, fragte Kalewi poeg: „Wer war es, der mich so gut lehrte?“ Eine Stimme rief unten vom Ufer: „Ich!“ — „So komm doch her,“ sagte Kalewi poeg. „Ich kann nicht,“ war die Antwort, „denn ich bin nackt.“ Kalewi poeg schnitt einen Zipfel von seinem Rockschoß (siil) ab und warf es dem Tiere hin. Da trat das Tier zu Kalewi poeg. Es war der Igel (siil), welcher früher nackt war, aber jetzt mit Kalewi poegs rauhem Rockschoß bekleidet blieb. Von diesem Rockschoß, der im Estnischen „siil“ heißt, erhielt der Igel, der ebenfalls „siil“ heißt, seinen Namen.

(Aus Fellin.)

b) Variante.

Unterschiede: Der Hirte warf ein Kalb über den Fluß. Die beiden Söhne der Zauberin trugen der eine einen lebendigen Ochsen an den Hörnern gefaßt auf dem Rücken, der andre eine Fichte am Wipfel gefaßt hinter sich ziehend.

Dem Hirten wird auch Essen angeboten. Er kann nur ein halbes Laib Brot essen. Die Zauberer wundern sich darüber. Ein Athlet würde mehr essen.

Dem Hirten begegnet Kalewi poeg am Peipussee mit einem Bretterfuder. Kalewi poeg steckt den Hirten in seine Hosentasche.

Kalewi poeg zerschlägt fast alle Bretter, weil er mit jedem mit der flachen Seite schlägt. Die Stimme kommt unter einem Rasenhügel hervor: „Sirweti! Sirweti!“ = „mit der Kante! mit der Kante!“

Kalewi poeg reißt den Zipfel seines Mantels ab. Damit bekleidet kommt der Igel. Der Pelz wird auf dem Rücken des Igels stachelig, er dient zu seiner Wehr.

(Aus Fellin.)

c) Ein Mann hatte einmal ein Kalb am Schwanze erfaßt und über den Zaun geworfen. Seitdem hielt er sich für einen Athleten. Er ging in die Welt hinaus, um einen Gegner zu suchen, der mit ihm kämpfen könnte. In einem Häuschen hinterm Peipussee kehrte er bei einer alten Frau ein. Sie nötigte ihn zu bleiben, bis ihre beiden Söhne nach Hause kämen, um mit ihm zu kämpfen. Er streckte sich auf einer Bank aus. Bevor er einschlief, kamen die Söhne. Die Alte setzte ihnen 12 Laib Brot vor, holte aus dem Ofen eine Pferdehaut voll Grütze, — was alles von den beiden Söhnen verspeist wurde. Dann streckten sich die beiden auf dieselbe Bank aus, der eine am einen, der andere am anderen Ende der Bank, der Abenteurer in der Mitte. Wenn der eine atmete, wurde der Mann wie von einem heftigen Winde an das andere Ende der Bank gegen den dort Schlafenden geschleudert. Atmete dieser, so wurde er wieder zurückgeblasen. Endlich gelang es ihm, zu entfliehen. Sie verfolgten ihn. Am Peipussee holten sie ihn ein. Da begegnete dem Fliehenden Kalewi poeg mit 700 Brettern auf der Schulter. Kalewi poeg versteckte den Mann in seiner Hose und nahm den Kampf mit den beiden auf. Er schlug mit seinen Brettern, bis eins nach dem andern zersplitterte. Da rief der Igel aus dem Busch: „Schlag mit der Kante!“ Jetzt waren die Gegner bald besiegt.

Dem Igel aber gab Kalewi poeg für den guten Rat ein Stück aus seinem Pelz. Bis dahin hatte der Igel immer im Busch gesessen und gefroren. Von nun an behielt er seinen Stachelpelz.

(Aus St. Marien-Magdalenen bei Dorpat.)

d) Der Kalewi poeg war einst mit bösen Geistern in Kampf geraten. Da er nichts anderes zur Hand hatte als ein Bund Bretter auf dem Rücken, — so nahm er ein Brett nach dem anderen und schlug damit auf seine Feinde los. Schon hatte er alle Bretter, bis auf eines, in Splitter geschlagen, — da rief der Igel aus dem Busch: „Sik, sik, sik, schlag mit der Kante!“ Gleich kehrte Kalewi poeg das Brett mit der Kante gegen die Gegner und schlug sie bald alle in die Flucht. — In dankbarer Freude riß Kalewi poeg ein Stück aus seinem Pelz heraus und gab es dem Igel. Früher war der Igel nackend, aber nun hat er seinen stacheligen Pelz.

(Aus Roel).

C. Ursprung und Aussehen der Schildkrötenschale.

1. Aus Brasilien.

a) Ein Jäger, der hinter einem Baum auf Rotwild wartete, hörte ein Geräusch hinter sich. Er sah sich um und gewahrte eine Schildkröte in der Nähe, die eine große, weiße Schale auf dem Rücken hatte. Als er näher hinsah, bemerkte er, daß es der Schädel eines Jaguars war. Der Jaguar hatte sich auf die Schildkröte gestürzt und sich in ihren Rücken festgebissen; da waren seine Zähne aber nicht wieder herausgegangen, und als er dann gestorben war, ging die Schildkröte schließlich mit seinem Schädel umher. Und seitdem trägt die Schildkröte des Jaguars Schädel auf dem Rücken.

Herbert Smith, Brazil, the Amazons and the Coast p. 543.

b) Es gab einmal drei Festtage im Himmel. Alle Tiere waren da. Aber in den beiden ersten Tagen konnte die Schildkröte nicht dabei sein, weil sie sehr langsam vorwärts kam. Als die andern schon weggehen wollten, war sie noch auf halbem Wege. Am letzten Tage bot sich ein Reiher an, sie auf seinen Schultern zu tragen. Sie flog mit ihm auf. Aber der böse Vogel ließ sie aus den Lüften hinabfallen, und sie zerschmetterte. Gott hatte indes Mitleid mit ihr, setzte die

kleinen Stücke zusammen und gab ihr das Leben wieder, zur Belohnung, weil sie so gern in den Himmel kommen wollte. Darum hat die Schildkröte eine mosaikähnliche Schale. (Sage der Brasilneger.)

R. Basset, Contes d'Afrique p. 433 = Roméro, Contos populares do Brazil (1885) p. 143. — Variante, auf die Jungfrau Maria übertragen, s. Bd. 2. S. 262.

2. Von der Gazelleninsel.

Eines Tages gingen die Känguruhs aufs Riff, um zu fischen. Als die Flut eintrat, gingen die meisten ans Ufer zurück; nur eines hüpfte von Stein zu Stein und rief den heranschwimmenden Fischen Spottreden zu. Darüber beachtete es nicht, daß das Wasser immer höher stieg und daß es endlich, überall vom Meere umgeben, auf einem vereinsamten Felsblocke weit vom Strande zurückgeblieben war. Jetzt fing es an zu lamentieren und flehte die Fische an, es an den Strand zu tragen. Aber die Fische sagten: „Vorher hast du uns verspottet und beschimpft; jetzt sieh zu, wie du ohne uns ans Land kommst.“ Glücklicherweise kam die Schildkröte des Weges daher und ließ sich von den Bitten des Känguruhs rühren. Dieses setzte sich auf den breiten Rücken der Schildkröte und schlang seine Vorderbeine um ihren Hals, um einen bessern Halt zu haben. Die Schildkröte schwamm nun dem Strande zu, aber unterwegs zernagte das Känguruh den Panzer der Retterin, wo derselbe zwischen Kopf und Rumpf den Hals bedeckte. Als die Schildkröte dies bemerkte, fing sie ihrerseits an, die Vorderbeine des Känguruhs zu benagen, so daß sie kürzer und kürzer wurden. Am Strande angekommen, sprang das Känguruh von dem Rücken der Schildkröte hinunter und rief ihr zu: „Schau doch nur deinen Hals! Wie runzlig und unschön ist er geworden!“ Die Schildkröte antwortete: „Schau doch deine Vorderbeine an! Wie kurz sie geworden sind!“ Seit jener Zeit hat die Schildkröte keinen Panzer zwischen Kopf und Rumpf und zieht den Kopf zurück, um dies zu verbergen; die Känguruhs haben seit dieser Zeit kurze Vorderbeine.

Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee S. 690.

D. Ursprung der Schuppen des Alligators.

Aus British Guiana.

Die Sonne kam einst herab, um zu fischen. Wie es die Indianer tun, baute sie einen Damm, um die Beute zurückzuhalten. Aber in ihrer Abwesenheit durchbrachen die Ottern den Damm, und die Fische entkamen. Da baute die Sonne ihn von neuem und setzte den Specht zum Wächter. Eines Tages klopfte der Specht laut, und die Sonne kam, um zu sehen, was es gäbe. Diesmal war ein Alligator dabei dem Damme zu schaden. Da trieb die Sonne ihn fort, indem sie ihn immer wieder mit einer großen Keule schlug. So entstanden diese Flecken, die wir für Schuppen halten und die man noch jetzt am Alligator sehen kann.

Im Thurn, Among the Ind. of Guiana S. 381.

III. Ursprung der Kahlheit.

1. Estnische Sage.

Der Teufel sah einst, wie die Frauen Schafe schoren. Der Teufel hatte Lust, es ebenfalls zu tun, und dachte bei sich: Diese Arbeit kann ich ebenso gut machen wie die Frauen! Er begann auch eifrig zu scheren, hatte aber statt des Schafes ein **Schwein** gefangen. Das Schwein schrie entsetzlich und sträubte sich heftig. Mit großer Mühe gelang es dem Teufel endlich, den Bauch des Schweines

abzuscheren. Nun war aber auch die Geduld aus; er ließ das Schwein laufen und sagte ärgerlich: „Viel Geschrei und wenig Wolle!“ Seitdem hat das Schwein unterm Bauch nur wenig Haare.

Aus dem handschr. Nachlaß von J. Hurt. — Vgl. Bd. 1, S. 192 (Lettische Sage). In Paderborn erzählt man Ähnliches von Eulenspiegel: Dieser wollte einst eine Maus scheren. Die kleine Handvoll Haare betrachtend, rief er aus: „Viel Geschrei und wenig Wolle!“ Daher das Sprichwort. (Ztschr. d. V. f. rhein. u. westf. Volksk. 6, 25.)

2. Lettische Sage.

Früher hatte die **Fliege** ein Fellchen, das mit Haaren bewachsen war. Aber der Bär lud sie einst in die Badstube ein, und während sie im Dampf brühte, zog er ihr das ganze Fellchen ab; darum muß sie jetzt nackt herumfliegen.

Živaja Starina 5, 438 = Zbiór wiad. 15, 269, Nr. 22 = Ulanowska 1, 89.

3. Aus Louisiana.

Wißt ihr, warum der **Bussard** kahl ist? Nein. So will ich's euch erzählen. Auf einer Eiche brütete Frau Bussard in ihrem Nest. Ihr Mann aber war ein Taugenichts und sorgte so wenig für sie, daß sie immerwährend am Verhungern war. Am Fuße des Baumes war ein großes Loch, worin ein Kaninchen wohnte. Es war groß und fett, und immer, wenn Frau Bussard es sah, wünschte sie es zu fressen. Eines Tages, als das Kaninchen schlief, nahm sie etwas Moos und verstopfte und vermauerte die Höhle. So sollte das Kaninchen nicht mehr herauskönnen und Hungers sterben.

Als das Kaninchen aufwachte und sah, daß es in der Höhle eingeschlossen war, bat es Frau Bussard, es herauszulassen, aber sie erwiderte jedesmal: „Nein, ich bin hungrig, und ich muß dir das Fleisch von den Knochen fressen!“

Als das Kaninchen sah, daß Bitten nichts half, hörte es auf zu reden; Frau Bussard aber war so froh, es gefangen zu haben, daß ihr das Wasser im Munde zusammenlief, wenn sie an das schöne Essen dachte, an dem sie sich gütlich tun wollte. Da sich nun das Kaninchen nicht mehr rührte, so hielt sie es für tot und entfernte das Moos und die Mauersteine, die die Höhle verschlossen. Kaum aber schickte sie sich an, in die Öffnung hinunterzusteigen, so machte das Kaninchen einen Sprung und entkam ins Freie. „Siehst du“, rief es aus der Entfernung, „du bist der Gefangene, nicht ich!“ Es rannte weg und begab sich in das Haus eines seiner Freunde, denn es fürchtete sich, in den Eichbaum der Frau Bussard zurückzukehren. Einige Tage darauf machte Frau Bussard mit ihren Kindern, die eben ausgekrochen waren, einen Spaziergang und kam am Hause von des Kaninchens Freund vorbei. Da freute sich das Kaninchen und bedachte, wie es an Frau Bussard Rache nehmen könne. Es rannte in die Küche, nahm eine große Zinnpfanne voll Glühkohlen und heißer Asche, und als Frau Bussard und ihre Kinder vorübergingen, warf es alles, was es in der Zinnpfanne hatte, herunter, um sie zu verbrennen. Aber die Bussards haben dicke Federn; die schützten sie, so daß sie die Kohlen und die Asche einfach abschüttelten; doch waren sie nicht schnell genug, um zu verhindern, daß die Kopffedern bis auf die Haut niederbrannten.

Deshalb sind die Bussarde kahlköpfig; auch mögen sie keine Kaninchen essen.

Fortier, Louisiana Folk Tales S. 23.

4. Sage der Cheroki.

Der Bussard hatte einst einen schönen Kopfschmuck, auf den er so stolz war, daß er sich weigerte, Aas zu essen. Und während die andern Vögel von einem toten

Hirsch oder einem andern Tiere, das sie gefunden hatten, aßen, stolzierte er umher und sagte: „Ihr mögt alles nehmen! Es ist nicht gut genug für mich.“ Sie beschlossen, ihn zu bestrafen, und mit Hilfe des Büffels führten sie einen Anschlag gegen ihn aus, durch den er nicht nur den Kopfschmuck, sondern auch noch fast alle andern Federn seines Kopfes verlor. Zu gleicher Zeit verlor er auch seinen Stolz, so daß er jetzt bereitwillig Aas ißt, um sein Leben zu fristen.

Mooney, Myths of the Cherokee, S. 293.

5. Sagen der Sauks- und Fox-Indianer.

a) Der Bussard trug einst Ictinike auf dem Rücken über den Fluß. Dann sah er sich nach einem hohlen Baum um, und als er einen fand, ließ er Ictinike hineinfallen. Dort mußte er bleiben, bis Frauen ein Loch in den Stamm schnitten. Nachdem Ictinike nun befreit war, überlegte er sich, wie er dem Bussard mit Gleichem vergelten könne, und mit Hilfe der Adler, Elstern und anderer Vögel gelang es ihm, den Bussard am Hals zu packen; er riß die Federn vom Hals, und daher, sagt man, sehen Kopf und Hals des Bussard jetzt aus wie rotes Fleisch.

Journ. of Am. Folklore 5, 302.

b) Die Sonne befiehlt, daß der Bussard Wī′sa′kä zu ihm tragen soll.

Nun war der Bussard unglücklich, als W. ihm dies sagte. Damals war der Bussard das schönste Geschöpf. Das Blau und Rot und Gelb und Grün und Weiß seiner Federn war so glänzend, daß es die Augen aller blendete, die ihn ansahen. Und der Bussard wurde stolz, so stolz, daß er mit den Seinigen weit oben im Himmel wohnte, wo ihm niemand nahen konnte. Er wurde faul und liebte es über alles, sich zu beschauen. Er wußte aber, daß er der Sonne und W. nichts abschlagen durfte. So bückte er sich und ließ W. auf seinen Rücken klettern, sich am Halse fest halten. Und als W. festsaß, breitete er seine Flügel aus und flog in die Luft, hoch und höher, bis kein Geschöpf der Erde sie mehr sehen konnte.

Die Reise war lang und dauerte viele Tage. Endlich sah die Sonne ihren Enkel kommen, sie sah ihn in großer Entfernung und ging ihm entgegen. Langsam kam der Bussard näher, schon nahe genug, daß die Sonne W.'s Hand hätte erfassen können, aber als W. den Hals des Bussards losließ, um die Hand der Sonne zu erfassen, flog der Bussard schnell unter ihm fort. Da fiel W., jetzt kopfüber, jetzt auf dem Rücken, jetzt mit den Füßen zuerst und jetzt sich fortwährend überschlagend. Wäre er so auf die Erde gefallen, so wäre er sicherlich getötet worden. Aber sein Großvater, der Baum, sah ihn und fing ihn in seinen Armen auf und rettete ihn vom Tode.

Nun war W. voll Zorn, und um diese Zeit kam sein Freund, der Elch, um ihn zu besuchen. W. erzählte ihm alles (Erz. hier weggelassen) und endigte: „So möchte ich dich bitten, mir den Bussard zu bringen. Bringe ihn, wie du kannst, und sobald du kannst.“

Der Elch ging glücklich fort, denn er freute sich über den Auftrag W.'s, den er liebte. Er wußte schon, wohin er gehen mußte, und ging an einen Ort, den alle Tiere besuchten, legte sich hin und stellte sich tot. Der Wolf war der erste, der ihn dort fand, und es schmerzte, als der Wolf seine Zähne eingrub, um ans Fleisch zu kommen. Darauf kam die Krähe, deren scharfer Schnabel durch die Haut hackte. Aber der Elch lag still, als ob er ganz tot wäre. Endlich kam der Bussard auf einen Hügel in der Nähe geflogen. Immer näher hüpfte er, bis er so nahe war, daß er ins Fleisch hacken konnte. Der Elch hielt alles aus, bis der Bussard ihm mit dem Schnabel am Kopf vorbeikam. Da sprang er auf, packte den Bussard am Kopf und lief mit ihm zu W.'s Wohnung.

W. sah gar nicht böse aus und schalt auch den Bussard nicht. Er sagte nur: „Geh nach Hause und komm mit deiner Verwandtschaft wieder. Ich habe einen Auftrag an sie, wenn sie alle beisammen sind."

Der B. ging nach Hause und meinte, W. habe seinen Fall aus dem Sonnenland vergessen. Bald kam er mit all den Seinen wieder, und sie versammelten sich vor W.'s Wohnung und warteten auf die Botschaft W.'s.

Da kam W. heraus und sagte dies: „Du hieltest es wohl für einen guten Spaß, Bussard, mich aus dem Land meines Großvaters fallen zu lassen, nachdem du mich dahin getragen hattest. Ich bin zornig über dich und werde dich strafen.

Du siehst, das Land ist überall eben. Nun wünsche ich, daß du Flußläufe gräbst, Hügel und Berge machst und die Erde gestaltest. Wenn du dies getan hast, werde ich Menschen schaffen und sie auf der Erde wohnen lassen, und du wirst ihnen das verächtlichste aller Geschöpfe sein. Die schönen Farben deiner Federn werden erdfarben werden. Und dein Hals und Kopf, einst so schön gestaltet, sollen so entstellt bleiben, wie der Elch sie machte, als er dich zu mir trug. Nun geht an die Arbeit, die ich euch befohlen habe."

Journal of Am. Folklore 16, 235 ff.

6. Aus Korea.

Ein koreanisches Märchen erzählt von der Liebe zweier Sterne Ching Yuh und Krjain oo, die sich heirateten. Da sie aber seitdem lässig in ihrem Berufe wurden, setzte Gott den einen an die äußerste Spitze des östlichen Himmels, den andern an das äußerste Ende des westlichen, dem großen Flusse gegenüber, der die Ebenen des Himmels teilt (d. i. die Milchstraße). Auf diese Weise waren sie so weit voneinander getrennt, daß sie gerade ein halbes Jahr brauchten, um sich zu treffen, oder ein ganzes Jahr zu der Hin- und Rückreise. Statt diese weite Reise zu unternehmen, begnügten sie sich damit, sich von den Ufern des breiten Stromes aus zu besuchen. Und dies ging nur zu der Zeit möglich zu machen, wenn die **Krähen** die große Brücke über den Fluß fertig gemacht hatten. Die Krähen tragen nämlich das Material zu dieser Brücke auf ihren Köpfen herbei, was jedermann wissen muß, der sich die Mühe gegeben hat, zu beobachten, wie kahl die Köpfe der Krähen im 7. Monat des Jahres sind.

Natürlich werden die Liebenden sehr entmutigt und traurig darüber, daß sie sich nach einer so kurzen Glücksdauer so bald und so weit wieder trennen müssen, und man wird es nicht wunderbar finden, wenn sie vor Kummer weinen. Sie weinen dann aber so viel, daß die ganze Erde davon mit Regen überschüttet wird.

Diese traurige Zusammenkunft kommt mit seltener Ausnahme nur einmal im Jahre vor, und zwar am 7. Tage des 7. Monats. In einem solchen Ausnahmefall tritt die gewöhnliche Regenzeit nicht pünktlich ein, und dann vereinigt die durstige und vertrocknete Erde ihre Klagen mit denen der Liebenden, deren vermehrte Leiden sie so traurig machen, daß selbst die Tränen sich weigern, ihnen Erleichterung zu verschaffen.

H. G. Arnous, Korea, S. 92 f.

7. Aus Annam (Provinz Quangbinh).

Gegen den 7. Monat des annamitischen Jahres pflegen sich die **Raben** in großen Scharen zu versammeln; sie haben in dieser Zeit, wie der Volksmund behauptet, kahle Köpfe. Denn sie mußten darauf eine Brücke tragen oder Steine dazu herbeiholen.

Globus 81, 303. Die Sage, auf die diese Ätiologie anspielt, soll — wie hierzu be-

merkt ist —, eine chinesische Sage sein, in der „die Ehegatten im Himmel stets“ auf entgegengesetzten Seiten der Milchstraße ihren Platz erhalten und nur im 7. Monat des Jahres auf der von den Raben gebauten Brücke zueinander kommen.

8. Mongolische Sage.

Burchan-bakši sendet jeden Sommer den Kuckuck aus, um zu erfahren, wie das Korn steht, wie die Ernte ausfallen wird. Der Kuckuck bringt dem Burchan-bakši Samen von dem Kraut „guši-ibjusu“, das zur Zeit des Kuckucksrufes reif wird. Der Kuckuck kehrt zurück auf den Köpfen der **Elstern,** die sich zu diesem Zwecke nebeneinanderstellen und eine Brücke bilden. Darin besteht der Dienst der Elstern. Darum gehen den Elstern im 7. Monat die Federn an den dunklen Stellen aus.

Potanin, Okraina 2, 349, Nr. 11.

9. Schwedische Variante s. Natursagen 1, 198.

10. Syrisch-arabische Sage (Nachtrag zu Natursagen 1, 326).

Als Salomo einst auf der Reise auf seinem verzauberten Thron saß, der sich dahin bewegte, wo er ihn hinbefahl, brannte ihm die Sonne auf den Hals. Er bat einige Geier, die in der Nähe flogen, ihn mit den Flügeln zu beschatten, aber sie verweigerten dies grob. Die Wiedehopfe indes boten ihre Dienste dafür an. Da verfluchte Salomo die **Geier,** daß sie kahle Hälse haben sollten, aber den Wiedehopfen dankte er und ließ sie eine Gnade erbitten. Der König der Wiedehopfe hätte etwas für sich erbeten, aber seine Frau überredete ihn, um goldene Kronen zu bitten. Fortsetzung wie in Naturs. 1, 326.

Indian Antiquary 3, 20.

11. Aus British Guiana.

Nach der Flut öffnete Noah die Tür der Arche und hielt es für gut, den befreiten Tieren einen Rat mitzugeben. „Meine Kinder“, sagte er, „wenn ihr seht, daß ein Mann auf euch zukommt und sich bückt, so geht fort, denn er nimmt einen Stein auf, um euch zu töten“. „Gut und schön“, sagte der Truthahngeier (cathartes aura), „aber wenn er nun schon einen in der Tasche hat?“ Noah wurde ganz verwirrt darüber, dann beschloß er aber, daß der Truthahngeier als Zeichen seiner großen Weisheit kahl geboren werden sollte.

Folkl. Journ. 5, 321 = Peacock, Roraima and Britisch Guiana p. 334. Willkürliche Ätiologie auf eine bekannte Fabel aufgepfropft.

12. Sage der Mordwinen.

Erklärung, warum die Fledermaus einen kahlen Schwanz hat: siehe Bd. 1, S. 95.

13. Isländische Sage.

Erklärung, warum die Vögel nackte (federlose) Füße haben: siehe Bd. 2, S. 261.

IV. Verkörperung menschlicher Gebrauchsgegenstände.

A. Der Stock oder Stiel.

1. Die afrikanische Sage vom **Affenschwanz,** der aus einem Hackenstiel entstanden ist, siehe unter Verwandlungen.

2. Sage der Caingang (Südamerika).

Die Cayurucré machten Tiere. Als es Tag wurde, fehlten dem einen noch Zähne, Zunge und ein paar Nägel. Da sie tagsüber nichts schaffen konnten, taten sie schnell einen schönen Stock in des Tieres Maul und sagten: „Da du keine Zähne hast, lebe von Ameisen!“ Darum sind die **Ameisenbären** unfertige und unvollkommene Tiere.

Journal of Am. Folklore 18, 224. Vgl. Ehrenreich, Mythen u. Legenden S. 16 (= Borba, Rev. do mus. Paulista 6, 6, 59. 1902): Bei den Kaingang wird dem Ameisenbären, dem ein Gebiß zu schaffen die Zeit fehlt, von Kadjurukré, dem Ahnherrn der nach ihm benannten Horde (Ehrenr. S. 56), eine Gerte in den Schlund gesteckt und ihm geboten, sich von Ameisen zu nähren.

B. Das Messer.

Estnische Sage.

Ein Faulpelz lag tagelang vor der Hütte, die er von seinem Vater geerbt hatte, und sonnte sich oder lag drinnen in der Hütte im Bett und klagte Gott an, der ihn so arm geschaffen und Hunger leiden lasse. Aus dem Walde trat ein Greis zu ihm und machte ihn auf das viele Wild aufmerksam, das er sich mit leichter Mühe fangen könnte. Der Mann stellt Netze aus und fängt einen **Hirsch**. Er eilt nach Hause, holt ein Messer und ein Beil, tötet den Hirsch und will ihn ausweiden. Er hat eben das Messer in die Haut des einen Hinterbeines gesteckt, als der Greis wieder zu ihm tritt und ihn auf Gottes Güte aufmerksam macht und ihn zum Danken auffordert. Der Mann antwortet hochmütig, das alles sei sein eigner Verdienst und seine eigne Geschicklichkeit. Dabei stößt er das Messer tiefer in das Fleisch. Der Hirsch springt auf und schießt wie ein Pfeil in den Wald, das Messer im Fleisch. Als Zeichen für die Undankbarkeit des Mannes ließ Gott das Messer im Bein des Hirsches, und so haben alle Hirsche in ihrem Bein einen Knochen, der einem harten Messer ähnlich ist.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

C. Der Löffel.

Aus Rumänien.

a) Bei dem Hochzeitsschmaus des Kaisers der Vögel erregt die **Elster** den Unwillen des Koches, der einen Löffel nach ihr wirft; der Teil, womit man schöpft, bleibt an den Schultern hängen, der Stiel verwandelt sich in einen Schwanz, denn bis dahin hatte die Elster keinen.

b) Variante. — Hier ist es ein armer Mann, der, von einem reichen Mahle bei einem wohlhabenden Manne heimkommend, sich über den Ruf der Elster ärgert und sie mit dem Löffel wirft. Dann wie oben.

c) Ein Mann kommt von einer Hochzeit; als er zu Hause Suppe mit fettem Schaffleisch ißt, kommt die Elster und will mitessen. Er schlägt sie mit dem Löffel; dann wie oben; vom geronnenen Talg bleibt der Schwanz gesprenkelt.

Marianu, Ornitologia 2, 49—51.

D. Der Faden.

1. Aus Rügen.

Der **Stör** hatte früher gerade solches Maul, wie es alle übrigen Fische auch haben. Nun war er aber von jeher ein großer Fresser, und um satt zu werden, verzehrte er große Mengen andrer Fische. Mit Vorliebe machte er sich an die

Heringe, und schon war es so weit gekommen, daß die Heringe anfingen auszusterben. Da gebot der liebe Gott dem Stör, nicht so viel zu fressen. Der aber ließ sich dadurch nicht abhalten, und deshalb nähte der liebe Gott ihm seinen Rachen zu und schnitt ihm unterhalb dessen ein neues Loch in den Hals, durch das er von jetzt ab seine Nahrung zu sich nehmen mußte.

Der Zwirnsfaden aber, womit der liebe Gott ihm das Maul zugenäht hat, ist noch jetzt am Stör zu sehen.

Haas, Rügensche Sagen und Märchen 1891, S. 149 f.

2. Lettische Sage.

Eine Ratte, die sich badet, wird vom **Krebs** in die Tiefe gezogen. Sie bittet um Gnade und ladet den Krebs in ihr Haus. Als nun die andern Ratten sich versammeln, ihn zu sehen, erklärt die erste, der Krebs müsse dazu verurteilt werden, zeitlebens rückwärts zu gehen. Die Ratten binden ein schwarzes Schnürchen an den Schwanz des Krebses und ziehen ihn rückwärts zum Bach zurück. Am Ufer aber reißt die Schnur, und der Krebs fällt rücklings in den Bach. Noch heute trägt daher der Krebs in seinem Schwanz das Ende der schwarzen Schnur, und noch immer geht er rückwärts.

Lerchis-Puschkaitis VIa, 289, Nr. 63.

E. Die Nadel.

Sage der Evheer in Togo.

Eine Frau gebar einst ein Mädchen, und alle Tiere kamen und warben um das Mädchen. Der Vater und die Mutter sagten zu ihnen: „Derjenige, der zuerst damit fertig wird, Gras zu schneiden, und es zuerst hierher wirft, soll unsre Tochter zur Frau bekommen.“ Darum gingen die Tiere ins Gras, aber die **Schildkröte** blieb zurück. Die Tiere gingen sehr weit fort, um das Gras zu schneiden, sie gingen bis in die Nähe von Kpevi, und als sie auf dem Rückweg waren, war die langsame Schildkröte noch auf dem Hinweg. Sie ließ sie an sich vorbeigehen, dann aber las sie etliche Gräser am Weg auf, band sie zusammen und folgte ihnen nach.

Eine kleine Trommel war in dem Korb der Schildkröte, die nahm sie heraus und trommelte, und alle Tiere warfen ihr Gras hin, gingen ihr entgegen und fragten: „Woher tönt die Trommel?“ Sie antwortete ihnen: „Die Trommel tönte von der Einöde her,“ und die Tiere gingen hin und tanzten lange.

Unterdes konnte die Schildkröte unbemerkt ein gutes Stück vorwärts kommen.

Jene nahmen darauf ihr Gras wieder auf, überholten die Schildkröte und kamen an den Marktplatz. Da trommelte die Schildkröte von neuem, und die Tiere warfen das Gras wieder hin, kehrten um und fragten sie: „Woher tönt die Trommel?“ Sie antwortete wie vorhin: „Von der Einöde her.“ Die Tiere gingen wieder hin, um zu tanzen, — und siehe da! als sie an die Rückkehr dachten, war die Schildkröte bereits auf dem Marktplatz angelangt. (Dasselbe wiederholt sich dreimal; die Schildkröte kommt dabei immer ein Stück vorwärts.)

Zuletzt überholten die Tiere die Schildkröte noch einmal, und als sie an den Kehrichthaufen der Stadt kamen, in die sie hineingehen wollten, trommelte die Schildkröte wieder, und die Tiere warfen das Gras an den Kehrichthaufen hin, kehrten um, trafen die Schildkröte und fragten sie: „Woher tönt die Trommel?“ und sie antwortete wieder: „Die Trommel tönte von der Einöde her.“ Die Tiere gingen hin und tanzten, aber als sie an die Rückkehr dachten, da auf einmal warf

die Schildkröte schon ihr Gras hin. Hernach kamen auch die Tiere und warfen das ihrige hin.

Aber der Vater und die Mutter sagten zu ihnen: „Die Schildkröte hat das Gras zuerst hingeworfen; sie soll das Mädchen heiraten," und sandten das Mädchen zur Schildkröte. Deshalb trat das Kind voll Zorn auf die Schildkröte, und sie zerbrach; aber eine alte Frau kam, hob sie auf und nähte sie mit der Nadel zusammen. Die Nähnadel jener alten Frau ist jene, die man noch heute im Rücken der Schildkröte sieht.

Nach G. Härtter, Zeitschr. f. afrik. u. ozean. Sprachen 6, 207.

F. Knäul und Schere.

Sage von der **Schwalbe**: Vgl. Natursagen 2, 250 ff.

G. Die Halsschnur.

Die **Lumme** war einst ein großer Spieler. Sie verlor alles bis auf eine Halsschnur aus Zähnen. Endlich verlor sie auch diese an den Kranich. Sie wollte sie aber nicht hergeben, sprang ins Wasser, und seither hat sie einen weißen Ring um den Hals.

Boas, Indianische Sagen von der nordpazifischen Küste S. 15. Vgl. Kap. 2.

H. Pfeile.

Sage der Cherokee.

Eines Tages traf der Truthahn die Schildkröte, die vom Kriegszuge nach Hause kam. Ein frischer Skalp hing ihr vom Halse herunter und schleppte auf dem Boden nach. Der Truthahn lachte bei diesem Anblick und sagte: „Der Skalp steht dir nicht. Dein Hals ist zu kurz und zu niedrig, um ihn auf diese Weise zu tragen. Laß mich dir's zeigen."

Die Schildkröte willigte ein und gab den Skalp dem Truthahn, der ihn um seinen Hals befestigte. „Nun", sagte der Truthahn, „ich werde eine kleine Strecke gehen, und du kannst sehen, wie es aussieht." So ging er ein Stück voraus, kehrte dann um und fragte die Schildkröte, wie es ihr gefiele. Die Schildkröte sagte: „Es sieht sehr hübsch aus, es steht dir."

„Nun will ich es auf eine andere Art befestigen und dir zeigen, wie das aussieht," sagte der Truthahn. Er zog den Strick fester an und ging wieder voraus. „O, das sieht sehr gut aus," sagte die Schildkröte. Aber der Truthahn marschierte fortgesetzt weiter, und als die Schildkröte ihn rief, den Skalp zurückzubringen, ging er nur noch schneller und geriet zuletzt ins Laufen. Da zog die Schildkröte ihren Bogen hervor und schoß ihm eine Anzahl von Rohrsplittern in die Beine, um ihn lahm zu machen. Und daher hat der **Truthahn** die vielen kleinen Knochen in den Beinen, die zu gar nichts nützen, aber die Schildkröte fing den Truthahn nicht, und dieser trägt noch heute den Skalp um seinen Hals.

Mooney, Myths of the Cherokee S. 287.

I. Pfeife und Tabaksbeutel.

Sage der Ainu.

In alten Zeiten landete ein Fremder an der Mündung des Saruflusses, und beim Erforschen der Mündung ließ er Pfeife und Tabaksbeutel fallen und verlor sie. Da sie nicht auf der Erde verwesen konnten, wurden sie in einen Vogel verwandelt.

Dieser Vogel ist der **Kuckuck**. Er scheint bei den Ainu ein Vogel von schlechter Vorbedeutung zu sein.

Journ. of American Folklore 7, 32f.

K. Fettbeutel.

Sage der Smith Sound-Eskimo.

Ein Sealskin-Fettbeutel wurde zum **Bären**, als es noch keine Bären gab.

Journ. of Am. Folklore 12, 172.

L. Der Pfeifenputzstock.

Der Pfeifenräumer des hl. Petrus wird zum **Fichtenrüßler**: Bd. 2, 192.

M. Marterwerkzeuge.

Die bei Christi Kreuzigung gebrauchten Werkzeuge finden sich im Gerippe einzelner Tiere: Bd. 2, 227.

V. Beschaffenheit einzelner Körperteile.

A. Der Schopf.

1. Aus Annam.

Der weiße Schopf der **Gänse** ist das Trauerzeichen, das sie beim Tode eines Mannes anlegten, der die Sprache der Tiere verstand und es verhütet hatte, daß die Gänse zu Ehren seines Besuches geschlachtet wurden.

Nach Landes, Contes annamites S. 165f.

2. Aus Indien.

a) Die **Wiedehopfe** werden wegen ihrer Goldkronen verfolgt und erbitten sich von Salomo Federkronen.

Indian Antiquary 2, 229, wo es heißt, die Sage sei spanisch. Doch ist sie moslimisch und durch Mauren nach Spanien gebracht. Vgl. Natursagen 1, 325ff.

b) Der **Specht** war in früherer Geburt ein Râja und hat seine Krone noch behalten.

Crooke, Pop. Religion and Folkl. of North India 2, 251.

3. Aus Rumänien.

Eine Frau verlor ihren Mann; sie durchwanderte die Welt, um ihn zu suchen, und kam zunächst zur Sânta-Joie (heiliger Donnerstag), die über den dritten Teil der Vögel herrschte. Die Frau fragte, ob sie nicht wüßte, wo ihr Mann wäre. Da rief die S. J. alle ihre Vögel zusammen, aber keiner wußte Auskunft zu geben.

Dann kam die Frau zur Sânta-Sâmbată (heil. Sonnabend), die über die Hälfte der Vögel herrschte. Auch hier erfuhr sie nichts.

Schließlich kam sie zur Sânta-Duminică (heil. Sonntag), der Herrscherin über alle Vögel. Diese berief ihre Untertanen, und es fand sich ein Vogel, der den Aufenthaltsort des Mannes kannte: die Lerche. Sânta-Duminică befahl ihr, die Frau dorthin zu tragen.

Die Lerche ließ die Frau auf ihren Rücken steigen und flog fort.

Sie kamen auch an einen Berg von Kristall, und die Lerche ließ ihre Füße

beschlagen, aber die Frau klammerte sich an das Kopfhaar der Lerche, um nicht zu fallen, und seitdem hat diese Lerche einen Schopf und heißt **Haubenlerche.**

Marianu, Ornitologia 1, 336 = Revue des trad. pop. 8, 596.

4. Sage der Ojibbewa.

a) Nanabush (Nanibozhu) geht am Ufer eines verzauberten Sees und sieht etwas auf dem Wasser. Für die Auskunft, was es sei [ein Teil seines getöteten Bruders], bekommt der **Eisvogel** einen Federbusch auf den Kopf, und es wird ihm die Brust mit glänzenden Farben bemalt.

Journ. of Am. Folklore 4, 201, vgl. 197.

b) Die Ojibway-Indianer sagen, Manabozho habe dem Eisvogel einst eine Medaille für nützliche Nachricht gegeben. Durch Sträuben der Kopffedern sei der Vogel der Gefahr entgangen, daß der Gott ihm bei dieser Belohnung den Kopf umdrehte.

Swainson, British Birds S. 105 = Schoolcraft, Algic Researches 2, 225.

B. Die Augen.

Aus Rumänien.

a) Eine **Maus** stand unter einer Eiche, als ihr eine Eichel auf den Kopf fiel. Erschrocken entfloh sie, und als sie einige Eier traf, rief sie: „Die Türken kommen, sie haben mich schon mit Keulen geschlagen." Sogleich liefen die Eier mit. Sie trafen eine Katze und riefen ihr zu: „Die Türken kommen usw." Da lief auch die Katze mit. Dasselbe wiederholte sich mit einem Krebs und mit einer Gans. Sie alle flohen und kamen an eine Hütte. Jedes versteckte sich, so gut es konnte, der Krebs in einem Wassereimer, die Katze unter dem Bett, die Gans auf dem Ofen, die Eier sprangen ins Feuer; nur die Maus fand keinen Platz: sie kam an den Eimer, da zwickte sie der Krebs in die Nase, unter dem Bett kratzte sie die Katze, auf dem Ofen hackte sie die Gans, im Feuer platzten die Eier und sprangen ihr in die Augen. Davon schwollen ihr die Augen, und so sind sie geblieben bis heute.

Albina, Revista-Populară 4, 990. 1900.

Über das Märchen, das hier durch willkürliche Ätiologie ausgeschmückt ist, wird Joh. Bolte ausführlich handeln. Vgl. Grimm, KHM. Nr. 10.

b) Fliege und Floh hatten sich lange nicht gesehen. Als sie wieder zusammenkamen, fielen ihnen gegenseitig wesentliche Veränderungen auf. Die Fliege fragte den Floh, warum er denn so bucklig sei; er antwortete, das komme von dem vielen Springen in der Nacht. Der Floh wieder fragte die **Fliege,** woher ihre Augen so geschwollen wären. Sie antwortete: wenn die Menschen sie fangen wollten und immer daneben schlügen, weil sie ausrisse, so müßte sie allemal so sehr lachen, daß ihr die Augen schwöllen und sich röteten.

Marianu, Insectele S. 370.

In einer Variante von Mücke und Fliege erzählt die Mücke, warum sie nur Saft genieße. (Ebd. S 371.)

In einer Variante von Blattwanze und Fliege erzählt die Blattwanze, sie sei deshalb bucklig, weil sie auf den Bäumen sich bewege und sauge. (Ebd. S. 373.)

C. Angebliche Blindheit.

1. Die Blindschleiche.

„Die Blindschleiche, die kleine schlangenähnliche Eidechse, gilt dem Volke als blind. Man hält sie außerdem vielfach für taub, für ein grimmig

wütendes, für ein giftiges Tier. „Kunn ick hören, kunn ick seen, byten wull ick dœr en Flintensteen", sagt der 'Hartworm' in Schleswig-Holstein (Müllenhoff, Sagen S. 479), und in Pommern heißt es: „Wenn die ‚Adder' sehen könnte, so wäre das Kind im Mutterleibe nicht sicher vor ihr; so giftig ist sie." In Wirklichkeit ist das Tierchen durchaus harmlos, es ist nicht giftig, es hört ganz gut, es hat zwei ziemlich große Augen ... Die schlangenähnliche Körpergestalt der Blindschleiche hat offenbar eine Verwechselung mit der Kreuzotter veranlaßt und bewirkt, daß man sie für giftig hielt. Die irrige Meinung, daß sie keine Augen besitze, wird wohl dadurch entstanden sein, daß sie im Tode und im Winterschlaf die Augen geschlossen hat, während die Ringelnatter und Kreuzotter wie alle Schlangen keine Augenlider haben." (Müllenhoff, Die Natur im Volksmunde S. 2f.)

Folgende Zeugnisse für den Volksglauben von der Bösartigkeit des Tieres sind zu Bd. 2, 7. 84. 263 hinzuzufügen.

a) Als Gott alle Tiere erschaffen hatte, fragte er sie, was sie tun wollten. Die Blindschleiche sagte, sie wolle das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Da sprach Gott: „So sei blind, auf daß du keinen Menschen siehst!"

Seitdem können die Blindschleichen nicht sehen. Aber ihre Natur ist noch immer sehr bös, und wenn sie auf einen Menschen zufahren und ihn treffen würden, so würden sie ihn durchbohren.

Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben 1, 224. Branky, Volksüberlief. aus Österreich in Veckenstedts Zeitschr. f. Volkskunde 3, 223 (aus Niederösterreich).

b) Es heißt auch, Gott habe mit Binsen den Blindschleichen die Augen ausgestochen, weil sie unter allen Tieren am grausamsten gewesen. Und davon seien die Binsen oben dürr.

Meier, ebd. Vgl. Haas, Rügensche Sagen und Märchen S. 151 f. Stöber, Elsässisches Sagenbuch S. 325. Über die Binsen sei der Volksaberglaube angemerkt, den Phil. Hoffmeister, hessische Volksdichtung, 1869, S. 179 mitteilt: Am Morgen des ersten Mais geht die Unke auf die Wiese und sticht sich mit den Binsen in die Augen. Darum sind von diesem Tage an alle Spitzen der Binsen, sie mögen so frisch und grün sein, wie sie wollen, doch verdorrt. Von der Blindschleiche sagt er S. 181, daß das Volk sie Schießotter nennt. Denn es heißt von ihr, sie nehme ein Blatt ins Maul, schieße damit auf die Menschen und töte sie auf diese Weise.

c) Die Blindschleiche ist einmal so frech gewesen, daß sie einen Reiter auf dem Pferde stach und er sofort tot herabfiel. Dafür ward sie vom lieben Gott mit Blindheit geschlagen.

Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch, 1883, S. 59.

d) Die Blindschleichen, sagt man in der Gegend von Kratzau, stammen von den Drachen ab, die vor uralten Zeiten in jener Gegend gelebt haben. Sie sollen auch früher sehr böse gewesen sein, daher hat sie Gott mit Blindheit gestraft. — Die Blindschleichen, sagt man in Hainspach, sind so giftig, daß sie furchtbaren Schaden anrichten würden, wenn sie Gott nicht geblendet hätte.

Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen Nr. 585.

e) In grauer Vorzeit hatte einst eine Schlange gesagt: „Wenn Gott (Jumal) mir Füße gegeben hätte, so würde ich in einer Nacht die Menschen in neun Häusern umbringen." Weil der himmlische Vater Prahlereien nicht liebt, so hat er

das giftige Tier in zwei Hälften geschlagen, wobei er sagte: „Der eine Teil werde im Wasser zum schmerzhaftesten Fische, der andere Teil auf der Erde zur häßlichsten Schlange."

Darum ist der Aal so ähnlich der Schlange[1]), und darum ist die Blindschleiche dick und kurz, hart und morsch wie ein verfaultes Pfropfreis.

Estnisch. Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt. Vgl. Bd. 1, S. 218. 2, S. 281.

Weiteres bei Wossidlo, Mecklenb. Volksüberl. S. 27, Nr. 121—127 nebst Anm. S. 349 ff., bes. zu Nr. 121. (Vgl. auch Natursag. 2, 226.)

Zu den zahlreichen Nachweisen ist nach Feilbergs Ordbog, Art. stålorm hinzuzufügen: Volkskunde 7, 165. 8, 93; Choice Notes 243; Suffolk Folklore 10; Laisnel 1, 199 Anm., 2, 244. Vgl. ferner Natursagen 2, 7. 84. 263[2]) und unten das Kap.: Wechsel des Eigentums (Nachtigall und Blindschleiche).

2. Die Eidechse.

Aus Italien (Venetien).

Die grüne Eidechse ist die größte der Eidechsen in Venetien. Man nennt sie Salva-omi (= Menschenretterin), weil sie oft in geringer Entfernung von sich die Existenz einer Schlange anzeigt.

In Aurongo glaubt man, daß die großen Eidechsen giftig seien, weshalb man folgendes Geschichtchen erzählt: Als der Herr die Welt schuf und die Tiere bildete, fragte er die Eidechse: „Willst du Augen oder Gift?" und sie antwortete: „Gift!"

Nardo-Cibele, S. 94.

3. Die Zikade.

Aus Sizilien.

Als einst im Winter die Zikade nichts zu essen hatte, bat sie die Ameise, die im Sommer fleißig gesammelt hatte, um etwas Korn. Die Ameise aber erinnerte sich der Trägheit der Zikade in jener Jahreszeit, wollte ihr nichts geben und gab ihr Schläge auf die Augen. Auf diese Mißhandlung hin eilte die Zikade zum Herrn, aber er ließ die Dinge, wie sie waren; und weil die Zikade geblendet war, ließ er von da an alle Zikaden blind geboren werden.

Pitrè, Usi e costumi Sic. 3, 318.

4. Der Wurm.

Dem Wurm ist eingebildet worden, daß in nächster Zukunft das Ende der Welt eintreten müsse. Da überlegte er nicht lange und blendete sich, denn er meinte:

---

1) Die Gestalt der Schlange hat nicht bloß zur Vergleichung mit dem Aal herausgefordert. Sie gab auch zu dem Glauben Anlaß, daß die Schlange aus dem Mark (bes. Rückenmark) eines Verstorbenen entstehe (Roscher, Myth. Lexikon u. d. w. „Heros" Sp. 2467, 40; Plin. h. n. 10, 86; Baba Kam. 16, 1 (nach Bergel, naturw. Kenntnisse der Talmudisten S. 52).

2) Wenn es dort Var. 6 c heißt, daß die Bl. durch neun Türen hindurchgeschossen sei, um die dahinter versteckte Jungfrau mit dem Kinde zu stechen, oder wenn die Bl. prahlt, sie könne durch neun eiserne Ofenplatten stechen (Wossidlo S. 349 = Wucke-Ulrich S. 3), so erinnert das an folgenden Glauben vom **Luchs**:

Lynx acumine visus perspicui novem fertur parietes penetrare, adeo ut si quis novem interpositis parietibus carnem crudam deferat incedens iuxta parietem, lynx incedentem sequatur incedens, stet et ipsa stante illo, qui carnem deferat. Nonnulli tamen in rerum naturis instructi virtuti olfactus hoc ascribunt potius quam potentiae visus.

Alexander Neckam, de naturis rerum lib. II cap. 138 (ed. Thomas Wright, London 1863, S. 219).

„Es ist besser, daß meine Augen dieses Unglück nicht sehen.“ [Auf diese Weise ist der Wurm seiner Augen verlustig gegangen].

Sbornik materialov dlja opisanija městnostej i plemen Kavkaza 32, 3, 116.

D. Das Maul und der Schnabel.

Die Spaltung der **Hasenlippe** ist ein beliebtes Motiv, das in anderem Zusammenhange öfters zu behandeln ist. Wir überblicken zunächst sechs Überlieferungen, die verschiedenen Stoffgruppen angehören.

1. Das Märchen vom Hasen, der den vom Bären geprellten Fuchs auslacht. (Vgl. Bd. 4.)

Der Bär frißt ein Pferd, das er getötet hat. Der Fuchs kommt und fragt den Bären, wie er es angefangen habe. Der Bär sagt, er habe sich mit den Zähnen an dem Schweif des sich sonnenden Pferdes angeklammert und daran gezerrt, so daß das Pferd zu laufen anfing und lief, bis es platzte. Der Fuchs will nun dasselbe Mittel versuchen. Das Pferd setzt sich, den Fuchs am Schweife, in Galopp. Der Hase lacht sich die Lippen entzwei.

Krohn, Bär (Wolf) und Fuchs S. 70 mit Varianten und Parallelen.

2. Die Sage vom Ursprung des Todes,

in der der Hase eine Botschaft des Mondes an die Menschen falsch ausrichtet. Der Mond wird zornig und schlägt ihm mit einem Beil die Hasenscharte.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika 1870 S. 55. Derselbe, A brief account of Bushman Folklore 1875 S. 9. Wood, De onbeschaafde volken 1, 322. A. Seidel, Geschichten und Lieder der Afrikaner S. 145. Die Spaltung der Lippe ist ein willkürlich gewählter Schluß, wie die Vergleichung mit anderen Märchen derselben Gruppe ergibt z. B.: Junod, Chants et contes des Basronga 1897 S. 137. Bleek, Reineke Fuchs S. 58, Anm. Wallonia 1, 164. Hahn, Sprache der Nama S. 57. F. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft (1877) S. 21. Büttners Ztschr. f. afrikan. Sprachen 1, 56 = Revue des trad. pop. 4. 41 = Basset, Contes d'Afrique p. 209. Vergleichbar Petitot, Trad. indiennes du Canada Nord Ouest p. 115. Weiteres s. in einem späteren Bande der Natursagen.

3. Sage der Cherokee von dem Kaninchen, das den Feuerstein tötet.

Es trieb ihm einen scharfen Keil in den Leib, so daß es einen lauten Knall gab und die einzelnen Stücke umherflogen (wovon die vielen Feuersteine kommen). Ein solches Stück traf das Kaninchen an der Lippe und erzeugte die Scharte.

Mooney, Myths of the Cherokee S. 274. Vgl. unten: Entstehung des Ungeziefers.

4. Lettische Sage.

Gott zürnte einst den Mücken und befahl dem Hasen, das in einem Sack gesammelte Ungeziefer zu ertränken. Der Hase öffnete aus Neugier den Sack. Die befreiten Mücken drehten sich vor Freude in der Runde, was ihnen seither zur Gewohnheit ward. Nachher will sich der Hase aus Gram ertränken, aber ein Krebs kneift ihn in die Lippe, die seitdem gespalten ist.

Lerchis-Puschkaitis 1, 171, Nr. 163. Vgl. unten: Suchende Tiere.

5. Die Fabel vom lebensmüden Hasen,

der sich ertränken will und beim Anblick eines flüchtenden Frosches oder flüchtender Schafe über deren Angst so lachen muß, daß ihm die Lippe zerreißt.

Hierüber s. Bd. 4: Äsopische Fabeln.

6. Das Märchen von den Haustieren im Walde. (Vgl. Bd. 4.)

Der Hase hatte eine Katze. Der Bär stieg auf den Baum, der Fuchs kroch unter das Reisig. Im Reisig bewegte sich der Fuchs. Die Katze flüchtete auf den Baum. Der Bär fiel vom Baum und brach sich zwei Rippen. Der Hase lachte, daß ihm das Maul kreuzweis riß. Noch heute hat der Bär gebrochene Rippen, und des Hasen Maul ist kreuzweis gespalten.

Hdschftl. aus Sääminki (Savolaks). Durch Prof. K. Krohn.

Außer diesen sind folgende anzuführen:

1. Finnische Sagen.

a) Wolf und Hase wetten, wer am meisten gefürchtet sei. Der Wolf läßt Frost eintreten. Der Hase läuft, wird müde und ruft: „Woi, Woi, wie das brennt!“ Der Wolf glaubt, seine List sei umsonst gewesen, und macht wieder mildes Wetter. Des Hasen Maul reißt kreuzweis auseinander.

Aus Liminka (Österbotten). Durch Prof. K. Krohn.

b) Ein Mann hackt Holz und den Baumstamm kreuzweise. Der Hase sieht es und lacht, daß ihm das Maul kreuzweise zerplatzt.

Durch Prof. K. Krohn.

c) Es war einmal ein Mann, der hieß Lanke; der ging eifrig auf die Hasenjagd. Eines Tages, als er wieder Hasen jagen ging, nahm er hundert Schlingen mit und sagte beim Fortgehen: „Wenn ich mit jeder Schlinge einen Hasen fange, dann kümmert's mich nicht, wenn auch der Teufel sie in seinen Sack steckte.“

Als er dann seine Schlingen auslegte, jagten kleine Teufelchen Hasen aus dem Gebüsche und riefen: „Geschwind in Lankes Stricke!“ und zugleich schlugen sie von hinten auf die Hinterbeine des Hasen, so daß sie schief wurden und es noch heutigen Tages sind. Als Lanke merkte, daß jedesmal, wenn er eine Schlinge legte, sich auch ein Hase drin fing, und er nun bald hundert Fangstricke ausgelegt hatte, da dachte er, — da immer nur ein Hase sich fing, sobald die Schlinge fertig war, — daß sie doch am Ende der Teufel in seinen Sack steckte. Und er sann über ein Mittel nach, wie er aus der Not herauskommen könnte. Zuletzt stieg er auf eine große Kiefer und befestigte an deren Wipfel die hundertste Schlinge. Als alle die anderen Fangstricke voll Hasen waren, fing es frühmorgens bei der Schlinge an, die an der Kieferkrone hing, und sie liefen Hals über Kopf zur Kiefer, daß es nur so flog. Wie sie sich dabei anstrengten und einige aufrecht an der Kiefer hinaufsprangen, fielen sie herunter und brachen sich die Schwänze entzwei, daß nur ein Stumpf übrig blieb; einige stießen mit der Schnauze an den Baum, daß ihnen das Mäulchen gespalten wurde und die Zähne ausfielen. Als Lanke am folgenden Tage hinaus ging, um zu sehen, ob sich ein Hase im Wipfel der Kiefer gefangen hatte, fand er am Fuße der Kiefer Hasenzähne bis zur Gürtelhöhe liegen. Wenn Lanke später Hasen fing, waren ihnen stets die Hinterläufe schief, die Mäulchen kreuzweis gespalten und die Zähne beinahe alle ausgefallen; und so ist es noch heutzutage.

Aus Korpilahti.

2. Mongolische Sage.

[Entgegen dem Verbot ihrer Mutter, einer Witwe, ißt die Tochter von einer verbotenen Speise.] Der verstorbene Vater erhob sich aus dem Grabe, nahm die Gestalt eines Hasen an, ging in das Haus und tadelte das Mädchen. In ihrem Zorn

schlug das Mädchen den Hasen mit einem Feuerhaken und spaltete ihm die Lippe, mit dem Ende des Stockes aber traf sie den Schwanz und beschmutzte ihn mit Ruß. Darum hat der Hase eine gespaltene Lippe und einen schwarzen Schwanz. [Darnach standen die Menschen nach ihrem Tode nicht mehr auf.]

Erz. e. Torgouten bei Potanin, Okraina 2, 348, Nr. 8. Vgl. Folklore Journal 4,27. — In einer, wie P. angibt, unklar erzählten Variante (ebd. 2, 167) heißt es, die Herrschaft des Majtere [vgl. Naturs. 1, 5. 105] trete erst dann ein, wenn der Schwanz des Hasen weiß werden wird.

Wie die Hasenscharte, so sind auch andere Eigentümlichkeiten von Tiermäulern der Volksphantasie aufgefallen und zur Sagendeutung verwandt worden.

3. Aus Finnland (Karelen).

Als Gott das **Schwein** schuf, mußte er sich schnell zu einer Feuersbrunst begeben. Das Schwein war schon beinahe fertig; nur an dem Kopfe war noch etwas zu machen, nämlich das, was an der Rundung der Schnauze fehlt. Und seitdem sagt man: „Die Schnauzen der Schweine sind noch so rund, wie sie damals geblieben sind. Man weiß nicht, wie sie geworden wären, wenn sie fertig geworden wären."

Krohn, Suomalaisia Kansansatuja 1, Nr. 286, p. 274.

4. Aus Nordwest-Canada. (Sage der Dènè Peaux-de-Lièvre.)

Der Riese Efwa-éké ergriff einen Luchs am Schwanz und warf ihn gegen seine Wohnung, daß er die Nase brach. Darum hat der Luchs eine platte Schnauze, wie wir noch jetzt sehen können.

Petitot, Trad. ind. du Canada Nord-Ouest 217.

5. Altjapanische Sage.

Die Göttin Ame-no-udzu-me-no-kami trieb alle großen und kleinen Fische zusammen und fragte sie: „Wollt ihr achtungsvoll dem erhabenen Sohn der himmlischen Gottheit dienen?" Darauf erklärten die Fische alle, daß sie ihm achtungsvoll dienen würden. Nur der **Trepang** sagte nichts. Da sprach die Göttin zu ihm und sagte: „Ah, dieser Mund ist es, der keine Antwort gibt!" und schlitzte das Maul mit ihrem Gürteldolch. Daher hat der Trepang ein geschlitztes Maul bis auf den heutigen Tag.

Aus dem Kojiki (711 n. Chr.) Transactions of Asiatic Society of Japan 10, Suppl. 114. Vgl. Florenz, japanische Mythologie S. 273.

6. Aus Westfalen.

Früher hatte die **Flunder** ein ganz gerades Gesicht. Als aber einmal der Häring bei ihr vorüberschwamm, hat sie ihn höhnisch gefragt: „Is denn de Hering ook en Fisch?" und hat dabei das Maul gegen ihn verzogen. Da ist ihr für ihren Übermut das Gesicht so schief geblieben, wie man's noch heute sehen kann.

Kuhn, Sagen aus Westfalen 2,80 f. = Haas, Rügensche Sagen und Märchen S. 150. Vgl. Natursagen 1, 290; 2, 78, 253, 302. Ebd. S. 336: Sage vom engen Walfischschlund.

7. Aus Mecklenburg.

„De Bütt un de Hiring begegen sik eens. De Bütt secht: „Kiek mal, wo ick mi glatt maakt heff, ick heff mi 'ne witt Schört vörbunnen." „Ick heff mi noch väl glarrer maakt", secht de Hiring, „ick heff mi'n sülwern Kleed antrocken." Dor ward de **Bütt** falsch un maakt em 'n scheef Muul to. Dat is ehr bestahn bläben; dorvon hett de Bütt noch so'n breet Muul.

Wossidlo, Volkst. Überl. aus Mecklenb. 2, S. 23.

8. Aus Estland.

An einem schönen Tage ging Gott auf dem Meere hin und her. Da begegnete ihm die Butte. Gott fragte, wohin sie gehe. Die Butte zog ihren Mund schief, verdrehte die Augen auf den Rücken und sagte spottend: „Du siehst ja, daß ich in den Sand plätschern gehe!“ Solch eine Antwort ärgerte Gott, und er schlug der Butte mit seinem Stock auf den Rücken: „Ewig sollen dir die Augen auf dem Rücken und der Mund schief bleiben!“

So ist es auch geblieben, wie Gott gesagt hat. Auf der Stelle auf dem Rücken, wo Gott die Butte geschlagen hatte, sind schwarze Flecken geblieben.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

9. Aus Schottland.

Das schiefe Maul der **Flunder** hat zu folgendem Vers in Kincardineshire Anlaß gegeben:

Said the trout to the fluke:
„When did your mou' crook?“
„My mou was never even,
Since I cam by John's Haven.“ [1])

Chambers, Popular Rhymes of Scotland p. 199. Var. mit geringer Abweichung: Folklore Journal 3, 310.

10. Mongolische Sagen.

a) Einst lebte Dzehrael Dzalmaus Pëigambar. Der jagte Vögel und aß sie. Er reihte die gefangenen Vögel durch ein Loch im Schnabel auf und befestigte sie an einem Strick. Außer dem **Baigus** waren alle Vögel gefangen worden; nun überlegte sich Dzalmaus, wie er den Baigus fangen könnte; Sunkar, der Falke, bot sich an, aber Dzalmaus sagte: „Nein, Sunkar würde ihn fangen und verstecken, laßt Karchega, den Geier, ihn fangen.“ Der Geier flog fort, fand den Baigus und sagte: „Baigus! Baigus! Was willst du tun? Der Khan braucht dich.“ Der Baigus verbarg seinen Kopf, tat, als ob er Schmerzen habe, und sagte: „Mein Kopf schmerzt, ich gehe nicht.“ Der Geier sagte höflich zu ihm: „Komm heraus und laß uns uns besprechen.“ Nach einer kleinen Weile kam der Baigus heraus, der Geier ergriff ihn, nahm ihn unter den Flügel und trug ihn fort. Da rief der Baigus:

„Deine Rückenknochen sind hart,
Sie haben mein Leben zerstört.“

Der Geier kam zum Zelt Dzalmaus' mit der Beute unter dem Flügel. „Wo ist der Baigus?“ fragte Dzalmaus. „Ich habe ihn nicht“, antwortete der Geier. „So werde ich deinen Kopf abschneiden“, sagte Dzalmaus. Da gab der Geier ihm den Vogel. Der Baigus bat, etwas sagen zu dürfen, und sagte:

„Mein Kopf ist einen Finger groß,
Mein Fleisch ist wie das des Sperlings,
An mir ist kein Fleisch zum Essen,
Kein Blut, um satt zu machen.“

„Du, mein Herr“, fuhr der Baigus fort, „hast alle Vögel gefangen, hast ihre Schnäbel durchbohrt und sie an einem Strick aufgehängt. Sie alle müssen büßen, sie sitzen ohne Nahrung, sie sind hungrig, und ihre Schnäbel sind wund. Wenn du mich auch beim Schnabel aufhängen willst, dann drehe einen Strick aus Sonnenstrahlen und Kuhbutter.“ „Was kann solch ein Strick tun?“

1) Fischerdorf des Distriktes.

fragte Dzalmaus. Chort, der Teufel, erschien. Er jagte, er jagte die Strahlen mit seinen Händen, er fing nichts, Butter war in seinen Händen und troff herunter. Da sagte Dzalmaus: „Der Baigus ist klein von Gestalt, aber seine Weisheit ist groß; laßt alle Vögel frei auf die Bitte des Baigus hin.“ Von da an wurde der Baigus das Oberhaupt der Vögel. . . . . Alle Vögel haben Löcher im Schnabel, nur der Baigus nicht.

Folklore Journal 3, 313.

b) [Chan Garidi hat eine Schul'mus geheiratet, und sie verlangt einen Turm aus Vogelschnäbeln. . . Chottun šibo erscheint erst beim dritten Ruf und erklärt: auch trübe Tage müßten den Nächten zugezählt werden, es gebe mehr dürre Bäume als frische, wenn man auch die hinzurechne, bei denen nur ein Zweiglein vertrocknet sei, und die Weiber seien zahlreicher als die Männer, wenn man zu den ersteren auch die ihren Frauen gehorchenden Männer hinzuzähle.] Chan Garidi verstand die Anspielung und widerrief den Befehl, die Schnäbel der Vögel abzuschneiden. Die Schul'mus erzürnte sich über den Vogel Chottun und befahl ihrem Hals, sich dreimal gegen die Sonne zu kehren; der Hals aber drehte sich nur einmal. Darnach sind bei allen Vögeln die Schnäbel durchbohrt geblieben.

Potanin, Očerki 4, 175 (Erz. e. Darchaten). Augenscheinl. verderbt. Zu den Ausreden beim Nichterscheinen vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde 121.

11. Sage der Schwarzfuß-Indianer.

Na'pi der Alte war einmal auf Reisen, und da er müde wurde, setzte er sich auf einen Felsen, um zu ruhen. Nach einer Weile brach er wieder auf, und weil die Sonne heiß war, warf er seinen Mantel über den Felsen und sagte: „Hier gebe ich dir meinen Mantel, weil du arm bist und mich hast ruhen lassen. Bewahre ihn immer.“ — Er war noch nicht sehr weit gegangen, als es anfing zu regnen, und da er einem Präriewolf (coyote) begegnete, sagte er: „Kleiner Bruder, laufe zum Felsen zurück und bitte ihn, mir seinen Mantel zu leihen. Wir wollen uns damit bedecken und uns trocken halten.“ Da lief der Präriewolf zurück zu dem Felsen, aber er kam ohne den Mantel wieder. „Wo ist der Mantel?“ fragte der Alte. „Saiyah!“ erwiderte der Präriewolf. „Der Felsen sagte, du hättest ihm den Mantel gegeben, und er würde ihn behalten.“ Da wurde der Alte sehr böse, ging zurück zum Felsen, riß den Mantel weg und sagte: „Ich wollte mir den Mantel nur borgen, bis der Regen vorbei wäre, aber nun, da du dich so häßlich betragen hast, werde ich ihn behalten. Du brauchst überhaupt keinen Mantel. Dein ganzes Leben bist du draußen in Regen und Schnee gewesen, und es wird dir nichts schaden, so weiter zu leben.“

Dann ging er mit dem Präriewolf fort in eine Rinne (coulée) und setzte sich nieder. Es regnete weiter, und sie bedeckten sich mit dem Mantel und fühlten sich sehr behaglich. Bald darauf hörten sie ein lautes Geräusch, und der Alte sagte zum Präriewolf, er möge auf den Hügel gehen und sehen, was es sei. Er kam schnell wieder und rief: „Lauf, lauf, der große Felsen kommt,“ und sie liefen beide fort, so schnell sie konnten. Der Präriewolf versuchte in ein Dachsloch zu kriechen, aber es war zu klein für ihn, und er blieb stecken, und ehe er wieder heraus konnte, rollte der Felsen über ihn weg und zerquetschte ihm seine hinteren Teile. Der Alte war sehr erschrocken, und im Laufe warf er den Mantel und sonstige Kleider ab, damit er schneller laufen könne. Der Felsen kam dabei immer näher und näher.

Nicht weit davon war eine Herde Büffel, und der Alte rief sie an: „O meine Brüder, helft mir, helft mir! Haltet den Felsen dort an!“ Die Stiere liefen hin und versuchten ihn aufzuhalten, aber er zertrümmerte ihre Köpfe. Auch ein paar Rehe und Antilopen versuchten dem Alten zu helfen, aber sie wurden ebenfalls getötet. Eine Menge Klapperschlangen begannen einen Lasso zu bilden und versuchten, ihn zu fangen, aber die, die an dem Schlingenende waren, wurden alle in Stücke gerissen. Der Felsen war schon ganz nahe am Alten, so nahe, daß er schon seine Hacken berührte, und jener wollte schon alles aufgeben, als er einen Schwarm **Ziegenmelker** über sich fliegen sah. „O meine kleinen Brüder“, rief er, „helft mir. Ich bin beinah tot.“ Da ließen sich die Ziegenmelker herunter, einer nach dem andern, gegen den Felsen, und jedesmal, wenn einer auf ihn stieß, brach er ein Stück ab, und der letzte traf gerade auf die Mitte, und er brach mitten entzwei. Da war Na'pi der Alte sehr froh. Er ging zu einem Nest der Ziegenmelker und machte die Schnäbel der Jungen sehr breit und zwickte ein Stück davon ab, um sie hübsch und seltsam aussehend zu machen. Darum sehen sie auch noch heute so aus.

Grinnel, Blackfoot Lodge Tales S. 165.

12. Sage der Cherokee.

a) Der **Eisvogel** (Königsfischer) sollte zwar am Anfang ein Wasservogel sein, er hatte aber weder Schwimmfüße noch Schnabel, und so konnte er sich keine Nahrung verschaffen. Da beschlossen die Tiere, ihm als Schnabel eine Art Harpune, ähnlich einem langen scharfen Pfriem, zu geben. Und sie befestigten ihm diese Harpune am Munde. Er flog nun auf die Spitze eines Baumes und weiter, dann warf er sich ins Wasser nieder und kam mit einem Fisch wieder hervor. Seitdem ist er der beste Fischfänger geworden.

b) Eine Natter fand ein Goldammernest in einem hohlen Baume, und nachdem sie die jungen Vögel verschlungen hatte, rollte sie sich auf, um in dem Neste zu schlafen. Die Vogelmutter fand sie, als sie heim kam, und wandte sich um Hilfe an die „Kleinen Leute“ (the little people). Die schickten sie zum **Eisvogel**, und dieser flog mit ihr zum Neste. Dort flog er einige Male auf und ab, dann stürzte er sich auf die Natter und zog sie tot heraus. Als man näher zusah, fand man im Kopfe der Natter ein Loch. Das hatte der Eisvogel mit einem dünnen tugălû'nă-Fisch, den er wie eine Lanze im Schnabel trug, gestochen. Daraus schlossen die Kleinen Leute, daß er einen guten Fischtöter abgeben würde, wenn er nur einen ordentlichen Speer hätte. So gaben sie ihm seinen langen Schnabel zur Belohnung.

Mooney, Myths of the Cherokee S. 288.

13. Malaiische Sage.

Warum es Vögel mit zu langem Schnabel gibt: s. Natursagen 1, 329.

E. Die Zunge.

1. Aus Südfrankreich.

Es waren einmal ein Hummer und ein Meeraal, die wanderten miteinander. Der Meeraal, der damals sprechen konnte, sagte zum Hummer: „Du weißt, was dich erwartet, Hummer. Wenn ich nichts zu essen finde, so wirst du meine Mahlzeit sein.“ Der Hummer, der niemals hat sprechen können, da er von Geburt an stumm ist, gab dem Meeraal durch Zeichen zu verstehen: „Wenn du mich frißt, so begehst

du eine Sünde; frißt du mich aber nicht, so werde ich immer dein Freund sein.“ So gingen sie zusammen eine lange, lange Strecke, sie fanden aber keine Nahrung. Der Meeraal hatte großen Hunger und wollte nun den Hummer fressen. Als er ihn aber im Maul hatte, ergriff der Hummer seine Zunge mit einer seiner Scheren und drückte die Scheren so stark zusammen, daß er ihm die Zunge abschnitt. Darauf entfloh er, und alle Hummer, die früher große Freunde der Meeraale waren, sind nun ihre geschworenen Feinde. Seit dieser Zeit auch können die Meeraale, die früher einen Klagelaut wie der Knurrhahn hören ließen, keinen Ton mehr von sich geben.

Sébillot, Archivio per lo studio delle trad. popolari 10, 177 = Contes des marins S. 59.

2. Aus Afrika (Sage der Bantu).

Das **Krokodil** hat nur einen Zungenstumpf, der Iguana (Leguan, eine Art großer Landeidechse) dagegen hat eine gegabelte Zunge Darüber gibt es folgende Sage: Als das Krokodil und diese Eidechse erschaffen waren, wurden zwei Zungen gemacht und in einiger Entfernung von ihnen hingelegt. Es wurde ihnen beiden befohlen, einen Wettlauf zu halten, und der, welcher am ersten am Ziel ankäme, sollte beide Zungen bekommen. Der Iguana gewann, und sein größerer und wilderer Rivale mußte sich mit einem Stummel in der Kehle begnügen.

Folklore 3, 355.

3. Aus Britisch Guyana.

. . . . Der Mensch, der aus der großen Flut gerettet war, machte Feuer, er rieb zwei Stücke Holz aneinander. Der erste Funke ist dabei gewöhnlich sehr klein. Der **Truthahn** (penelope marail) verschluckte ihn, als der Mensch nicht hinsah, da er ihn für einen Leuchtkäfer hielt, und flog dann schnell fort. Der Funke verbrannte aber seinen Hals, und daher haben diese Vögel rote Lappen an ihrer Kehle. Als der Mensch seinen Funken vermißte, sah er den **Alligator**, der damals ein sanftes, aber häßliches Tier war, in der Nähe stehen. Da riefen alle Tiere, die die Häßlichkeit des Alligators verabscheuten, daß der den Funken genommen habe. Darauf zog der Mensch voll Ärger und Ungeduld dem vermeintlichen Schuldigen die Zunge heraus. Darum haben die Alligatoren jetzt so kurze Zungen und bekämpfen alle Tiere.

Im Thurn, Among the Ind. of Guiana, 380.

4. Sage der Cherokee.

. . . Die **Meise** hatte durch ihren Ruf die Jäger irregeleitet, daß sie glaubten, eine Hexe töten zu können, wenn sie auf ihr Herz schössen. Darum wurde ihr die Zunge abgeschnitten, damit jedermann wisse, daß sie ein Lügner sei. Und noch jetzt ist ihre Zunge kurz.

Mooney, Myths of the Cherokee S. 310.

5. Sage der Tlingit.

Die Lumme, die Schwester des Raben, hatte den Kormoran zum Mann. Einst gingen der Rabe, der Kormoran und dessen Bruder, der Bär, aus, Heilbutten zu fangen. Kormoran und Bär waren sehr geschickt und fingen viele Fische, während Yetl, der Rabe, gar keine bekam. Deshalb ward er neidisch auf seine Gefährten. Er sprach zum Kormoran: „Sieh doch, du hast eine große Laus auf deinem Kopfe sitzen!“ Er tat, als finge er sie, und sagte: „Sie hat dich gebissen, nun beiße sie wieder. Strecke deine Zunge aus, ich will sie dir geben.“ Der Kormoran streckte wirklich seine Zunge aus, und der Rabe riß sie ihm aus. „Nun sprich!“ rief er

ihm höhnend zu. Der arme Kormoran sagte aber nur: „Wule, wule, wule.“ „So ist es gut,“ fuhr der Rabe fort, „so haben deine Onkel früher auch gesprochen.“ Dann bewirkte er, daß der Bär in sein Messer fiel und so ums Leben kam. Er fuhr dann ans Land, nahm die Fische, welche beide gefangen hatten, und versteckte den Leichnam des Bären. Vorher schnitt er ihm aber die Blase aus. Als er nun in Begleitung des Kormoran nach Hause kam, fragte die Lumme: „Wo ist mein Schwager Bär?“ Yetl antwortete: „Er ist im Walde und sucht Wurzeln.“ Da schlug der Kormoran in die Hände und rief: „Wule, wule, wule!“ Er wollte sagen, daß Yetl löge, konnte sich aber nicht verständlich machen. Seine Frau fragte: „Was sagst du? Was ist dir denn zugestoßen?“ „Ich glaube, er hat sich erkältet,“ sagte der Rabe; „siehe nur, wie viele Heilbutten ich gefangen habe! Es sind so viele, daß unser Boot fast gesunken wäre. Schneide du die Fische auf und nimm sie aus.“ Er legte dann Steine ins Feuer und schnitt die Handrücken der Lumme auf. Da tropfte Fett heraus. Und er nahm heimlich die Blase des Bären, wickelte einen glühenden Stein hinein und schluckte ihn herunter. Dann hieß er seine Schwester dasselbe tun. Diese hatte aber nicht gesehen, daß er den Stein eingewickelt hatte, und verschluckte einen glühenden Stein. Da schrie sie laut auf vor Schmerz. Der Rabe rief ihr zu: „Trinke rasch Wasser darauf!“ Sie folgte ihm. Sogleich fing das Wasser an zu kochen, und so kam die Lumme ums Leben. Den Kormoran aber hieß der Rabe am Strande sitzen bleiben. Seitdem findet man den Kormoran immer am Strande, und sein Ruf ist nur: „Wule, wule, wule.“

Boas, Sagen von der nordpazifischen Küste S. 317.

Vgl. Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 266. [Jēlch, der Rabe, hatte den Bären durch List getötet.] Jūk', der Kormoran, der mit Jēlch im Canoe war, hatte alles mit angesehen und war nun begierig, es den Weibern des Bären zu erzählen. Deshalb forderte er Jēlch auf, schnell ans Land zu fahren. Dieser aber sagte zu ihm: „O Freund, eine große Laus ist auf deinem Kopfe. Gib ihn her, ich will sie dir abnehmen.“ Der Kormoran legte seinen Kopf in Jēlchs Schoß. Dieser fing die Laus und sagte dann zu seinem Gefährten: „Stecke deine Zunge heraus, ich will dir die Laus geben.“ „Gib sie mir in meine Krallen“, erwiderte der Kormoran. Doch Jēlch sagte: „Nein, sie hat dich gebissen, nun beiße sie auch wieder. Stecke nur deine Zunge recht weit heraus!“ Jūk' tat dies. Jēlch aber riß ihm die Zunge mit Gewalt heraus und forderte ihn dann auf, zu sprechen. Jūk' versuchte es auch, aber er konnte nur noch unverständlich lallen. „So“, sagte Jēlch, „haben deine Vorfahren auch gesprochen.“

6. Sage der Bilqula.

Einst wollte der Rabe Heilbutten fangen und ging mit dem Kormoran aus, zu fischen. Dieser fing viel große Fische und warf sie ins Boot, während der Rabe nur einen einzigen kleinen Fisch gefangen hatte. Deshalb ward er neidisch und dachte, wie er dem Kormoran seinen Fang wegnehmen könnte. Er rief ihm zu: „Ich habe mir die Zunge abgeschnitten und an die Angel gesteckt“. Da schnitt der Kormoran sich ebenfalls die Zunge ab und ward stumm. Der Rabe stahl ihm dann alle seine Fische und behauptete, als sie ans Ufer kamen, er habe sie gefangen Der arme Kormoran aber konnte nichts sagen.

Ebd. S. 244. Eine Variante (ebd. S. 277) siehe unten S. 77. Über den asiatischen Ursprung siehe das Kap.: Entstehung des Ungeziefers.

7. Asiatische Sage.

Von der Stechmücke, der die Schwalbe die Zunge ausreißt: Bd. 1, S. 281ff.

F. Hörner und Zähne.

1. Aus der indischen Dichtung von der Prinzessin Niwal Daî.

Unterwegs begegnete sie einem schwarzen Rehbock.
Der Rehbock sagte: „Ich dürste nach einem Anblick von dir,
ich habe die Wälder verlassen und bin zu dir gekommen."
Da sagte die Prinzessin Niwal Daî: „Du Reh, meine Augen sind voll Gift.
Von meinen Augen getroffen wirst du sterben."
Der Wind blies von Ost und West
und zog den Schleier von ihrem Gesicht,
der Blitz ihrer Augen fiel auf ihn
wie der Blitz aus den Wolken.
In dem Augenblick, wie der Blick der Prinzessin auf den Rehbock fiel,
wich er zurück und fiel um.
Die Prinzessin nahm den Krug (von ihrem Kopf) und begann zu weinen.
„O Gott, nimm meinen Kummer von mir! Ich bin mit Kummer geschlagen."
Da zog sie einen Faden aus ihrem Tuch und band ihn an den kleinen Finger
und schnitt ihren kleinen Finger mit einem dûb-Gras.
Blut floß aus der Wunde.
„O heiliger Gott, nimm meinen Kummer von mir."
Das Gebet der Gerechten wurde erhört,
sie goß das Blut in das Maul des Rehbocks und stand auf,
sie ergriff es bei den Hörnern
und drehte sie nach rückwärts.

Die Volkssage erzählt weiter, daß die gedrehten Hörner des **Rehbocks** und auch die zurückgedrehten Hörner der **Antilope** ihre jetzige Gestalt dadurch empfingen.

Temple, Leg. of the Panjab 1, 447.

2. Sage der Jicarilla-Apachen.

Die Berge (von denen aus die Indianer zur Oberwelt klettern wollten) wuchsen nicht weiter, und das Volk überlegte, wie es zur Oberwelt gelangen könnte. Sie legten Federn übers Kreuz als Leiter, aber die Federn waren zu schwach, und sie zerbrachen. Sie machten eine zweite Leiter aus größeren Federn, aber auch diese waren zu schwach. Auch die dritte Leiter aus Adlerfedern war nicht stark genug, um das Gewicht zu tragen. Da kam der **Büffel** und bot sein rechtes Horn an, und drei andere boten auch ihre rechten Hörner als Leiter an. Die Büffelhörner waren stark, und so konnten die Leute durch das Loch auf die Erdoberfläche klettern, aber ihr Gewicht bog die Büffelhörner, die vordem gerade waren, so daß sie jetzt gebogen sind.

Amer. Anthropologist 11, 199.

3. Sage der Cherokee.

Früher hatte der **Hirsch** kein Geweih, sein Kopf war glatt wie der einer Hindin. Er war ein großer Renner, das Kaninchen aber war ein guter Springer, und alle Tiere waren neugierig zu erfahren, wer in der gleichen Zeit am weitesten laufen könnte. Sie sprachen viel darüber, und zuletzt veranstalteten sie einen Wettlauf zwischen den beiden und setzten als Preis für den Gewinner ein schönes großes Geweih aus. Sie sollten zusammen von der einen Seite eines Dickichts aufbrechen

und hindurch laufen, sich dann wenden und zurückkommen, und der, welcher zuerst ankäme, sollte das Geweih erhalten.

Am festgesetzten Tage waren alle Tiere versammelt, das Geweih war an dem Rande des Dickichts am Boden befestigt und bezeichnete den Ablaufsplatz. Während nun jedermann das Geweih bewunderte, sagte das Kaninchen: „Diesen Teil des Landes kenne ich nicht; ich wünsche einen Blick in das Gebüsch zu tun, das ich zu durchlaufen habe.“ Das fanden alle in der Ordnung, worauf das Kaninchen ins Gebüsch ging, aber es blieb so lange fort, daß die Tiere zuletzt argwöhnten, es hätte wieder einen seiner Streiche vor. Sie sandten einen Boten, um es zu suchen, und siehe da! — weit draußen, inmitten des Dickichts wurde es gefunden, wie es die Büsche abnagte und fortschleppte, bis es einen Weg fast bis zur andern Seite freigelegt hatte.

Der Bote drehte sich leise um, kam zurück und erzählte das den andern Tieren. Als das Kaninchen endlich herauskam, beschuldigten sie es des Betruges, aber es leugnete alles, bis sie in das Gebüsch gingen und den freigelegten Weg fanden. Sie kamen überein, daß solch ein Gauner überhaupt kein Recht hätte, zur Wette zugelassen zu werden, und deshalb gaben sie das Geweih dem Hirsch, der als der beste Renner bekannt war und es seither immer getragen hat. Dem Kaninchen aber sagten sie, weil es so gern Sträucher abnage, so dürfe es das sein Leben lang tun, und so nagt es bis zum heutigen Tage.

Das Kaninchen ärgerte sich, daß der Hirsch das Gehörn gewonnen hatte, und beschloß sich zu rächen. Eines Tages legte es einen großen Weinstock über den Pfad und nagte ihn in der Mitte beinahe durch. Dann lief es zurück, nahm einen Anlauf am Weinstock hinauf und wiederholte das eine geraume Zeit, lief und sprang hin und her, bis der Hirsch herankam und fragte, was er da tue. „Siehst du's nicht?“ sagte das Kaninchen. „Ich bin so stark, daß ich in einem Sprung diesen Weinstock durchbeißen kann.“ Der Hirsch wollte das nicht recht glauben und wünschte es mit anzusehen. Das Kaninchen lief zurück, tat einen mächtigen Sprung und durchbiß den Weinstock an der Stelle, die es vorher benagt hatte. Als der Hirsch das sah, sagte er: „Nun, kannst du das, so kann ich es auch.“ Da legte das Kaninchen einen viel größeren Weinstock über den Weg; der war aber nicht in der Mitte benagt. Der Hirsch tat, wie er es vom Kaninchen gesehen hatte, lief ein Stück zurück, sprang und traf den Weinstock gerade in der Mitte, aber der flog nur zurück und traf ihn auf den Kopf. Er versuchte es wieder und wieder, bis er stark verletzt war und blutete. „Zeige mir deine Zähne,“ sagte da das Kaninchen endlich. Der Hirsch zeigte seine Zähne, die lang waren wie Wolfszähne, aber nicht sehr scharf. „Kein Wunder, daß du es nicht kannst,“ sagte das Kaninchen, „deine Zähne sind zu stumpf, um etwas zerbeißen zu können. Laß sie dir von mir schärfen, daß sie wie meine werden. Meine Zähne sind so scharf, daß sie wie ein Messer durch einen Stock schneiden können.“ Und es zeigte ihm einen Zweig der schwarzen Akazie, von der die Kaninchen gern die jungen Triebe abnagen. Diesen Zweig hatte es so gut benagt, daß ein Messer auch nicht besser hätte schneiden können; so recht nach Kaninchenart. Der Hirsch dachte, das wäre prächtig. So nahm denn das Kaninchen einen scharfen Stein mit rauhen Ecken und feilte und feilte an den Hirschzähnen, bis sie beinahe bis an den Gaumen abgefeilt waren. „Es tut weh“, sagte der Hirsch, aber das Kaninchen meinte, es täte immer ein bißchen weh, wenn sie scharf würden, und der Hirsch verhielt sich wieder ruhig. „Nun versuche sie“, sagte das Kaninchen endlich. Der Hirsch probierte sie, aber nun konnte er gar nicht beißen. „Jetzt hast du mir dein Geweih bezahlt“, sagte

das Kaninchen und sprang fort durch das Gebüsch. Und seitdem sind des Hirsches Zähne so stumpf, daß er nur Gras und Blätter kauen kann.

Mooney, Cherokee Myths S. 275 f.

4. Aus Zentralbrasilien.

Das **Kampreh** (cervus simplicicornis, portug. veado) war im Besitze der Mandioka. Keri [Kulturheros] begegnete ihm und wollte davon haben. Aber als die beiden darüber sprachen, gerieten sie in Streit. Das Reh wollte die Mandioka nicht hergeben. Da wurde Keri böse, packte das Reh am Hals und blies: da hatte es auf einmal sein Geweih. Keri aber lachte und rief: „So sieht der Herr der Mandioka aus!“ nahm die Mandioka mit und schenkte sie den Frauen der Bakaïrí und zeigte ihnen, wie er vom Reh gelernt hatte, was sie machen mußten, damit sie nicht an dem Gift stürben. Das Reh aber hat jetzt sein Geweih, frißt Blätter und nagt Rinde von den Zweigen.

Von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens S. 382, wo die treffliche Bemerkung hinzugefügt ist: Dem Reh hat man, weil es Blätter mit Rinde frißt, am ersten die Fähigkeit zugetraut, das Gift aus der Mandioka zu entfernen.

5. Sage der Zuñi-Indianer (Neu-Mexiko).

In alter Zeit wohnte im südlichen Felsenland ein alter Präriewolf. In der Nähe aber lebte eine Heuschrecke neben einem Fichtenbaum, der ganz verkrüppelt war und keine Nadeln hatte. Eines Tages nun ging der **Präriewolf** auf Jagd aus und ließ seine Frau und Kinder zu Hause. Es war ein schöner Tag — die Heuschrecke kroch auch heraus und kletterte auf einen der kahlen Zweige der Fichte, hakte ihre Füße fest in die Rinde und sang und spielte die Flöte. Während des Gesanges kam der Präriewolf heran, grad bei den Worten:

Die Heuschrecke, die Heuschrecke, horch! die spielt die Flöte,
oben auf dem Fichtenzweig hängt sie fest,
spielt die Flöte,
spielt die Flöte.

„O wie herrlich!“ rief der Präriewolf, setzte sich auf seine Hinterfüße und sah mit gespitzten Ohren und grinsendem Maule hinauf. „O, wie wunderschön, wie herrlich du flötest!“ „Meinst du?“ fragte die Heuschrecke und sang weiter. „O, was ist das für ein Lied!“ rief der Präriewolf wieder und kam näher. „Kannst du mich's lehren, daß alle meine Kinder zu Hause darnach tanzen können?“ „Gut“, sagte die Heuschrecke, „so höre.“ Und begann ihr Lied von vorne. „Ja, das ist schön“, rief der Präriewolf. „Kann ich es jetzt versuchen?“ „O ja.“ Da sang der Präriewolf mit seiner heiseren Stimme, halb brummend, was die Heuschrecke gesungen hatte, aber es klang zum Davonlaufen. „Haha“, lachte der Präriewolf, „jetzt kann ich's, nicht wahr?“ „Nun ja, so ziemlich,“ antwortete die Heuschrecke. „Nun, so laßt es uns noch einmal singen.“ Die Heuschrecke sang, und der Präriewolf brummte das Ganze noch einmal. Und es ging schon viel besser. „Na, siehst du,“ rief er und schlug mit dem Schwanz, „habe ich dir's nicht gesagt?“ Und fort war er auf dem Weg nach seiner Höhle. Wie er so über die Ebene lief, wiederholte er das Lied fortwährend, damit er es nicht vergäße, und guckte in die Luft, wie das so Leute tun, die sich an etwas erinnern wollen, so daß er gar nicht bemerkte, wie ein alter Waldgeist ihn beobachtete und ein Loch in seinen Weg grub. So trottete der Präriewolf entlang und sang: „Spielt die Flöte! Spielt die Flöte!“ und plumps! fiel er in das Loch. Er nieste und hustete, rieb sich den Sand aus den Augen, sprang heraus und fluchte, wollte wieder zu singen anfangen, aber da

merkte er, daß er vor Schreck alles vergessen hatte. „Möge die Pest alle Waldgeister vertilgen!“ rief er, „sie graben ihre Löcher, und man kann nirgends sicher gehen, und nun habe ich das Lied vergessen. Da werde ich wohl zurücklaufen müssen und es mir von der alten Heuschrecke vorsingen lassen. Wenn sie dasitzen kann und für sich singen, so kann sie es ja genau so gut für mich singen. Sicher sitzt sie noch auf dem Fichtenzweig.“ Und dann lief er wieder zurück, so schnell er konnte. Und da saß auch die alte Heuschrecke noch auf der Fichte und sang. „O, wie gut, daß ich dich hier noch treffe, Freund,“ rief der Präriewolf schon von weitem. „Ein alter, böser Waldgeist hat ein Loch in meinen Weg gegraben, und als ich nun dein herrliches Lied sang, fiel ich kopfüber in diese Falle und habe vor Schreck alles vergessen. Würdest du es mir nicht noch einmal vorsingen?“ „Nun gut“, sagte die Heuschrecke, „aber sei diesmal etwas vorsichtiger.“ Und sie sang das Lied von vorn. „O, diesmal vergeß' ich es sicher nicht wieder“, rief der Präriewolf vergnügt, machte kehrt und lief spornstreichs nach Hause. Unterwegs sagte er vor sich hin: „Nein, wie schön das sein wird, wenn ich meinen Kindern das Lied vorsinge. Wie werden sie still sein, wenn ich sie darnach tanzen lasse! Wie fing es doch an? Ach ja —

Die Heuschrecke, die Heuschrecke, horch! die spielt die Flöte!“

Da flatterte ein Taubenschwarm aus dem Busch, gerade vor seinen Füßen. Flügelschlag und Gurren erschreckte den Präriewolf so, daß er beinahe umgefallen wäre. Aber als er sich wieder erholt hatte und die Tauben von Herzen verfluchte, da war er schon wieder so aus der Fassung gebracht, daß er den ganzen Gesang vergessen hatte. Das hatte sich die Heuschrecke natürlich schon gedacht, sie mochte aber den Präriewolf nicht gerne und hatte auch oft gehört, daß Heuschrecken und andere Insekten oft schlecht von ihm behandelt würden; so beschloß sie, ihm einen Streich zu spielen und ihn einmal zu lehren, sich lieber um seine eigenen Sachen zu kümmern. Also hielt sie sich fest an der Rinde und blies sich auf, bis der Rücken platzte. Dann schlüpfte sie aus ihrer alten Haut heraus und kroch den Baum hinunter, holte sich einen hellen Quarzstein, nahm ihn mit auf den Zweig und tat ihn sorgfältig in die leere Haut hinein. Dann klebte sie den Rücken mit etwas Harz zusammen und ließ ihr Ebenbild dort sitzen, während sie selber auf den nächsten Baum flog.

Kaum hatte der Präriewolf seine Fassung wiedergewonnen, so rief er: „O, die Heuschrecke sitzt sicher noch da und singt, ich will schnell hinlaufen und sie noch einmal singen lassen.“ „Ach ja“, rief er, als er in die Nähe des Baumes kam, „wie müde bin ich durch das viele Herumlaufen, aber es macht nichts, da du noch da bist. Ein Schwarm elender, graurückiger Tauben flog gerade vor mir in die Höhe, als ich mein Lied sang. Und sie haben mich so erschreckt, daß ich es wieder vergessen habe. Aber ich kann dir sagen, ich habe sie tüchtig verflucht. Nun singe bitte das Lied noch einmal!“ Er wartete auf Antwort, aber es kam keine. „Nun, was gibt's denn da, hörst du mich nicht?“ schrie der Präriewolf und lief näher zu der vermeintlichen Heuschrecke. „Hörst du nicht, ich habe mein Lied verloren, und du sollst es mir wieder singen. Wird's was oder nicht?“

„Nun, wirst du singen oder nicht?“ rief der Präriewolf noch einmal voll Wut. Wieder kam keine Antwort. Da rief der Präriewolf: „Sieh mal her, siehst du meine Zähne? Jetzt frage ich dich noch einmal, ob du singen willst, und wenn du es dann nicht tust, zerbeiße ich dich. Willst — du — singen? Einmal. Willst — du — singen? Zweimal. Paß auf, jetzt ist's nur noch einmal. Willst — du —

singen? Bist du denn ein Narr? Siehst du meine Zähne nicht? Zum letzten Mal. Willst — du — singen?“ Keine Antwort.

„O, du Narr!“ schrie der Präriewolf, sprang in die Höhe, biß die Heuschreckenhaut vom Zweige herunter und zerbiß sie so sehr, daß er seine Zähne zerbrach. Einige wurden weit in den Kiefer hineingetrieben, und die anderen standen wie Hauer hervor. Entsetzt ließ er den Stein fallen, rollte auf die Erde und heulte vor Schmerz. Dann stand er auf, schüttelte den Kopf und lief mit eingezogenem Schwanze davon. Sein Schmerz war so groß, daß er am nächsten Bach sich bückte, um etwas Wasser zu trinken. O weh! da sah er nun all die eingetriebenen Zähne, die man noch jetzt in jedes Präriewolfs Maule sehen kann.

Alle seine Nachkommen haben nämlich die zerbrochenen Zähne geerbt. Und auch das ist bis heute so geblieben, daß die Heuschrecken, wenn sie sich an einem sonnigen Morgen herauswagen, um ihr Lied zu singen, sich des öfteren schützen, indem sie sich häuten und ihr Ebenbild an den Bäumen lassen.

Cushing, Zuñi Folk Tales S. 255.

Außerdem s. Natursagen 1, 211 (die Stirn der Hornviper bekommt den Eindruck zweier Hörner).

6. Sage der Eskimo an der Beringsstraße.

Die **Renntiere** greifen Häuser an. Die Dorfleute bedecken ein Haus mit Fett und Beeren. Als die Renntiere das Haus zerstören wollen, bekommen sie den Mund so voll Fett und saurer Beeren, daß sie fortlaufen. Während sie dabei heftig die Köpfe schütteln, fallen ihre langen scharfen Zähne heraus. Danach bekommen sie die kleinen Zähne, die sie jetzt haben, und werden unschädlich.

Nelson, The Eskimo about Bering Strait S. 460.

7. Aus Bligh Island (im indischen Ozean).

Ein Panzerfisch (Ostracion) und eine Scholle (Pleunorectes) kratzten sich wechselseitig; aber die Scholle kratzte den Panzerfisch sehr kräftig, dieser jene nur ganz schwach. Dann spielten sie Versteckens: der Panzerfisch verbarg sich unter einem Stein, wo ihn die Scholle leicht fand. Die Scholle bohrte sich in den Sand, wo sie der Panzerfisch vergebens suchte. Das sah der **Song** (ein Fisch mit sichtbaren Zähnen), der darüber lachte, daß seitdem die Zähne sichtbar geblieben sind.

Wundt, Völkerpsychologie 3, 374 = Codrington, The Melanesians p. 360.

G. Haarbüschel und zottige Mähne.

1. Sage der Pawnee.

Die **Büffel** griffen die Ree-Indianer an, zerrissen sie und rissen ihr Haar ab. Seitdem hängt Ree-Haar von ihrem Kinn herunter.

Journ. of Am. Folklore 6, 127.

2. Aus Annam.

Ehedem konnte der **Büffel** reden. Einstmals fragte ihn sein Herr, ob er satt sei, und der Büffel beklagte sich, daß ihn sein Hüter auf einem Platz habe weiden lassen, wo nichts zu fressen sei. Der Herr tadelte den Hüter. Der nahm zornig einige Räucherstäbchen (?bâtonnets d'encens), trieb sie in die Backen des Büffels und zündete sie an. Seitdem hat der Büffel keine Sprache mehr. Die Spuren dieser Behandlung sieht man noch an den Haarbüscheln auf den Backen des Büffels.

Landes, Contes annamites p. 202 ff.

3. Aus Devonshire.

Wenn die jungen **Füllen** wild herumlaufen dürfen, werden ihre Mähnen zottig, hängen an beiden Seiten herunter und verwickeln sich im Winde, nicht wie die Mähnen von Pferden, die ordentlich gehalten werden. Und wenn die Bauern die Form von Steigbügeln in der Mähne finden, so sagen sie, daß die Piskies, eine Art Feen, darauf geritten haben.

Campbell, Pop. tales of the West Highlands p. 71. Vgl. Volkskunde (Gent) 14, 1—14; v. Negelein, Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult, Z. f. Vk. 12, 377 f.

Außerdem siehe Natursagen 1, 2 (Entstehung des Ziegenbartes); 1, 181 (Entstehung des Afterbartes der Ziege).

H. Der Hals.

Mongolische Sage.

Gott erschuf den Argamak[1]); Berlik-chan beneidete ihn und wollte ein ähnlich schönes Tier erschaffen; er machte ebenfalls einen bogenförmigen Hals, setzte ihn aber verkehrt an, so daß der Hals sich nicht nach oben, sondern nach unten bog; es geriet ihm nicht so wie Gott. Auf diese Weise kam das **Kamel** auf die Welt. (Erz. v. Teleuten.)

Potanin, Očerki 4, 180. Vgl. hierzu die in Bd. 1, 164 ff. angeführten Sagen vom Teufel als Nachahmer Gottes.

I. Die Brust und der Bauch.

1. Sage aus der Torresstraße.

Bia, ein Eingeborener aus Badu, ging eines Tages auf die Leeseite seines Dorfes nach dem Mangrovensumpf. Dort machte er einen Erdofen und kochte zwei Teile Mangrovefrüchte, die er in einen Korb tat, und dann ging er weiter, bis er an eine Bucht kam. Er fand eine gute Strecke Sand und schnitt sich einen Wurfspieß von dem harten Dukunholz. Als er ihn fertig hatte, warf er ihn kräftig mit seinem Kobai (= Wurfstock) fort, und er drang in einiger Entfernung in die Erde. Als er ihn wieder herauszog, strömte Wasser heraus, und noch jetzt ist dort ein Wasserloch. Zum Vergnügen warf Bia seinen Speer noch öfter, bis er aus Versehen einem jungen Mann, der bis jetzt unbemerkt auf dem Sande gelegen hatte, den Speer durch die Brust warf. Der Verwundete, Itar aus Gradz, einer kleinen Insel im Süden von Badu, lief sogleich in den Busch, und das Blut lief an ihm herunter. Bia aber folgte ihm und warf ihn in die See, indem er sagte: „Ein Loch im Felsen ist dein Haus“, und sogleich schwamm Itar als eine Art kleiner **Haifisch** (Chiloscyllium) fort, der bis auf den heutigen Tag die Spuren von Bias Speerwurf an sich trägt. (Die Fortsetzung betrifft keine Ätiologie).

Folklore 1, 174.

2. Aus Westfalen.

Die **Flunder** hat ihren flachen Bauch davon bekommen, weil sie zur Strafe für ihren Hochmut von Gott auseinander gerissen wurde.

Kuhn, Sagen aus Westfalen 2, 80 f. = Haas, Rügensche Sagen u. Märchen S. 150.

3. Sagen von plattgedrückten Fischen siehe ferner in Bd. 1, 248. 290; von halbgegessenen Fischen in Bd. 2, 1 ff. 269.

1) Argamak ist eine asiatische Pferderasse.

K. Der eingeknickte Leib.

A. Westafrikanische Sage von der Spinne.

Es war einmal ein König, der befahl in allen seinen Städten, ein großes Essen für die Tiere zu bereiten. Als die **Spinne** dies hörte, beschloß sie überall mitzuessen, so gierig war sie; nur wußte sie nicht, in welcher Stadt man zuerst mit Kochen anfangen würde. Darum rief sie ihre Kinder zusammen und erzählte ihnen von dem großen Essen, und sie freuten sich alle über die Nachricht. Die Spinne nahm nun einen langen Strick und ging mit ihren Kindern die Landstraße entlang bis zum Kreuzungspunkt, von wo die Straßen in allen Himmelsrichtungen nach den Städten auseinandergingen. Da blieb sie stehen und band sich viele Stricke um den Leib, gab je ein Strickende einem Kinde und schickte jedes nach einer anderen Stadt. Sobald eins merkte, daß irgendwo gekocht würde, sollte es am Strick ziehen, damit die Spinne sogleich und ohne Zeitverlust zum Essen kommen könnte.

Nun geschah es aber, daß in all diesen Städten genau zur selben Zeit mit Kochen begonnen wurde. Daher zogen alle Kinder zur selben Zeit aus Leibeskräften, und zwar ganz gleichmäßig stark und gleich lange Zeit. So konnte sich die Spinne nicht vom Platze rühren und kam in gar keine Stadt, und an diesem Tage kriegte sie überhaupt nichts zu essen. Weil aber die Kinder den Leib der Spinne gar so fest einschnürten, so ist dieser bis zum heutigen Tage eingeknickt.

Cronise-Ward, Cunnie Rabbit S. 279.

B. Sagen vom eingeknickten Leib der Biene s. Bd. 1, 129f., der Ameise ebd. 1, 168. 346, des Wolfes 1, 150.

C. Sagen von der verleumderischen Ameise (Spinne).

1. Estnische Sagen.

a) Hirten hatten ein Ameisennest verbrannt, weil die Ameise sie immer sehr scharf biß. Die Ameise war damit nicht zufrieden und hatte doch nicht so viel Kraft, die Hirten dafür zu schlagen, daß sie ihr Nest verbrannt hatten. Sie ging darauf in ihrem Ärger zu Gott hin und klagte heftig über die Hirten, daß diese alle Tage auf der Hütung sehr viele Brotkrümchen auf die Erde verstreuten; aber von der Verbrennung des Nestes durfte sie Gott nichts sagen, dieweil sie selber zuerst die Hirten angerührt hatte. Gott sprach: „Das kann zwar also sein; aber du hast keinen Zeugen, welcher die Wahrheit aussagen könnte. Gehe und hole deinen Zeugen."

Die Ameise ging, einen Zeugen zu suchen. Im Gehen dachte sie bei sich selber: „Möchte ich mit der Spinne zusammenkommen; selbige könnte wohl dieses richtige Zeugnis zwischen mir und den Hirten sprechen, denn sie lebet ja auch täglich also unter den Hunden auf der Trift (? wird auch von den Hirten und ihren Hunden verfolgt)." Sie kam auch mit der Spinne zusammen und sagte flugs zu ihr: „Komm jetzt, Bruder, als mein Zeuge! Ich gehe wider die Hirten vor Gericht." Die Spinne fragte, worüber der Streit sei, aber die Ameise sagte ihr nur: „Du sollst kommen! Denn nachher ist es zu spät. Gott selber gibt dir diesen Befehl."

Als sie vor Gott kamen, da fragte Gott die Spinne: „Die Hirten sollen täglich Brotkrümchen auf die Erde verstreuen, hast du das auch gesehen?" Die Spinne antwortete: „Daran sind die Hirten nicht schuld! sie haben nirgends eine Stätte, wo sie sich friedsam satt essen könnten, auch keinen Brottisch, auf welchem sie das Brot brechen könnten." Gott sprach: „Das ist ganz richtig, was du da zeugest;

aber du, Ameise, wirst zum Lügner, weil du deinen Nächsten ohne Ursache hassest!" Er schlug die Ameise mit einem Stock auf den Rücken und warf sie vom Himmel hinunter, also daß sie mitten durch in zwei Hälften zerfiel. Aber die Spinne ließ er an einem Seile vom Himmel hernieder, dieweil sie die Wahrheit gesprochen. Darum dient der Spinne bis zum heutigen Tage immer ihr Gespinst zum Seile, daß sie nach jeder Seite aufwärts gehen und sich niederlassen kann. Aber die Ameise ist immer in zwei Teilen, so wie sie vom Himmel herniederfallend geworden war, in der Mitte dünn, der Kopf und das Hinterteil dick.

Rußwurm, Sagen aus Hapsal S. 185, Nr. 196 aus Rosenplänters Beiträgen 13, 140. Vgl. H. Jannsen, Märchen und Sagen des estn. Volkes 1, 25.

b) Übermütige Hirten hatten viel Brotkrumen fallen lassen. Das sah die Ameise und ging in den Himmel klagen. Die Spinne erfuhr davon und ging, ein gutes Wort für die Hirten einzulegen; sie hätten keinen Speisetisch, sagte sie. Gott erzürnte über die Ameise und warf sie aus dem Himmel. Sie fiel auf einen spitzen Stein und schlug an die scharfe Kante, so daß sie fast auseinanderging. Nur etwas hielt noch. Allmählich verheilte sie, aber die Mitte blieb seit der Zeit so dünn. Als die Ameise sich etwas erholt hatte, ging sie zum Nest, aber die anderen Ameisen wollten sie nicht mehr hereinlassen und verjagten sie. Sie gründete eine neue Familie und ward die Stammutter der jetzigen Ameisen. Die Spinne ward mit einer Schnur herabgelassen. Seitdem hat sie das Spinngewebe und fängt damit Insekten.

c) Die Ameise sah, daß die Hirten wieder beim Essen einige Brotkrümchen auf die Erde fallen ließen. Sie fand, daß der Gabe Gottes ein großes Unrecht geschah, und ging zu Gott (Jumal), um die Hirtenkinder zu verklagen. Kaum hatte die Ameise ihre Klage vorgetragen, als eine Spinne zu Gott kam und sich für die Brotkrümchen bedankte, die sie auf dem Felde bei den Hirtenkindern gefunden hatte. Gott teilte der Spinne die Klage der Ameise mit. Die Spinne entschuldigte die Hirtenkinder und sagte, sie hätten doch keinen Tisch auf dem Felde mit, also sei es gar nicht zu vermeiden, daß einige Krümchen auf die Erde fallen.

Gott gab der Spinne recht. Mit heiligem Zorn warf er die Ameise vom Himmel auf die Erde, so daß sie in der Mitte brach. Aus Mitleid mit ihr knüpfte Gott die beiden Teile wieder zusammen, so daß sie leben konnte. Darum ist der Körper der Ameise auch in der Mitte ganz dünn.

Der Spinne gab Gott einen langen Faden, damit sie ungefährdet die Erde erreichen könnte. Diesen Faden trägt sie nun immer bei sich.

d) Die Ameise verzankte sich mit den Hirtenkindern. Sie ging in den Himmel, um die Hirtenkinder vor Gott (Jumal) zu verklagen. Sie erzählte, die Hirtenkinder ließen Brosamen und Brotkrusten zur Erde fallen.

Die Spinne trat aber als Verteidigerin der Hirten auf und erklärte, es sei unmöglich auf dem Felde zu essen, ohne einige Brosamen fallen zu lassen.

Das war noch zu der Zeit, als die Spinne und die Ameise immer in den Himmel kamen, um Gott von den bösen Taten der Menschen in Kenntnis zu setzen.

Als Gott die falsche Klage der Ameise vernommen hatte, sagte er: „Die Hirtenkinder haben keinen Tisch auf dem Felde. Du hast sie verleumden wollen. Deiner falschen Klage wegen darfst du nie mehr in den Himmel kommen." Die Ameise wurde vom Himmel hinuntergeworfen. Sie fiel und brach sich den Körper in der Mitte, nur ein kleiner Hautfaden hielt noch den Körper zusammen. So blieb sie. Deswegen ist der Körper der Ameise in der Mitte schmal.

Weil die Spinne der Wahrheit die Ehre gegeben hatte, erhielt sie von Gott einen seidenen Faden, woran sie sich schadlos vom Himmel auf die Erde ließ. Diesen Faden hat die Spinne bis heute behalten, damit sie sich aus jeder Höhe mit Leichtigkeit niederlassen könne.

Auch soll sie das Vorrecht behalten haben, Gott im Himmel zu besuchen, und soll bis heute Gott von den Taten der Menschen in Kenntnis setzen.

e) Die Ameise fand auf der Erde, wo die Hirtenknaben gegessen hatten, Brotkrumen herumliegen. Sie ging zum Himmelsvater und klagte ihm über diese Verschwendung. Die Spinne aber ging auch zu Gott, um die Hirtenknaben zu verteidigen und Fürbitte für sie einzulegen, und sagte: „Wenn die Hirten nicht einiges fallen ließen, wovon sollten wir dann leben?“ Da wurde Gott über die Ameise so zornig, daß er sie vom Himmel herunterwarf, wobei diese kopfüber stürzend sich so beschädigte, daß sie fast in der Mitte auseinandergegangen wäre; nur etwas hielt noch zusammen, wie man es heute noch an der Ameise sehen kann. Der Spinne aber schenkte Gott zum ewigen Andenken eine seidene Schnur, daran die Spinne behutsam und zart vom Himmel auf die Erde herabgelassen wurde.

f) Die Ameise ging zum Himmelsvater klagen, die Hirtenknaben hätten, auf einem Stein essend, alle die Brotkrumen, die auf ihren Rock gefallen waren, auf die Erde geschüttelt. Das erfuhr die Spinne und eilte auch zu Gott, um für die Angeklagten ein gutes Wort einzulegen. Sie erklärte, daß die Hirtenknaben keinen Tisch gehabt hätten und die Krumen wohl deshalb auf die Erde gefallen seien. Altvater glaubte der Spinne und warf zürnend die Ameise aus dem Himmel gegen den Stein, auf dem die Hirten gegessen hatten. Fallend brach sich die Ameise an mehreren Stellen das Rückgrat, weshalb sie nun diese Gestalt noch heute hat. Die Spinne ließ Altvater an einem seidenen Faden herab, den sie zum Andenken mitnehmen und aufbewahren sollte.

g) Die Ameise ging Gott klagen, daß die Hirten Brotkrumen auf die Erde würfen und mit Füßen träten. Da fragte Gott, ob die Ameise einen Zeugen angeben könnte. Die Ameise wies auf die Spinne hin, die täglich bei den Hirten weile und daher wohl um die Sache wisse. Die Spinne ward vorgeladen und befragt. Diese brachte vor, daß die Hirten im Walde keinen Speisetisch hätten und auf dem Rasen ihre Mahlzeit einnähmen, wobei es gar nicht zu vermeiden wäre, daß einzelne Krumen ins Gras fielen, wo sie schwer zu finden wären. Gott sah die Ungerechtigkeit der Klage ein und ward über die Ameise so zornig, daß er sie aus dem Himmel warf. Sie fiel so hart auf die Erde, daß sie sich das Kreuz brach und fast in zwei Teile gegangen wäre, wie man es heute noch beobachten kann. Der Spinne aber gab Gott ein Knäulchen Zwirn, woran sie sich zur Erde herabließ. Dieses Knäulchen trägt die Spinne noch jetzt bei sich und hilft sich damit von jeder hohen Stelle herab.

h) Die Ameise verleumdet die Hirten vor Gott, sie ließen viel Brotkrumen zur Erde fallen und verschwendeten Gottes Gabe. Gott verlangt einen Zeugen. Die Ameise geht und holt die Spinne. Die Spinne steht für die Hirten, sie hätten keinen Tisch und müßten stehenden Fußes essen. Gott sprach die Hirten von Schuld frei. Der Ameise schlug Gott mit seinem Stocke das Rückgrat entzwei, der Spinne aber gab er ein Knäulchen, mit dessen Hilfe sie sich Nahrung verschaffen könnte.

Die Varianten b) bis h) stammen aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

2. Sage der Schweden in Estland.

Die Ameisen wurden von den Hirtenknaben beunruhigt, da diese ihnen ihre Wohnungen zerstörten. Erzürnt darüber traten sie vor Gott und verklagten die Hirtenkinder, weil sie so viel Brot unnütz verkrümelten. Gott aber antwortete ihnen unwillig: „Die Hirtenkinder haben ja keinen Tisch, an welchem sie essen könnten!“ Mit diesen Worten schlug er die Ameisen mit einer Rute über den Rücken. Daher sind sie noch jetzt in der Mitte ganz dünn, vorn und hinten aber dicker.

Rußwurm, Sagen aus Hapsal S. 184, Nr. 196A. (Aus Worms.) Verkürzt auch bei Rußwurm, Eibofolke S. 188 mit dem Zusatz: Andere erzählen dies von der Spinne, die dadurch ganz bucklig geworden sei. Vgl. die folgenden Sagen.

3. Lettische Sage.

Ein Mann findet einen vielfach geknoteten Faden, der vom Himmel zur Erde niederhängt. Er klettert daran in die Höhe und hört, oben angekommen, wie die Spinne sich beim lieben Gott über die Schlechtigkeit der Menschen beklagt. Der Hirt lasse die Brotkrumen auf die Erde fallen, und wenn er den Hund füttere, werfe er die Gottesgabe einfach auf den Boden. Der Mann nimmt den Hirten in Schutz, er könne ja gar nicht anders handeln, denn er habe doch keinen Tisch mit sich, und der Hund fresse nur von der Erde. Da gab Gott der Verleumderin einen Schlag auf den Rücken, daß sie zur Erde fiel und vom Fall (oder Schlag) einen Buckel bekam.

Seitdem spinnt sie immer aufs neue Fäden und Netze, denn sie möchte gern nochmals in den Himmel gelangen, aber der Buckel macht es ihr unmöglich.

Lerchis-Puschkaitis VIa, 289, Nr. 64.

4. Litauische Sage.

Die Spinne beklagt sich bei Gott darüber, daß die Hirten Brotkrumen fallen lassen, und muß zur Strafe die Brotkrumen, die sie zusammengeballt hat, als Blase mit sich herumschleppen.

Schiefner, Inland 1862, No. 3.

5. Aus Ostpreußen und Samland.

1. Die Ameisen haben ein zerbrochnes Kreuz. Das ist so zugegangen. Die Ameise fand einst auf dem Felde, wo die ackernden Bauern gegessen hatten, Brotkrumen. Sie nahm sie und ging damit zum lieben Gott. „Sieh, Herr,“ sprach sie, „wie der übermütige Landmann deine Gabe mißachtet. Es wäre gut, wenn du ihm den Segen des Feldes vorenthieltest.“ Der liebe Gott sah wohl ein, daß die armen Bauern bei ihrer Mahlzeit auf dem Felde kein Tischtuch unterbreiten konnten, sich auch mit dem Sammeln der Brosamen nicht aufhalten durften, er ward über den ungerechten Kläger zornig und warf ihn aus dem Himmel.

Kopfüber stürzte die Ameise auf die Erde herab und brach das Kreuz mitten durch, wie man es noch heute sehen kann. (Fischhausen.)

H. Frischbier, zur volkstüml. Naturkunde. Beiträge aus Ost- und Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885) S. 314. Vgl. Reusch, Sagen des preußischen Samlandes. 2. A. 1863. S. 41 f.

6. Aus Mecklenburg.

De Ameis' hett secht, een Mann wier bäter as tein Frugenslüd' von deshalb: de Mann lett de Krümels von sien Brot uppe Jer fallen un nimmt se nich up; de Frugenslüd' laten 't up'n Schoot fallen un sammeln dat all wedder tosaam.

Wossidlo, Meckl. Volksüberl. 2, Nr. 111.

7. Aus den Niederlanden.

Ein Hirt setzte sich auf einer Weide nieder, um etwas zu essen. Unglücklicherweise setzte er sich gerade auf ein Ameisennest. Darüber wurde die Ameise böse und ging, ihn bei Gott zu verklagen. „Ich nehme die Spinne zum Zeugen," sagte sie, „der Hirt wollte mich töten, er haßt mich." Die Spinne wurde gerufen. „Es ist wahr," sagte sie, „der Hirt hat sich auf das Nest der Ameise gesetzt, aber das tat er ganz unabsichtlich und keineswegs aus Böswilligkeit." „Ist es so," rief Gott entrüstet, „wie kannst du dann, böse Ameise, den schuldlosen Hirten anklagen? Da! das ist deine Strafe." Er schlug die Ameise mit seinem Schwert und traf sie gerade in der Mitte. Seitdem ist die Ameise halb durchgebrochen.

Joos, Vertelsels 1, 26, Nr. 4.

Nach Rußwurm, Sagen aus Hapsal S. XIX gibt es ähnliche Sagen von der Ameise und Spinne auch in Weißrußland, fast ganz übereinstimmende bei den nördlichen Tschuden im Gouvernement Olonetz. In diesem Zusammenhange darf auch folgende kleinrussische Sage erwähnt werden:

Eine unbekannte Gewalt hat den Teufel mit der einen Ferse an einem Spinngewebe aufgehängt, von der anderen aber führt die Spinne ihre Gewebe bis auf 25 Faden an die Erde hinunter. Der Teufel fragt die Spinne nach den Vorgängen auf der Erde.

Potanin, Vost. mot. 407 Anm. 1 (aus Grig. Danilevsky, Schriften. St. Pet. 1877, III, 349). Vgl. Dobrovolskij, Smol. Ethnogr. Sb. 1, S. 287 Nr. 55: Spinne, die Verleumderin, des Teufels Gerichtsbote (?) (advocatus diaboli). Sie läuft auf dem Spinngewebe umher und hinterbringt Gott alles, was sie hört und sieht.

Auffallend ist der wesentliche Unterschied, daß die Spinne nicht Gott, sondern dem Teufel Bericht erstattet. Es erklärt sich daraus, daß im Bulgarischen (Naturs. 1, 135) und wohl auch im Slavischen (vgl. ebd. 46 f.) die Spinnen als Geister gelten, die sich gegen Gott empört hatten. Ihre Verbindung mit dem Teufel erscheint daher ganz angemessen. Mit den estnischen und weiter westlich gewanderten Sagen von der Ameise und der Spinne besteht scheinbar keine Verwandtschaft. Doch ist es wohl anzunehmen, daß Gott dort an die Stelle des Teufels getreten ist. Darauf deutet wenigstens der Schlag mit der Rute oder dem Schwert (Var. 1b, 2, 3, 7). Er erinnert an die Peitsche des Teufels, deren Schlag gleichfalls eine Verdünnung des Leibes zur Folge hat (Naturs. 1, 129. 143). Auch wird die Ameise als Geschöpf des Teufels aufgefaßt (ebd. 146. 168. 344). Auf ihn also, und nicht auf Gott, wird man ursprünglich das Zerbrechen ihres Rückgrats zurückgeführt haben.

Varianten vom Frosch.

Wie die handelnden Tiere in vielen Sagen wechseln, so erscheint in Estland mehrmals der Frosch als Verleumder. Wie der Leib der Ameise, so reizte dessen Buckel (vgl. unten S. 42) zur phantastischen Deutung; auch die bräunliche Farbe und die krummen Beine der Kröte haben die Aufmerksamkeit des Sagenerzählers erregt. Es heißt nämlich in folgenden

Sagen aus Estland:

a) Vor alters ist die Kröte schneeweiß und mit geradem Rücken gewesen, auch gerade Beine hat sie gehabt. Die Kröte hat den Hirtenkindern immer viel

zu erzählen gehabt, und dafür gaben die Kinder ihr Brot, Fisch, und was sie sonst noch mit hatten. Oft stellte es sich jedoch heraus, daß die Kröte gelogen hatte. Da gaben ihr die Kinder kein Brot mehr. Das ärgerte die Kröte, und sie ging in den Himmel, um die Hirtenkinder vor Gott, dem alten Vater, zu verklagen.

Die Spinne pflegte immer die Brosamen zu verzehren, welche die Kinder beim Essen zur Erde fallen ließen. Sie wußte, was die Kröte im Sinne hatte, und ging auch in den Himmel, um vor Gott für die Hirtenkinder zu stehen. Die Kröte klagte, die Kinder hätten den ganzen Wald voll Brosamen gestreut und überall lägen Brotkrusten umher. Die Spinne sagte, das sei nicht wahr; die Brotkrusten gäben sie den Hunden; und daß einige Brosamen zur Erde fielen, wäre zu entschuldigen, da die Hirtenkinder ja auf dem Felde keinen Tisch mithaben könnten. Gott schalt die Kröte und sagte, einige Brosamen könnten die Kinder fallen lassen, denn das Weidenland sei ihr Tisch. Auch gingen ja die Brosamen nicht verloren, sie dienten den Spinnen, Ameisen und Mistkäfern zur Nahrung. Gott nahm dann die Kröte und schickte sie durch die hintere Tür, welche eine Treppe hatte, hinaus. Die Spinne band einen langen seidenen Faden an den Türgriff und ließ sich daran hinunter. Die Kröte wußte sich keinen anderen Rat als hinunterzuspringen. Sie fiel auf einen kleinen, spitzen Hügel mitten in einen Sumpf. Auf dem Hügel brach sie ihr Rückgrat und ihre Füße. Ein halbes Jahr brauchte sie, um aus dem Sumpf zu kommen, und hier verlor sie ihre schneeweiße Farbe.

b) Als die Tiere noch sprechen konnten, ging der Frosch in den Himmel klagen, daß die Hirten im Walde Brotkrumen herumliegen ließen. Die Spinne, die zufällig auch gerade im Himmel war, trat hinzu und sagte: „Die Hirten haben ja keinen Speisetisch, wenn sie im Walde ihre Mahlzeit halten!“ Zornig warf Gott den Frosch aus dem Himmel. Der Frosch fiel so heftig auf die Erde, daß er sich das Rückgrat brach und nun zur Strafe für seine Verleumdung einen Buckel hat. Die Spinne aber ward an einer seidenen Schnur sanft herabgelassen. Diese Schnur hat die Spinne jetzt noch als Belohnung für ihre fromme Fürsprache.

c) In alter Zeit, als Altvater noch auf Erden ging, hatten die Tiere die Sprache der Menschen. Die Hirten und der Frosch gerieten in Streit. Der Frosch ging in den Himmel und verklagte die Hirten bei Altvater, sie verschwendeten die Gabe, die er ihnen gegeben, und seien böse und vertrieben den Frosch mit dem Stock, wenn er ihnen bei der Mahlzeit zu nahe komme. Die Spinne trat als Verteidigerin auf: die Hirten hätten keinen Speisetisch im Walde. Altvater erzürnte über den Verleumder und warf ihn hinaus. Der Frosch brach sich den Hals. Die Spinne erhielt eine seidene Schnur, die sie immer bei sich trägt. Die Frösche aber sehen alle aus, als hätten sie sich den Hals gebrochen.

Die Var. a), b) und c) sind dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt entnommen.

d) Mit dem Höcker des Frosches hat es folgende Bewandtnis. Er verklagte einmal bei dem Allvater Kinder, welche im Walde gegessen und dabei Brosamen auf die Erde gestreut hatten. Die Spinne aber rechtfertigte die Kinder damit, daß sie ja gar keinen Tisch gehabt hätten. Da warf voll Ärger der Allvater den boshaften Ankläger auf die Erde, der dabei auf einen Stein fiel und das Genick brach, die mitleidige Spinne ließ er sanft an einem Faden hinab; darum soll man noch jetzt der Spinne kein Leid tun, einen Frosch aber unbedenklich überall erschlagen dürfen.

Wiedemann, Aus dem inneren und äußeren Leben der Esten. S. 454.

L. Der Rücken.

Der Froschrücken hat, wie in den eben angeführten Sagen, so auch sonst zum Gegenstande der phantastischen Deutung gedient. Zu der in Bd. 1, 77 angeführten Sage stellt sich noch folgende:

Aus Estland.

Eine Wirtin stellte das Dünnbier (aus saurem Brot bereitetes Getränk) zum Gären und bemerkte einen Frosch im Getränk. Der Frosch bat, den Winter über dableiben zu dürfen, im Frühling werde er sie dafür etwas Gutes lehren. Im Frühling brachte die Wirtin den Frosch zum Wasser, und der Frosch lehrte:

Zieh den Bastschuh, wiiksti,
Dreh den Hacken, krooksti,
Steck an den Fuß, pöks!

Als die Wirtin die Lehre vernommen hatte, nahm sie das Tragholz und schlug damit den Frosch. Und da war dem Frosch ein Buckel gewachsen.

Andere sagen, der Frosch habe so gelehrt: Krumme Weide, richtiger Bast; flicht den Bastschuh wie einen Schuh; zieh ihn an wie einen Pastel, wirf ihn fort, wenn der Bastschuh vertragen.

Außer den in Bd. 1, 151 f. mitgeteilten Sagen vom Wolfsrückgrat sind folgende anzuführen:

1. Lettische Sagen.

a) Das Pferd weidete am Berge und sprach laut und ingrimmig zu sich selber: „Nein, in Zukunft will ich das nicht mehr dulden! Wenn der Jakob mir auch morgen wieder ein so schweres Fuder aufladet, so werde ich zu unserem Kaiser, dem Löwen, um Gnade bitten gehen."

Kaum hatte der Braune diese Worte gesprochen, so trat aus den Büschen der Löwe hervor und sagte: „Ich habe dein Murren gehört. Jetzt will ich sehen, ob du wirklich so schwach bist Ich laufe schon seit drei Wochen umher und fresse alle Schwachen auf, aber die Starken und Kühnen lobe ich. Ich bin selbst stark und wünsche, daß auch meine Untertanen stark sein mögen."

Da nahm der Löwe einen Stein und drückte aus ihm das Wasser heraus. Als das Pferd das sah, wollte es sich vor dem Kaiser retten und warf den Stein so stark hin, daß die Funken hervorsprühten.

„Du bist mein echter Untertan!" meinte der Löwe vergnügt und wandte sich zum Gehen. Doch das Pferd wollte ihn nicht sogleich ziehen lassen und sprach: „Hochwürdiger Kaiser! Ich habe noch etwas auf dem Herzen. Gestern hat der Wolf hier auf der Weide meinen Sohn umgebracht, das lustige Hengstlein!" Als er diese Worte gehört hatte, versprach der Löwe dem Wolf eine Lektion zu geben, und da sich dieser gerade in der Nähe am Rande des Sumpfes in der Sonne wärmte, rief der Löwe ihm zu: „Was wälzt du dich dort herum, komm lieber hierher: ich will dir ein schönes Stück Beute zeigen, das auf der anderen Seite des Berges umherläuft." Der Wolf reckt den Hals, doch sieht er nichts, weil sich vor ihm der Hügel erhebt. — „Nun, wenn du so nichts sehen kannst, so tritt näher — ich werde dich emporheben."

Der Löwe packte den Wolf um die Mitte des Rückens und drückte ihn so fest, daß das Rückgrat krachte und der Wolf das Bewußtsein verlor. — „Ach, du Schwächling! Einzig vom Anblick des Pferdes verlierst du das Bewußtsein!" sagte der Löwe mit Lachen, warf den Wolf hin und ging fort.

Seit der Zeit läßt sich das Rückgrat des **Wolfes** nicht biegen.

(In den Varianten endet das Märchen mit dem Tode des Wolfs.) Živaja Starina 5, 429 = Lerchis-Puschkaitis 1, 171, Nr. 162.

b) Ein Greis traf einst im Walde einen riesigen Wolf, der war fast verhungert und schrie den Alten an: „Mach dich zum Tode bereit! Heute morgen ließest du mich im Wacholderstrauch nicht ausschlafen, mich schmerzt noch jetzt der Kopf vom Dröhnen deiner [Jagd-] Hörner."

„Lieber Breitschwanz, schau, ich habe mich doch nur geschneuzt!"

„Wie dem auch sei, du bist des Todes!"

„Ja, so ist es: der Stärkere hat immer recht!" sagte ergeben der Greis und bat nur den Wolf ihm vor dem Tode noch zu gestatten, an dessen Schwanz das Maß zu einer Begräbniskerze nehmen zu dürfen. Der Wolf erlaubte es. Da schnitt sich der Alte ein gar brauchbares Meßstäblein zurecht: einen tüchtigen Knüppel, packte den Wolf am Schwanz, machte sich ans Hauen und sprach dazu: „Wo die Kraft, dort das Recht; wo der Verstand, dort der Rat!"

Endlich riß der Schwanz, und der Alte warf lachend den halbtot geprügelten Wolf in die Büsche. Doch erholte sich dieser bald und begann zu heulen. Da versammelte sich ein solches Heer von Wölfen, daß es dem Greis mit knapper Not gelang auf eine Fichte zu klettern. Die Wölfe beratschlagten lange, was nun zu tun sei.

Schließlich beschlossen sie, einer dem anderen auf den Rücken zu klettern und so den Gipfel des Baumes zu erreichen. Dies gefiel dem verprügelten Wolf wohl, er stellte sich sofort unter die Fichte und befahl den anderen ihm auf den Rücken zu steigen. Bald erreichte der Turm von Wölfen den Gipfel. Schon kletterte der letzte Wolf empor und machte sich bereit, den Menschen zu packen. Doch dieser flüsterte ihm ins Ohr: „Hör zu, Brüderchen: anstatt daß die anderen mein Fleisch fressen, friß du lieber allein hier in der Höhe. Ich werde mich am Zweige festhalten, und du magst dir ein Stück nach dem anderen von mir abbeißen. Aber bevor du beginnst, erlaube mir an deinem Schwanz das Maß zu einer Begräbniskerze zu nehmen." Der Wolf gestattete es. Da nahm der Alte sein Messer aus der Tasche, säbelte den Wolfsschwanz ab, warf ihn auf die Erde und schrie: „Kahlbauch, da ist dein Schwanz!" Kahlbauch — der verhauene Wolf — warf sich eilends auf den Schwanz, in dem Glauben, daß es sein eigener sei; aber der ganze Turm von Wölfen stürzte zusammen und fiel auf die Erde. Gar manche brachen sich die Hälse, aber dann flatterten sie wie die Schmetterlinge in alle Winde.

Seit der Zeit läßt sich bei allen **Wölfen** der Rücken nicht mehr biegen.

Lerchis-Puschkaitis 1, S. 166, Nr. 153; in russ. Übers.: Živaja Starina 5, 430.

2. Russische Variante.

Dieselbe Geschichte, nur von einem Schneider erzählt, der dem Wolfe sagt: „Wenns nicht anders sein kann, so friß mich. Nur laß mich erst an dir Maß nehmen, daß ich erst sehe, ob ich ganz in dich hineingehe." Als die Wölfe übereinander geklettert sind, ruft der Schneider: „Nun wird es allen ergehen wie dem Stumpfschwanz!" Da sprang der Stumpfschwanz rasch unter den andern hervor und lief davon, und alle anderen Wölfe fielen auf die Erde und jagten ihm nach. Sie holten ihn ein und zerrissen ihn. Der Schneider aber stieg vom Baum und ging nach Hause.

Gerber, Russian Animal Tales S. 34. [Vgl. „Nachträge".]

3. Zeugnis für die Übertragung des Stoffes nach Amerika.

Der „große Erfinder" stellt sich tot und wird auf einen Baum gelegt. Die Wölfe versuchen, den Körper zu bekommen. Einer klettert auf den Rücken des andern. Der Anführer-Wolf klettert ganz oben hinauf und versucht den Körper herabzuziehen. Da schneidet der große Erfinder ihm den Schwanz ab. Darauf verständigen sich beide dahin, daß der Anführer der Wölfe die Flut, über die er Macht hat, bis zu einer bestimmten Stelle fallen läßt, und nun erhält dieser seinen Schwanz wieder.

Boas und Hunt, Kwakiutl Texts S. 279 (vgl. 503).

4. Aus Pommern.

Als unser Herrgott den Wolf geschaffen hatte, benahm sich derselbe sehr wild und verübte so viele Schandtaten, daß der Sache Einhalt getan werden mußte. Der liebe Gott rief ihn darum zu sich, hielt ihm seine Sünden vor und verkündete ihm, ein Gebrechen würde er von nun an sein lebelang an seinem Leibe tragen müssen; doch könne er unter drei Dingen den Fehler wählen, welcher ihm noch am leichtesten zu ertragen scheine. Entweder müsse er von nun an ein steifes Genick führen und einen lahmen Fuß oder einen eine halbe Meile langen Schwanz oder endlich eine Klingel, die jegliches Tier in der Entfernung einer ganzen Meile hören könne.

Der Wolf war darüber sehr traurig, doch da ihm nichts anderes übrig blieb, als in den sauren Apfel zu beißen, so sprach er zum lieben Gott: „Der lange Schwanz und die weitschallende Klingel würden bewirken, daß ich überhaupt kein Tier mehr erjagen könnte, darum gib mir lieber das steife Genick und den Hinkfuß. Das hindert zwar auch sehr, läßt mich jedoch wenigstens nicht Hungers sterben." Und wie der Wolf gewählt hat, so ist's auch geschehen. Jeder Wolf hat ein steifes Genick und muß auf einem Beine hinken bis auf diesen Tag.

U. Jahn, Volkssagen S. 437.

5. Vgl. ferner Natursagen 1, 166: Sage vom krummen Rücken der **Katze.**

In den Aufgabenmärchen, in denen ein Jüngling die schwierigsten Bedingungen zu erfüllen hat, spielt das Motiv der ins Meer versenkten Schlüssel, die heraufzuholen sind, eine große Rolle (Köhler, Kl. Schr. 1, 464, Cosquin 1, 32—49). Wenn es dann heißt, daß ein Fisch die Schlüssel findet und bringt, so hat in den Küstengegenden, in denen allein die Fischsagen gedeihen, die Lockung nahegelegen, gerade diesen Einzelzug durch ätiologischen Zusatz besonders hervorzuheben. Man erzählt folgendes:

1. Aus Dänemark.

Der Held reitet zum Meere, ruft den Walfisch und will die ins Meer geworfenen Schlüssel zurückhaben. Der Wal war aber Herr aller Fische und dachte, daß er sie alle verschlingen werde, wenn sie nicht fleißig suchten. Die Schlüssel waren aber nicht zu finden, die Fische weinten alle, und daher sind die Augen des **Herings** noch rot; zuletzt entdeckt sie ein **Hornhecht** zwischen zwei Steinen, er reißt gewaltig und zerbricht einen Kiefer, darum ist noch heute sein oberer Kiefer länger als der untere. Zuletzt kam ihm der Barsch zur Hülfe, und es gelang ihnen, das Schlüsselbund loszumachen, aber seitdem haben die **Barsche** einen krummen Rücken.

Kristensen, Folkeminder 5, 158 Nr. 21. Vgl. Grundtvig, Danske folkeæventyr, ny samling 1878 Nr. 1: 'Mons Tro' = Grundtvig, Dänische Volksmärchen, übers. von Strodt-

mann 2, 1 (1879). (Hier weinen nur die Weißfische, die deshalb rote Augen haben; der Barsch fehlt; der Hornhecht kommt selbst mit dem Schlüsselbund angeschwommen.)

2. Aus Pommern.

Prinz Getreu fährt zum Fischkönig und bittet ihn, ihm die ins Meer geworfenen Schlüssel zu suchen. Der Fischkönig war dazu bereit; er schickte sämtliche Fische aus, aber sie kamen wieder, ohne etwas gefunden zu haben. Zuletzt kam ein kleiner **Kaulbarsch** und trug die Schlüssel auf seinem Rücken. Von der Last war sein Rücken aber ganz krumm geworden. Seit der Zeit haben alle seine Nachkommen krumme Rücken.

Bl. f. pomm. Vk. 2, 73 f. Bei Ulr. Jahn, Vm. aus Pommern 1, 59 erhält der Hecht als Belohnung für das Überbringen ein Kreuz unter seinen Gräten; „das trug er von Stund an, und das tragen alle Hechte nach ihm bis auf den heutigen Tag.“ (Vgl. Naturs. 2, 227.)

3. Eine Sage vom steifen Genick der **Brasse** s. Natursagen 1, 201.

L. Beine und Füße.

1. Aus Finnland.

Im Anfang hatte das **Pferd** seine Augen an den Hinterbeinen; doch sie erblindeten, als Staub hineinkam. Noch jetzt sieht man Spuren davon.

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn. Aus Anjala.

2. Aus Pommern.

Jedes Pferd trägt an jedem Vorderfuße, und zwar am Oberschenkel, ein Merkmal. Es sind das hornartige, unbehaarte Stellen. Dort haben bei den Pferden, als sie erschaffen wurden, die Augen gesessen. Als die Pferde nun aber zur Arbeit herangezogen wurden und im Sommer auf dem Acker und auf staubiger Landstraße gehen mußten, im Winter dagegen tief im Schnee stecken blieben, da stellte es sich heraus, daß die Augen an einer ganz unpassenden Stelle angebracht waren. Die Pferde hielten dann einen Kongreß zu Roßbach ab, zu welchem der Gott der Tiere auch eingeladen war, und baten ihn, daß er ihnen die Augen an einer anderen Stelle anbringen möchte. So geschah es denn auch, aber weil sie nicht zufrieden gewesen waren, müssen ihre Nachkömmlinge ohne Unterschied noch heute jenes Merkmal an den Beinen tragen.

Asmus und Knoop, Sagen u. Erzähl. aus d. Kreise Kolberg-Körlin S. 99. Weiteres Material siehe Natursagen 1, 239 f. 341 f. 353. 2, 90.

3. Aus Estland.

Drei Ziegenböcke fraßen am Waldessaum. Sie wurden überdrüssig, sich beständig zu bücken, und gingen tiefer in den Wald zu einem halbfertigen Heuschober, um dort zu fressen. Sie hatten noch nicht lange gefressen, so gab die eine Ziege den Rat, nach Hause zu gehen, der Wolf könne kommen. „Gehen wir!“ rief sie den andern Böcken zu. „Gehen wir!“ antwortete der zweite Bock. Doch der dritte rief: „Wohin wollt ihr gehen? Wenn der Wolf auch kommen sollte, so springe ich auf den Schober und werde ihm meine Hufe zu fühlen geben.“

Da sahen sie schon den Wolf kommen. Zwei Böcke liefen davon und riefen noch dem dritten zu: „Komm nach Hause! komm nach Haus!“ Doch der dritte Bock blieb und sprang auf den Schober. Der Wolf war aber schneller und riß den Ziegenbock an den Hosen. Die Fetzen hingen dem Bock wohl an den Beinen

herunter, aber er kam doch mit dem Leben davon. Der **Ziegenbock** hat noch heute zerfetzte Hosen an den Beinen.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt. Eine Sage von den gestempelten Vorderbeinen der Ziege s. Natursagen 1, 154.

4. Aus Finnland.

a) „Dem ist was an den Hintern geworfen, wie dem **Taucher** (colymbus) die Beine", pflegt man zu sagen. Wenn der Taucher fliegt, hält er die Beine gerade nach hinten, als ob sie ihm nachgeworfen wären. Gott hat sie ihm beim Erschaffen von hinten nachgeworfen, als er schon im Fluge war.

Mündlich durch Herrn Prof. K. Krohn.

b) Als der Taucher gemacht wurde, war dieser in solcher Eile, daß er nicht abwarten konnte, bis die Füße fertig waren. Er sagte: „Ich kümmere mich nicht um die Füße, sie können meinetwegen auch hinten sein, wenn ich nur gute Flügel habe!" und begann rasch zu fliegen, aber er hatte noch keine Füße. Gott konnte nicht anders, als sie ihm nachwerfen, und sagte: „Da sind sie", und sie blieben am Hinterteil hängen. Und seitdem hat er sein ganzes Leben lang die Füße hinten, so daß er nicht imstande ist, auf dem Lande zu gehen. Und deshalb schreit er immer voll Ärger auf dem Wasser.

Krohn, Suom. Kansans. 1, 281, Nr. 300. Weitere Parallelen siehe Bd. 1, 343.

5. Sage der Algonquin.

Wesa-Katch-ack[1]) gab ein Fest und lud alle Vögel ein. Er sagte ihnen, er wolle ein Lied singen, und sie sollten ihre Augen schließen und im Kreise um ihn herumtanzen. Dies geschah, und Wesa-Katch-ack fing einen Vogel nach dem andern, drehte ihm den Hals um und warf ihn hinter sich. Der große Eistaucher bemerkte, daß der Kreis immer kleiner wurde, und behielt die Augen offen. Als er an die Zelttür kam, rief er: „Lauft, meine Brüder, er tötet euch alle." Wesa-Katch-ack hörte es, lief und schlug nach ihm. Dadurch verletzte er den **großen Eistaucher** und zerstörte die schöne Form seiner Füße, so daß er sie noch jetzt nachzieht.

Journ. of Am. Folklore 7, 202.

6. Sage der Wishosk.

Der **Präriewolf** (Coyote) fragte den Panter: „Woraus machst du deine Lachsharpune?" Der Panter sagte: „Ich mache sie aus Wildbeinknochen." Der Präriewolf sagte: „Lüge nicht. Das glaube ich nicht." Er fragte den Panter immer wieder. Zuletzt sagte der Panter: „Gut, brich dein Bein und brauche es als Harpune." Der Präriewolf ging nach Hause zu seiner Großmutter. Er sagte: „Ich werde mein Bein brechen, um eine Lachsharpune zu machen. Der Panter sagte mir, wie ich es machen müßte." Die Großmutter erwiderte: „Das sagte er dir nicht. Das kannst du nicht tun." „Doch, er sagte mir, wie ich es machen müßte, und ich werde es tun." Dann brach er sein Bein zur Lachsharpune. Darum ist sein rechtes Bein noch heute dünn.

Journ. of Am. Folklore 18, 101.

---

1) So heißt dieser Halbgott vom Lake Winnipeg bis zur Hudsonbai; längs des Red River und von da bis zu den Rocky Mountains nennen ihn die Plain Cree: Neniboo-su.

7. Aus Nordindien.

Bhim Sen besuchte Raja Vairat in seiner Verbannung. Eines Tages schoß er einen Pfeil ab nach einem Reh, traf fehl und traf eine **Kuh** am Huf. Die Wunde heilte, aber der Huf blieb gespalten, und seitdem sind alle Kuhhufe so geblieben.

North Indian Notes and Queries 2, 29.

8. Aus Bulgarien.

Einstmals war die Ameise so stark, daß sie sich unterfing, das Joch des Ochsen für sich zu fordern. Die Menschen sollten sie an den Wagen spannen, mit ihr das Feld bestellen und sie statt des Ochsen zur Ernährung der ganzen Welt benutzen. Der Ochse erwiderte: „Du kannst die Welt nicht ernähren; Gott hat das mir überlassen." Die Ameise aber versetzte: „Du kannst es nicht, denn dein Herr muß dich fortwährend mit dem Stachel vorwärts treiben, keinen Schritt gehst du, ohne daß er hinter dir ist. Ich dagegen werde allein arbeiten."

Zu dieser Zeit wandelte Gott auf Erden, und jedes Geschöpf durfte sich ihm nahen, um seine Bitten oder Klagen vorzubringen. So kamen auch der Ochse und die Ameise vor Gott und klagten. Der Ochse sprach: „Die Ameise, o Herr, will mir Pflug und Joch nehmen, die du mir doch selber gegeben hast, die Menschen und mich zu ernähren." „Nein, o Herr," sagte die Ameise. „Ich will die Menschen ernähren, weil der Ochse die Menschen sehr schlecht ernährt." Da wandte sich Gott zur Ameise und fragte: „Ich weiß, daß du arbeitsam bist, aber sage mir nur eins: wenn du ackern willst, wievielmal willst du den Menschen erlauben, an einem Tage zu essen, damit du imstande seiest, sie mit Brot zu versehen?" „Alle drei Tage einmal", antwortete die Ameise. Danach richtete Gott die gleiche Frage an den Ochsen, und dieser erwiderte: „Sie mögen täglich dreimal essen. Obwohl ich langsam arbeite, werde ich ihnen doch das Nötige verschaffen." Gott segnete den Ochsen und sprach: „Solange die Welt steht, wirst du den Menschen ernähren." Zur Ameise aber sprach er: „Du sollst immerfort arbeiten, und niemand wird den Erfolg der Arbeit sehen." Und zum Gedächtnis dieses Urteils befahl Gott dem Ochsen, auf die Ameise zu treten. Davon spaltete sich der Huf des Ochsen — denn so stark war die Ameise damals — und der Rücken der Ameise ward in der Mitte eingeknickt. Bis dahin hatte der Ochse nämlich ganze Hufe, gleich dem Pferde, und die Ameise hatte einen graden Rücken. Noch heute ernährt der Ochse die ganze Welt, weil Gott ihn gesegnet hat, und die Menschen dürfen dreimal am Tage essen; wenn einer öfter ißt, soll es ihm jedoch nicht zum Schaden gereichen.

Sbornik umotvorenija 2, 167 (Gegend von Sofia). Vgl. Schischmanoff, Nr. 17. Andere Sagen von den gespaltenen Hufen der Kühe s. Bd. 1, 189f.

Über die Vorderbeine der Schweine s. Bd. 2, S. 82, die dünnen Beine des Schafes 2, 91, die nackten Füße der Vögel 2, 261 (ob. S. 14). Über Tiere, deren Pfoten mit Händen Ähnlichkeit haben: Bd. 1, S. 156f. Sagen, warum die Schlange der Füße beraubt ist, s. 1, S. 116, 207, 216, 219f., 223, 2, 264; warum der Pfau häßliche Füße hat: 1, S. 196, 207; warum der Wolf spitze Krallen hat: 1, S. 151f.

M. Der Schwanz.

I. Säugetiere.

1. Aus Ungarn.

Als der Hund und der **Hase** einmal zusammen reisten, war es ein Hundewetter, und der Hase sagte zu seinem Gefährten, daß es wohl gut sei, ein Feuer anzu-

machen, denn ihn fror. Als das Feuer gemacht war, wärmte sich der Hund voll Wohlbehagen daran und erlaubte dem Hasen nicht, sich zu nähern. Da stieß der ärgerliche Hase den andern in das Feuer, aber der machte einen Sprung und erwischte den Schwanz seines Gegners. Der Schwanz widerstand nicht, nur ein kleines Stückchen blieb fest. Seitdem haben die Hasen einen so kurzen Schwanz.

Revue des trad. pop. 12, 480.

2. Aus Siebenbürgen.

Der Fuchs hatte einmal einen recht hungrigen Magen. Wie er nun voll Mißmut darüber seines Weges ging, traf er auf den Hasen. Der war gesättigt und sprang fröhlich herum wie eine Geiß. „Halt, halt!“ rief der Fuchs. „Ich mag es nicht leiden, daß so ein Kerl immer lustig ist und sich gebärdet als unsereiner. Gleich sollst du mit mir kämpfen, und da will ich sehen, ob du mit Ehren in der Welt fortleben kannst. Unterliegst du, so bist du mein eigen mit Haut und Haar!“ Da zitterte der Hase nach seiner Natur schon im voraus, und als es zum Gefechte kam, da ward er leicht überwunden. „Das Ehrenzeichen gehört dir nicht“, sprach der Fuchs und biß dem Hasen den Schwanz ab und fügte ihn an den seinen. Darum hat er einen so langen Schwanz, und darum hat der Hase einen Stumpfschwanz und eine weiße Schwanzspitze.

Der Hase aber lief eiligst fort. „Du bist dennoch mein eigen!“ rief der Fuchs ihm nach. „Denn wessen der Schwanz ist, dem gehört auch, was dran gehangen!“ Deshalb betrachtet der Fuchs den Hasen bis heute als seinen vollkommenen Leibeigenen und tötet ihn geradezu, wo er ihn findet.

Jos. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, 4. Aufl., S. 313 f.

3. Slovenische Sage.

Der Fuchs beschuldigt den Hasen des Honigdiebstahls. Der Wolf verfolgt den Hasen und reißt ihm den Schwanz aus. Seitdem sind die Hasen stummelschwänzig.

Sumcov, Etnogr. Obozrĕnie 10 (1891), S. 82.

4. Sage der Tscheremissen.

Als der Hase auf dem Eise lief, glitt er aus, fiel und stieß sich den Kopf. Der Hase fragte das Eis: „Eis, bist du stark?“ „Das bin ich.“ „Wenn du stark wärest, würdest du nicht im Sonnenschein schmelzen.“ — Die Sonne ist vielleicht stark? Der Hase lief zur Sonne, fragte: „Sonne, bist du stark?“ „Ich bin stark.“ „Wenn du stark wärest, würdest du dich nicht hinter den Wolken verbergen.“ — Die Wolke ist vielleicht stark? Der Hase lief zur Wolke und fragte: „Wolke, bist du stark?“ „Ich bin stark.“ „Wenn du stark wärest, so gingest du nicht dahin, wohin der Wind weht.“ — Vielleicht ist der Wind stark? Der Hase lief zum Winde und fragte: „Wind, bist du stark?“ „Freilich bin ich's.“ „Wenn du stark wärest, könntest du einen steinernen Berg bewegen.“ — Vielleicht ist der steinerne Berg stark? Der Hase kam zum steinernen Berg herangelaufen und fragte: „Berg, bist du stark?“ „Das bin ich.“ „Wenn du stark wärest, so nagte die Maus in dich kein Loch.“ — Vielleicht ist die Maus stark? Der Hase lief zur Maus und fragte: „Maus, bist du stark?“ „Ich bin stark.“ „Wenn du wirklich stark wärest, würdest du die Katze nicht fürchten.“ — Vielleicht ist die Katze stark? Der Hase lief zur Katze und fragte: „Katze, bist du stark?“ „Ich bin stark.“ „Wenn du stark wärest, würdest du das alte Weib nicht fürchten.“ — Vielleicht ist das alte Weib stark? Der Hase fing an zum Weibe zu laufen, kam und fragte: „Alte, bist du stark?“

Das Weib nahm die Ofengabel, schlug damit den Hasen aufs Ohr: das Ohr des Hasen wurde schwarz. Auf den Schwanz schlug sie den Hasen: sein Schwanz wurde kurz. Mit dem Ofenbesen versetzte sie dem Hasen einen Schlag auf den Körper: der Hase wurde zum Sommer graufarbig.

Journal de la Société Finno-Ougrienne (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Aikahauskirja) 13 (1895) S. 59 f. W. Porkka, Tscheremissische Texte Nr. 1.

Variante der Wotjaken.

Zwei Hasen sollen über das Flußeis springend gelaufen sein. Da stürzte der eine von ihnen um, und sein Kopf zersprang. Der andre fragte das Eis: „Eis, bist du der Mächtigste?“ — Es folgt nun der Reihe nach Sonne, Wolke, Wind, Berg, und statt der Maus das Wasser, das den Berg aushöhlt. Der Schluß lautet: Dann fragte der Hase das Wasser: „Wasser, bist du der Mächtigste?“ Das Wasser sagte: „Gott ist der Mächtigste.“ Der Hase fragte dreimal: „Gott, bist du der Mächtigste?“ Gott aber zürnte und warf die Axt nach ihm. Sie traf gerade den Schwanz des Hasen, und der Schwanz wurde abgeschnitten. Darum soll der Schwanz des Hasen kurz sein.

Journal de la Soc. Finno-Ougr. 19 (1901) S. 77 f. Vgl. ferner Natursagen 1, 278, 292.

5. Aus Siebenbürgen.

Es war einmal ein kleiner Junge, gerade so groß, wie du bist, der ging, wenn seine Mutter auf dem Markt war, immer über die Sauermilch her und schnupperte. Da sagte seine Mutter: „Wenn du noch einmal schnupperst, so gebe ich dich dem garstigen Bären!“ Kaum war sie wieder fort, husch! lief der Junge gleich zum Topf und schnupperte und schnupperte so lange, bis keine Sauermilch mehr im Topfe war. Jetzt aber fing er an, sich zu fürchten vor seiner Mutter, und in der Angst lief er fort und kam in den Wald. Als er da war, gedachte er an die wilden Tiere, die im Walde wohnen, die würden jetzt kommen und ihn zerreißen.

Was sollte er anfangen? Nun sah er einen dicken Baum. „Du willst da hinaufkriechen, da bist du sicher!“ dachte er. Der Baum aber war hohl, und wie er oben war, fiel er hinein, und da war gerade ein Bärennest, und die jungen Bärchen rannten durcheinander, denn sie hatten sich erschreckt. Bald kam auch der alte **Bär** und brachte Futter und fing an zu brummen: „boboborou!“ und die kleinen brummten freudig: „bebebereu!“ Nun kannst du dir vorstellen, wie sich der kleine Junge fürchten mußte.

Als aber der Bär oben am Loche stand und die Augen des Jungen sah, so dachte er: „Jetzt ist es aus mit dir!“ Denn er meinte, es sei die Katze oder die Schlange drinnen, die fresse erst seine Jungen, dann werde es an ihn kommen. Schnell drehte er sich um. Dabei kam dem Knaben der Schwanz des Bären über das Gesicht. In der Angst faßte er nach ihm, ohne daß er's wußte, und wie der Bär fortsprang, so zog er den Knaben mit hinaus. Der Bär aber glaubte, die Katze habe ihn am Schwanz und sei ihm nachgesprungen und wolle ihn fressen. Da riß er sich schnell wieder los und sprang ins Nest zurück und blieb ganz ruhig. Er hatte so gerissen, daß dem Jungen der Schwanz in der Hand geblieben war, und seitdem hat der Bär einen Stumpfschwanz. Der Junge aber hatte nicht weniger Angst gehabt, das kannst du dir denken. Er lief schnell nach Hause und sprach: „Liebe Mutter, nur einmal noch verzeiht mir, ich will nicht mehr schnuppern.“ Da erzählte er jetzt, wie es ihm gegangen sei. „Weil ich fürchtete“, sprach er zu seiner Mutter, „ihr würdet mich schlagen, lief ich in den Wald; da dachte ich an die wilden Tiere, die im Walde wohnen; ich stieg auf

einen Baum, um mich zu verstecken, und da fiel ich gerade in das Bärennest; es waren aber nur die Jungen zu Hause, die sahen mich so garstig an und brummten immer: 'Jetzt fressen wir dich!' Zuletzt kam der alte Bär und brummte: 'Habt ihr ihn?' und die Bärchen brummten wieder: 'Ja, wir haben ihn!' Jetzt kam der Fürchterliche ans Loch und machte so feurige Augen, daß ich dachte: 'Nun ist es aus mit dir!' Aber der gute Bär warf mich nur hinaus und schenkte mir's noch einmal, drückte mir dies Haarbüschel in die Hand, sprang in sein Nest und ließ mich fortlaufen. So, Mutter, der Bär bekommt mich nicht, wenn ich nicht mehr schnuppere?"

Jos. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen S 267f.

Weitere Sagen vom Stumpfschwanz des Bären und Verwandtes s. Bd. IV, Kap.: Bär (Wolf) und Fuchs.

6. Sage der Cheyenne (Indianer).

Jäger fanden einst junge Bären. Sie spielten mit ihnen und schnitten ihnen Ohren und Schwänze ab. Der eine junge Bär sang, damit die Eltern es erführen: Vater und Mutter seien fort und er würde mißhandelt. Als er sang, hörten die Alten seine Stimme. Die Mutter richtete sich auf, versuchte ihre Kraft an einem großen Baume und zerbrach ihn. Der Vater sagte: „Ich bin groß und mächtig. Wer hat mein Kind genommen?" Und er rollte einen großen Stein und zerbrach ihn. Dann liefen sie beide zu ihrer Höhle. Sie heißt Bears Lodge und ist im Yellowstone Park. Die Bären retteten ihre Jungen, aber seitdem sind die Bären ohne Schwänze.

Journal of Am. Folklore 13, 188.

7. Negermärchen aus Nordamerika.

Der Hase besuchte einmal ein Schildkrötenpaar, aber als er an deren Wohnung ankam, sagte ihm Frau Schildkröte, daß ihr Mann auf einen Tag zu seinem Blutsverwandten, der Sumpfschildkröte, gegangen sei. Da machte sich der Hase auf, ihm nachzugehen, und als er zur Sumpfschildkröte kam, da saßen sie alle im Hause und erzählten sich Geschichten, und als es 12 Uhr war, gab es Krebsessen, und alle waren sehr vergnügt. Nach Tische gingen sie zum Teich der Sumpfschildkröte herunter und unterhielten sich damit, von einem großen, schrägen Felsen ins Wasser herunterzuschlittern. Dieser Felsen aber war sehr, sehr glatt. Die Sumpfschildkröte krabbelte hinauf, stieß sich ab und rutschte ins Wasser — platsch! Die alte Landschildkröte krabbelte auch herauf, rutschte herunter — platsch! Und der Hase saß auch dabei und lobte sie. Das machte ihnen allen viel Spaß. Als sie nun so mitten im Spiel waren, kam der alte Bär vorbei. Er hörte sie lachen und rief sie an: „He! Leute! Was ist da los? Irre ich mich oder sind das nicht der Hase, die Sumpfschildkröte und der alte Onkel Landschildkröte?" — „Stimmt", sagte der Hase, „und wir vergnügen uns, als gäb es keine schlechten Zeiten mehr."

„Ei, ei, ei!" meinte der Bär, „schlittern und rutschen und lachen! Und was ist denn mit dem Hasen, daß er nicht mitspielt?"

Da zwinkerte der Hase der Landschildkröte zu, und die stieß die Sumpfschildkröte an, und dann sagte der Hase: „O jemine, lieber Bär, denkst du denn, man kann den ganzen lieben, langen Tag immer bloß schlittern? Ich hab' meinen Spaß gehabt, nun setz' ich mich in die Sonne und laß meine Kleider trocknen. Wir machen immer alles reihum, wenn wir spieleu, ich und diese Leute."

„Möchte vielleicht der Bär auch mitspielen?" fragte die Landschildkröte.

Da lachte der Hase laut auf: „O! Bruder Bär hat zu große Füße und einen zu langen Schwanz, um den Felsen herunterzuschlittern."

Das ärgerte den Bären, und er sagte: „Kann sein, kann auch nicht sein, jedenfalls fürchte ich mich nicht, es einmal zu probieren.“ Da machten sie Platz für ihn, und der Bär kletterte auf den Felsen, setzte sich auf die Hinterbeine, zog den Schwanz zwischen die Beine und fuhr darauf los. Erst ging es ganz langsam, da grinste er, als ob ihm gar behaglich zumute wäre, dann ging es etwas schneller, da grinste er schon ein bißchen ängstlich, zuletzt kam er auf das Glatte, da gab's kein Grinsen mehr, da heulte er, daß man es eine Meile weit hören konnte, fiel ins Wasser wie ein Klotz und brach ritsch, ratsch! den Schwanz ab. Daher sieht er bis zum heutigen Tage unter allen Tieren, die auf der Erde herumlaufen, am drolligsten aus. Als er davonlief, rief ihm der Hase zu: „Bruder Bär, Bruder Bär, Flachssamenumschläge sollen gut für wunde Stellen sein!“ So hatte er zum Schaden auch noch den Spott.

Harris, Nights with Uncle Remus Nr. 21.

8. Sage der Bungee.

[Weese-ke-jah hat die Flut kommen lassen und schwimmt mit zwei Tieren jeder Gattung auf einem ungeheuren Canoe.] Darauf entschloß er sich, eine neue Erde zu machen. Er trug der **Otter** auf, ins Wasser zu gehen und etwas Erde herauf zu bringen, womit er das Festland machen wollte. Aber als die Otter in ihr heimatliches Element kam, vergaß sie das Wiederkommen. Nachdem W. lange Zeit gewartet hatte, sandte er die **Moschusratte** aus. Damals war der Schwanz der Moschusratte noch sehr kurz, er war nur wie ein runder Knoten. Die Moschusratte tauchte auch unter, wie ihr befohlen war, sammelte viel Schlamm und kam sogleich wieder an die Oberfläche, aber als Weese-ke-jah die Hand ausstreckte, um ihr den Schlamm abzunehmen, schwenkte sie schnell um und tauchte wieder unter. Weese-ke-jah versuchte noch, sie zu ergreifen, aber er konnte sie nur noch beim Schwanz packen, der sich aber in seiner Hand streckte, so daß die Moschusratte entkam. Seitdem hat die Moschusratte ihren dünnen, langen Schwanz, der weder schön noch nützlich ist. Als Weese-ke-jah so zweimal getäuscht worden war, wurde er voll Zorn und schwor der Otter und der Moschusratte Rache.

Darauf wurde dem **Biber** befohlen, Schlamm zu holen. Er tauchte unter, brachte Schlamm herauf und gab ihn W., der über das gute Verhalten des Tieres sehr erfreut war. Aus dem Schlamm machte er sogleich eine neue Erde, auch vergaß er die Dienste des Bibers nicht. Statt seines Stumpfschwanzes bekam er einen breiten flachen Schwanz, mit dem er sein Haus bauen kann. Dazu empfing er für seine Gefälligkeit Zähne, die so scharf sind wie eine Axt, damit er die Bäume zum Bau seines Hauses damit schneiden kann.

Journ. of Am. Folklore 19, 340.

9. Sage der Cherokee.

Sieben Wölfe fingen einmal ein **Murmeltier** und sagten: „Wir werden dich jetzt töten, um etwas Gutes zu essen.“ Aber das Murmeltier sagte: „Wenn man gute Beute macht, muß man sich auch vergnügen. Wenn ihr etwa tanzen wollt, so werde ich euch dazu singen. Ich weiß einen ganz neuen Tanz. Ich lehne mich abwechselnd gegen sieben Bäume, und ihr tanzt in einem fort weiter, wendet um und kommt zurück, je nachdem ich das Zeichen gebe, und bei der letzten Wendung dürft ihr mich töten.“ Die Wölfe waren sehr hungrig, wünschten aber doch den neuen Tanz zu lernen und befahlen ihm anzufangen. Das Murmeltier lehnte sich gegen einen Baum und fing das Lied an: „Ha, wie schön, wie schön!“ und alle Wölfe tanzten von ihm weg, bis er das Zeichen Hu! gab. Da kehrten sie um und

tanzten in einer Reihe zurück. „Das war hübsch!“ sagte das Murmeltier und ging zum nächsten Baum und fing das Lied zum zweitenmal an. Die Wölfe tanzten fort, kehrten beim Zeichen um und kamen wieder zurück. „Das war sehr hübsch!“ sagte das Murmeltier und ging wieder zum nächsten Baum und fing das dritte Lied an. Die Wölfe tanzten, so gut sie konnten, und jedesmal ermutigte sie das Murmeltier, aber bei jedem Liede nahm es einen andern Baum, und jeder Baum stand etwas näher nach seiner Höhle, die unter einem Baumstumpfe lag. Beim siebenten Lied sagte es: „Nun, dies wird der letzte Tanz sein, und sobald ich Hu! sage, werdet ihr alle umkehren und nach mir laufen. Wer mich greift, mag mich behalten.“ So fing es das siebente Lied an und setzte es so lange fort, bis die Wölfe weit von ihm weg waren. Dann gab es das Zeichen Hu! und machte einen Sprung nach seiner Höhle. Die Wölfe kehrten um und waren hinter ihm her, doch schon hatte es seine Höhle erreicht und schlüpfte hinein. Aber gerade als es hineinschlüpfte, erhaschte es der erste Wolf noch beim Schwanze und packte so heftig zu, daß der Schwanz abriß, und seitdem ist des Murmeltiers Schwanz kurz.

Mooney, Cherokee Myths S. 273. Außerdem s. Bd. 1, 153. 181 f. 267. 2, 57 (Ziege); 1, 155. 2, 57 (Schaf); 1, 152. 341 (Wolf); 1, 202 (Lachs); 2,83 (Bär).

II. Die Schildkröte.

Aus Louisiana (Kreolisch).

Eines Morgens ganz früh stand das Kaninchen auf und verspürte einen Hunger, daß ihm der Magen knurrte. Es durchsuchte seine Wohnung nach allen Richtungen, fand aber nichts zu essen. Da machte sich's auf zur Gevatterin Hyäne zu gehen, und als es bei ihr ankam, knabberte diese gerade an einem Knochen.

„Holla, Gevatterin, ich wollte mit dir frühstücken, ich sehe aber, du hast nichts Besonderes, was du mir vorsetzen könntest.“

„Die Zeiten sind jetzt schlecht, Gevatter Kaninchen, ich habe nichts Eßbares mehr in meiner Wohnung, bloß dieser Knochen hier ist noch übrig.“ Das Kaninchen überlegte eine Weile.

„Nun wohl, Gevatterin Hyäne, wenn du Lust hast, wollen wir auf die Jagd nach Schildkröteneiern gehen.“

„Topp, gehen wir sogleich!“

Die Hyäne nahm Korb und Hacke, und so gingen sie den Fluß entlang zum Walde.

„Gevatter Kaninchen, ich gehe nicht oft auf die Schildkröteneierjagd, ich weiß sie nicht recht zu finden.“

„Sei ohne Sorge, Gevatterin, ich werde jedesmal die Stellen ausfindig machen, wo die Schildkröten ihre Eier hinlegen, und du wirst sie dann ausgraben.“

Als sie an die Ebene des Flusses kamen, fing das Kaninchen an, langsam zu gehen und aufmerksam bald hierhin, bald dorthin zu blicken. Plötzlich blieb es stehen.

„Gevatterin Hyäne, die Schildkröte hält sich für sehr schlau. Sie scharrt die Erde mit ihren Pfoten weg und legt ihre Eier in das Loch, dann tut sie etwas Sand darauf, und zuletzt verstreut sie ein paar Blätter über dem Nest. Siehst du diesen Erdhaufen? Nimm die Blätter ab und grabe mit deiner Hacke, du wirst hier sicherlich Eier finden.“

Die Hyäne tat, wie das Kaninchen sie geheißen, und bald sahen sie eine Menge Eier in der Höhlung glänzen.

„Gevatter“, sagte die Hyäne, „du bist viel schlauer als ich, es behagt mir wohl, dich zum Freund zu haben.“

Das Kaninchen teilte die Eier, gab der Hyäne die Hälfte und sprach:

„Gevatterin, ich habe großen Hunger, ich will meine Eier jetzt gleich essen."

„Wie du willst, Gevatter! Ich will meine zu meiner Frau tragen und sie kochen lassen."

Sie gingen noch ein gutes Stück und fanden viele Eier. Das Kaninchen aß die seinigen immer gleich auf, die Hyäne mochte keine rohen Eier, darum tat sie alle in ihren Korb.

„Gevatterin", sagte das Kaninchen, „ich werde müde, ich glaube, es ist jetzt Zeit nach Hause zu gehen."

„Ich habe genug Eier für heute, Gevatter, kehren wir also um!"

Während sie nun so gingen, dachte das Kaninchen bei sich: „Die Hyäne kann die Schildkröteneier nicht finden, ich habe sie allein gefunden, also gehören sie mir. Ich muß nachdenken, wie ich sie mir wieder verschaffe."

Schon waren sie beinahe zu Hause, da sagte das Kaninchen:

„Gevatterin, ich habe vergessen, meiner alten Mutter Eier mitzubringen. Du könntest mir wohl ein Dutzend leihen, ich werde sie dir ein andermal wieder geben."

Die Hyäne gab ihm ein Dutzend Eier, und sie trennten sich. Das Kaninchen legte das Dutzend in seine Hütte, dann ging es wieder zur Hyäne. Und als es in der Nähe ihrer Wohnung war, fing es an zu klagen und sich den Leib zu halten. Die Hyäne kam heraus.

„Was hast du, Gevatter? Es sieht aus, als ob es dir nicht gut ginge."

„Ach, Gevatterin, die Schildkröteneier haben mich vergiftet. Ich bitte dich, hole schnell den Arzt."

„Ich laufe, so schnell ich kann, Gevatter!"

Sobald die Hyäne fort war, ging das Kaninchen in die Küche und begann die Eier zu essen.

„Gott sei Dank, ich kann mich heute tüchtig vollstopfen, der Arzt wohnt weit, da habe ich Zeit alles aufzuessen, ehe sie kommen."

Als es beinahe fertig war, hörte es die Hyäne draußen sagen:

„Es freut mich sehr, Doktor Meerkatze, daß ich Sie unterwegs getroffen habe, mein Freund ist sehr krank."

Da galt es keine Zeit zu verlieren, das Kaninchen öffnete das Fenster und sprang hinaus. Die Hyäne kam nun in ihre Hütte, doch sah sie das Kaninchen nicht. Sie ging in die Küche, da lagen die Eierschalen verstreut umher. Das Kaninchen hatte sich schon in Sicherheit gebracht. Gevatterin Hyäne raufte sich die Haare, so außer sich war sie. Dann lief sie gleich dem Kaninchen nach. Das hatte aber so entsetzlich viel gegessen, daß es nicht schnell laufen konnte. Als es sah, daß die Hyäne ihm zu nahe auf den Fersen war, verkroch es sich in ein Baumloch. Die Hyäne rief die Schildkröte an, die gerade des Wegs daherkam.

„Gevatterin Schildkröte, ich bitte dich, bewache das Kaninchen, das mir alle meine Eier gestohlen hat. Ich hole unterdessen meine Hacke, um den Baum umzuhacken."

„Geh nur schnell, Gevatterin, ich werde den Schelm schon bewachen."

Als die Hyäne fort war, sagte das Kaninchen:

„Gevatterin Schildkröte, sieh in dies Loch, ob ich Eier darin habe."

Die Schildkröte sah hinein, da warf ihr das Kaninchen vermodertes Holz in die Augen. Schnell lief die Schildkröte zum Flusse, um sich die Augen auszuwaschen, aber unterdes entschlüpfte das Kaninchen. Und als die Hyäne kam, um den Baum

zu fällen, sah sie, daß das Kaninchen schon entflohen war. Da wurde sie so zornig, daß sie zur Schildkröte an den Fluß ging und ihr mit der Axt den Schwanz abhackte.

Darum ist auch bis heute der Schwanz der Schildkröte so kurz.

Rolland, faune pop. 5, 261.

III. Frösche und Kröten.

Aus Frankreich (Dinan).

Die Kröten waren einst grün und hatten Schwänze, ebenso wie es die Frösche damals hatten; sie verloren diese Vorzüge, als sie einmal einen Menschen gefressen hatten; nun wurden sie auch verdammt, unter der Erde zu leben.

Sébillot, Folklore 3, 255. Eine andere Erklärung s. Naturs. 2, 17 u. 226.

IV. Vögel.

Außer der malaiischen Sage (1, 329), warum es Vögel mit zu langem Schwanz gibt, sind hier noch einige Sagen von einzelnen Vögeln anzuführen. Weiteres in späteren Kapiteln.

A. Die Schwalbe.

Zu Bd. 1, 143ff. 281f. 332ff. 2, 126. 250 gehört folgende vlämische Sage (aus Brüssel): Die Schwalbe hat einen gegabelten Schwanz, weil sie sich einst aus den Klauen eines Adlers, der sie gepackt hatte, losgerissen und dabei das Mittelstück eingebüßt hat.

Ons Volksleven 11, 189f.

B. Der Habicht.

Altnordische Sage.

Die Pointe, daß die Schwanzform beim Entfliegen der verwandelten Person durch einen Schlag entsteht, findet sich bereits in einer Episode der Hervarar Saga, dem Rätselkampfe zwischen König Heidrek und Odin, der in Gestalt Gests des Blinden ihn überwindet. „Da zog der König den Tyrfing [sein Schwert] und hieb nach Gest dem Blinden; dieser aber verwandelte sich in einen Habicht und flog hinaus durch das Fenster der Halle, das Schwert aber traf den Schweif des Habichts, und dieser hat daher, wie die Heiden glauben, nun immer einen gestutzten Schweif."

Das Tyrfingschwert. Eine altnord. Waffensage. Deutsch von Jos. Cal. Poestion S. 64. Vgl. Fornaldar Sögur Nortrlanda, durch Rafn (1829) 1, 487; Grimm, Myth.[4] 3, 99. — Hierzu gehört Naturs. 2, 252 (Gabelschwanz der Weihe).

C. Die Wachtel.

Sage der Atakpame.

Die Wachtel war Besitzerin einer Farm, die Krabbe war Herrin des Wassers. Eines Tages hatte die Wachtel, da sie durstig war, von der Krabbe Wasser erhalten und sie hinterher beschimpft. Als die Wachtel wieder um Wasser bat, erlaubte es ihr die Krabbe, aber als sie trinken wollte, packte sie sie und nahm sie gefangen. Die Wachtel sagte: „Laß den Hals los! Wenn du mich am Schwanze packst, muß ich sterben; wenn aber am Halse, so werde ich leben bleiben." Da ließ die Krabbe den Hals los und packte die Schwanzfedern der Wachtel, da riß sich die Wachtel los, und die Schwanzfedern blieben in der Hand der Krabbe.

Deshalb hat die Wachtel keinen Schwanz mehr; auch trinkt sie seit jenem Tage kein Flußwasser.

(Gekürzt.) Vgl. Zeitschr. f. afr., ozean. u. ostasiat. Spr., hrsg. von A. Seidel, 6. Jahrg. S. 153. Mitgeteilt von P. Fr. Müller. In franz. Übers. bei R. Basset, Contes d'Afrique p. 215.

2. Kapitel.

Körperzeichnung und Färbung.

Dem Erklärungsbedürfnis, das unter der Tierwelt Umschau hält, bieten die zahlreichen Unterschiede der Körperzeichnung und Färbung ein weites Feld, sich zu betätigen. Je eigentümlicher das Aussehen, desto größer der Reiz einer poetischen Deutung. Namentlich erregen die dunkeln Flecke und Streifen, die grauen, schwarzen und roten Farben die Einbildungskraft und erwecken bisweilen ganz absonderliche Vorstellungen von deren Trägern, unter denen sich namentlich die feuerholenden Tiere auszeichnen. Die Frage des Ursprungs jener Unterschiede wird jedesmal in der gleichen Weise beantwortet, daß ein höchst einfacher Vorgang, wie das Bemalen, Besudeln, Versengen, die bis heute sichtbare Veränderung erzeugt hat, wobei dem Feuer die doppelte Fähigkeit des Rötens und des Schwärzens beigelegt wird. Solange das Denken der Völker auf der Kindheitsstufe steht, erscheint ihm diese Art des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung völlig einleuchtend. Bemerkenswert ist, daß Sagen von Bemalen, die zwar wohl überall nachweisbar sind, in wirklicher Häufigkeit doch nur bei Völkern vorkommen, die sich selbst bemalen. Man sieht daraus, daß das Übertragen eigener Lebensgewohnheit und Erfahrung in die Welt der Sagen einen großen Einfluß auf deren Gestaltung ausgeübt hat.

I. Druckspuren.

Zu den Sagen in Bd. 1, 201f. 248 und 2, 195. 199. 235, in denen Flecke als Druckspuren aufgefaßt sind, gehören noch folgende:

1. Aus Saint-Cast.

Eines Tages wollte Gott einen Fisch essen, er rief den Sonnenfisch (Zeus faber), der sogleich kam, und nahm ihn, aber als er ihn in der Hand hatte, fand er ihn so schön, daß er ihn nicht töten wollte. Er drückte ihm seine fünf Finger auf den Rücken, setzte ihn wieder ins Meer und sagte: „Geh, du bist zu schön, um gegessen zu werden, wachse und vermehre dich, der Eindruck meiner Finger wird dich kenntlich machen."

Sébillot, contes des marins, Paris 1882, S. 362. In einer im wesentlichen gleichen Variante ist statt Gottes ein alter Fischer gesetzt.

2 Aus Indien.

Als Krishna badet, wird er von Kâliya, dem Schwarzen, dem „dragon" des Flusses Jumna, dem personifizierten Geist des Wassers, angegriffen. Krishna zertrat den Kopf des Ungeheuers und hätte es erschlagen, wenn nicht dessen Frauen aus dem Wasser gekommen wären, die ihn baten, ihren Mann zu schonen. Krishna vergab ihm und sagte ihm, er solle auf der Stirn den Eindruck der göttlichen Füße tragen und so vor Feinden sicher sein.

Folklore 11, 13. Vgl. Wilson-Hall, Vishnu Purâna 1, introd. XV.

II. Entstehung der Streifen.

A. Belohnung.

1. Aus Indien.

a) Das kleine **indische Eichhörnchen** wird im Panjâb „Râma chandra kâ Bhagat" oder das Heilige von Râma Chandra genannt. Denn als er die Brücke über die Meerenge nach Lanka baute, half das Eichhörnchen, indem es Staub von seinem Schwanz schüttelte, und der Gott streichelte ihm den Rücken. Daher rühren die dunklen Streifen, die es bis auf den heutigen Tag hat. Viele der Dravidischen Stämme sagen, sie seien Nachkommen dieses Eichhörnchens.

Crooke, Pop. Religion and Folklore of North India 2, 242. Auch in Panjab Notes and Queries 3, 60.

Variante:

Als der große Damm über den Ozean zwischen Ramesvaram und Ceylon vom Affenhäuptling Nala u. a. gebaut wurde, rollten sich die Eichhörnchen, im Verlangen, Rama zu gefallen, auf den Seesand und trugen die Bauenden auf ihrem Rücken zum Damm. Ramas Hand hinterläßt die Streifen.

Indian Notes and Queries 4, 164.

b) Buddha in einer seiner Verkörperungen war einst ein Eichhörnchen. Da sah es einen Mann in einem See ertrinken. Mitleidig eilte es herbei und fing an, mit seinem Schwänzchen das Wasser aus dem See eifrig herauszuschaufeln, um den Ertrinkenden zu retten. Das sah Brahma und strich, in Wohlgefallen über die überschwengliche Mildtätigkeit des kleinen Geschöpfes, liebkosend über seinen Rücken. Seit dieser Zeit trägt das indische Eichhörnchen die Spur von Brahmas Fingern auf dem Rücken als drei leuchtende gelbe Streifen.

Aus Jeypur. Selenka, Sonnige Welten [2] S. 247.

2. Sage der Burjäten.

Das gestreifte **Backenhörnchen** (tamias striatus) sammelte Nüsse. Der Bär bat es um Nüsse, und das Backenhörnchen gab ihm welche. Der Bär streichelte es dafür, und dadurch ward es gestreift.

Potanin, Očerki 4, 181 a.

3. Sage der Tusayan (Indianer).

Das gestreifte Backenhörnchen erhielt seine Streifen durch einen der mythischen Zwillinge. Es hatte ihm mit seinen scharfen Zähnen geholfen, das erschlagene Ungeheuer Elch zu zerteilen. Zum Dank tauchte der Zwilling zwei Finger in Elchblut und zeichnete es.

Journ. of Am. Folklore 8, 135.

B. Beschädigung.

4. Telengitische Sage.

Das Backenhörnchen ist darum gestreift, weil (Gott) Kudaj es gepeitscht hat.

Potanin, Očerki 4, 181 b.

5. Altaische Sage.

Das Backenhörnchen hatte Gott eine Kuh gestohlen, dafür verfolgte es ein von Gott Ausgesandter und schlug es mit einer Peitsche, wovon sich auf dem Rücken

die Spuren erhalten haben. Die Verfolgungen am Himmel dauern noch bis heute; der Blitz schlägt besonders in den Baum, unter dem sich das Backenhörnchen versteckt hat.

Potanin, Očerki 4, 181g.

6. Indianersagen.

a) Ein weibliches kannibalisches Ungeheuer erblickte eine kleine Rothaut, den Sohn eines tapferen, guten Häuptlings, am Abhang eines Bergwassers nicht weit vom Wigwam seiner Eltern. Mit Zauberworten, einem Körbchen voll Beeren und Blumen lockte die Hexe das Kind in den Bereich ihrer schrecklichen Krallen; als sie es ergriff, sahen die Eltern ihres Lieblings Gefahr, zu spät, um es zu retten; nur eine letzte schwache Hoffnung blieb ihnen, sie fielen auf die Knie, beteten und flehten den Großen Geist an, seine Macht zu gebrauchen und das Kind zu retten, es ihnen wiederzugeben oder es zu verwandeln, um es vor der Hexe zu retten. Ihr Gebet wurde erhört, und der Knabe entschlüpfte als kleines Eichhörnchen geschickt dem Griff der Alten, wenn auch nicht ganz unverletzt: die Spuren ihrer vier Klauen sind noch heute auf seinem Rücken zu sehen. Darum töten auch Indianerknaben selten Eichhörnchen, und die Medizinmänner tragen seine Haut als Zaubermittel.

Hardwicke's Science Gossip 1866, p. 3.

b) Als einst das Stachelschwein zum Herrscher über die Tiere der Erde ernannt worden war, rief es alle zusammen und fragte sie: „Sollen wir die ganze Zeit Tag mit Sonnenschein oder Nacht mit Dunkelheit haben?“

Da dies unstreitig eine Frage von der höchsten Bedeutung war und jedes Tier seine besondere Ansicht hatte, so dauerte es natürlich lange, bis sie sich einigen konnten.

Das Backenhörnchen wollte abwechselnd Tag und Nacht haben und sang beständig: „Das Licht kommt: es muß hell sein!“ Der Bär aber brummte dazwischen: „Die Nacht ist am besten, ich will Dunkelheit haben.“

Auf den Gesang des Backenhörnchens aber brach wirklich der Tag an, und da die Nachtpartei also besiegt worden war, so beschloß sie, sich an dem Eichhörnchen zu rächen, und der Bär machte sich augenblicklich zu seiner Verfolgung auf. Allein es schlüpfte schnell in eine enge Baumhöhle, wohin ihm der Bär nicht nachkriechen konnte. Er hatte ihm aber doch mit seiner schwarzen Tatze einen Schlag auf den Rücken versetzt, und von diesem Schlage rühren die schwarzen Streifen auf dem Rücken des Backenhörnchens her. Seit jener Zeit haben Tag und Nacht miteinander regelmäßig abgewechselt.

Karl Knortz, Nokomis. Märchen u. Sagen der nordamerikan. Indianer, 1887, S. 88. Im wesentlichen gleich: Chamberlain, Journal of Am. Folklore 9, 49 (Sage d. Iroquois).

c) Es heißt, daß der **Ochsenfrosch** stets den großen Spieler Uñtsai 'yĭ (d.i. Messing) verspottete, bis dieser ärgerlich wurde und ihn aufforderte, mit ihm das gatayû' stĭ (Rad- und Stock-Spiel) zu spielen. Wer verlöre, der solle auf die Stirne geritzt werden. Messing gewann, wie gewöhnlich, und die gelben Streifen auf des Ochsenfrosches Kopf zeigen, wo des Spielers Finger ihn geritzt haben.

Mooney, Myths of the Cherokee S. 310. (Vgl. Variante S. 63.)

7. Aus Annam.

Ein annamites Märchen von den Streichen des Hasen, der darin die Rolle unseres Fuchses spielt und alle, Tiere und Menschen, überlistet, erzählt, wie er einst

mit dem **Tiger** aufs Feld zog, um Gras zu schneiden. Er war böse auf den Tiger, weil er ihn geschlagen hatte, und beschloß, ihm einen Streich zu spielen. Er sagte dem Tiger, er solle sich auf den Rücken legen und alle Viere von sich strecken. Er wäre dann eine Art Wagen, auf den er das Gras laden und nach Hause ziehen wollte. Als das Gras aufgeladen war, zündete der Hase es an, und so sind die Streifen auf des Tigers Fell entstanden.

Nach Landes, Contes Annamites S. 115.

8. Verwandte Negersage aus Nordamerika.

Der Hase ist vom Hund verfolgt worden und verbirgt sich atemlos am Wasser. Der **Alligator** fragt, was los sei, und rühmt sich, noch nie in Not geraten zu sein. Der Hase erwidert, sie werde schon einmal kommen. Der Alligator spottet: „Dann sag' ich ihr guten Tag und frage sie, wie es ihr geht." Er schläft ein. Der Hase holt Feuer und zündet Gras um ihn herum an. Der Alligator wacht auf und ruft: „Not! Not! Not!" Der Hase verlacht ihn, der Alligator läuft durch das Feuer ins Wasser. Davon ist seine Hand so eingeschrumpft, wie sie noch jetzt ist.

Harris, Nights with Uncle Remus Nr. XXVI.

C. Einfettung.

9. Sage der Schwarzfuß-Indianer.

Na'pi der Alte hatte Bären getötet.

Dann machte er ein Feuer und zog ihnen die Felle ab, nahm das Fett und warf es in ein Loch im Boden und rief die Tiere an, daß sie kommen sollten und sich darin wälzen, damit sie dick und fett würden. Und alle Tiere kamen und taten es. Die Bären zuerst — darum sind sie auch so sehr fett. Zuletzt kamen die Kaninchen, und es war fast nichts mehr da, aber sie nahmen etwas Fett in ihre Pfoten und rieben es auf ihren Rücken und zwischen die Hinterbeine. Darum haben die **Kaninchen** zwei so große Fettstreifen auf dem Rücken, und darum sind sie so fett zwischen den Hinterbeinen.

Grinnel, Blackfoot Lodge Tales p. 152.

III. Verwandlung von weiß in schwarz.

1. Aus Frankreich.

Gott schuf einst zwei schöne Vögel mit herrlich weißem Gefieder und sagte zu ihnen: „Ich nenne euch **Schwalben.** Ihr und eure Nachkommen sollt meinen Segen überall hintragen und den Menschen die schöne, warme Jahreszeit verkünden, die Blumen und Früchte bringt. Baut eure Nester unter den Dächern der Wohnungen, sie sollen Zeichen des Glückes sein."

Die Schwalben breiteten ihre Flügel aus und flogen auf die Erde.

Da wurde dort alles ganz anders als zuvor. Der kalten, öden Zeit folgten helle, freundliche Tage mit warmen, linden Lüften, und wo die Schwalben einkehrten, verschwanden auch die Krankheiten.

So blieb es mehrere Jahre. Die Menschen waren glücklich, und der schönen weißen Vögel wurden mehr und mehr.

Da zerstörte eines Tages ein finsterer, böser Mann das Schwalbennest unter dem Dach seines Hauses; andere Taugenichtse waren auch dabei, und sie lachten, wie die eben ausgeschlüpften Jungen herunterfielen.

Als den Gottesvögeln solche Grausamkeit widerfuhr, entflohen sie zum Himmel. Aber indem die letzte Schwalbe verschwand, wurde es wieder Winter, und die

Menschen wurden bald ihr Unglück gewahr. Da baten sie Gott, er möge sie nicht alle für das Verbrechen dieses einen bestrafen, und Gott erhörte ihre Bitte, und mit den Schwalben kam auch die schöne Jahreszeit wieder.

Es gab aber ein paar schlechte Menschen, die fürchteten, daß die Boten des Frühlings doch noch einmal wegfliegen würden, und eines Nachts, als die Schwalben schliefen, fingen sie sie und zerrten sie in einen großen Turm.

Am nächsten Morgen sahen die armen Schwälbchen, daß sie gefangen waren, stießen jämmerliche Schreie aus und schlugen mit Flügeln und Schnäbeln an die Wände, um ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Doch es kam noch schlimmer. Die Wächter, die die Vögel bewachen sollten, wurden ihres Geschäftes überdrüssig und rissen den Vögeln die Flugfedern aus. Die armen Tiere klagten, wie sie ihre weißen Federn vom Turm herunterfliegen sahen, aber die Wächter lachten dazu.

Da verwandelten sich die Federn auf einmal in dichte, weiße Flocken, die die Wächter einhüllten. Der Nordwind blies, Gras und Blumen verwelkten, die Bäume verloren ihre Blätter, und die Erde gefror. Die Menschen wurden voll Schnee und flüchteten in ihre Wohnungen.

Plötzlich brach ein Orkan aus, der rüttelte an dem Turm, bis sich ein Spalt öffnete. Den Schwalben aber waren die Federn wieder gewachsen, und sie flogen zum Himmel.

Zum zweiten Mal baten die Menschen Gott um Gnade, und er verzieh ihnen, doch durften die Schwalben seitdem nur sechs Monate bei ihnen bleiben, und ihr Gefieder wurde schwarz zur Erinnerung an die Bosheit der Menschen.

Ledieu, Nouvelles et légendes rec. à Démouin p. 157.

Eine Sage von dem seit Christi Tod angelegten Trauergewand der Schwalbe s. Naturs. 2, 221.

2. Rumänische Sage.

Da der **Störchin** ihr Gatte gestorben war, verwandelte Gott die weißen Federn in schwarze.

Şezătoarea 8, 53. Vgl. hierzu Natursag. 1, 170, 2, 102.

3. Aus Kärnten.

Ein Held tötete einst einen unreinen Geist und dessen Geliebte Ihre zerstückelten Körper zerstreute er auf dem weiten Felde. Ein **Rabe** und eine **Krähe** kamen herbeigeflogen und begannen die Leichen aufzufressen. Der Rabe fraß nur vom Teufel, und dafür ist er am ganzen Körper schwarz, die Krähe aber ist weiß und schwarz, denn sie fraß sowohl vom Teufel als auch von seiner Geliebten.

Etnograf. Obozrĕnie 2, 1, 67. Vgl. Afanasiev, Poet. vozzr. 1, 527.

4. Sage der Berbern (Nordafrika).

Als Gott den **Raben** schuf, war er weiß. Der Herr der Welt strafte ihn, weil der Bösewicht seine Befehle nicht befolgt hat. Eines Tages sagte er ihm: „Hier sind zwei Säcke; der eine ist mit Geld gefüllt, der andere mit Läusen. Bringe den Geldsack den Muselmännern und den andern den Christen.“ Der Rabe machte sich auf den Weg; doch da er den Geldsack zu schwer fand, gab er ihn den ersten, die ihm begegneten; das waren Christen. Den Sack mit Läusen brachte er den Muselmännern. Seitdem haben die Christen Geld und die Muselmänner Läuse. Der Herr aber sprach deshalb zum Raben: „Weil du meine Befehle nicht befolgt hast, wirst du schwarz werden.“

Basset, Contes berbères Nr. 11. Andere Sagen vom Schwarzwerden des Raben s. Natursag. 1, 64. 283 ff.; 2, 51. 77; vgl. auch die Sage von der Färbung der Elster 2, 220.

IV. Blaßwerden.

Aus Mecklenburg.

En Scheper hett eens Süük[1]) in sien Hod[2]) hatt, un is dorbi un treckt[3]) 'n Schaap dat Fell af. De **Kreihgen**[4]) sitten dorbi. Dor secht de een Kreih: „Dat Aas, dat Aas puult[5]) er af, puult er af!" Un en anner: „Smiet 't rut,[6]) smiet 't rut!" „Tööf[7]) so lang', bet ik de Joop[8]) run heff", secht de Scheper. „Mit de Joop, mit de Joop!" ropen de Kreihgen wedder. Dor ward de Scheper arg[9]) un smitt mit 'n Krückstock mank.[10]) Dor verfiren sik[11]) de Kreihgen so, dat se ganz blaß warden. Un dorvon hebben se noch hüüt so 'n grau Feddern.

Wossidlo, Volkst. Überlief. aus Mecklenburg 2, 113.

1) Seuche, Krankheit. 2) Herde. 3) zieht. 4) Krähen. 5) schält. 6) schmeiß es 'raus. 7) wart. 8) Fell. 9) ärgerlich. 10) dazwischen. 11) erschraken.

V. Farbige Augen.

Ein Tiergespräch, das in Hunderten von Varianten über ganz Mecklenburg verbreitet ist, erklärt, warum die **Kröte** (die gemeine Landkröte, rana bufo vulgaris) rote Augen hat. Sie hat einmal bitter weinen müssen über eine Ehrenkränkung, die ihr ein roher Geselle (der Mistkäfer, der Maulwurf, der Fuchs oder andere) angetan hat; getröstet wird sie vom Laubfrosch und anderen. Ich führe folgende Probe an:

De Schorrpogg[1]) hett Abends achtern Tun[2]) seten, da kümmt de Voß[3]) an un seggt:

„Gun Abend, Fru Dick bi'n Dum,
wat sittst du hir so spät achtern Tun?"

De Schorrpogg seggt: „Schön Dank, de langswanzte Hund, wat schellst du mi von Dick bi'n Dum?" Dorup kümmt de Scharrenwewer[4]) antofleegen un seggt: „Gun Abend, Quackeldunenbuk!"[5]) „Du Hurrepurre,[6]) du Dreckpurre,[6]) du Krup in't Lock,[7]) du Hundsfott, wat schimpst du mi von Quackeldunenbuk?" seggt de Schorrpogg. Nasten[8]) kümmt dat Holtpirken[9]) antofleegen, de seggt: „Gun Abend, Fru Abendblinken!"[10]) „Schön Dank, Herr König von Engelland. Sie weeten doch noch, woans dat 'n orig Minsch titeliert warden möt. Hir kam de Voß, de langswanzte Hund, und schüll mi von Dick bi'n Dum, un nasten kam de Hurrepurre, de Dreckpurre, de Krup in't Lock, de Hundsfott, un schimpt mi von Quackeldunenbuk; dat verdrot mi, un ik hevv min bläudigen Tranen rort[11]), dat ik't keenen Minschen seggen kann." Dorvon hett de Schorrpogg sik de Ogen rot weint.

Barsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg 1, 520. Vgl. Wossidlo, Meckl. Volksüberlief. 2, 1—20. 326—345. Nach S. 329 scheint dieses Tiermärchen in Tausenden von Fassungen über ganz Niederdeutschland verbreitet zu sein. In einem ostholsteinischen Märchen (in der Heimat, Bd. 10, mitget. von Wisser) spielt die Begebenheit auf der Hochzeit der Katzenwitwe, ebenso bei Wossidlo Nr. 3 und 5. In einem Fragment bei Curtze, Volksüberl. aus Waldeck, S. 238 heißt es: der Frosch hat 7 Jahre geweint und hat sich rote Augen geweint. Es heißt auch, daß die Kröte eine verwünschte Hexe sei und deshalb rote Augen habe (Wossidlo, S. 331). Vgl. Bl. f. pomm. Volksk. 1, 146. 164. 8, 150. 9, 41.

1) Kröte. 2) hinterm Zaun. 3) Fuchs. 4) Mistkäfer. 5) Ein Wort, das zum plattd. Quadux und Quackeldux = Kröte, Quaduxenbuk = Krötenbauch zu stellen ist. 6) Scheltnamen, die das brummende Geräusch malen, womit der Käfer fliegt. 7) Kriech-ins-Loch. 8) Nachher. 9) Libelle. 10) Schmeichelei für die, die so „blank up'n puckl" (Wossidlo 328) sein soll wie das Abendrot. 11) geweint.

In einem Teile des Strelitzer Landes ist an die Stelle der Kröte der Fisch Rotauge (Roddog) gesetzt, als Grobian erscheint der Hecht, als höflicher Kavalier der Barsch. Rotauge klagt: „Ik weet wol, wo't mi verdroot, mi sünd de Ogen in 'n Kopp noch root" (Wossidlo Nr. 89—98). „Diese Umdeutung", sagt Wossidlo,[1]) „ist auf einen ganz bestimmten Bezirk, nämlich die seenreiche Gegend Wesenberg—Mirow—Fürstenberg—Strelitz begrenzt; in den übrigen Teilen des Strelitzer Landes wie im Schwerinschen bewahrt die Sage trotz aller Mannigfaltigkeit der Ausgestaltung stets den älteren Zug, der im Mittelpunkt des Gespräches die Kröte erscheinen läßt. Als ich im vorigen Sommer in Nossentiner-Hütte bei Malchow bei einem dort gebürtigen Zimmermann die Roddog-Form antraf, stellte sich bei näherer Nachfrage heraus, daß der Gewährsmann das Tiergespräch früher als Flößer bei Fürstenberg gehört habe."

Andere Sagen von farbigen Augen sind folgende:

1. Sage der Nak·o'mgyilisala.

Einst spielten Kuni'qua und die Möwe Reifen, um zu sehen, wer am besten fangen könnte. Der Reif der Möwe war Nebel, aber der Kuni'quas war Feuer; daher konnte er den Reifen der Möwe nie fangen, während sie den seinen jedesmal traf. Nachdem er viermal von der Möwe besiegt war, schämte er sich so, daß er von dannen flog und sich im Walde verbarg. Einst ging K·'ō'toq (ein Vogel) in den Wald und traf dort Kuni'qua. Als dieser ihn mit seinen feuersprühenden Augen ansah, wurden seine Augen rot.

Boas, Sagen von der nordpazif. Küste S. 206.

2. Sage der Omaha.

Ictinike läßt die **Truthähne** mit geschlossenen Augen an sich vorbeitanzen, während er singt: wenn sie ihn ansähen, würden sie rote Augen bekommen. Schon fängt er den ersten Truthahn, da öffnet ein junger Truthahn die Augen und sieht es. Alle fliegen fort, aber seitdem haben sie rote Augen.

Journal of Am. Folklore 5, 300.

3. Sage der Dakota.

Wie die vorige Erzählung. Die Augen der Ski-ska **(Holztauben)** werden grün.

Journal of Am. Folklore 5, 300.

4. Sage der Menemoni.

Manabusch bringt Wassergeflügel auf obige Weise um. Ein **Steißfuß** (colymbus) öffnet die Augen und bekommt rote Augen.

Am. Anthropologist 3, 256.

Zum Töten der Vögel, die mit geschlossenen Augen tanzen müssen, vgl. Dorsey and Kroeber, Arapaho Traditions S. 427f., Nr. 26. 27. Rand, Legends of the Micmacs 263. Leland, Algonquin Legends of New England, 186. Turner, Ann. Rep. Bur. Ethn. 11, 327 (Nenenot). Schoolcraft, Hiawatha, 30, 34. Hoffmann, Ann. Rep. Bur. Ethn. 14, 162, 203. Riggs, Contr. N. A. Ethn. 9, 110 (Dakota). Dorsey, Contr. N. A. Ethn. 6, 67, 579. Journ. Am. Folklore 11, 264 (Jicarilla-Apachen). Russell, Explor. Far. North, 212 (Cree). Grinnel, Blackfoot Lodge Tales, 158, 171. Oben S. 46.

1) Rostocker Zeitung Nr. 131 vom 19. März 1893, vgl. Volkst. Überl. 2, 344.

VI. Das Bemalen.

Außer der bekannten Sage vom Bemalen des Stieglitzes und ihren Parallelen (s. u. „Verteilung der Gaben"), sowie den lettischen Sagen vom Bemalen der Kühe (s. Bd. 1, 188—191) sind hier folgende Überlieferungen zu nennen:

1. Aus Brasilien.

Im Anfang gab es keine Nacht, sondern es war immerfort Tag. Die Nacht schlief unten auf dem Grunde der Gewässer. Es gab auch noch keine Tiere. Die Tochter der großen Schlange hatte sich mit einem jungen Manne verheiratet, wollte aber nicht bei ihm schlafen, ehe es nicht Nacht wäre. Die Nacht besaß aber ihr Vater, und sie verlangte, daß diese mitten durch den großen Fluß hervorgeholt würde. Der junge Mann rief seine drei treuen Diener, und die Frau schickte sie zu ihrem Vater, daß sie ihr einen Tucuman[1])-Kern brächten. Sie kamen zur großen Schlange und erhielten den Kern, doch unter der Bedingung, daß sie ihn nicht öffneten, denn sonst sei alles verloren. Unterwegs hörten sie aus dem Innern den Lärm von Grillen und kleinen Kröten, die des Nachts rufen. Zunächst bezwangen sie ihre Neugierde. Aber als sie weit weg waren, öffneten sie den Kern, indem sie das Harz, das ihn verschloß, überm Feuer zum Schmelzen brachten. Und auf einmal wurde alles ringsum schwarz. In diesem Augenblick sprach die junge Frau zu ihrem Mann: „Sie haben die Nacht losgelassen. Warten wir auf morgen!" Da verwandelten sich alle Dinge, die durch den Wald hin verbreitet waren, in vierfüßige Tiere und Vögel. Die Dinge im Fluß wurden zu Enten und Fischen. Aus einem Korbe entstand der Jaguar.[2]) Daher ist er auch gefleckt: die Löcher des Korbes wurden Flecken. Aus dem Schiffer und seinem Kahn bildete sich die Ente. Sein Kopf wurde zum Kopf und Schnabel der Ente, sein Kahn deren Leib, die Ruder deren Beine.

Als die Tochter der großen Schlange den Morgenstern sah, sprach sie zu ihrem Manne: „Ich will den Tag von der Nacht scheiden." Darauf rollte sie einen Faden zum Knäul und sagte zu ihm: „Du sollst der cujubin sein" (eine **Fasanenart** mit rotem Gefieder, aber weißem Kopf [Penelope cumanensis]; er singt bei Tagesanbruch). So machte sie den cujubin, malte seinen Kopf weiß mit Ton, seine Beine rot mit bixa orellana und sagte zu ihm: „Du sollst immerdar singen, wenn es zu tagen beginnt." Danach rollte sie wieder den Faden, streute Asche darauf und sagte: „Du sollst der inambu sein (eine Art **Rebhuhn**, das zur Nachtzeit singt), um zu verschiedenen Stunden der Nacht und beim Morgengrauen zu singen." Seitdem haben alle Vögel zu ihrer Stunde gesungen, und alle singen beim Morgengrauen, um den Anfang des Tages zu erfreuen. Als die drei ungetreuen Diener ankamen, verwandelte sie der junge Mann in Affen. Ihr schwarzer Mund und der gelbe Streifen (le liseré), den sie auf dem Arm haben, erinnert noch an das Harz, welches den Kern des Tucuman verschloß und dann über sie strömte.

Santa-Anna Nery, Folklore brésilien p. 55 (aus Couto de Magalhães, O Selvagem). Zur Vorstellung, daß das Dunkel gebracht wird, vgl. u. a. die Sage der Papua, worin Quat das Dunkel mit einem Messer durchschneidet und die Morgenröte bringt. Sogleich verkündeten die Vögel den Morgen.

1) Die Frucht dieser Palme umschließt einen Kern „en forme de coco".
2) l'Once. Über diesen vgl. Santa-Anna Nery S. 244 Anm.

2. Sage der Çatlō'ltq.

Und Kumsnō'otl nahm einen Farbentopf, bemalte alle Menschen mit bunten Farben und verwandelte sie dann in Vögel. P'a (der **Rabe**) schrie unterdes immer: „O, das ist schön, bemale mich auch, aber recht bunt!" Darüber ward Kumsnō'otl endlich ungeduldig und bestrich ihn über und über mit schwarzer Farbe. Daher ist der Rabe schwarz.

Boas, Indianische Sagen von der nordpazifischen Küste S. 64.

3. Sagen der Cherokee.

a) Der **Ochsenfrosch** ließ sich von einem Zauberer gelbe Streifen auf den Kopf malen, um sich einer schönen Frau wegen, um die er freite, schöner zu machen.

Mooney, Myths of the Cherokee S. 310.

b) Ein Waschbär, welcher eines Tages einem Wolfe begegnete, machte verschiedene beleidigende Bemerkungen, bis der Wolf zuletzt ergrimmt wurde, sich umwandte und ihn jagte. Der Waschbär lief, so schnell er konnte, und es gelang ihm, einen Baum nahe beim Flusse zu erreichen, ehe der Wolf herankam. Er erkletterte den Baum und streckte sich auf einem Zweig aus, der über dem Wasser hing. Als der Wolf herankam, sah er den Widerschein im Wasser, und da er dachte, es sei der Waschbär, sprang er danach und war beinahe ertrunken, bevor er ganz naß und triefend wieder herauskrabbeln konnte. Er legte sich dann auf den Rasen, um zu trocknen, und schlief ein. Währenddem kam der Waschbär vom Baume herunter und verklebte ihm die Augen mit Kot. Wie der Wolf erwachte, bemerkte er, daß er seine Augen nicht öffnen konnte, und fing an zu wimmern. Da kam ein kleiner brauner Vogel aus dem Gebüsche und fragte ihn, weshalb er schreie. Der Wolf erzählte seine Geschichte und sagte: „Wenn du meine Augen öffnen willst, werde ich dir zeigen, wo hübsche rote Farbe zu finden ist, womit du dich bemalen kannst." „Gut!" sagte der braune Vogel und pickte an des Wolfes Augen herum, bis das Pflaster fort war. Darauf nahm der Wolf ihn zu einem Felsen mit, an dem Streifen von heller roter Farbe herunterliefen, und der kleine Vogel bemalte sich damit. Und so entstand der **Gimpel** (Red-Bird).

Mooney, Myths of the Cherokee S. 289.

4. Sage der Sauks- und Fox-Indianer.

Dem kleinen Vogel Gĕ'tchī Kánānā wird von Wī'sa'kä ein roter Fleck unter die Augen gemalt als Belohnung für die Mitteilung einer wichtigen Nachricht.

Journ. of Am. Folklore 14, 229.

5. Sage der Cheyenne.

Früher aßen die Büffel die Menschen. Die Elster und der Falke waren auf seiten der Menschen. Diese beiden flogen fort von einer Beratung der Tiere und Menschen und brachten es dahin, daß ein Wettlauf stattfinden sollte, und die Sieger sollten die Besiegten fressen. Die Laufstrecke war sehr lang und ging um einen Berg. Der schnellste aller Büffel war eine Büffelkuh, Schnellkopf genannt. Sie glaubte, daß sie siegen würde, und hatte darum dem Wettlauf zugestimmt. Doch die Menschen fürchteten die lange Strecke und machten Medizin zurecht, damit sie nicht atemlos und müde würden. Alle Vögel und Tiere bemalten sich zum Wettlauf, und seitdem sind sie farbig. Sogar die **Wasserschildkröte** malte sich rot um die Augen. Die **Elster** malte sich Kopf, Schultern und Schwanz weiß. Endlich waren alle fertig und stellten sich in einer Reihe auf.

Dann liefen alle und machten irgendein Geräusch statt des Singens, das ihnen helfen sollte. Alle kleinen Vögel, Schildkröten, Kaninchen, Coyotes, Wölfe, Fliegen, Ameisen, Insekten und Schlangen blieben bald zurück. Als sie in die Nähe des Berges kamen, war die Büffelkuh allen voran, dann kamen die Elster, der Falke und die Menschen, die übrigen waren zurückgeblieben. Der Staub war so aufgewirbelt, daß man nichts sehen konnte. Um den Berg herum blieb die Büffelkuh die erste, aber die beiden Vögel wußten, daß sie gewinnen würden, und hielten sich nahe hinter ihr, bis sie in die Nähe des Ausgangspunktes kamen; dann flogen sie an ihr vorbei und gewannen den Sieg für die Menschen. Als sie am Ziel waren, sahen sie Vögel und Tiere auf der ganzen Strecke sich zu Tode laufen, und Erde und Felsen wurden rot von ihrem Blut. Darauf sagten die Büffel zu ihren Jungen, sie sollten sich verbergen, da die Menschen sie nun jagen würden, und hießen sie zum letzten Mal getrocknetes Menschenfleisch mitnehmen. Das taten sie und steckten es in ihre Brust unter die Kehle. Darum essen die Menschen diesen Teil nicht und sagen, es sei Menschenfleisch. Seit dem Tage des Wettlaufs begannen die Menschen zu jagen. Aber da Falken, Elstern, Nachtfalken, Krähen und Bussarde damals auf ihrer Seite waren, essen sie sie nicht, sondern benutzen ihre Federn als Schmuck.

Journ. of Am. Folklore 13, 161.

6. Sage der Ainu.

Die **Flußotter** wurde vom Schöpfer hinabgeschickt, um die **Füchse** zu bekleiden. Es wurde ihr gesagt, sie solle sie in Rot kleiden. Die Otter hatte aber ein so schlechtes Gedächtnis, daß sie die Farbe ganz vergaß, ehe sie an die Arbeit ging, und darum machte sie die Röcke weiß. So waren auch die Füchse, als die Ainus sie zuerst entdeckten, von weißer Farbe und nicht rot, wie sie jetzt sind. Der Fuchs war sehr böse über diese Vergeßlichkeit und schalt die Otter tüchtig wegen ihres Leichtsinns und ihrer Pflichtvergessenheit. Weiß war eine zu hervorstechende Farbe, um nach des Fuchses Geschmack zu sein. Um den Fehler wieder gut zu machen, ging die Otter nach einem Fluß, fing einen Lachs und nahm seinen Rogen aus. Dann ließ sie den Fuchs sich hinlegen, machte den Rogen flüssig, rieb ihn über den Pelz und machte so eine rote Farbe statt der früheren weißen. Daher sind die Füchse jetzt rot und nicht weiß wie früher. Der Fuchs war sehr erfreut über die Änderung, und als Dank und Gegenleistung holte er etwas Rinde des Shikerebe-ni (Phellodendron amurense, Korkbaum), kochte sie und färbte die Otter mit der Flüssigkeit, so daß sie die schöne braune Farbe bekam, die sie jetzt hat.

Journ. of Am. Folklore 7, 33.

VII. Das Besudeln.

1. Aus Pommern.

Die **Rauchschwalben** sind von jeher sehr neugierig gewesen. Sie flogen immer an den Fenstern auf und ab, um zu sehen, was in den Häusern vorginge, und so ihre Neugierde zu befriedigen. Das ärgerte einen Finken. Er bestellte sich deshalb ein Faß **rote Tinte** und schrieb darauf mit großer Schrift: „Hier ist ein Geheimnis drin."

Sofort kamen die Rauchschwalben herbeigeflogen und guckten zum Spundloch hinein. Der Fink aber saß in der Nähe, eilte schnell hinzu und stieß sie mit dem Kopf hinein. Seit der Zeit tragen die Rauchschwalben den roten Fleck unter der Kehle.

U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 474.

2. Aus Annam.

Der Rabe und der coq de pagode (?) waren Männer im Dienste des Heiligen (Confucius), der sie zur Strafe ihres Ungehorsams in Tiere verwandelte. Um der Strafe zu entgehen und den Heiligen lachen zu machen, hatte der **Rabe** sich ganz mit **Tinte** beschmiert. Der coq de pagode wollte es ihm gleichtun, hatte aber nur noch für die eine Hälfte des Körpers schwarze Tinte, für die andere mußte er rote nehmen. Daher ist der Rabe schwarz, der coq de pagode halb rot, halb schwarz.

Landes, Contes annamites 210 f.

3. Vlämische Sage.

Die **Kanarienvögel** waren einst weiß. An einem Kirmestag aber sind Männchen und Weibchen, wiewohl sie auf ihren Eiern hätten sitzen sollen, leichtsinnig gewesen, haben in den Wirtshäusern zu viel getrunken und sind spät abends stark angeheitert heimgekehrt. Das Männchen fiel ins Nest, zerbrach die Eier und lag zappelnd in der gelben Flüssigkeit. Als es wieder herauskam, war es so gelb wie Gold. Das Weibchen machte es ihm nach. Weil aber das Männchen schon den größten Teil vom **Eigelb** an seinen Federn hatte, so ist es jetzt weniger gelb geworden, als jenes.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 82 (aus Denderleeuw). Vgl. die in der Haupthandlung ähnliche Sage in Bd. 2, 202.

4. Sage der Buschmänner.

Die Frauen der Buschmänner schicken die **Krähen** aus, um zu erfahren, was aus ihren Männern geworden ist, die von der Jagd nicht wiedergekommen sind. Sie hängen **Fett** um die Hälse der Krähen als Nahrung für die Reise. Daher haben die Krähen weiße Flecke (?) an Hals oder Brust.

Bleek, a brief account of Bushman Folklore, p. 15.

5. Sage der Smith Sound-Eskimos.

Der **Falke** war damit beschäftigt, den **Raben** mit Flecken zu bemalen. Da kam ein Mann von hinten, daß sie ihn nicht sahen. Als er näher trat, erschrak der Falke und schüttete den Ruß über den Raben, daß er schwarz wurde, während der Rabe ihn bespritzte, daß er schwarz gefleckt wurde.

Journal of Am. Folklore 12, 174.

6. Sage der Zentral-Eskimos (Cumberland Sound).

Eule und **Rabe** waren einstmals gute Freunde. Eines Tages machte der Rabe ein neues schwarz und weiß gesprenkeltes Kleid für die Eule, die ihm dafür ein Paar Stiefel aus Walfischknochen machte. Danach machte sie noch ein weißes Kleid. Als sie es anpassen wollte, hüpfte der Rabe herum und wollte nicht stillsitzen. Die Eule wurde böse und sagte:

„Irgnautielungmik kuvirita pierakin, gigalerit. Wenn ich heulend über dich fliege, hüpfe nicht."

Da der Rabe weiter hüpfte, wurde die Eule zornig und schüttete den Inhalt ihrer **Lampe** über ihn. Da schrie der Rabe qaq! qaq! und seitdem ist er ganz schwarz.

Boas, Journ. of Am. Folkl. 7, 94.

7. Sage der Eskimos von der Westküste der Hudson-Bay.

Die **Krähe** und der große **Eistaucher** (loon) kamen zusammen, und da beide gut Kleider machen konnten, kamen sie überein, sich gegenseitig einen Anzug zu

machen. Sie nähten die Häute mit Faden zusammen, der mit Lampenruß geschwärzt war. Die Krähe nahm die Nadel zuerst und stichelte herein, heraus, bis der Saum um den ganzen Eistaucher herumging, darum ist er gefleckt. Darauf nahm der Eistaucher die Nadel und begann an der Krähe zu arbeiten. Aber diese wollte nicht stille halten, und zuletzt verlor der Eistaucher die Geduld und schüttete den Inhalt der Lampe auf sie und machte sie so ganz schwarz. Die Krähe wurde böse, nahm einen Stein und warf ihn dem Eistaucher nach, brach ihm damit die Beine und machte sie platt.

Boas, Bull. Am. Mus. of Nat. Hist. 15, 320.

8. Sage der Missisagua.

Wāmīshī'wdjākīwā'nsī liebte seinen Schwiegersohn nicht. Eines Tages gingen sie zusammen auf die Jagd, und als sie sich lagerten, legten sie ihre Gamaschen und Moccasins zum Trocknen ans Feuer. W. vertauschte die Moccasins. Nach einer Weile warf er die Moccasins und Gamaschen, die er für die seines Sohnes hielt, ins Feuer. Des Morgens stand der Jüngling auf, fand seine Moccasins vor und zog sie an. W. wollte ihm erklären, daß sie ihm nicht gehörten, aber er hatte vergessen, daß er sie vertauscht hatte, ehe er sie verbrannte. So mußte nun W. barfuß gehen. Da schwärzte er seine Beine und Füße mit Kohle, und darum haben bis heute die **Füchse** schwarze Füße.

Journal of Am. Folklore 3, 151.

9. Sage der Arapaho.

Es war eine weiße **Krähe**, die hielt alle Büffel gefangen, hatte sie eingeschlossen und war ihr Besitzer. In der Nähe eines Lagers spielten Leute mit den heiligen Pfeilen und dem heiligen Rad. Zwei junge Leute warfen das Rad einem Hindernis zu und folgten ihm wie bei einem Wettlauf. Als das Rad gerade das Hindernis berühren wollte, warfen sie mit ihren Stöcken danach. Eine Partie verlor oft. Ein junger Mann in weißem Gewand mit einem Köcher auf dem Rücken kam dazu und legte sich auf die Erde, um das Spiel zu sehen. Im Lauf des Spieles sagte ein Jüngling, der sich immer um alles kümmerte, zu dem Neuangekommenen: „Mein Freund, zeige mir deine Pfeile!“ und nahm den Köcher. Da fand er, daß der andere Augen mit sich trug, um sie zu essen. Als nun der Fremde im weißen Gewand davonging, sagten die Leute: „Seht, seht, das ist die weiße Krähe. Paßt auf, wo sie hingeht.“ Da paßten sie alle auf, wohin er ging, und versuchten, ihn zu fangen. Das Kaninchen legte sich dahin, wo die Krähe ihn finden würde, mit einem Pfeil auf dem Körper, und tat, als wäre es tot. Die weiße Krähe kam und sagte: „Was für einen Pfeil hast du?“ Als sie keine Antwort bekam, flog sie fort. Sie setzte sich an einem anderen Ort nieder, wo eine fette Antilope mit einem Pfeil lag, und fragte: „Was für einen Pfeil hast du?“ „Einen schwarz gemalten.“ „Das ist nicht der richtige“, sagte die Krähe und flog wieder fort. Danach kam sie zu einem fetten Elch mit einem Pfeile und fragte: „Wie ist er bemalt?“ „So sieht er aus“, wurde ihm gesagt. „Nein, das ist er nicht“, sagte die Krähe. Dasselbe wiederholte sich bei einem weißen Elch. Dann kam er zu einer weißen Büffelkuh, die lag mit einem Pfeil auf der Erde. Die weiße Krähe fragte, wie der Pfeil bemalt sei. „Auf der einen Seite ist eine gerade Linie, auf der anderen eine im Zickzack“, sagte die Büffelkuh. Da überzeugte sich die Krähe, daß dies ihr eigener Pfeil sei, und ging nahe hin. Da ergriff sie die Büffelkuh, und so war sie endlich gefangen. Die Leute banden sie oben an das Zelt, wo der Rauch hinausgeht, und dort wurde sie allmählich **schwarz**. Sie wird dann losgelassen, man folgt ihr und entdeckt ihr Zelt. Die Leute

lassen einen kleinen Hund bei der Krähe und gehen fort. Der kleine Sohn der Krähe verlangt den Hund als Spielzeug, widerstrebend erlaubt es die Krähe. Sobald die Leute dies sehen, kommen sie wieder und lassen sich von der Krähe zeigen, wo die Büffel sind. Als die Krähe in die Höhle der Büffel geht, läuft der kleine Hund voraus und wird zum großen Hund, der alle Büffel heraustreibt. Die Krähe will den Hund fangen, um sich an ihm zu rächen, aber der Hund hängt sich an den Schwanz des letzten Büffels und entkommt so aus der Höhle. Da sagte das Volk: „Jetzt gibt es viele Büffel. Wenn wir sie getötet und geschlachtet haben, kannst du kommen, Krähe, du bekommst nur die Augen." Da zerstreuten sich die Büffel nach Süden und nach Norden.

Dorsey u. Kröber, Arapaho Traditions Nr. 122. Vgl. Grinnel, S. 145. Journ. of Am. Folkl. 11, 259. Petitot, trad. ind. 151. 379.

10. Sage der Tsimshian.

Txä'msen, der Rabe, kam zu einem Haus, zum Haus vom Kleinen Pech. Pech lud ihn ein, und er aß bei ihm. Danach schlief er. Dann schlug er vor, sie wollten Heilbutten fangen. Dem Kleinen Pech war es recht, und er sagte zu ihm: „Es ist nicht gut für mich, wenn ich nach Sonnenaufgang draußen bin, ich muß zurück kommen, wenn es noch kalt ist. Bis dahin werde ich auch genug Fische haben." Tx. erwiderte: „Ich werde tun, was du sagst, Häuptling." Der kleine Pech sagte: „Gut." So gingen sie zum Fischen und fischten die ganze Nacht. Als die Sonne aufging, wollte der kleine Pech ans Ufer gehen, aber Tx. sagte: „Das Fischen gefällt mir. Lege dich ins Kanoe und bedecke dich mit einer Matte." Das tat der kleine Pech. Danach rief Tx.: „Kleiner Pech!" „He", erwiderte dieser. Nach einer Weile rief Tx. wieder: „Kleiner Pech!" Er antwortete wieder laut. Nach einiger Zeit rief Tx. noch einmal, und die Stimme des kleinen Pech war schwach. Nun hörte Tx. zu fischen auf und fuhr nach Hause. Er tat so, als ob er schnell ruderte, aber er setzte die Ruder flachkantend (edgewise) ins Wasser. Dann rief er wieder: „Kleiner Pech!" „He", erwiderte der kleine Pech, aber seine Stimme war sehr schwach. Da wußte Tx., daß der kleine Pech am Sterben war. Sieh, da kam das Pech gelaufen und lief über die **Heilbutten**, wo der kleine Pech starb. Darum ist die Heilbutt auf einer Seite schwarz.

Boas, Tsimshian Texts, 58 ff.

11. Negermärchen aus Amerika.

a) Eine Kuh graste eines Tages im Felde und hatte ihr Kälbchen bei sich. Es war sehr heiß, und das Kälbchen stellte sich in den Schatten seiner Mutter, um es ein bißchen kühler zu haben. Auch konnte ja die Kuh mit einem Schwanzschlag die Fliegen von ihnen beiden abwehren. Nach einer Weile kam eine Schar **Perlhühner** daher, die begrüßten die Kuh und fragten, wie es ihr ginge, und spazierten da herum, um sich zu sonnen. Die Kuh fraß ihr Gras und fragte, ob in der Nachbarschaft was Neues passiert sei. So schwatzten sie eine Weile, als sie ein merkwürdiges Geräusch von dem anderen Teil des Feldes her hörten. Die Perlhühner verwunderten sich sehr, was das sei, und machten nach ihrer Gewohnheit viel Geschrei, und die Kuh hob den Kopf und sah sich um. Sie konnte aber nichts entdecken.

Nach einer Weile ertönte das sonderbare Geräusch wieder, und als sie sich umsahen, o weh! da stand gerade vor ihnen ein großer, großer Löwe! Die Perlhühner flatterten erschreckt umher, und die Kuh sah sehr bestürzt drein. Der Löwe liebt aber Kuhfleisch mehr als alles andere, darum schüttelte er die Mähne

und dachte bei sich: Jetzt will ich mal die alte Kuh fangen und fressen, und das Kalb bring' ich dann meinen Kindern mit. Also geht er gerade auf die Kuh los. Die Perlhühner laufen hierin und dorthin und überallherum, aber die Kuh weiß wohl, daß sie der Gefahr ins Auge sehen muß, also senkt sie den Kopf und furcht den Sand mit ihren Hörnern. Der Löwe schleicht hier herum, der Löwe schleicht daherum und sucht, von wo er wohl auf die Kuh stürzen könne. Ringsherum schleicht er, aber überall starren ihm die Hörner der Kuh entgegen. Sie pflügt die Erde, zeigt das Weiße ihrer Augen und brummt vor sich hin.

Als dies nun so eine Weile gedauert hatte und die Perlhühner sahen, daß die Kuh sich gar nicht so sehr fürchtete, wurden sie auch mutig. Im Nu schlägt eins die Flügel zusammen und läuft zwischen den Löwen und die Kuh. Dann bückt es sich, wirft Staub in die Höhe und läuft fort. Danach läuft ein zweites dazwischen und wirft auch Staub auf. Dann ein drittes, und wieder eins, und wieder eins, und bis sie alle dran gewesen sind, ist der Löwe so blind geworden, daß er nicht mehr die Hand vor den Augen sehen konnte. Das machte ihn voll Wut, und er sprang auf die Kuh los, die ihn mit ihren Hörnern aufspießte und zerriß.

Als der Löwe nun tot war, rief die Kuh die Perlhühner herbei und fragte, was sie ihnen Gutes tun könne, da sie ihr so gut geholfen hätten. Die Perlhühner aber meinten: „Das macht nichts, Schwester Kuh, wir haben ja alle unseren Spaß gehabt, und es ist uns nichts Übles widerfahren." Doch die Kuh fragte sie immer wieder, was sie haben möchten. „Es gibt schon etwas, was wir gerne haben möchten," sagten sie endlich, „aber das kannst du uns nicht geben." Als die Kuh sie jedoch fragte, was das sei, hielten sie schnell eine große Beratung miteinander. Die Kuh aber rief ihr Kälbchen und kaute ihr etwas, als ob an dem ganzen Tage nichts geschehen wäre.

Nach einer Weile kam ein Perlhuhn heran, verbeugte sich und sagte: „Wir alle werden sehr froh sein, wenn du es machen kannst, daß man uns nicht so weit aus der Ferne erkennt. Wir sehen blau aus in der Sonne und blau im Schatten und können uns nirgends verbergen." Da kaut die Kuh nachdenklich, schließt die Augen und überlegt, kaut wieder und denkt und denkt und kaut, dann sagte sie: „Geh, hol' mir einen Eimer." Das Perlhuhn lachte: „Beste Schwester Kuh, was um des Himmels willen willst du mit einem Eimer?" — „Geh, hol' mir einen Eimer!" — Da läuft das Perlhuhn fort und kommt nach einer Weile mit dem Eimer wieder und setzt ihn hin. Die Kuh stellt sich darüber nnd läßt Milch hineinfließen, bis er ziemlich voll war. Dann setzte sie alle Perlhühner in eine Reihe, tauchte ihren Schwanz in die Milch und besprengte das erste Huhn von oben bis unten mit Milch. Dabei sang sie:

„Hinweg mit allem Blau!
Perlhühner, werdet grau!"

Als die Hühner besprengt waren, setzten sie sich in die Sonne um zu trocknen, und seitdem sind sie gefleckt.

Harris, Nights with Uncle Remus Nr. 33.

b) Der **Hase** stiehlt dem Menschen Erbsen. Der Mensch läßt seine Tochter den Garten bewachen: sie soll den Hasen hereinlassen, aber nicht wieder hinaus. Der Hase sagt zum Mädchen: „Mit meinem Zahn beiß ich dich, mit meinem Auge töte ich dich, mit meinen Hörnern (Ohren) steche ich dich" und bringt sie dreimal dazu, ihm zu öffnen. Das vierte Mal wird er gefangen. Der Mensch kommt hinzu, wird aber abgerufen und steckt den Hasen inzwischen in einen Sack. Da naht ein

Opossum; der Hase ruft aus dem Sack, er höre es in den Wolken singen. Das Opossum läßt ihn heraus und geht selbst in den Sack, um den Gesang zu hören. Der Mensch kommt zurück und schlägt das Opossum halbtot. Der Hase lacht. Der Mensch wirft eine Hacke nach ihm und schlägt ihm dadurch den Schwanz ab. Der Hase legt Flachs darauf, davon ist der Schwanz noch heute weiß.

Harris, Nights with Uncle Remus, Nr. 32.

12. Sage der Avatime (Togo).

Ich war da, ein Mann war da, alle Menschen waren da, und eine Hungersnot kam über das Land. Sie hatten nichts zu essen, deshalb machten sich die Leute eines Tages auf, ein Dorf im Busch zu gründen. Als sie gingen, kamen sie an einen Ort, wo das Land gut war für den Ackerbau, und sie machten ein Feld. Sie bereiteten das Feld zu und säten Mais. Nach zwei Monaten war das Korn ganz ausgewachsen, und sie hatten Nahrung. Gott half ihnen, daß sie einen Knaben gebaren. Eines Tages waren sie an der Feldarbeit. Sie fanden eine Flöte und gaben sie ihrem Kinde. Eines Tages kam das Kind nach Hause. Als es kam, traf es einen Leopard auf dem Wege; und der sagte ihm: „Laß mich mal deine Flöte hören." Das Kind sagte, es wolle nicht blasen, und der Leopard jagte hinter ihm her. Als das Kind nach Hause kam, kochte es und rührte Deimkayi (ein Pilz) in die **Suppe** und schüttete sie über den Leopard, und der Leopard wurde gesprenkelt.

Zeitschr. f. afrik., ozean. u. ostasiat. Spr. 7, 17. Ähnlich wird der Schwanz der Elster durch geronnenen Talg einer Suppe gesprenkelt: ob. S. 15.

13. Sage der Dènè Peaux-de-Lièvre.

Der Riese Efwa-éké lädt alle Tiere und Vögel zu einem Tanzfest ein, wird zornig und reißt das Haus ein, daß fast alle unter den Trümmern zugrunde gehen, nur einige entkommen. So floh das Wasserhuhn, der Taucher und der **Eistaucher** ins Wasser. Letzterer war schwarz. Efwa-éké verfolgte ihn und warf ihm **Kreide** auf den Kopf, so daß dieser dadurch weiß wurde.

Petitot, p. 223.

14. Sage der Wotjobaluk (Australien).

Zwei Brambamgal begegneten einem alten Mann namens Gertuk (ein Vogel); der besaß ein Wasserloch in der Astgabel eines Baumes, von dem niemand wußte, und das er auch niemand zeigen wollte. Die Brambamgal beobachteten ihn und sahen ihn einmal zum Baum gehen und trinken. Da sagten sie: „Möge die Astgabel dieses Baumes sich über unserem Großvater schließen!" Der Baum schloß sich und schloß den alten Gertuk mitsamt seinem Hunde ein. Bald danach kam Binbin (Baumläufer) mit zwei Freunden des Wegs und lief den Baum hinauf. Sie hörten irgendwo eine Stimme und riefen: „Wo bist du?" „Hier bin ich", sagte Gertuk, „im Baum hier eingeschlossen." Binbin nahm seinen Tomahawk und klopfte am Baum herum, um herauszufinden, wo er schneiden müsse. „Schneide nicht hier", sagte Gertuk, „hier ist meine Stirn." „Schneide nicht hier, hier ist mein Kopf" usw., bis Binbin böse wurde und gerade da ein Loch schnitt, wo Gertuks Brust war, und ihn sehr verletzte. Er zog ihn heraus und legte ihn auf die Erde. Gertuk blutete und war beinahe tot, aber sein Hund kam und leckte seine Wunden, bis er wieder gesund wurde. Der Fleck auf der Brust des Vogels zeigt noch, wo die Wunde war.

Journ. of the anthrop. Inst. 18, 55.

15. Sagen der Maori.

a) Als Tuna-roa (der lange Aal) des Weges kam, hob Maui seine Axt auf, schlug Tuna-roa mit kräftigem Schlag und hieb ihm den Kopf ab. Der Schlag war so heftig gewesen, daß Kopf und Körper eine Strecke voneinander lagen. Maui nahm den Kopf und warf ihn ins Salzwasser und den Schwanz ins frische Wasser, und von diesem Schwanz stammen alle Süßwasser-Aale ab. Das Blut schwenkte Maui umher, etwas fiel auf den kaka-riki (grüner **Papagei**) und etwas auf den pukeko und verursachte das Rot, das wir jetzt an diesen Vögeln sehen. [Anderes fiel auf Bäume und färbte sie rot.]

White, Ancient History of the Maori 2, 116.

b) Ta-whaki wurde von seinem Schwager getötet, aber er war unschuldig an der Tat, für die er getötet wurde. Bei seinem Tode nahmen der kaka (Nestor productus) und der kaka-riki, ein kleiner grüner Papagei, von seinem Blut und befleckten ihre Federn damit. Daher rührt das Rot auf den Federn dieser Vögel. Ta-whaki kam durch eigne Kraft wieder zum Leben.

White, Ancient History of the Maori 1, 55.

16. Indo-mohammedanische Sage.

Die rotbraune Brustfarbe des turtur humilis stammt vom Blute Alî's, des Schwiegersohnes des Propheten.

Indian Antiquary 2, 229. — Blutbesudelte Vögel s. auch Bd. 2, 218 f. 223. 296. 1, 189 ff. 193. 284 f.

17. Sage der Tlingit.

Die Erde ist schmal und scharf wie ein Messer. Im Anfange stand die Welt aufrecht und bewegte sich aufwärts und abwärts im Raume. Wenn sie nicht zur Ruhe gekommen wäre, so hätte alles Leben vernichtet werden müssen. Alle Thiere versuchten nacheinander die Welt zur Ruhe zu bringen, aber vergeblich. Zuletzt von allen machte das **Hermelin** einen Versuch. Sein Schwanz berührte die gestaltlose Unterlage, über welcher die Welt sich auf und ab bewegte und an der es sie befestigen wollte mit seinem Schwanze. Daher wurde seine Spitze schwarz.

Boas, Jndianische Sagen von der nordpacifischen Küste S. 320.

18. Sage der Chitimache.

Zwei Vögel, der rotköpfige **Specht** und die Taube, entkamen der Flut, indem sie zum Himmel flogen. Ersterer hängte sich mit den Füßen an den Himmel, und die Wasser stiegen gerade hoch genug, um einen Teil seines Schwanzes zu bedecken. Darum ist der Hinterteil seines Schwanzes dunkel und so scharf abgesetzt von dem übrigen.

Journ. of Am. Folklore 12, 286.

19. Sagen der Jicarilla-Apachen.

a) Das Volk, das noch in der Unterwelt lebt, schickt den **Dachs** auf die Erde, um sie zu besichtigen. Von einem Berg aus gelangt der Dachs auf die Erde und berichtet, daß überall Wasser sei, außer um die Öffnung, durch die er gegangen. Dabei wurden seine Beine schmutzig, und sie haben bis heute dunkle Farbe. Nach vier Tagen wurde der **Truthahn** ausgesandt, um zu sehen, ob das Wasser zurückgegangen sei. Als der Truthahn mit dem Schaum der Flut in Berührung kam, der die Öffnung umgab, wurde sein Schwanz naß und schwer,

er schüttelte ihn und schüttelte Tropfen auf seine Flügel. Daher haben die Flügel des Truthahns noch heute schillernde Farben. (Danach trocknet der Wind die Wasser, und das Volk kommt an die Oberwelt.)

Journ. of. Am. Folklore 11, 254.

b) Nach der Flut ging zuerst der **Iltis** auf die Erde, und seine Füße sanken in den schwarzen Schlamm; seitdem sind sie schwarz. Der Tornado wurde geschickt, ihn zurückzuholen — es war noch nicht Zeit. Der **Dachs** ging dann, auch seine Füße wurden schwarz, und er wurde zurückgerufen. Danach ging der **Biber**, watete durch den Schlamm und schwamm durch das Wasser. Er begann sogleich einen Damm zu bauen, um das noch vorhandene Wasser zu retten und ging nicht zurück. Der Tornado wurde geschickt, fand ihn bei der Arbeit und fragte ihn, warum er nicht zurückkehre. „Weil ich Trinkwasser für das Volk retten wollte." „Gut", sagte der Tornado, und sie gingen zusammen zurück. Wieder wartete man, und dann wurde die **Krähe** ausgeschickt, um zu sehen, ob es Zeit sei. Die Krähe fand die Erde trocken und viele tote Frösche, Fische und Reptilien umherliegen. Sie hackte ihnen die Augen aus und kam nicht wieder, bis der Tornado ihr nachgeschickt wurde. Das Volk wurde zornig, daß sie Aas gefressen hatte, und ließ sie schwarz werden. Vordem war sie grau.

Am. Anthropologist 11, 199.

20. Sage der Juchi-Indianer.

Aus dem Wasser soll Erde geholt werden zur Schaffung des Festlandes. Der **Eistaucher** (loon) taucht und erhält dabei weiße Perlen um den Hals, die der Wasserdruck ihm so fest einpreßt, daß sie für immer an seinem Halse haften. Es gelingt ihm nicht, Erde zu holen. Der Biber wird geschickt und kommt tot in die Höhe, sein Leib ist aufgetrieben, wie es seitdem bei allen Bibern ist. Danach gelingt es dem Krebs, Erde zu holen.

Amer. Anthropologist 6, 279.

VIII. Das Versengen.

(Die Gewinnung der Sonne und des Feuers ist im folgenden Kapitel behandelt.)

1. Aus Frankreich.

Die **Amsel**, die früher ein blendend weißes Gefieder hatte, saß einmal ganz versteckt in einem Busche. Zu ihrem großen Erstaunen bemerkte sie, wie die Elster nacheinander Diamanten, Kleinode und Goldstücke in die Höhlung eines Baumes legte. Die Amsel kam hervor, zeigte sich der Elster und fragte sie, wie man es machen müsse, um sich solche Schätze zu verschaffen. Die Elster, die sich ertappt sah, wagte nicht die Auskunft zu verweigern und sagte: „Gehe zum Prinzen des Reichtums in das Erdinnere, biete ihm deine Dienste an, so wird er dir erlauben, soviel Schätze mitzunehmen, als du in deinem Schnabel tragen kannst. Du wirst durch viele Höhlen kommen, von denen eine immer herrlicher als die andere ist, aber vor allen Dingen berühre nichts, ehe du den Prinzen des Reichtums gesehen hast."

Die Amsel begab sich an den Ort, den die Elster ihr bezeichnet hatte, und fand dort den Eingang zu einem unterirdischen Gang, in den sie eintrat.

Sie gelangte zwar in eine Höhle, die von lauter Silber erglänzte, aber sie erinnerte sich an den Rat der Elster und ging weiter. Da kam sie in eine zweite Höhle, die war ganz mit Gold angefüllt. Diese Versuchung war zu stark für

die Amsel, und sie versenkte ihren Schnabel in den Goldstaub, der den Boden der Grotte bedeckte. In demselben Augenblick aber erschien ein Ungeheuer, das rauchte und spie Feuer und wollte sich auf die arme Amsel werfen. Erschreckt entfloh sie und konnte sich gerade noch mit knapper Mühe und Not retten. Aber der dichte schwarze Rauch, mit dem das Ungeheuer sie angeblasen hatte, färbte ihr schönes weißes Gefieder. Es wurde ganz schwarz, nur ihr Schnabel behielt die Farbe des Goldes, das sie hatte rauben wollen.

Wenn man jetzt eine Amsel überrascht, läßt sie einen jämmerlich ängstlichen Schrei ertönen, als ob sie fürchte, daß sie es wieder mit solch einem schwarzen Ungeheuer zu tun bekomme.

Rolland, faune pop. 2, 250. Vgl. Sébillot, Folklore de France 3, 158.

2. Aus Finnland.

a) Der **Rabe** ist einmal auf einen heißen Stein geflogen und hat sich die Füße versengt. Als er aufflog, klapperten ihm die Flügel. Ebenso klappert es noch jetzt, wenn der Rabe fliegt; auch klagt er sein Lebtag darüber, daß er sich die Füße verbrannt hat.

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn in Helsingfors.

b) Die Ohren des **Hasen** wurden auf folgende Weise schwarz: Als der Hase eben erschaffen war, — das war damals, als auch die andern Tiere geschaffen wurden, — da war er noch naß und lag an der Wurzel einer Fichte. Er ist aber so furchtsam, und irgend was muß ihn erschreckt haben, denn er sprang auf. Es lag ein großer Baum umgehauen da, der schon halb zu Kohle verbrannt war; der Hase sprang unter den Baum, dabei streiften seine Ohren das rußige Holz und sind davon bis zum heutigen Tage schwarz geblieben.

(Aus Nyland.) Gleichfalls von Herrn Prof. K. Krohn mitgeteilt.

c) Die Kuh hatte einst ebensoviele Zitzen wie das Schwein. Die **Katze** aber nahm sie und trug sie alle ins Feuer. Als der **Hund** das sah, rief er: „Nicht auch meinen Teil!“ und rettete noch vier, indem er sie mit dem Maule aus dem Feuer riß und zur Kuh zurücktrug. Dadurch wurde sein Maul schwarz gebrannt. Die Katze sagte: „Ich lebe auch sonst, ich erhalte meine Nahrung vom Walde.“ Deshalb geben die Zauberer der Katze nicht zuerst Milch, trotzdem ihr die Milch zuerst zukommt. Die Milch ist der Katze viel nützlicher als dem Hund.

K. Krohn, Suomalaisia Kansansatuja 1, 272, Nr. 283.

Varianten: Eine Frau ärgerte sich einmal über ihre Kuh, weil sie so viele Euter hatte, ganz wie das Schwein. Das Melken war daher sehr mühsam. Darum schnitt sie der Kuh die Euter ab und warf sie ins Feuer. Katze und Hund stürzten hinzu, sie herauszuholen. So erhielt jeder zwei. Der Hund brannte sich die Schnauze schwarz, die Katze die Pfoten (K. Krohn Nr. 285). — Die Katze saugte an der Kuh, biß ihr das Euter ab, lief damit fort und trug es ins Feuer. Der Hund brachte es zurück zur Hausfrau, und diese steckte es wieder an die alte Stelle. Da es aber im Feuer ein wenig zusammengeschrumpft war, so ist das fünfte Euter seitdem etwas kleiner als die übrigen. Der Hund hat noch jetzt ein verbranntes Maul (K. Krohn Nr. 284). — Ein Weib ist beim Melken. Die Kuh hat viele Euter. Der Mann wirft sie ins Feuer. Der Hund erwischt daraus zwei, ebenso die Katze. Seitdem hat der Hund eine schwarze Schnauze, die Katze ein rundes Mäulchen (Mitt. von K. Krohn; aus Lapinlahti).

3. Aus Estland.

a) Die Kuh hatte acht Zitzen gehabt, das Schaf vier und die Ziege ebenfalls vier. Die **Katze** hatte alle Zitzen ins Feuer geworfen, der **Hund** war schnell nachgesprungen und hatte die Hälfte herausgeholt, die andere Hälfte war nicht mehr zu retten. So hatte die Kuh von nun an vier Zitzen, die Ziege und das Schaf aber je zwei. Auch das Brot hatte die Katze ins Feuer geworfen, und der Hund hatte es herausgeholt. Darum geben die Leute nach alter Sitte von der Milch und dem Brote zuerst dem Hunde etwas zum Dank dafür, daß der Hund sie erhalten.

b) Einst war eine große Teuerung. Nirgends war der Roggen gewachsen, nur unter der Hundepfote fand sich ein Körnchen.[1]) Darum muß man jedesmal, wenn man ißt, dem Hunde auch Brot geben. Die Katze aber hat nichts Gutes getan, und man braucht ihr nicht Brot zu geben. Die Katze hat vielmehr einmal die Zitzen der Kuh ins Feuer geworfen, wo sie der Hund herausholte. Darum tut man besser, dem Hunde Milch zu geben, nicht aber der Katze.

4. Aus einem längeren Märchen der Lappen in Westfinnmarken (Karasjok).

[Der Fuchs hatte den Bär verbrannt und die Knochen in einem Sack gesammelt; damit ging er über Land und begegnete einem Lappen mit einer Raide (Reihe zusammengebundener Renntierschlitten).] Er schüttelte den Sack, so daß die Knochen darin klapperten und der Lappe, als er dies hörte, bei sich dachte: „Klang es da nicht gerade wie Silber und Gold?“ „Was hast du da?“ fragte er dann den Fuchs. „Mein elterliches Erbteil“, antwortete dieser, „wollen wir handeln?“ „Jawohl“, sprach der Lappe, „doch zeige mir erst das Geld, womit du mich bezahlen willst!“ „Das kann ich nicht“, versetzte der Fuchs, „denn es ist mein Erbe von Vater und Mutter. Wenn du mir aber das Zugtier da geben willst und den Zweijährling da und den Dreijährling dort, dann sollst du den Sack bekommen und alles miteinander, was darin ist.“ Der Lappe ging darauf ein, nahm den Sack, und der Fuchs bekam die Renntiere. „Aber“, sagte der Fuchs, „du darfst nicht eher hineingucken, als bis du ein gutes Stück Weg fort bist, so über fünf oder sechs kleine Berge weg. Siehst du früher hinein, so wird alles Silber und Gold zu lauter verbrannten Knochen.“ Der Lappe nahm den Sack, der Fuchs die Renntiere, und jeder zog seines Wegs. Der Fuchs wollte sich nun Leute verschaffen, die ihm beim Schlachten der Tiere Hilfe leisten konnten, und rief deshalb allerlei Raubtiere zusammen: den Bären, den Wolf, den Vielfraß, das Hermelin, die Maus, den Weißfuchs, die Schlange, die Natter und den Frosch; sie sollten seine Diener sein und ihm helfen. Sie machten sich also daran, jedes auf seine Weise, den Renntieren das Leben zu nehmen. Der Bär schoß in die Kinnlade, deshalb befindet sich in der Kinnlade des Renntieres ein Mark, das noch heute der Bärenpfeil heißt.

1) Vgl. folgende Variante: Vor Zeiten war eine so große Hungersnot gewesen, daß alles Getreide zu Ende ging und nirgends auch nur ein Körnchen zur Saat zu finden war. Die Menschen starben vor Hunger und drohten auszusterben. Da hatte ein **Hund** ein Roggenkörnchen gebracht, das er sorgfältig unter seiner Pfote verwahrt hatte; er fürchtete, die ganze Welt könnte vor Hunger verderben, wenn kein Brot mehr im Hause wäre. Dieses Körnchen ward gesäet; die Körnchen, die man im anderen Jahre erntete, wurden wieder zur Saat verwahrt und so weiter, bis schließlich wieder ein ganzes Feld unter Roggen stand. So hatte der Hund die Roggensaat erhalten. Wenn das Butterbrot herunterfällt, dann fällt es immer auf die Butterseite. Das kommt daher, daß das Brot älter ist; denn als alles ausging, gab es doch noch Brot.

Der Wolf schoß in den Hinterschenkel, deshalb findet sich da ein Zeichen wie ein Pfeil, das der Wolfspfeil genannt wird; der Vielfraß schoß in den Nacken, weshalb das Renntier dort ein Zeichen von dem Pfeile des Vielfraßes behalten hat; das Hermelin schoß in die Kehle, deshalb findet sich an deren Wurzel ein Zeichen von diesem Pfeile; die Maus schoß in die Hufspalte, deshalb findet sich dort das Zeichen der Mäusepfeil; die Natter schoß in den After, wo sich deshalb das Zeichen der Natterpfeil findet; der Weißfuchs schoß in die Ohrwurzel, weshalb sich auf der Hinterseite des Ohrs ein ganz kleines Knöchelchen befindet, das der Weißfuchspfeil heißt; die Schlange schloß in das Darmfett, weshalb sich zwischen diesem und dem Darm ein Zeichen, genannt der Schlangenpfeil, befindet; der Frosch schoß in das Herzfett, und deshalb ist zwischen diesem und dem Herzen ein kleiner Knorpel, welcher Froschpfeil heißt. Als sie ihre Opfer geschlachtet hatten, sagte der Fuchs: „Nun gehe ich zum Bache, um die Renntiermägen auszuspülen." Er ging hinter einen Stein, wo er heftig zu schreien und zu jammern anfing, gerade als ob ihn jemand gepackt hätte und ihm den Garaus machen wollte. Die andern Tiere kriegten es mit der Angst und liefen nach allen Seiten auseinander. Bloß das Hermelin und die Maus blieben zurück.

Der Fuchs hatte nun das ganze Fleisch für sich allein und wollte gerade zu kochen anfangen, als ein Lappe herbeikam. Es war aber eben der, den der Fuchs geprellt hatte. Er war unterwegs immer begieriger geworden, in den Sack zu gucken, noch ehe er so über fünf oder sechs kleine Berge weg war. Tat's und sah, daß er angeführt war, kehrte gleich um zur Verfolgung, und nun hatte er den Betrüger.[1])

„Was machst du da?" rief er. „Warum hast du mich belogen und mir verbrannte Knochen verkauft? Und warum hast du alle Renntiere geschlachtet?"

„Lieber Bruder", sprach der Fuchs mit kläglicher Stimme, „glaube ja nicht, daß ich das gewesen bin. Meine Kameraden haben es getan, und die haben die Tiere geschlachtet."

In demselben Augenblicke wurde der Lappe das Hermelin und die Maus gewahr, welche mit Fett um das Maul beschmiert zwischen den Steinen umherschlichen. Er ergriff daher den Haken, an dem der Kochtopf über dem Feuer hing, und schlug damit nach dem **Hermelin.** Allein er traf es bloß an der Schwanzspitze, und deshalb ist nur diese schwarz geblieben. Die **Maus** jedoch traf er mit einem Brande dermaßen, daß sie über und über am ganzen Körper schwarz geworden ist. Inzwischen sprang der Fuchs eilends davon. [Er fängt dann noch einen Lachs, verbrennt sich die Augen und holt sich die der Espe; s. unten: Wechsel des Eigentums.]

Poestion, Lappländische Märchen S. 11 ff., auch von F. Liebrecht in Pfeiffers Germania 15 (1870) mitgeteilt; englische Übersetzung in Notes and Queries 6. Ser. Vol. XII 1885, S. 382.

Eine merkwürdige Übereinstimmung hinsichtlich des betrügerischen Verkaufes sowie der Weisung, erst hinter fünf oder sechs Hügeln in den Sack zu sehen, findet sich in Afrika in zwei Bilinsagen.

a) Der Fuchs bietet einen Topf mit Affengehirnen, über die er Honig gestrichen hat, auf dem Markte zum Verkauf aus und verkauft ihn an einen Adligen, der ihm einen Stier und eine Kuh dafür gibt. Als der Fuchs sich entfernt, sagt

1) Gekürzt. Im Original verwünscht der Fuchs den Verfolger zweimal, so daß ihm erst die Schneeschuhe zerbrechen, dann ein Renntier den Fuß bricht.

er zum Käufer: „Dieser Honig ist vom Himmel. Deshalb betrachtet ihn nicht, bis ich sieben Flüsse überschritten habe."

Als er über sieben Flüsse gegangen war, sahen sie den Honig genau an und fanden da eitel Gehirn. Da sie aber den Fuchs nicht mehr erreichen konnten, so ließen sie die Sache auf sich beruhen.

Reinisch, Texte der Bilinsprache 1, 203.

b) Der Fuchs hat die Weinschläuche der Butterhändler in deren Abwesenheit ausgetrunken und mit Unrat gefüllt. Als sie zurückkommen, sagt er zu ihnen: „Damit euch Gott auf dem Wege Heil gewähre, so öffnet eure Schläuche nicht, bis ich sieben Bäche überschritten habe." Als der Fuchs hinüber ist, ruft er ihnen zu: „Öffnet!" Die angeführten Butterhändler setzen ihm eilends nach, erhaschen ihn und reißen ihm den Schwanz aus. Der Fuchs aber entwischt und kommt zu den Füchsen. Diese beredet er, sich die Schwänze abzuschneiden. Die Butterhändler kommen, vermögen aber unter all den gestutzten Füchsen den rechten nicht zu erkennen.

Ebd. S. 219.

Ich halte diese Übereinstimmung mit der lappländischen Erzählung nicht für zufällig, glaube vielmehr, daß man sowohl in Afrika, wo eine Entlehnung von Indern oder Arabern stattgefunden haben wird, als auch in Lappland mit asiatischem Einfluß zu rechnen hat. Parallelen, die als Mittelglieder gelten könnten, waren nicht aufzufinden.

5. Aus Rußland.

In einem Tiermärchen (bei Afanasjev IV, 32) nimmt der unruhige Barsch Besitz vom Rastoff-See. Von den Brassen vor Gericht gefordert, sagt er aus, daß vom St. Peterstage bis zum St. Eliastage der ganze See in Feuer stünde, und führt als Beweis für diese Behauptung an, daß die Augen der **Roche** und ebenso die Finnen des **Barsches** von den Folgen des Brandes noch rot sind, daß der **Hecht** dunkelfarbig geworden ist und daß die **Aalraupe** infolge des Brandes schwarz ist. Diese Fische als Zeugen vorgeladen erscheinen entweder gar nicht oder leugnen die Wahrheit dieser Behauptungen. Der Barsch wird festgenommen, entkommt aber und wird schließlich doch noch zur Aburteilung gebracht.

Gubernatis, Die Tiere in der idg. Myth.[2] 605 (vgl. 598).

6. Aus der Türkei.

Den türkischen Juden „sind die **Schwalben** sehr geheiligte Tiere, weil sie behaupten, daß sie, um den Brand des Tempels von Jerusalem bei der Zerstörung dieser Stadt zu löschen, Wasser herbeigebracht hätten. Von dem Rauch, dem sie bei dieser Feuersbrunst ausgesetzt waren, seien diese kleinen Tierchen schwarz geworden und hätten nur einen weißen Fleck übrig behalten."

Ami Boué, Die europäische Türkei. Deutsche Ausg., Wien 1889, Bd. I, S. 417.

7. Aus Indien.

a) Einstmals brannte ein Haus, an dem ein **Spatzenpaar** (gêkurullô) sein Nest gebaut hatte. Das Weibchen flog fort, aber das **Männchen** versuchte, seine Jungen zu retten, und versengte sich die Kehle. Die Narbe kann man noch sehen.

Singalesisch. Indian Antiquary 33, 230.

b) Damayanti, eine der 5 heiligen Jungfrauen (Panchkanya), von deren Fingerspitzen Nektar floß, briet sich ein **Rebhuhn**. Als sie es mit den Fingern berührte,

wurde es wieder lebendig und flog davon. Da es halb gebraten war, ist es schwarz geblieben, des Morgens singt es: „Khuda teri marzi (Gott, es war dein Wille, daß ich halb gebraten wieder zum Leben kam)."

North Indian Notes and Queries 5, 18.

c) Râja Nala kam einst in seinem Leben unter den bösen Einfluß des Sani oder Saturn und verlor alles, was er auf der Welt besaß. Endlich, als er am Verhungern war, gelang es ihm, ein schwarzes Rebhuhn zu fangen, und er begann es zu braten. Aber durch den bösen Planeten trat das Unglück von neuem in Kraft — der tote Vogel wurde wieder lebendig und flog davon. Daher rühren die schwarzen Sengmale, die noch an dem Körper des Rebhuhns sind. Jetzt ruft es die Worte: „Subhân terî qudrat" (= Groß ist die Kraft des Allmächtigen), weil es vom Feuer errettet worden ist.

Crooke, Pop. Rel. and Folklore of N. India 2, 251.

8. Sage der Aino.

Hasen sind aus Schneebällen erschaffen, darum sind sie weiß. Die Ohren sind schwarz, weil sie von einem Feuerbrand getroffen wurden.

Folklore Journal 6, 9.

9. Sage der Iukagiren.

Der Bär ist verwundet, und der Vielfraß will das Fett aus der Wunde fressen. Der Bär schlägt ihn mit einem Feuerbrand. Der Rücken des **Vielfraßes** ist versengt, aber seine Mutter tut einen Flecken braun geräucherte und zugerichtete Renntierhaut darauf. Darum ist der Rücken des Vielfraßes jetzt braun.

Am. Anthropologist 1902, p. 656.

10. Indianersagen.

a) Sage der Tlatlasik·oala.

Eines Morgens saß Ō'meatl am Strande und sah dicht vor sich den Lachs sich im Wasser tummeln. Da rief er: „O, Freund! Komm zu mir und heile mich, mein Rücken schmerzt mich, ich bin sehr krank!" Der Lachs kam herangeschwommen und fragte, wie er ihm helfen könne. Ō'meatl antwortete: „Wenn du einmal nach rechts und einmal nach links über mich fortspringst, werde ich gesund sein." Der Lachs tat, wie Ō'meatl ihn gebeten hatte. Dieser trug aber eine Keule in der Hand und erschlug ihn. Dann trug er ihn nach Hause, zerschnitt ihn und lud alle Tiere ein. Er legte den Lachs in seinen großen Holzkessel, schüttete Wasser darauf und warf glühende Steine hinein, um ihn zu kochen. Die Tiere aber saßen alle herum und freuten sich auf das kommende Mahl. Endlich war der Fisch gar. Ō'meatl nahm ein Stück aus dem Kessel, reichte es dem Eichhörnchen und sagte: „Siehe her! ist das nicht gut?" Als dieses eben zugreifen wollte, zog Ō'meatl ihm das Fleisch fort. Da weinte das **Eichhörnchen** und rieb sich die Augen. „So, das ist recht!" sprach der Rabe, „reibe noch ein bißchen mehr." Und da das Eichhörnchen weiter weinte und seine Augen rieb, sprach Ō'meatl: „So, jetzt bist Du hübsch. So sollst Du immer bleiben." Es hatte sich die Augenbrauen und die Haare unter den Augen ganz abgerieben. Ō'meatl wandte sich dann zur **Drossel** (Hesperocichla naevia), die ungeduldig zu werden anfing. Er sagte: „Sitze doch nicht so weit fort; komm näher ans Feuer, ich will Dir Lachs geben." Diese gehorchte und kam so nahe ans Feuer heran, daß ihr Bauch ganz schwarz wurde. Dann reichte er dem **Blauhäher** ein Stück

Fisch und wollte es wieder fortziehen. Dieser war aber zu flink und erhaschte es. Darüber ward Ō'meatl so böse, daß er ihn am Schopfe ergriff und zum Hause hinauswarf. Seitdem hat der Blauhäher seine Haube.

Boas, Indianische Sagen von der nord-pacifischen Küste Amerikas S. 176.

b) Sagen der Tsimschian.

1. Ein Häuptling brät olachen (Fische?). Als sie fertig waren, erschien eine Seemöwe über dem Häuptling. Dieser ruft „kleine Möwe!" Da kamen viele Möwen, die fraßen alle die olachen des Riesen. Während sie fraßen, sagten sie: „qanä', qanä', qanä', qanä'!" So schrieen sie die ganze Zeit, während sie die olachen des Häuptlings fraßen. Da wurde er traurig. Darum nahm er die Seemöwen und warf sie auf den Feuerherd, und seitdem sind ihre Flügelspitzen schwarz.

Boas, Tsimshian Texts, S. 31 und 236.

2. Der Rabe hatte einen Lachs gefangen und lud alle Tiere zu einem Feste ein. Er briet den Lachs, und alle Tiere saßen um das Feuer herum und warteten gierig auf das Essen. Darüber ärgerte sich der Rabe und hieß sie weiter fortrücken. Aber sie hörten nicht auf ihn. Da nahm er einen der Gäste und hielt ihn dicht ans Feuer, bis eine Seite seines Gesichts ganz rot war. Dann drehte er ihn um und ließ die andere Seite rot werden. Er warf ihn zum Hause hinaus und verwandelte ihn in einen Vogel mit roten Backen. Das Eichhörnchen war so hungrig, daß es weinte und sich die Augen rieb. „So ist es recht", rief der Rabe, „reibe nur noch ein wenig mehr!" Da verlor das **Eichhörnchen** seine Augenbrauen. Zudem bestrich der Rabe sein Gesicht mit Farbe und jagte es dann in den Wald. Dem **Kormoran** gab er vom Lachse zu schmecken, und als er dabei die Zunge ausstreckte, riß er sie ihm aus (vgl. ob. S. 29).

Boas, Indianische Sagen S. 277.

c) Sagen der Nutka.

Der Bär lud den Raben zum Essen ein. Er machte ein großes Feuer, setzte eine Schüssel dicht daran und hielt seine Hände darüber. Da troff Fett aus seinen Händen in die Schüssel. Er röstete sodann Lachse, die er dem Raben nebst dem Fette vorsetzte. Hierauf lud der Rabe den Bären ein. Als dieser zu dem Hause des Raben ging, lachte er, denn er wußte, daß jener versuchen würde, ihm nachzuahmen. Der Rabe machte ein großes Feuer, setzte eine Schüssel dicht daran und hielt seine Hände darüber. Er wartete darauf, daß Fett heraus tropfen sollte, es kam aber nichts heraus. Er drehte sie um und schüttelte sie, aber kein Fett troff hervor. Seine Hände wurden nur schwarz gesengt.

Daher hat der **Rabe** schwarze Flügel und Füße.

Boas, ebd. S. 106. Über den Raben als dummen Nachahmer: Boas, S. 76f., S. 177.

d) Sagen der Tlingit.

1. Der **Rabe** war einst weiß wie die Möwe. Seine Frau war die Tochter eines mächtigen Häuptlings, des Spechts, welcher im Besitze von einem reichen Vorrate an Harz war. Allzu gern hätte der Rabe einen Teil davon gehabt. Eines Tages, als alle Spechte gerade vor dem Hause spielten, schlich er hinein, tauchte seinen Finger in das rote Harz und steckte ihn dann in den Mund. Da klebte der Finger fest, und er konnte ihn nicht wieder aus dem Munde entfernen. Als die Spechte nach Hause kamen und sahen, daß der Rabe Harz gestohlen hatte, ergriffen sie ihn, räucherten ihn und warfen ihn in eine Kiste, auf deren Boden sie ihn, den Rücken nach unten gewandt, festklebten; seine Augen verschmierten sie mit Harz. Dann warfen sie ihn ins Meer. Als er nun so auf den Wellen umher-

trieb, rief er: „O, rettet mich, rettet mich!“ Nachdem er Tage lang umhergetrieben war, hörte er eine Raubmöwe über sich schreien. Diese flehte er an, ihm Nahrung zu reichen und ihn zu erlösen, sie aber beschmutzte ihn nur statt dessen. Endlich, nachdem er lange auf dem Wasser umhergetrieben war, erbarmte sich eine Möwe seiner. Sie bespie ihn mit Fett; das Harz löste sich, und er konnte wieder seine Augen öffnen und sich bewegen. Als er endlich ans Land gelangte, sah er, daß er ganz schwarz geworden war.

Boas, ebd. S. 314.

2. Jēlch, der Rabe, fand nirgends süßes Wasser, bis er an das Haus eines Mannes mit Namen Kanuk[1]) kam. Dieser hatte Wasser in einem kleinen Kasten, den er immer verschlossen hielt und auf dem er selbst zu sitzen pflegte. Kanuk gab zwar dem Jēlch etwas zu trinken, aber doch nicht genug. Jēlch wandte nun eine List an, um mehr Wasser zu bekommen. Als Kanuk eingeschlafen war, legte er Hundekot unter seine Renntierdecke, weckte ihn dann auf und sagte: „Freund, du träumst. Du hast dein Bett verunreinigt; gehe hinaus und wasche es.“ Kanuk befolgte auch wirklich diesen Rat. Jēlch aber trank, sowie Kanuk hinausgegangen war, so viel Wasser, daß es ihm bis zur Kehle stieg. Dann flog er davon und setzte sich auf einen Harzbaum. Der erzürnte Kanuk aber sammelte alles Pechholz unter dem Baume und zündete ein großes Feuer an. Von dessen Rauche wurde Jēlch schwarz, während er bisher weiß gewesen war. Dann flog er davon auf alle Berge und spie auf jeden derselben ein wenig Wasser aus. Seit dieser Zeit kommen die Bäche und Flüsse von den Bergen.

A. Krause, Die Tlinkit-Indianer S. 259. Vgl. Journ. of Am. Folklore 20, 294. Eine Variante bei Krause, S. 260f. enthält noch einiges mehr. Kanuk fährt in einem Boot auf dem Meer und begegnet Jelch. Sie fragen einander, wer von beiden älter ist, und Kanuk gibt eine Probe seiner Überlegenheit. Dann lädt er Jelch zu Gaste nach der Insel Tekinu, wo er ihn unter anderem auch mit süßem Wasser bewirtet. Nach dem Essen erzählt Jelch Geschichten, und Kanuk verfällt darüber in einen festen Schlaf auf dem Deckel seines Brunnens. Jelchs List, wie oben. „Nachdem er getrunken und noch den Mund voll genommen hatte, verwandelte er sich sogleich in den Raben und flog nach der Rauchöffnung. Hier aber wurde er durch irgend etwas aufgehalten. Da machte Kanuk Feuer an, um seinen Gast zu räuchern, soviel er konnte. Dadurch aber wurde Jelch und mit ihm auch der Rabe schwarz. Vorher war er weiß gewesen. Endlich ließ Kanuk nach, und Jelch flog davon auf seine Erde und ließ aus seinem Schnabel Wassertropfen auf das Land fallen. Und wo kleine Tropfen hinfielen, da sind jetzt Quellen und Bäche. Wo aber größere fielen, da entstanden Seen und Flüsse.“ Zu dem Anfange vgl. Bd. 1, Reg.: „Fahrt auf dem Urmeer“ und „Anspruch auf Gottheit“.

3. [Jēlch war mit seinen Neffen, den Dohlen, auf Lachsfang ausgegangen und hatte einen großen Lachs gefangen. Er machte ein großes Feuer, um ihn zu braten, und schickte die Neffen weg, um Blätter zu holen, die als Teller dienen sollten. Sie wollten sie aus der Nähe bringen, aber Jēlch sagte, hier habe er sein Weib verbrannt, und schickte sie jenseits der Berge.] Während sie nun dahin flogen, verzehrte Jēlch den ganzen Lachs bis auf den Schwanz, den er versteckte. Darauf steckte er rings um das Feuer Stäbe in die Erde und legte sich dann schlafen. Als nun die Neffen zurückkamen und ihn aufweckten, fragte er sie: „Wo habt ihr denn den Lachs gelassen? Ihr habt ihn ja verzehrt.“ Und mit verstelltem Zorne warf er Asche auf sie. Davon wurden die Dohlen schwarz, während sie vordem weiß gewesen waren.

Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 265.

1) „Eine geheimnisvolle Person ohne Anfang und Ende, älter und mächtiger als Jēlch.“

e) Sage der Kootenay.

Der **Coyote** (Prärie wolf) will den Indianern gegen einen Berggeist helfen und läßt sie ein Feuer machen, sagt ihnen aber, sie möchten kein Eukalyptusholz bringen.

Die Frauen machten ein großes Feuer, und der Coyote sprang und tanzte darüber von einer Seite zur andern. Als er das dritte Mal sprang, warf ein junger Mann mutwillig etwas Eukalyptusholz hinein, das er gesammelt und unter seinem Tuche versteckt hatte. Der Coyote war so mit seinen Beschwörungen beschäftigt, daß er es nicht bemerkte, und verbrannte sich beim Springen am Bauche, wie man noch heute sehen kann.

[Es folgt, wie der Coyote dann den Berggeist besiegt.]

Journal of Am. Folklore 7, 195.

f) Sage der Mojave.

Als Matyavela starb, wollte ihn Mustamno nach seinem Wunsch verbrennen. Aber der **Coyote** wollte den Leichnam fressen. Damals gab es nun noch kein Feuer auf der Erde. Die blaue Fliege setzte einen Stern an den Himmel: „Geh dahin und hole mir etwas Feuer", sagte sie zum Coyote. Der Coyote ließ sich anführen und rannte fort, um den Stern zu holen; er wußte nicht, daß die blaue Fliege die Kunst kannte, Holz aneinander zu reiben und Feuer damit zu machen. Als er fort war, machte die blaue Fliege ein großes Feuer und verbrannte Matyavela. Der Coyote aber sah sich einmal zufällig um, sah die Flamme und hatte gleich Verdacht. Er lief zurück, so schnell er konnte. Alle Tiere waren bei dem Begräbnis zugegen. Sie sahen den Coyote zurückkommen und bildeten einen Kreis um das Feuer, um ihn von dem Leichnam fernzuhalten. Der Coyote lief um den Kreis, bis er zu dem Dachs kam, der sehr klein war. Über den sprang er hinweg, ergriff das Herz Matyavelas, das der einzige Teil war, der noch nicht verbrannt war, und lief damit fort. Er verbrannte aber sein Maul dabei, und das ist schwarz bis heute.

Journal of Am. Folklore 2, 188.

g) Sage der Hēiltsuk.

Der **Rabe** gab einst ein Fest und ließ Mahai'us (Menschenname des **Waschbären**) beim Feste tanzen und singen. Als er sang, rief der Rabe: „Mache dein Lied länger! Mache es länger!" Darüber wurde Mahai'us böse. Der Rabe nahm dann Asche und bestrich seine Stirn damit. Daher ist der Waschbär grau.

Boas, Indianische Sagen von der nord-pacifischen Küste S. 233.

h) Sage der Athapasken.

Eine Frau, die der Rabe (die Krähe) beleidigt hat, flieht als Eichhörnchen in ihr Haus und wirft dem **Raben**, der zum Rauchloch hineinsieht, heiße Asche in die Augen, daß sie weiß wurden und es bis heute geblieben sind.

Journal of Am. Folklore 16, 180.

i) Sage der Jicarilla-Apachen.

Eine alte Frau wird über ein **Reh** zornig, das die Bedeckung ihrer Wohnung benagt, nimmt einen Stock aus dem Feuer, an dem noch weiße Asche hängt, und schlägt es ihm auf die Nase. Dadurch entsteht der weiße Fleck, den das Tier noch heute hat. Dazu sagt sie: „Von nun an sollst du die Menschen meiden, deine Nase wird es dir sagen, wenn sie in deine Nähe kommen."

Journal of Am. Folklore 11, 261.

k) Sage der Arapaho.

Nih´ ãⁿçaⁿ überredet die Biber, ihre Baue zu verlassen. Er macht sich Keulen und folgt ihnen. Er zeigt einem kleinen Biber die Keule und sagt, er würde ihn damit töten. Der kleine Biber läuft nach Hause und erzählt es. N. sagt, es wäre nicht wahr. Als die Biber sich noch ein größeres Stück vom Damm entfernt haben, schlägt N. einen von ihnen tot. Da laufen alle zurück. N. läuft ihnen nach und tötet alle, außer einem männlichen und einem weiblichen. Diesen sagt N., sie sollen zum Damm zurückkehren, damit sie sich vermehren können. Nun gräbt N. eine Grube und macht ein Feuer, um die toten Biber zu rösten. Der Wind läßt zwei Glieder auf dem Baumwollbaum aneinanderschlagen und ein knarrendes Geräusch machen. N. gebietet ihnen, mit Kämpfen aufzuhören, und klettert hinauf, um sie zu trennen. Er faßt mit jeder Hand ein Glied und wird eingeklemmt. Der Präriewolf läuft herbei und gräbt das geröstete Fleisch aus. N. sagt ihm, er solle nicht alles fressen, der Präriewolf tut es doch und läuft davon. Darauf gelingt es N., sich zu befreien, er folgt dem Präriewolf und findet ihn schlafend. N. macht ein Feuer an der Windseite vom Präriewolf so nahe, daß es das Haar von den Füßen des Präriewolfs abbrennt und ihn weckt. N. sagt dem Präriewolf, daß er hinfort gelben Pelz an den Füßen haben wird, und läuft fort.

Dorsey and Kroeber, Arapaho Trad., Nr. 24 u. 427.

l) Sage der Zuñi (Neu-Mexiko).

Es war einmal vor langer, langer Zeit, da konnte man auf einem Berge viel Flügelschlagen und Gezwitscher hören: die Amseln übten einen großen Tanz. Droben auf der Höhe sammelten sie sich in guter Ordnung — erst die Alten, dann die Jungen — und hüpften hinunter hopp, hop, hopp! mit lautem Gezwitscher:

„Ihr Vögel, ihr Vögel, so tanzet, so tanzt,
Den Berg hinunter, ihr Vögel, tanzt!“

Dann breiteten sie die Flügel aus und flogen, weite Kreise ziehend, in dichtem Schwarm davon, schossen wieder herunter, tauchten schnell in den Quell, der am Fuße des Berges hervorrieselte, und flogen wieder zum Ausgangspunkt zurück.

Ein **Präriewolf** war gerade auf Beute ausgegangen — als ob so ein ungeschicktes Tier überhaupt etwas fangen könnte! — und sah nun den Tanz der Vögel.

„O ihr niedlichen Tiere!“ rief er. „Ihr anmutigen Tänzer! Wie entzückt ihr mich! O wie herrlich ihr tanzt! Wenn ich es euch doch gleichtun könnte!“

„O ja“, sagten die Vögel, und ihr Anführer nickte, „warum nicht?“

„Ich meine, ich kann mit euch vom Berge herunter hüpfen und das Lied singen, so wie ihr, aber wenn ihr dann in die Höhe fliegt, dann muß ich wohl dasitzen und mit dem Schwanz auf die Erde klopfen und das Lied noch einmal singen, während ihr euch mit dem Fliegen vergnügt.“

„Nun, nun“, meinte eine alte Amsel, „vielleicht können wir es so machen, daß du mit uns fliegst.“

„Ist das möglich?“ rief der Präriewolf. „O, so tut es, bei allen Göttern! Wenn ich auch nur einmal so herumfliegen kann wie ihr, so werde ich schon der erste unter allen Präriewölfen sein!“

„Ich denke, es wird ganz gut gehen“, sagte der alte Vogel wieder. „Hört mich an, ihr Vögel, ihr seid ja so viele und habt unendlich viele Flugfedern. Gebt diesem Freunde jeder eine eurer Federn!“ Da gab ein jeder Vogel eine Feder. Sie nahmen aber alle von derselben Seite.

„Willst du dir jetzt alle diese Federn in die Haut stecken lassen?“ fragte der Alte.

„Ja, das will ich“, sagte der Prärіewolf, setzte sich hin und stützte sich auf seinen Schwanz, und alle Vögel steckten ihre Federn dahin, wo die Flügel sein sollten. Dem Prärіewolf tat es sehr weh, und es zuckte bedenklich in seinem Gesicht, aber er ließ sich nichts merken. „Bin ich jetzt fertig?“ fragte er; und die Amseln antworteten: „Ja, so wird es gehen.“ Also sammelten sie sich wieder oben auf dem Berge, sangen ihr Lied und hüpften flatternd hinunter und — schwirr! — flogen sie fort in die Luft. Der Prärіewolf erschrak tüchtig und kam ganz aus dem Takt, aber dann flog auch er mit ungelenkem Flügelschlag davon. Nun waren aber doch die Flugfedern alle von einer Seite genommen, darum flog er ganz schief und endigte mit einem Ruck, daß ihm beinah der Atem verging. Er schüttelte sich und schrie den Amseln nach: „Halt, halt, halt, ich kann nicht nachkommen.“ Als die Vögel wiederkamen, meinten sie: „Ein junger Vogel, der fliegen lernt, ist ebenso ungeschickt wie du, und deine Flügel werden nicht dicht genug sein!“ „So setz dich hin“, sagte die alte Amsel und rief den übrigen zu: „Nehmt alle noch eine Feder von der andern Seite, und auch ein paar starke Flugfedern müssen dabei sein, mit denen wir die Luft durchschneiden und unseren Flug lenken.“ So taten sie und steckten auch diese Federn in seine Haut, und die geschickteste der Amseln steckte ihm auch ein paar Schwanzfedern ein. Das schmerzte ihn sehr. Aber er hielt doch den Kopf stolz in die Höhe und dachte immer: „O, was für ein Prärіewolf werde ich jetzt! Hat man je gehört, daß ein Prärіewolf fliegen kann?“

Also begann der Tanz von neuem. Hopp, hopp! ging es den Abhang hinunter mit Gesang, und dann flogen sie davon, der Prärіewolf in der Mitte. Hoch und weit kreisten sie, der Prärіewolf aber wollte es besser können als sie, wollte höher und weiter kreisen. Allmählich kehrten sie alle zurück, tauchten in den Quell und setzten sich wieder auf den Felsen.

„O seht“, rief der Prärіewolf und schlug mit den Schwanzfedern, „ich kann ebenso gut fliegen wie ihr.“

„O ja“, sagten die Amseln, „es geht ganz leidlich. Wollen wir noch einmal anfangen?“

„Ja, ja! Ich bin zwar etwas außer Atem, aber Schöneres hab' ich nie gekannt.“

Doch die Amseln waren mit ihrem Gefährten nicht recht zufrieden. Er war nicht mit solchem Ernst wie sie bei dieser wichtigen Sache, und sie ärgerten sich über seine unregelmäßigen Abstecher beim Herumkreisen, wenn er es schöner machen wollte als sie. Da flüsterten die Alten den Jungen zu: „Was für ein eitler Narr er ist! Wir wollen so weit fliegen, bis er nicht mehr kann, und dann soll er an uns denken!“

Also begannen sie den Tanz noch einmal, und der Prärіewolf vermaß sich sogar, sie anzuführen. So ging es weiter und weiter, hinauf und herum, bis der Wolf nicht mehr konnte, aus der Reihe kam und um Hilfe rief.

„Wir kommen“, riefen die Amseln. „Haltet ihn an den Federn, haltet ihn“, riefen die Alten, und die Jungen flogen heran und taten, als ob sie ihm hülfen, aber immer, wenn sie ihn ergriffen, rupften sie ihm eine Feder aus. Er dachte aber, sie stützten ihn. Zuletzt war er fast kahl und fiel und fiel und fiel, und patsch! lag er auf dem Felsen. Die paar Federn, die er an den Vorderbeinen, an der Seite und dem Schwanz noch hatte, hatten ihn gerade noch vorm Zerschmettern gerettet. Er lag nun bewußtlos eine lange Zeit da; als er wieder erwachte, schüttelte er traurig den Kopf und lief mit eingezogenem Schwanze nach Hause.

Durch die Todesangst beim Fallen aber waren die Federn in kleine schwarze Haarsträhnen zusammengeschrumpft und sahen aus wie vom Feuer versengt.

Dieser Präriewolf hatte viel Nachkommen, und sie bekamen alle dasselbe Aussehen. Wenn man jetzt einen Präriewolf findet mit schwarzen Strähnen an den Vorderbeinen und mit schwarzer Schwanzspitze, so kann man sicher sein, daß es einer aus seiner Familie ist.

Cushing, Zuñi Folk Tales S. 237.

m) Aus Britisch Guayana.

Nach einem Kampf der Vögel werden der **Trompetervogel** (Psophia crepitans) und der **Reiher** über der Teilung der Beute so zornig, daß sie miteinander kämpfen und sich dabei in der heißen Asche der verbrannten Wohnungen wälzen, so daß der Reiher ganz grau wurde und der Trompetervogel einen grauen Rücken bekam.

Im Thurn, Among the Ind. of Guiana S. 382.

11. Aus Westafrika.

Es ist schon lange her, da versammelten sich alle Tiere, um eine große Beratung abzuhalten, denn das ganze Land war am Verdorren. Es war kein Regen gefallen, auch nicht ein Tropfen, so daß alle Leute am Verdursten waren. Ein jedes Tier bekam das Wort, und sie redeten alle, die großen wie die kleinen Tiere. Aber trotz ihrer schönen Reden wußte keines einen Ausweg aus der Not. Das schlaue Moschustier aber sagte gar nichts, es hörte nur allen zu und überlegte: „Wo kann ich nur Wasser herbekommen?“ Nach einer Weile stand es auf, ging nach Hause und begann einen Brunnen zu graben. Es grub und grub und grub, und auf einmal war viel Wasser da. Da trank es, soviel es konnte. Es kam aber den Tieren zu Ohren, wie gut es dem schlauen Moschustier ging, und die Spinne machte sich zu ihm auf und sprach: „Freund, wir haben keinen Tropfen Wasser zu trinken, wir müssen sterben, gib uns Wasser!“ Das schlaue Moschustier aber sagte: „Wer Wasser von mir haben will, mag erst mit mir kämpfen.“ „Gut“, sagte die Spinne. So begannen die beiden einen großen Kampf. Das Moschustier warf die Spinne in die Höhe bis zum Himmel, sie fiel herunter auf den Rücken, stand auf und warf nun das Moschustier hinauf. Es flog zum Himmel und blies dabei in ein Horn, das es in der Hand hatte. Als es das erste Mal blies, kam die Dunkelheit; als es zum zweiten Mal blies, wurde es wieder hell. Dann fiel das Moschustier herunter, ergriff die Erde und sank hinein; aber bald kam es wieder herauf und warf die Spinne in die Höhe. Sie blieb eine Regenzeit und eine Sonnenzeit über dem Himmel, und als sie wieder herunterkam, rief sie: „O weh, o weh, Freund, ich kann nicht mehr.“ Dann schüttelte sie ihm die Hand und sagte: „Du bist ein starker Mann.“ So versuchten es nun alle Tiere nacheinander mit ihm, aber keins konnte es besiegen. Da kam der große Elefant: „Wo ist der Mann, der sich den Stärksten nennt? Laßt ihn kommen, wir wollen kämpfen, ich muß Wasser haben.“ „Hier bin ich“, rief das Moschustier. Der Elefant nahm es mit seinem langen Rüssel, faßte es fest an, warf es, drehte es, hob es, daß es den Himmel berührte. Aber das kleine, schlaue Moschustier stand wieder auf und warf den Elefanten in die Höhe. Zwar wollte sich dieser mit dem Rüssel festhalten, doch der Rüssel zerbrach. „Wie ist das möglich“, sagte er, „daß das schlaue Tier mir das antun kann?“ ergriff es wieder mit seinem langen Rüssel und schleifte es mit großem Geräusch auf dem Boden herum. So kämpften sie lange miteinander. Der

Ort, wo das geschah, war größer als diese Stadt, ja zweimal, ja viermal so groß, und sie kämpften, bis der Ort Feuer fing. Da brannte alles ab mit Stumpf und Stiel. Nichts blieb übrig als der Sand. Da nun keiner das Moschustier besiegen konnte, versuchte man es auf andere Weise zu gewinnen. Man brachte einen Haufen Kleider (? clo'es für clothes?), so viel, daß sie diese Stadt, ja die Hauptstadt ausfüllen würden, und gaben sie dem Moschustier. „Bitte, bitte, wenn du uns kein Wasser gibst, müssen wir alle sterben." Da sagte das Moschustier: „Nun gut, jeder mag ein Glas Wasser trinken, aber nur unter einer Bedingung: Wer es nicht ganz austrinken kann, muß mir ein Kleidungsstück (clot') geben und sagen: das ist fürs Wasser." Das Glas aber war so groß, daß es diese ganze Stadt hätte fassen können, oder Amerika, oder England, oder die ganze Hauptstadt! O so groß war es! Der Elefant kam nun und sagte: „Laßt mich zuerst trinken." Er füllte das Glas ganz voll und steckte seinen langen Rüssel hinein, zog das Wasser auf und zog und zog, bis alles aus war. Dann sagte der Leopard: „Nun will ich's versuchen." Sie füllten ihm das Glas, und er trank und trank und trank auch, bis alles aus war. Und alle Tiere tranken es aus, so klein sie auch waren. Aber nun konnten sie nicht mehr nach Hause gehen und begannen sich etwas zu kochen. Sie kochten viel, viel Reis, so viel, daß der Kochtopf — nun ein Lügenmensch würde sagen, er sei so groß gewesen wie diese Stadt oder wie die Stadt Grimah oder Moshungo. Aber ich lüge nicht, ich lüge nie. Ich sage euch, er war so groß wie das ganze Temneland, ja wie das ganze Land der weißen Leute. So groß war der Topf. Und alle aßen sie von diesem Reis, die Ziegen und die Kühe, das Geflügel und die Schafe und der Elefant. Auf einmal kam ein großes Wasser. Niemand wußte, woher es kam, und die Asche von dem Feuer sprühte auf alle Tiere. Ein jedes schwamm schnell fort nach seinem Hause. Und all diese Tiere, die bisher weiß gewesen waren, wurden durch die Asche verändert. Sie wurden rot, sie wurden braun, sie wurden schwarz und gefleckt. Und sind so geblieben bis auf den heutigen Tag.

Cronise and Ward, Cunnie Rabbit S. 80—88.

IX. Der Sonnenbrand.

A. Die Pfeilkette.

In Asien, bei den Wogulen, findet sich die in Bd. 1, 64 mitgeteilte Sage, daß der Sohn eines Schöpferpaares an einer Leiter in den Himmel klimmt und sich von der Sonnenfrau die Sonne zum Tragen erbittet. Er verbrennt aber so viele, daß die Sonnenfrau ihn tadelt: „Wenn du die Sonne trügest, gäbe es keinen lebendigen Menschen mehr." Hierzu stellen sich außer der in Bd. 1 als verwandt nachgewiesenen Sage der Bilqula, worin das Dunkelbrennen der Tiere ausschließlich der sich versteckenden weißen Bergziegen erklärt wird, noch einige andere Sagen, in denen statt der Leiter die Sonnenstrahlen oder eine Pfeilkette benutzt wird:

1. Sage der Bilqula.

Snq (die Sonne) nahm eine Frau auf Erden. Von dieser hatte er ein **Kind**, das er T'ōt'k·oa'ya nannte. Die Menschen verspotteten das Kind, weil sein Gesicht immer schmutzig war. Der Knabe warnte sie: „Verhöhnt mich nicht, sonst wird Snq, mein Vater, euch strafen." Die Menschen hörten aber nicht auf ihn und

glaubten nicht, daß Snq sein Vater sei. Als sie ihn wieder verhöhnten und quälten, sprach er: „Jetzt werde ich zu meinem Vater gehen und Rache an euch nehmen. Ich werde euch alle verbrennen.“ Er begann an den Augenwimpern Snq's, den Sonnenstrahlen, hinanzuklimmen und erreichte so den Himmel. Er bat seinen Vater, ob er an seiner Statt die Sonne tragen dürfe. Dieser gab sie ihm, und er stieg morgens, die Sonne tragend, in die Höhe. Gegen Mittag machte er die Sonne heißer und heißer, so daß die Häuser und Bäume zu brennen begannen. Abends kehrte er in das Dorf zurück. Er sprach zu den Leuten: „Seht, ich verbrannte eure Häuser, weil ihr mich gequält habt.“ Sie aber glaubten ihm nicht.

Er war nun reiner und schöner geworden und sprach zu den Menschen: „Wenn ihr mich wiederum quält, werde ich wieder zu meinem Vater gehen und euch alle verbrennen.“ Die Menschen aber beschlossen, ihn zu töten. Da T'ōt'k·oa'ya ihre Absicht merkte, stieg er wieder an seines Vaters Augenwimpern gen Himmel. Dort beklagte er sich über die Menschen. Snq aber sagte nur: „Man hat dich nicht gern, weil du voll törichter Streiche bist.“ Wieder ließ er seinen Sohn die Sonne tragen. Da machte dieser, daß es auf Erden so heiß wurde, daß alles verbrannte. Die Tiere, die sich nicht vor der Glut verbargen, wurden ganz versengt. Der Bär drückte nur seine Kehle gegen einen Stein; daher ward sein ganzes Fell schwarz mit Ausnahme dieses einen Fleckes. Das Hermelin versteckte sich unter Steinen, doch steckte seine Schwanzspitze heraus. Daher ist dieselbe schwarz. Die Bergziege kroch in eine Höhle. Daher blieb sie ganz weiß.

Als Snq aber sah, was sein Sohn tat, ward er böse und warf ihn zur Erde hinunter. Er verwandelte ihn in einen **Mink**.

Boas, Indianische Sagen von der nordpacifischen Küste, S. 246. Vgl. die Variante bei Boas, Mythology of the Bella Coola Indians S. 102, wo der Sohn an der Pfeilkette (siehe Nr. 2) hinaufklimmt.

2. Sage der Hē'iltsuk.

Gyālastā'komē war ein **Knabe**, der mit seiner Mutter allein in einem Hause wohnte. Eines Tages fragte er seine Mutter, ob er keinen Vater habe. Sie antwortete, sein Vater sei weit fort. Da fing Gyālastā'komē an zu weinen und zu schreien: „Ich will meinen Vater finden.“ Eine Frau, die ihn weinen hörte, gab ihm zwei Steinäxte, und er verbarg sie in den Armgruben. Ein Mann, namens Hantlē'k' (= der Schütze), gab ihm Bogen und Pfeile. Gyālastā'komē schoß einen Pfeil gen Himmel ab. Derselbe blieb im Himmelsgewölbe stecken. Er schoß einen zweiten ab, der die Kerbe des ersten traf, und so fuhr er fort, bis eine **Kette** gebildet war, die vom Himmel zur Erde herab reichte. Er schüttelte sie und fand, daß sie stark genug war, ihn zu tragen. Da kletterte er hinauf. Als er im Himmel ankam, traf er seine Stiefmutter vor der Türe ihres Hauses. Sie sprach: „Bist du endlich gekommen?“ „Ja“, versetzte Gyālastā'komē, „ich suche meinen Vater.“ „Gut, dann warte hier“, erwiderte jene, „er wird heute Abend zurückkehren. Er mag nicht mehr das Licht des Tages tragen. Nimm du seinen Platz ein!“ Abends kam die Sonne nach Hause, der Vater Gyālastā'komē's. Er freute sich, seinen Sohn zu sehen, und hieß ihn an seiner Statt die Sonne tragen. Er gab ihm seine Kleidung und seine Schmucksachen und prägte ihm ein, ehe er am folgenden Morgen aufbrach, nicht zu rasch zu gehen, da sonst das Land verbrennen und die See austrocknen werde. Gyālastā'komē war aber un-

gehorsam. Er ward ungeduldig, fing an zu laufen, und es wurde so heiß auf Erden, daß die Felsen zerbarsten und das Meer anfing auszutrocknen. Die Muscheln am Meeresboden wurden ganz schwarz gebrannt. Da ergriff ihn sein Vater und warf ihn zur Erde hinab, indem er rief: „Du bist zu nichts zu gebrauchen, werde ein **Nerz**. Fortan sollen die Menschen dich jagen."

Boas, ebd. S. 234.

3. Eine neue Naturdeutung zeigt eine Sage vom unteren Fraser River.

Als der **Specht** und der **Adler** ihre Söhne vermißten, wurden sie sehr betrübt. Sie sandten zu allen Leuten und allen Landen, um nach ihnen zu suchen: sie waren aber nicht zu finden. Endlich erfuhren sie von einem Manne, daß ihre Söhne im Himmel seien. Da wollten sie hinauf in den Himmel gehen, um ihre Söhne wiederzuholen. Sie wußten aber nicht, wie sie hinkommen sollten. Sie beriefen eine allgemeine Ratsversammlung, in welcher sie die Tiere fragten, wie man in den Himmel kommen könne. Zuerst trugen sie dem Pelikan auf, zu versuchen, in den Himmel zu fliegen. Er flog in die Höhe, mußte aber unverrichteter Sache umkehren. Dann trugen sie dem Maulwurf (? pɛlā'wɛl) auf, zu versuchen, unter dem Wasser und unter der Erde in die Höhe zu kriechen. Er konnte es aber nicht. Dann ließen sie die Schwalbe (ɛ'lɛl) in die Höhe fliegen; sie gelangte aber auch nicht bis zum Himmel. Nun flog der Adler selbst in die Höhe, mußte aber auch unverrichteter Sache umkehren. Dann machte einer der am Meere wohnenden Zwerge K·stai'muq, die außerordentlich stark sind, den Versuch. Er gelang ihm aber nicht. Da sie nun gar nicht wußten, wie sie hinaufgelangen sollten, stand T'ā'mia, der Enkel von Lɛqyi'les, auf und sprach: „Ich träumte letzte Nacht, wie wir hinauf gelangen können." Er strich seine Haare zurück, bemalte sie mit roter Farbe, machte eine rote Linie von seiner Stirn über die Nase zum Kinn herunter und begann zu singen, während seine Großmutter Takt schlug:

„Wus T'ā'mia tsɛnā'! auatsɛnsē'sē kulskuli'ɛt te suā'yil."
T'āmia ich! nicht ich fürchte mich zu schießen den Himmel.

Dann richtete er seinen Bogen nach dem Eingang zum Himmel droben und schoß einen **Pfeil** ab. Derselbe flog und flog und traf endlich den Himmel gerade unter dem Eingange. Er schoß einen zweiten Pfeil ab, der die Kerbe des ersten traf, und so fuhr er fort, bis die Pfeile eine lange **Kette** bildeten. Seine Großmutter half ihm dabei, indem sie sang und Takt schlug. Als die Kette fertig war, wischte er sich die rote Farbe vom Gesichte und bemalte seinen ganzen Körper mit gebrannten Knochen weiß. Dann verwandelte er die Pfeile in einen breiten Weg, der **zum Himmel hinauf** führte. Nun gingen alle Leute zum Himmel hinauf, kämpften mit den Himmelsbewohnern, besiegten sie und befreiten die Söhne des Spechtes und Adlers. Dann kehrten sie nach Hause zurück. Als alle glücklich wieder unten angekommen waren, zerbrachen sie den Weg, auf dem sie hinaufgegangen waren. Sie hatten nicht bemerkt, daß die **Schnecke** noch nicht angekommen war. Sie langte am Himmelstore an, als die Pfeilkette schon zerstört war, und mußte sich hinunterfallen lassen. Da zerbrach sie sich alle Knochen, und seither ist sie sehr langsam.

Boas, ebd. S. 31.

B. Das Holen der Sonne.

Hierüber wird das folgende Kapitel handeln.

X. Verschiedenes.

1. Estnische Sage aus der Insel Oesel.

Eines Tages lag ein Mädchen schlafend in der Schworbe (Halbinsel) beim Meeresufer. Als sie erwachte, gewahrte sie, wie eben eine Heerde Meerkühe aus dem Wasser der See trat, am Ufer weidete und im Begriff war, in ihr Kornfeld zu gehen. Um dieses zu verhüten, lief sie auf die Kühe zu, welche sofort ins Wasser rannten und darin verschwanden. Nur sieben Stück, welche sie beim Laufen von den übrigen abgeschnitten hatte, konnten nicht mehr ins Meer zurück und blieben bei den Menschen. Von diesen stammen alle **Kühe** mit graublauer Farbe ab.

Holzmayer, Osiliana S. 54.

2. Lettische Sage.

Die nicht gehörnten **Kühe** stammen von einer Kuh aus der Herde einer der „heiligen Jungfrauen". Diese weideten ihre üppigen, milchreichen Kühe auf der Erde. Wenn man ihnen ein Tuch überwirft, zwingt man sie zu bleiben. Bei solch einer Gelegenheit habe sich eine durch eine Kuh losgekauft. Ähnlich sollen die blauen Kühe, die es früher nicht gegeben habe, von einer Kuh stammen, die die Meerjungfrauen zurücklassen mußten, als sie beim Weiden ihrer Meerkühe am Meeresstrande ertappt wurden.

Lerchis-Puschkaitis VII, 641f.

3. Aus Finnland.

Das **Pferd** hatte einen Rausch. Der Mann schindet es auf dem Felde. Hinter der Stalltür wiehert das Pferd. Der Mann bedeckt es mit einer weißen Sackleinwand. So ist der Schimmel entstanden.

Mündlich aus Kehkalahti. Frdl. Mitt. von Prof. K. Krohn.

4. Aus Frankreich (Béarn).

Der **Häher** war zum Tode verurteilt worden. Die Vögel rissen ihm die Federn aus und wollten ihn hängen. Da kam der Kuckuck, bewies die Unschuld des Hähers und befahl all denen, die ihn gerupft hatten, ihm eine ihrer Federn einzustecken. (Hierdurch soll das verschiedenfarbige Gefieder des Hähers erklärt werden.)

Sébillot, Folklore 3, 160.

5. Sage der Batak (Sunda-Inseln).

Imbulu Man war ein **federloser Vogel**, der seine Federn von andern Vögeln bekam und daher Naga portuppuwan heißt, d. h. Naga, mit dem bekleidet, was zusammengebracht wurde.

Journ. of the Anthr. Inst. of Gr. Brit. a. Irel. 26, 159.

6. Sage der Maori (Neuseeland).

Mani bat einige Vögel, für ihn Wasser zu holen, auch den creadion caruculatus, ihm Wasser zu holen. Da dieser sich weigerte, warf er ihn ins Wasser.

Danach wollte er den „hihi" schicken, auch dieser gehorchte nicht; so wurde er ins Feuer geworfen und seine Federn verbrannt.

Nun wurde der toto-ara gebeten, Wasser zu holen; der tat es, und er wurde durch weiße Stirnfedern belohnt.

Auch der Kokako ging und füllte seine Ohren mit Wasser, brachte es Mani, der trank es und dehnte die Füße des Vogels in die Länge als Belohnung für seine Freundlichkeit.

White, Ancient Hist. of the Maori 2, 120.

7. Sage der Maori.

Mani tättowierte die Schnauze des Hundes mit seinem Tättowierungsinstrument und machte sie schwarz. Die **Seeschwalben** (Sterna frontalis) nahmen sich das Muster ab und übertrugen es mit Rot auf den Himmel, was man gelegentlich sehen kann. Sie haben auch die Röte verursacht, die oft auf dem Menschengesicht scheint.

White, Ancient History of the Maori, 2, 126.

8. Aus Schleswig.

Eine phantastische Sage von den **Brassen**, einem schönen Fisch mit goldenen Schuppen und perlenähnlichen Erhöhungen auf dem Oberkiefer, ist die folgende: Fischern in Schleswig, die gar nichts gefangen hatten, erschien einst die schwarze Gret (die dänische Königin Margarete) und befahl ihnen, die Netze noch einmal auszuwerfen, doch sollten sie den besten Fisch, den sie fangen würden, wieder ins Wasser werfen. Sie fingen nun eine Menge Fische, darunter einen, der Perlen auf der Nase, Flossen von Smaragd und statt der Schuppen Goldmünzen trug Der eine Fischer wollte ihn wieder ins Wasser setzen, der andere aber versteckte ihn, um ihn zu behalten. Allein der Fisch ließ sich nicht verbergen, sondern färbte alle anderen Fische golden, und sie wurden so völlig zu Gold, daß der Kahn von ihrer Schwere untersank. Der gewissenhafte Fischer konnte sich durch Schwimmen retten, der andere aber ertrank. Seitdem sind die Brassen in jenen Gewässern so schön gefärbt.

Menzel, Gesch. d. dtsch. Dichtung 1, 87 = Biernatzky, Volksbuch auf 1844, S. 87. Müllenhoff Nr. 215.

9. Estnische Sagen (Vgl. ob. S. 77).

Zwei Jäger gingen im Walde. Der eine klagte dem andern, er habe kein Glück und könne weder einen Vogel noch ein anderes Tier fangen. Der andere Jäger sagte, er solle Hirschschlingen aufstellen, dann werde Gott ihm schon ein Tier schicken. Der Jäger tat auch so, und nach kurzer Zeit war ein **Hirsch** in der Schlinge. Gleich setzte er sich hin, um den Hirsch abzubalgen. Da kam jener Jäger zu ihm, welcher ihm diesen Rat gegeben hatte, und sagte: „Sieh, ich sagte: Gott wird dir ein Tier schicken, wenn du eine Schlinge machst und aufstellst, und nun hat er eins geschickt.“ — „Gott mir geschickt?“ entgegnete dieser, „nein! ich selbst habe den Hirsch mit meiner Schlinge gefangen.“ Kaum hatte das der gottlose Jäger gesagt, da sprang der Hirsch auf, obwohl ihm ein Stück Haut abgebalgt war, und lief in den Wald.

Seit der Zeit ist die Haut des Hirsches auf den Stellen weiß, wo er abgebalgt war.

b) Es lebte ein fauler Mann, der nicht arbeiten, aber wohl essen wollte. Er gab Gott allein die Schuld, daß er hungern mußte. Eines Tages kam ein alter, grauer Mann zu ihm, fragte, was Gott getan habe, daß er ihm so fluche, und gab ihm dann eine Schlinge und hieß dieselbe im Walde aufstellen. Der faule Mann tat es. Am anderen Morgen fand er einen Hirsch in der Schlinge. Der Mann tötete den Hirsch und fing an ihn zu enthäuten. Vom Magen des Tieres hatte er die Haut schon abgezogen, da kam wieder der alte, graue Mann zu ihm und sagte: „Hatte ich nicht recht? Ich sagte, du solltest arbeiten und Schlingen aufstellen, dann würde Gott dir schon zu essen geben. Nun hat Gott dir den Hirsch gesandt. Danke ihm dafür!“ Der Mann aber sagte: „Ich selbst habe die Schlingen aufgestellt, und

also habe ich selbst den Hirsch gefangen." Darauf sagte der Greis: „Wenn du ihn selbst gefangen hast, so halte den Hirsch auch selbst fest," und berührte den Hirsch mit seinem Stabe. Sofort wurde der Hirsch wieder lebendig und lief in den Wald. Der Greis aber war verschwunden.

Seit der Zeit soll die Haarfarbe des Hirsches unter dem Bauch weiß sein.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

10. Lettische Sage.

[Ein fauler, ewig unzufriedener Mensch wird von einem alten Mann zum Arbeiten aufgefordert, dann werde ihm Gott alles geben, was er brauche. — Der Mensch fängt im Walde einen **Elch** und ist gerade dabei, ihm das Fell abzuziehen, als derselbe Alte hinzutritt:] „Nun, sagte ich es dir nicht: mühe dich selbst ab, und Gott wird dir geben!" — „Was hat denn Gott mir gegeben? Ich allein habe die Beute gemacht!" — Da berührte der Alte mit seinem Wanderstab den Elch, der sprang auf die Beine und rannte im Nu in den Wald zurück.

Seit der Zeit hat der Elch einen weißen Bauch zum Zeichen dessen, wieweit in alten Zeiten dieser Jäger mit dem Abfellen gekommen war.

Živaja Starìna 5, 436.

11. Sage der Eskimos an der Beringstraße.

Der Rabe machte zwei Tiere aus Lehm, denen er Leben gab; aber da sie nur stellenweise trocken waren, als sie das Leben bekamen, blieben sie braun und weiß, und so entstand das zahme **Renntier** mit dem gefleckten Fell. Der Mensch fand diese sehr schön, und der Rabe sagte ihm, sie würden selten sein. So wurde nun auch ein Paar wilde Renntiere gemacht, und als sie auf dem Bauche weiß und trocken waren, bekamen sie Leben. Daher ist der Bauch des wilden Renntiers der einzige weiße Fleck, den es hat. Der Rabe sagte dem Menschen, dieses Tier würde sehr zahlreich sein und viel getötet werden.

Nelson, The Eskimo about Bering Strait, 454.

12. Altaische Sage.

Many (altaisch für Katze, Felis manul) hatte sieben Söhne; der Älteste hieß Borsuk (russ. barsuk = Dachs) . . . Sie waren Tierhändler und gingen auf die Jagd; einst trafen sie das Tier Mujgak (Edelhirsch) . . . Borsuk erfaßte den Mujgak am Bein. M. schlug den B. an die Stirn und verwundete ihn. Späterhin vernarbte die Wunde, aber die Stelle bedeckte sich mit weißem Fell; daher hat der Dachs seine Blässe.

Potanin, Očerki 4, 176 a. In einer Var. ebd. S. 177 f. ist der Schluß mit der Ätiologie vom Erzähler vergessen.

13. Aus Rußland.

Der **Kuckuck** war einst eine Königin, die sich in einen Vogel verwandelte und zum Fenster hinausflog. Hierbei streifte man ihr einen Schuh ab. Daher hat der Kuckuck jetzt einen roten und einen gelben Fuß.

Etn. Sbornik 6 (Abt. 1), S. 123.

14. Sage der Athapasken.

Ein **Fuchs** ging mit leerem Magen seines Weges. Plötzlich sah er eine Schar junger Gänse mit ihrer Mutter. Er lief ihnen nach und sang im Laufen: „Ehe ich zum Schlafen gehe, werde ich euren zarten Brustknochen haben." So kamen sie

ans Wasser, und die Gänse, die zuerst dort ankamen, sprangen hinein. Langsam ging ihnen der Fuchs am Wasser nach, in solcher Wut, daß er am ganzen Körper rot wurde, die Schwanzspitze ausgenommen.

Journ. of Am. Folklore 16, 181.

15. Sage der Bungee.

Weese-ke-jak hört, wie alle seine Geschöpfe murren, und beruft sie zu einer Versammlung. Er kann sich aber vor dem Lärm der Geschöpfe nicht verständlich machen. Der lauteste Schreier ist der **Frosch.**

Da verlor Weese-ke-jak die Geduld, und wütend über die Frechheit des Frosches nahm er eine klebrige Masse und warf sie auf das Maul des Frosches in der Meinung, damit sein Quaken für immer zu enden. Aber es half nicht. Der Frosch blies das Klebrige wieder aus, nur ein Teil blieb an seinem Maul hängen; daher rührt der weiße Streifen um sein Maul, den er noch heute hat.

[Aus Rache läßt Weese-ke-jak dann die große Flut kommen.]

Journ. of Am. Folklore 19, 340.

16. Sage der Cherokee.

..... Der Spieler Messing hat verloren und flüchtet sich in Gestalt einer Frau Die Verfolger wollten gerade einen anderen Weg einschlagen, als der grüne Hornkäfer (horned green beetle), der über dem Kopfe der Frau gekreist hatte, auf ihre Stirn herunterschoß, und da klang es wie Messing: „ûñtsaiyĭ." Da wußten sie, daß es Messing war, und wollten sich auf ihn stürzen, aber er sprang in seiner wirklichen Gestalt auf und lief so schnell davon, daß er ihren Blicken bald entschwunden war. Der Käfer hatte ihn so sehr gestoßen, daß etwas Messing abgefärbt war, und noch jetzt kann man das an des Käfers Stirn sehen.

Mooney, Myths of the Cherokee, S. 314.

17. Sage der Shuswap.

Erklärung, warum der Spieler Lumme einen weißen Ring um den Hals hat, s. oben S. 17.

18. Sage der Tillamook.

Der Kopf eines Häuptlings ist abgeschlagen worden. Die Söhne gingen an den Ort, wo der Körper ihres Vaters lag. Sie legten den Kopf wieder an seine Stelle und wuschen ihn im Flußwasser. Da wurde er wieder lebendig. Sie ließen ihn tanzen und singen, aber wenn er sich bewegte, fiel der Kopf wieder ab. Sie versuchten ihn mit verschiedenen Pflanzen anzubinden. Endlich nahmen sie Zederbast, der ihn festhielt. Seitdem hat ihr Vater einen roten Kopf behalten. Er wurde zum **Specht.**

Journ. of Am. Folklore 11, 138.

19. Sage der Tsimshian.

[In Matlakatla (südl. von Fort Simpson) lebt der berühmte Jäger Jehūchklanē. Dessen Frau wird, als sie am Strande ein Otterfell wäscht, von einem Walfisch entführt. J. macht sich auf, sie zu retten, und nimmt dazu eine große Menge Tabak und Gift mit sich. Dann bindet er sich ein langes Tau um den Leib und befiehlt einem Sklaven, ihn dort, wo der Walfisch untergetaucht ist, hinabzulassen. Er erreicht eine Höhle, die nicht vom Wasser erfüllt ist, und macht blinde **Gänse** sehend, indem er ihre Augen mit einer Seekrautwurzel bestreicht. Sie rufen: „Die Augen sind geöffnet, die Augen sind geöffnet." Und so schreien sie

auch heute noch.] Ihre Freude erhöhte Jehūchklanē durch eine Gabe von **Tabak**, den sie sofort zu kauen begannen. Hiervon rührt die **braune Färbung unter dem Schnabel** her. Die Gänse berichteten nun dem Manne, daß der Walfisch vor kurzem mit der Frau vorbeigekommen wäre und daß er ihnen aufgetragen hätte, Wache zu halten; sie aber dächten nicht daran, ihm etwas zuleide zu tun. Doch werde er noch einen schlimmen Stand haben bei der großen Muschel, dem Einhornfisch und der Heilbutte. Wenn er aber zurückkäme, so solle er sich vor ihnen nicht fürchten; sie würden zwar zum Schein immer mit Stöcken auf ihn losschlagen, er solle aber nur schnell vorübergehen, dann würden sie immer hinter ihm her in den Sand hauen. Jehūchklanē ging darauf weiter und kam bald zu der großen **Muschel**, der er etwas Tabakssaft in die geöffnete Schale spie. Daher schmeckt auch diese Muschel immer innen nach Tabak. Die Muschel klappte aber, sowie der Tabakssaft hineinkam, schnell ihre Schalen zusammen, so daß J. darüber hinweggehen konnte. Nun kam er zu dem **Einhornfisch** (Cottus sp.?), auf den er ebenfalls etwas Tabakssaft spritzte. Als dieser nun zwischen den Steinen herumhüpfte, trat er ihm auf den Kopf, wodurch dieser ganz breit gedrückt wurde. Danach kam J. zur **Heilbutte**, die so schlüpfrig war, daß er nicht herübergehen konnte. Auch dieser gab er etwas Tabak, der ihr so gut gefiel, daß sie sich herumdrehte und die rauhe Seite nach oben kehrte. Dann kam er zum **Kranich**, der vor einer kleinen Zweighütte auf dem Bauche lag, dem Feuer zugewandt. Ihm blies er die Asche ins Gesicht, wodurch die graue Färbung am Bauche entstand. Durch etwas Tabak machte er auch ihn sich zum Freunde; als er aber infolge des Rauches husten mußte, kam das Walfischvolk herbei und erkundigte sich nach der Ursache des Geräusches. Der Kranich aber nahm den Mann als eine kleine Laus unter die Flügel, und da die Walfische ihn suchten und sagten, daß sie ihn röchen, breitete er seine Flügel aus, um zu zeigen, daß er nichts verberge. Nachdem sich die Walfische entfernt hatten, kroch J. wieder aus seinem Versteck hervor. Der Kranich sagte ihm nun: „Fürchte dich nicht vor mir, wenn du zurückkommst. Ich werde zwar nach dir stoßen, aber immer nebenbei.“ Zum Dank dafür gab ihm der Mann noch einen schönen Scharbenknochen, aus dem er sich einen spitzen Schnabel machte, mit welchem er tief ins Wasser eintauchen konnte. [Es gelingt ihm dann, seine Frau zu befreien. Als die Walfische die beiden verfolgen, wirft er das mitgenommene Gift ins Wasser. Davon starben sie, einige sanken unter, andere blieben auf dem Wasser liegen, den Bauch nach oben gekehrt; einer liegt auch heute noch, in einen Stein verwandelt, bei Fort Simpson am Strande.]

A. Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 275.

20. Aus Britisch-Guayana.

Nach einem Kampfe fanden die Vögel, daß der sonst kühne kleine **Bentevi** .... (saurophagus sulfuratus) nicht zum Kampfe aufgelegt gewesen war. Er hatte sich ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, als ob er krank wäre, und war zu Hause geblieben. Dafür zwangen ihn die großen Vögel, das Tuch immer zu tragen. Der Vogel hat noch die weißen Flecken am Kopf und rächt sich noch, indem er die großen Vögel angreift, wo er kann.

Im Thurn, Among the Ind. of Guiana, S. 382.

21. Aus Polynesien (Mangaia, Hervey-Inseln).

[Ina will über das Wasser gelangen und ruft einen kleinen Fisch (avini).]

Der kleine Fisch gab sogleich sein Einverständnis zu erkennen, indem er ihre

Füße berührte. Ina stieg auf seinen schmalen Rücken, aber schon auf halbem Wege bis zum Rand des Felsenriffs konnte er die ungewohnte Last nicht mehr tragen, kippte um, und Ina fiel ins Wasser. Voll Zorn darüber schlug sie den avini mehrmals; daher rühren die schönen Streifen, die der Fisch an der Seite hat, und die „Inas Tättowierung“ genannt werden.

..... Ina rief den Fisch paoro, der etwas größer ist als der avini, stieg auf seinen Rücken und begab sich ein zweites Mal auf die Reise. Aber auch der paoro konnte die Last nicht lange aushalten, ließ Ina in das seichte Wasser fallen und schwamm weiter. Ina schlug den paoro voll Zorn, so daß er die schönen blauen Flecken erhielt, die nun den Fisch so schmücken.

Danach versuchte Ina es mit dem api, der ursprünglich weiß war, aber weil er Ina am äußeren Rand des Riffes abwarf, wurde er schwarz durch ihren Zorn.

[Es wird dann ein vergeblicher Versuch mit der **Seezunge** gemacht, der Ina durch einen energischen Fußtritt ein Auge durch den Kopf auf die andere Seite treibt; seitdem muß dieser Fisch flach schwimmen, da die eine Seite augenlos ist.

Einem **Haifisch** gelingt es endlich, Ina hinüberzubringen. Als sie Durst hat, schlägt sie eine Kokosnuß an seinem Kopf auf; seitdem hat der Haifisch eine Erhöhung am Kopf.]

Gill, Myths and Songs of the South Pacific, S. 91 ff.

22. Aus Melanesien.

Eine Ratte und ein Purpurhuhn (porphyrio) gingen zusammen spazieren und fanden einen gaviga-Baum (eugenia) mit reifen Früchten. Sie standen darunter und stritten sich, wer von ihnen hinaufklettern solle. Die Ratte sagte: „Huhn, klettere hinauf“, und das Huhn sagte: „Du“. So stritten sie, bis die Ratte hinaufkletterte. Da bat das Huhn sie: „Bruder, gib mir die schwarze reife!“ Aber die Ratte fraß sie und warf den Stein hinunter. Das Huhn bat wieder: „Bruder, gib mir diese dort, sie ist sehr reif.“ So bat das Huhn wieder und wieder um Frucht, und die Ratte behandelte es immer gleich.

Da bat das Huhn zum letztenmal: „Bruder gib mir diese, sie ist rot und reif.“ Da nahm die Ratte sie und warf sie auf die Stirn des Huhns, und da blieb sie stecken.

„He, Bruder“, sagte das Huhn, „du hast mich zum besten gehalten, Bruder, aber komm schnell herunter, ganz schnell!“ Dann nahm es ein entfaltetes (unfolded) Blatt der dracaena, und als die Ratte den Stamm herunterkam, stand es in Bereitschaft und warf das Blatt scharf auf den Rumpf der Ratte, wo es stecken blieb. So ist nun der Schwanz der **Ratte** ein entfaltetes dracaena-Blatt, das das Huhn ihr ansteckte, und auf der Stirn des **Purpurhuhns** ist noch die rote gaviga-Frucht, die die Ratte darauf warf.

Codrington, The Melanesians, S. 360.

23. Aus Australien (an der Vereinigung der Flüsse Page und Isis).

Der weiße **Kakadu** entstand folgendermaßen. Ein Stück weiße Rinde wurde von einem Baum genommen und in die Höhe geworfen. In der Luft verwandelte es sich in einen Kakadu.

Journ. of the Anthrop. Institute of Gr. Brit. a. Ireland 7, 257.

3. Kapitel.

Die Gewinnung des Feuers und der Sonne.

Zu den rätselhaften Dingen, die den menschlichen Geist von je her beschäftigt haben, gehört das Feuer. Ein so seltsames, ewig bewegliches, bald sichtbares, bald unsichtbares, heute wohltätiges und morgen verderbliches Doppelwesen — woher mag es gekommen sein? Wer brachte es der Menschheit? Mehr als eine Antwort ließ sich erdenken. Wer das unterirdische Feuer der Vulkane kannte, der gelangte — wie ein späterer Band zeigen wird — zu dem Glauben, daß ein furchtloser Kulturheros den Weg in das Erdinnere gewagt und von dort einen Feuerbrand in diese Welt emporgetragen habe. Wer durch Reiben zweier Hölzer oder durch Schlagen von Steinen Feuer erzeugt hatte, fand eine geheimnisvolle Deutung, wie dieses Feuer in das Holz oder den Stein gelangt sei. (Vgl. vorläufig Bd. 1, 142 ff. 147.) Wer zu der wärmenden, alleuchtenden Sonne hinaufsah, der erblickte in ihr den Hauptsitz des Feuers. Von hier aus mußte es zur Erde herabgekommen sein. Himmlisches und irdisches Feuer schienen einander so ähnlich und verwandt, daß sie in manchen Sprachen nur einen gemeinsamen Namen haben. Als Träger dieses himmlischen Feuers konnten für den einfachen Naturmenschen nur die beschwingten Vermittler zwischen Himmel und Erde, die Vögel, in Betracht kommen. Eine solche Vorstellung ist weit älter als die eines Prometheus. Wie viele Güter verdankte doch die Menschheit den Tieren! Waffen und Gerät, Kleidung und Schmuck und was sonst die Not, der Nutzen und die Freude am Genuß ihnen abgewann. Warum nicht auch das Feuer? Aber außer den Vögeln ließen sich ebensogut schnelle Tiere, wie der Hirsch, oder schlaue, wie der sagenberühmte Prärіewolf, als Feuerholer denken, sobald nur ein anderer Feuerort als die Sonne angenommen wurde.

Wie das Feuer, so ist auch die Sonne in vielen Sagen als anfänglich nicht vorhanden gedacht, auch sie muß erst geholt und am Himmel aufgehängt werden. Das entspricht der einfachen Beobachtung, daß sie tagtäglich aus dem Verstecke der Nacht gleichsam befreit zu den Menschen kommt. Man folgerte daraus, daß es einst eine Zeit gab, wo sie ewig im Verstecke ruhte, im bezwingenden Dunkel eines Behälters, in dem sie fest verschlossen war. Und aus der Frage, wie sie daraus hervorgebracht worden sei, ergab sich eine ganze Anzahl naturdeutender Fabeleien. Hier und da hören wir auch die Auffassung, daß die befreite Sonne jeden Abend wieder in den Behälter zurückgelegt wird, aus dem sie genommen war.

Wir haben es in diesem Bande nur mit solchen Sagen zu tun, in denen Tiere das Feuer oder die Sonne erlangen.

I. Die Gewinnung des Feuers.

„Im besonderen galten Vögel, die einen feuerroten Schnabel oder einen feuerroten Fleck auf dem Kopfe zeigen, als solche Feuerbringer. A. Liersch fand bei den Wenden die Volkssage, daß die feuerlosen Menschen die Vögel gebeten hätten, ihnen doch von der Sonne etwas Feuer zu holen, daß es aber von allen Vögeln nur dem **Storch** gelungen sei, bis zur Sonne zu fliegen und die Himmelsgabe herabzubringen. Es wird nicht gesagt, daß er sich dabei den Schnabel rot gefärbt; aber jedenfalls hängt damit der weitverbreitete Glaube zusammen, daß ein Haus, auf welchem der Storch nistet, vor Blitz- und Feuerschaden bewahrt sei.“ (Ernst Krause, Tuisko-Land S. 313.)

Solche Feuervögel hat es schon im alten Indien gegeben. Agni, das zum Gott gewordene Feuer (vgl. Bd. IV), kommt als Falke vom Himmel hernieder, so daß sich ihm, wie Kuhn (Herabkunft des Feuers[2] 29) bemerkt, der blitztragende Adler des Zeus vergleichen läßt. Auf eine solche Vorstellung mag vor allem die Schnelligkeit plötzlichen Herniederfahrens eingewirkt haben. Von anderen Vögeln, die in diesen Kreis von Anschauungen mit eingetreten sind, erwähnt Kuhn den Schwarzspecht (S. 30f.), der mit seinem rotleuchtenden Kopfe den Römern als Blitzträger gegolten habe. „Jedenfalls“, fährt er fort, „steht es fest, daß auch den Römern der Mythus von einem feuerbringenden Vogel bekannt gewesen sei, wie dies ein Aberglaube, den Plinius hist. nat. X, 13 mitteilt, unzweifelhaft ergibt. Er sagt: Inauspicata est et *incendiaria avis*, propter quam saepenumero lustratam urbem in annalibus invenimus . . ., quae sit avis ea, nec reperitur, nec traditur: quidam interpretantur incendiariam esse, *quaecunque apparuerit carbonem ferens ex aris vel altaribus*, alii spinturnicem eam vocant: sed haec ipsa quae esset inter aves, qui se scire diceret, non inveni.“ Als incendiaria avis, der einen Feuerbrand von der Sonne holt, erscheint in vermutlich keltischen Sagen der **Zaunkönig.** „Man muß hierbei nicht an den gewöhnlichen Zaunkönig denken, sondern an den gelbköpfigen Zaunkönig oder das Goldhähnchen, von dem es eine Art oder Abart mit feuerrotem Scheitel gibt (regulus ignicapillus).“ (Krause, ebd. S. 314.) Ein Vogel, der in dem bekannten, schon von Plinius und Aristoteles erwähnten Wettfluge der Vögel (s. Bd. IV) die Sonne nicht scheut, sondern über den Adler hinaus zu ihr emporfliegt, ein Vogel, der in sicher sehr altem Volksglauben und in merkwürdigen Volksbräuchen als verwandelte Fee betrachtet wird (s. „Verwandlungen“), ist zweifellos nicht erst gestern und heute zum Feuerholer gemacht worden. Er war es vielleicht schon in der arischen Frühzeit. Darum sind die folgenden Varianten von ganz besonderer Wichtigkeit.

1. Aus der Normandie.

a) Man brauchte einen Boten, der das Feuer vom Himmel herabbrächte. Der Zaunkönig, so schwach und zart er ist, willigte ein, diesen gefährlichen Auftrag

zu vollziehen. Es fehlte wenig, so wäre derselbe dem mutigen Vogel verderblich geworden. Während des Fluges nämlich verzehrte das Feuer sein Gefieder und erreichte sogar den leichten Flaum, der seinen schwachen Körper beschützt. Erstaunt über einen solchen Opfermut kamen alle Vögel überein, dem Zaunkönig je eine ihrer Federn zu geben, um seinen nackten und schauernden Leib zu bekleiden. Die Eule allein hielt sich abseits, aber das erregte den Unmut der andern Vögel so sehr, daß sie sie seitdem nicht mehr in ihrer Gesellschaft dulden wollen.

A. Bosquet, La Normandie romanesque et merveilleuse p. 220.

b) Als der Zaunkönig das Feuer vom Himmel brachte, waren seine Federn ganz verbrannt. Da opferten alle Vögel eine Feder, um ihm ein neues Kleid zu machen. Das **Rotkehlchen** aber, das sich eifrig bemühte, dem noch brennenden Zaunkönig zu helfen, kam dabei zu nahe an ihn heran, und seine Federn fingen auch Feuer. Auf seiner Brust kann man noch die Spur davon sehen.

Rolland, Faune populaire 2, 264 = Notes and Queries 3, 492 mit dem Zusatz, daß der Kuckuck allein keine Feder hergibt; er wird dafür verachtet.

c) Vor langer, langer Zeit gab es noch kein Feuer auf Erden, und man wußte nicht, wie man sich welches verschaffen sollte, und beschloß, sich an den lieben Gott zu wenden. Aber der ist weit weg, und wer kann die Reise unternehmen? Man bat die großen Vögel, die schlugen es ab, dann die mittelgroßen, die schlugen es auch ab, sogar die Lerche. Während man noch beriet, hörte der Zaunkönig (sylvia troglodytes) zu. „Da niemand gehen will", sagte er, „so werde ich gehen." „Aber du bist so klein, deine Flügel sind so kurz! Du wirst von der Anstrengung vorher umkommen." „Ich werde es versuchen", sagte er. „Wenn ich unterwegs sterbe, um so schlimmer." Damit fliegt er fort und kommt wirklich beim lieben Gott an. Dieser war sehr erstaunt, ihn zu sehen, und ließ ihn auf seinen Knien ausruhen. Aber er zögerte, ihm das Feuer zu geben. „Du wirst dich verbrennen", sagte er, „ehe du auf die Erde kommst." Aber der Zaunkönig bestand darauf. „Nun wohl", sagte der liebe Gott endlich, „ich werde dir geben, worum du bittest. Aber nimm dir Zeit, fliege nicht zu schnell! Wenn du zu schnell fliegst, wirst du deine Federn verbrennen." Der Zaunkönig versprach, sehr vorsichtig zu sein, und flog fröhlich der Erde zu. Solange er noch weit entfernt war, mäßigte er den Flug. Aber als er in die Nähe kam und alle sah, die ihn erwarteten und ihm zuriefen, beeilte er unwillkürlich seinen Flug. Was der liebe Gott gesagt hatte, geschah. Als er das Feuer brachte, hatte er keine einzige Feder mehr: alle waren verbrannt. Die Vögel versammelten sich um ihn; jeder riß sich eine Feder aus, um ihm schnell ein neues Kleid zu machen. Seitdem ist sein Kleid so gesprenkelt. Nur die Fledermaus wollte ihm nichts geben. Alle Vögel warfen sich auf sie, um sie für ihre Hartherzigkeit zu strafen. Und sie mußte sich verbergen; darum fliegt sie nur des Nachts aus. Wenn sie tagsüber ausfliegt, stürzen alle Vögel auf sie und zwingen sie zur Umkehr.

Fleury, Littérature orale de la Basse-Normandie, p. 108.

2. Aus der Bretagne. (Das Feuerholen ist verloren gegangen.)

Der Zaunkönig hatte einst seine Federn verloren, und jeder Vogel gab ihm eine von den seinigen, nur die Eule wollte sich nicht daran beteiligen.

„Ich", sagte sie, „gebe keine von meinen Federn, der Winter kommt bald, und ich fürchte mich vor der Kälte."

„Wohlan", sagte darauf der König der Vögel, „du, Eule, sollst von nun an der unglücklichste unter den Vögeln sein, du sollst immer frieren und nur des Nachts aus deinem Loche dich hervorwagen. Zeigst du dich aber am Tage, so werden dich alle Vögel ohne Gnade und Barmherzigkeit verfolgen."

Und seitdem hört man die Eule immer rufen: „Hu, hu, hu", als ob sie vor Kälte beinah stürbe.

Rolland, Faune pop. 2, 44 aus Luzel, Rapports sur une mission en Bretagne, 4e rapport, p. 203.

Ähnlich: l'Annuaire de la Manche 1832, p. 223. L'Artiste (journal) 3e série 2, 300 = Swainson, British Birds, p. 124: „seitdem darf sich die Eule nicht in Gesellschaft anderer Vögel zeigen".

3. Aus dem Departement Loiret.

Als der Zaunkönig das Feuer vom Himmel geraubt hatte und es zur Erde bringen wollte, verbrannten seine Flügel, und er mußte seine kostbare Last dem **Rotkehlchen** anvertrauen; das tat sie auf seine Brust, so daß es seinen Hals verbrannte. Da kam die **Lerche**, nahm das heilige Feuer und erreichte damit die Erde. Sie gab den Schatz den Menschen.

Rolland, Faune pop. 2, 294. Vgl. Sébillot, Folklore de France 3, 156.

4. Aus Démuin.

Nachdem die Menschen aus dem irdischen Paradies vertrieben worden waren, mußten sie durch Arbeit ihr Leben fristen. Während langer Jahre kannten sie den Gebrauch des Feuers nicht, sie konnten ihre Nahrung nicht damit zubereiten und sich nicht daran erwärmen. Da entschloß sich Gott, das Feuer auf die Erde zu schicken. Der Zaunkönig übernahm diesen Auftrag, obgleich er der kleinste der Vögel war. Im Fluge aber fing sein Gefieder Feuer, alle Federn verbrannten, sogar der leichte Flaum, der seinen Körper deckte, so daß er ganz nackt auf Erden ankam. Als die andern Vögel das Opfer dieses Kleinen sahen, hielten sie Rat und beschlossen einstimmig, daß jedes dem Zaunkönig eine Feder geben solle. Nur die Eule weigerte sich, dies zu tun. Da verjagten die Vögel die Selbstsüchtige, die seitdem ihr dunkles Versteck nur des Nachts verläßt, da sie den Zorn der Vögel fürchtet.

A. Ledieu, Nouvelles et légendes rec. à Démuin 160f.

5. Aus Bayeux.

Man sagt, daß der Zaunkönig das Feuer vom Himmel gebracht habe. Unglück widerfährt dem, der ihn tötet oder sein Nest zerstört.

Pluquet, Contes pop. de Bayeux, p. 44.

6. Wallonische Sage.

Als Gott die Erde gemacht hatte und alles, was darauf ist, bemerkte er, daß das Feuer fehlte. Das Feuer war im Himmel. Man mußte es bis zur Erde herunterholen. Der liebe Gott bat die Vögel, die in der Luft fliegen und fast bis nahe an den Himmel kommen, es uns zu bringen. Die **Schwalbe** stellte sich zuerst vor. Der liebe Gott gab ihr das Feuer und empfahl ihr, es nicht loszulassen, bis sie auf der Erde sei. Aber beim Hinabfliegen blieb das Feuer am Schwanz der Schwalbe sitzen und brannte die Mitte aus. Als die Schwalbe das sah, ließ sie das Feuer los und stieg wieder zum Himmel. Darum haben die Schwalben einen scherenförmigen Schwanz.

Dann fand sich der kleine Zaunkönig ein, uns das Feuer zu bringen. Beim Hinabfliegen blieb das Feuer in seinen Federn sitzen. Aber der Zaunkönig ließ es

nicht los. Als er das Feuer auf der Erde niederlegte, hatte er keine Feder mehr; er war ganz nackt wie ein Wurm. Als die Vögel ihn so unglücklich sahen, gaben sie ihm je eine Feder, außer dem Käuzchen, das nichts geben wollte. Darum hat der Zaunkönig alle Arten von Federn. Und darum versteckt sich auch das Käuzchen am Tage und kommt nur des Nachts heraus. Wenn es das Unglück hätte, am Tage herauszukommen, würden alle anderen Vögel über es herfallen, weil sie sich noch alle erinnern, daß es dem Zaunkönig keine Federn geben wollte.

Wallonia 1894, 187. Vgl. Sébillot, Folklore de France 3, 159.

7. Aus Guernsey.

Das **Rotkehlchen** hat zuerst das Feuer nach Guernsey gebracht. Als es über das Wasser flog, wurden seine Federn verbrannt, und seitdem ist seine Brust rot geblieben.

Notes and Queries 5th Ser. 3, 492.

Diesen Sagen von dem himmlischen Ursprung des Feuers stehen die folgenden gegenüber:

8. Aus Lorient und der Haute-Bretagne.

Der Zaunkönig holt das Feuer nicht vom Himmel, sondern aus der Hölle. Als er durch das Türschloß (serrure) fliegt, röten sich seine Federn.

Sébillot, Folklore de France 3, 157.

9. Aus Carmathenshire (Wales).

Weit, weit fort ist ein Land des Wehs und der Dunkelheit, voll Geister des Übels und des Feuers. Tag für Tag bringt das Rotkehlchen dahin einen Tropfen Wasser in seinem Schnabel, um die Flamme zu löschen. Es fliegt so nahe an den brennenden Strom, daß seine armen kleinen Federn ganz versengt werden, daher heißt es auch „Bron-rhuddyn“ (verbrannte Brust). Um kleine Kinder zu retten, fliegt es zu diesem Höllenpfuhl. Wenn es von diesem Land des Feuers zurückkehrt, so fühlt es die Kälte des Winters noch mehr als die anderen Vögel.

Notes and Queries 7, 328.

Sagen vom Feuerholen finden sich außerhalb Europas besonders häufig in Amerika, aber auch in Asien, Australien und Afrika.

A. Erlangung des Feuers durch ein einzelnes Tier.

1. Sage der Andamanesen.

Die Nachkommen des ersten Menschen erregten den Zorn Pu-lugas, des Schöpfers. Da schickte er eine große Flut, welche alles Lebende vernichtete mit Ausnahme zweier Männer und zweier Frauen, welche sich in einem Kanoe befanden. Als sie landeten, fanden sie alles vernichtet, doch Pu-luga erbarmte sich ihrer, er rief die Tiere wieder ins Leben. Doch litten sie schreckliche Not, da sie kein Feuer hatten. Einer ihrer verstorbenen Freunde erbarmte sich über sie; er flog in Gestalt eines Vogels nach dem Himmel und versuchte einen Feuerbrand im Schnabel wegzutragen, ließ ihn jedoch auf Pu-luga fallen, der neben dem Feuer schlief. Darob geriet der Schöpfer in Zorn und schleuderte das brennende Scheit gegen den Eindringling, traf ihn aber glücklicherweise nicht. Das Holz fiel auf die Erde und gereichte den Menschen, welche ihre traurige Lage bejammerten, zum Troste.

Globus 50, 136 aus Man, On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands.

Andree, Flutsagen S. 27 aus Journal Anthropol. Instit. 12, 166. Dort wird der Vogel Eisvogel genannt.

2. Sage der Tlingit.

Es gab kein Feuer auf der Erde; es war auf einer Insel mitten im Meere. Dahin flog El [= Jēlch, der **Rabe**] in seiner Elsterhaut [? wohl gemeint: Rabenhaut], ergriff einen Feuerbrand und eilte zurück. Aber die Entfernung war so groß, daß der Feuerbrand und sein halber Schnabel beinahe verbrannt waren, ehe er das Festland erreichte. In der Nähe des Ufers ließ er den Feuerbrand fallen, und die Funken flogen auf Felsen und Bäume. Darum gibt es darin Feuer.

Journal of Am. Folklore 20, 293. Vgl. Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 263.

3. Sage der Ts'ets'ā'ut.

Der graue Bär benutzte die Feuersteine als Ohrschmuck. Darum war er der einzige, der Feuer hatte. Ein kleiner **Vogel** wollte das Feuer haben und flog zum Hause des grauen Bären. Als dieser ihn bemerkte, sagte er zu ihm: „Bitte komm her und lause mich!“ Der Vogel tat es, flog auf seinen Kopf und las die Läuse ab. Dabei näherte er sich den Ohren des Bären mehr und mehr. Zuletzt biß er den Faden durch, an dem der Ohrschmuck hing, und nahm diesen unbemerkt fort. Dann flog er weg. Als der graue Bär seinen Verlust bemerkte, wurde er böse, löschte sein Feuer aus und versuchte den Vogel zu fangen. Dieser spottete und sagte: „Nun wirst du im Dunkeln leben, wirst kein Feuer haben!“ Der Bär erwiderte: „Das macht nichts. Ich kann meine Nahrung riechen. Aber du wirst nichts sehen können und mußt dir am Tage Nahrung suchen, wenn es hell ist.“ Es wurde dunkel, aber der Vogel blieb ruhig auf dem Baume sitzen, bis es wieder Tag wurde. Dann flog er über die ganze Welt. Dabei flogen Stückchen des Feuersteinschmucks hierhin und dorthin. Auch gab er den Vögeln und den Ts'ets'ā'ut Feuersteine, aus denen sie nun Feuer schlagen konnten.

Boas, Journ. of Am. Folklore 9, 262. Wie die Varianten 4 und S. 103, 4 lehren, ist der Feuerstein fälschlich statt des Feuers selbst eingesetzt worden.

4. Sage der Indianerstämme am Port River.

Der **Coyote** (Weltschöpfer) brachte das Feuer in die Welt. Denn den Menschen wurde die Kälte sehr empfindlich. Der Coyote ging weithin gen Westen an eine ihm bekannte Stelle, wo Feuer war. Er stahl etwas von dem Feuer, das er in seinen Ohren heimbrachte. Damit zündete er auf seinen Bergen ein Feuer an, und als dann die Indianer den Rauch emporsteigen sahen, kamen sie und holten auch Feuer, das sie heute noch haben und an dem sie sich wärmen.

Globus 26, S. 56.

5. Sage der Menomoni.

Manabuch stiehlt als **Kaninchen** dem alten Manne und seinen zwei Töchtern, die ihn ins Haus bringen, das Feuer. Er läuft so schnell mit dem Feuerbrand, daß sein Fell sehr verbrennt.

Amer. Anthropologist 3, 254.

6. Sage der Nez Percés.

Einst, ehe noch Menschen auf der Erde waren, lebten Tiere und Bäume und liefen umher und sprachen wie Menschen. Damals besaß die Fichte das Geheimnis des Feuers und bewahrte es ängstlich vor allen andern, so daß auch in der größten Kälte sich niemand an einem Feuer wärmen konnte, wenn er nicht eine Fichte war. Da kam ein ungewöhnlich kalter Winter, und alle Tiere waren in Gefahr zu erfrieren, weil sie kein Feuer hatten, aber all ihre Versuche, das Geheimnis zu erfahren, waren vergebens, bis dem **Biber** ein glücklicher Gedanke kam.

An einer Stelle des Grande Ronde-Flusses, in Idaho, wollten die Fichten eine große Versammlung abhalten. Sie hatten sich ein großes Feuer gemacht, um sich daran zu wärmen, wenn sie in dem eiskalten Wasser gebadet hatten. Ringsherum hatten sie Posten aufgestellt, um alle Tiere und sonstigen Eindringlinge abzuhalten, ihr Feuergeheimnis zu stehlen. Der Biber aber hatte sich unten am Ufer ganz in der Nähe des Feuers verborgen, ehe die Posten aufgestellt waren, und wurde daher nicht von ihnen bemerkt. Nach einiger Zeit rollte eine glühende Kohle das Ufer hinunter gerade auf den Biber zu, der ergriff sie, barg sie in seiner Brust und lief fort, so schnell er konnte. Die Fichten erhoben ein lautes Hallo hinter ihm her und verfolgten ihn. Sobald sie ihm ganz nahe kamen, schoß der Biber von einer Seite auf die andere und täuschte seine Verfolger; wenn er aber ein Stück voraus war, so lief er geradeaus. Daher ist der Grande Ronde Fluß an einigen Stellen seines Laufs voller Windungen, an anderen garnicht.

Nachdem nun die Fichten eine lange Zeit gelaufen waren, wurden sie müde und ließen nach mit der Verfolgung. Es blieben so viel auf einmal am Ufer stehen, daß sie, wie noch heute zu sehen ist, ein Dickicht wurden, das der Jäger kaum zu durchdringen vermag. Nur einige liefen noch weiter, bis sie, eine nach der anderen, die Verfolgung doch aufgaben, und diese stehen nun einzeln am Ufer entlang. Eine Zeder aber lief mit den vordersten Fichten, und als auch sie einsah, daß sie den Biber nicht mehr einholen könnte, sagte sie zu den anderen: „Wenn wir auch den Biber nicht fangen können, so will ich doch noch auf den Hügel dort laufen und sehen, wie weit er voraus ist.“ Das tat sie und sah gerade noch, wie der Biber in den Big Snake-Fluß tauchte, in den der Grande Ronde sich ergießt, so daß man also an eine weitere Verfolgung nicht denken konnte. Sie sah, wie der Biber den Fluß durchschwamm und am anderen Ufer einigen Weiden Feuer gab, dann weiter lief und es den Birken und noch anderen Bäumen gab. Seitdem haben nun alle, die Feuer brauchen, es aus dem Holz dieser Bäume geholt, weil sie das Feuer in sich haben und es leichter von sich geben als alle anderen, wenn man es nach alter Weise gegeneinander reibt.

Die Zeder steht noch allein auf dem Hügel, wo sie die Jagd aufgab, nahe an der Vereinigung des Grande Ronde und des Big Snake. Sie ist schon sehr alt, so alt, daß der Gipfel kahl ist, aber noch steht sie als Zeugin dieser Geschichte. Wie weit die Jagd ging, sieht man daraus, daß es 100 Meilen in ihrem Umkreis keine andern Zedern gibt. Die alten Leute zeigen sie den Kindern und sagen: „Seht, da steht die alte Zeder, wo sie aufhörte, den Biber zu jagen!“

Journal of Am. Folklore 4, 327.

7. Sage der Nishinam.

Nachdem der Präriewolf die Welt und ihre Bewohner geschaffen hatte, fehlte noch etwas, das Feuer. Im Lande, das im Westen lag, gab es viel Feuer, aber niemand konnte es holen, es war so sehr weit und so gut versteckt. Da schlug die Fledermaus vor, die Eidechse solle hingehen und Feuer stehlen. Die **Eidechse** ging also hin, aber es wurde ihr sehr schwer, es nach Hause zu bringen, da jedermann etwas davon stehlen wollte. Endlich kam sie an den westlichen Teil des Sacramentotales und mußte sehr vorsichtig sein, damit hinüber zu kommen, damit das Land nicht in Brand geriete. Sie reiste des Nachts, damit die Diebe das Feuer nicht stehlen könnten, und damit das trockene Gras kein Feuer finge. Eines Nachts, als sie beinahe schon an den Hügeln an der Ostseite des Tales angelangt war, hatte

sie das Unglück, einer Schar Kraniche zu begegnen, die des Nachts beim Schwatzen aufgeblieben waren. Sie kroch heimlich an einem Holzklotz entlang mit dem Feuer in der Hand, aber die Tiere entdeckten sie und machten Jagd auf sie. Sie hatten so lange Beine, daß an Entkommen nicht zu denken war, darum mußte sie das Gras in Brand setzen und in die Berge hinein brennen lassen. So hatte sie schnell ein Riesenfeuer und mußte laufen, was sie konnte, um nicht von ihm eingeholt zu werden. Als die Fledermaus das Feuer kommen sah, wurde sie halb blind davon, da sie es nicht kannte, und ihre Augen schmerzten sehr. Sie rief der Eidechse zu, daß ihre Augen herauskommen würden, und bat sie, sie ihr mit Pech zu bedecken. Die Eidechse nahm etwas Pech, rieb es aber so dick auf die Augen, daß sie gar nichts sehen konnte und so in großer Verlegenheit war. Sie hopste, sprang und flog, flatterte hier und dort hin, verbrannte sich Kopf und Schwanz, da flog sie nach Westen und rief laut: „monu', shu-lé-u-lu" (blase, o Wind!). Der Wind hörte es und blies ihr in die Augen, aber er konnte nicht alles Pech abblasen, und darum sieht die Fledermaus bis heute so schlecht. Und weil sie im Feuer war, sieht sie so schwarz und versengt aus.

Folklore Record 5, 135.

8. Sage der Çātlō'ltq.

Ein alter Mann hatte eine Tochter, welche einen wunderbaren Bogen und Pfeil hatte, mit dem sie alles erlegen konnte, was sie haben wollte. Sie aber war träge und schlief beständig. Darüber ward ihr Vater böse und sprach: „Schlafe nicht immer, sondern nimm deinen Bogen und schieße in den Nabel des Ozeans, damit wir das Feuer erhalten." Der Nabel des Ozeans war aber ein ungeheurer Wirbel, in welchem **Hölzer zum Feuerreiben** umhertrieben. Die Menschen hatten damals noch kein Feuer. Das Mädchen nahm nun ihren Bogen, schoß in den Nabel des Ozeans und das Reibefeuerzeug sprang ans Land. Da freute sich der Alte. Er entzündete ein großes Feuer, und da er es für sich allein behalten wollte, baute er ein Haus mit einer Tür, die wie ein Maul auf und zuschnappte und jeden tötete, der hereintreten wollte. Die Menschen aber wußten, daß er das Feuer im Besitze hatte, und K·ē'u, der **Hirsch**, beschloß, es für sie zu rauben. Er nahm harziges Holz, spaltete es und steckte sich die Splitter in die Haare. Dann band er zwei Boote zusammen, bedeckte sie mit Brettern und tanzte und sang auf denselben, während er zum Hause des alten Mannes fuhr. Er sang: „O, ich gehe und werde das Feuer holen." Die Tochter des alten Mannes hörte ihn singen und sagte zu ihrem Vater: „O, laß den Fremden ins Haus kommen, er singt und tanzt so schön." K·ē'u landete nun und näherte sich singend und tanzend der Tür. Er sprang dabei auf die Tür zu und stellte sich, als wolle er ins Haus hineingehen. Da schnappte dieselbe zu, und während sie sich wieder öffnete, sprang er ins Haus hinein. Dort setzte er sich ans Feuer, als wolle er sich trocknen, und sang weiter. Er ließ dabei seinen Kopf über das Feuer sinken, so daß er ganz rußig wurde und das Holz, das in seinen Haaren steckte, sich endlich entzündete. Da sprang er hinaus, lief von dannen und brachte den Menschen das Feuer.

Boas, Indianische Sagen von der nordpazifischen Küste, S. 80.

9. Sage der Tlatlasik·oala.

Zu jener Zeit gab es kein Feuer. Deshalb sandte Kutē'na Lē'lek·oista aus, das Feuer zu holen, welches Natlibikā'q·versteckt hielt. Dieser nahm eine glühende Kohle in den Mund und wollte davonlaufen. Natlibikā'q aber merkte es und

fragte: „Was hast du denn da im Munde?“ Da jener nun nicht antworten konnte, schlug er ihn auf den Mund, so daß das Feuer herausfiel. Da sandte Kutē'na den Hirsch aus. Dieser steckte sich trockenes Holz ins Haar, lief zum Hause Natlibikā'qs und sang vor der Tür stehend: „Ich komme, das Feuer zu holen, ich komme, das Feuer zu holen.“ Dann ging er hinein, tanzte zuerst um das Feuer herum und steckte endlich seinen Kopf hinein, so daß das Holz Feuer fing. Dann lief er davon, aber Natlibikā'q verfolgte ihn, um ihm das Feuer wieder fortzunehmen. Der Hirsch hatte sich für diesen Fall vorgesehen; als Natlibikā'q ihn beinahe eingeholt hatte, nahm er etwas Fett und warf es hinter sich auf den Boden. Sogleich verwandelte sich dasselbe in einen großen See, der den Verfolger zwang, einen weiten Umweg zu machen. Nichtsdestoweniger setzte Natlibikā'q die Verfolgung fort. Als er den Hirsch beinahe eingeholt hatte, warf dieser einige Haare hinter sich auf die Erde, und sie verwandelten sich sogleich in einen dichten Wald junger Bäume, in den Natlibikā'q nicht eindringen konnte. Er mußte rund herum gehen, und so gewann der Hirsch einen Vorsprung. Aber wieder hätte sein Verfolger ihn beinahe erreicht, wenn er jetzt nicht vier Steine hinter sich geworfen hätte, die sich in vier hohe Berge verwandelten. Ehe Natlibikā'q diese übersteigen konnte, hatte der Hirsch Kutē'nas Haus erreicht. Natlibikā'q stand nun vor der Tür und bat: „O, gebt mir wenigstens die Hälfte meines Feuers wieder,“ aber Kutē'na hörte nicht auf ihn, und er mußte unverrichteter Dinge zurückkehren. Dann gab Kutē'na den Menschen das Feuer.

Boas, ebd. S. 187.

10. Sage der Hē'iltsuk.

Der Hirsch hieß als Mann Tlēk·k·umē' und Āsanōistē'sela (= Fackel[anō']träger), weil er das Feuer stahl mittels Holzes, das er an seinen Schwanz gebunden hatte.

Boas, ebd. S. 241.

11. Sage der Tlingit.

Am Anfange hatten die Menschen kein Feuer. Yētl aber, der Rabe, wußte, daß K'ōky, die Schnee-Eule, die fern draußen im Ozean wohnte, es bewachte. Er hieß alle Menschen (die damals noch die Gestalt von Tieren hatten), einen nach dem andern, gehen, um das Feuer zu holen; aber keinem gelang es. Endlich sagte der **Hirsch,** welcher damals noch einen langen Schwanz hatte: „Ich nehme Fichtenholz und binde es an meinen Schwanz. Damit werde ich das Feuer holen.“ Er tat, wie er gesagt, lief zum Hause der Schnee-Eule, tanzte um das Feuer herum und brachte endlich seinen Schwanz demselben nahe. Da entzündete sich das Holz, und er lief davon. So geschah es, daß sein Schwanz verbrannte, und seither hat der Hirsch einen Stumpfschwanz.

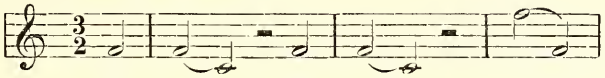
Boas, ebd. S. 314.

12. Sagen der Nutka (Erweiterungen).

a) Ein Häuptling in Tokoā'ath besaß das Feuer und das ewige Leben. Tlehmamit, einer der Häuptlinge der Ky'āimi'mit, wünschte dieselben zu rauben. Daher gingen alle Tiere zu des Häuptlings Haus und begannen zu tanzen. Der **Hirsch** Ā'tucmit hatte etwas Zederbast an seine Wade gebunden. Beim Tanze stand er dicht bei der Otter. Diese furzte, der Furz entzündete sich und setzte den Zederbast an der Wade des Hirsches in Brand. Da lief dieser hinaus, und die Leute nahmen ihm das Feuer ab. Er war aber ein wenig ver-

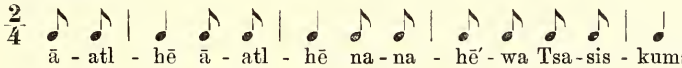
brannt. Der **Bär** sprang auf den schweren Querbalken, der das Dach des Hauses trägt, so daß derselbe zerspaltete und die Ky'äimi'mit sehen konnten, was darinnen war. Sie fanden darin die Kiste mit dem ewigen Leben. Ehe sie dieselbe aber ergreifen konnten, riß der Häuptling sie ihnen fort und zog mit all seinen Habseligkeiten, dem ewigen Leben und den Lachsen, von dannen. Da die Ky'äimi'mit das ewige Leben nicht bekamen, müssen die Menschen sterben.

b) Im Anfange besaßen die Wölfe allein das Feuer. Die Ky'äimi'mit wünschten sehr, dasselbe zu erlangen. Nachdem sie schon viele vergebliche Versuche gemacht hatten, sprach der Häuptling Tlehmamit, der Specht, zu A'tucmit, dem **Hirsche**: „Geh du zu des Wolfes Hause und tanze! Wir alle wollen für dich singen. Binde Zederbast an deinen Schwanz, und wenn du dich dann dem Feuer zuwendest, wird der Bast sich entzünden." Der Hirsch rief: „Patlitlka'na Tlehmamit!" und lief fort in das Haus des Wolfes, wo er tanzte, bis der Bast an seinem Schwanze Feuer fing. Er wollte hinausspringen, aber die Wölfe fingen ihn, ehe er entfliehen konnte, und nahmen ihm das Feuer wieder fort. Dann schickte Tlehmamit den **Vogel Tsatsi'skums** aus und sagte: „Der ganze Stamm soll für dich singen, und du wirst das Feuer bekommen." Dann gingen alle Ky'äimi'mit in das Haus der Wölfe, allen voran Tlehmamit und Kwo'tiath. Ehe sie eintraten, sangen sie:



(Eine Quarte, bzw. Oktave heruntergezogen.)

Im Hause sangen sie:



Sie tanzten umher, und die Wölfe lagen am Feuer und sahen ihnen zu. Einige Vögel tanzten auf die Dachbalken hinauf. Die Wölfe bemerkten es nicht, da sie dem Tanze unten beim Feuer zuschauten. Endlich kamen diese an das Reibe-Feuerzeug, das im Dachbalken aufbewahrt war. Sie nahmen es, tanzten zurück und gaben es Tlehmamit und Kwo'tiath, während die anderen drinnen weiter tanzten, bis jene glücklich nach Hause gelangt waren. Als Kwo'tiath nach Hause kam, rieb er das Feuerzeug, bis Funken herauskamen Er steckte es auf seine Wange und verbrannte dieselbe. Seither hat er ein Loch in der Wange. Als die Tänzer wußten, daß Kwo'tiath zu Hause angekommen war, stießen sie einen Schrei aus und flogen von dannen. So verloren die Wölfe das Feuer.

Boas, ebd. S. 102.

Seltener als bei den Indianern Nordamerikas scheint die Sage vom Feuerholen in Südamerika vorzukommen. Ehrenreich, Die Mythen und Legenden der südamerik. Urvölker, S. 57, erwähnt eine Tupi-Sage, nach der das Faultier ursprünglich im Besitz des Feuers war. Ein schwarzer Fleck auf dessen Rücken bezeichnet die Stelle, wo die Kulturheroen (Zwillinge) das Feuer hervorlockten. Bei den Kaingang wird das Feuer als solches von einem Heros entführt, der sich in eine Elster verwandelt und so am Feuerplatze der Sonne eine Kohle raubt. Eine dritte Sage s. u S. 106.

B. Bemühungen mehrerer Tiere und schließliches Gelingen.

1. Sage der Tschuktschen.[1])

Der Schöpfer macht den Raben und befiehlt ihm, das Licht zu holen. Der **Rabe** sammelt (oder schafft) verschiedene Vögel. Sie fliegen zur Morgenröte und versuchen die Steinmauer des Tages mit ihren Schnäbeln zu durchbrechen. Das **Rebhuhn** bricht ein Stück seines Schnabels dabei ab und hat darum jetzt einen so kurzen Schnabel. Die **Bachstelze** ist von der Anstrengung so erschöpft, daß ihr Körper zusammenschrumpft, und sie beginnt zu wippen, wie sie es noch tut. Endlich gelingt es einem der drei Vögel (Rabe oder Bachstelze), ein kleines Loch zu machen, und die Dämmerung sah hindurch ....

Am. Anthrop. 1902, S. 640.

2. Sage der Pawnee.

[Die ältesten Stämme wanderten und kamen an den Missouri. Sie hatten kein Feuer.] Sie wollten es von der Sonne haben und schickten die **Schwalbe**, es zu holen. Die flog hinauf zur Sonne, konnte es aber nicht bekommen, kam zurück und erzählte, daß die Sonne sie versengt hatte. Darum ist heute noch der Rücken der Schwalbe schwarz. Danach wurde die **Krähe** geschickt. Sie war einst weiß, aber die Sonne versengte sie auch. Da wurde ein dritter Vogel geschickt, der bekam das Feuer.

Journ. of Am. Folklore 6, 126.

3. Sage der Karoks.

Die Karoks hatten Nahrung genug, doch noch kein Feuer, um sie zu kochen. Weit weg, in der Nähe der aufgehenden Sonne hatte Kareya in einem Land, das kein Karok je gesehen hatte, ein Feuer gemacht und es in einem Gefäß verborgen, das er zwei alten Weibern übergab; die sollten es hüten, damit kein Karok es stehlen könne. Da erwies sich nun der **Präriewolf** den Karoks freundlich und versprach, ihnen Feuer zu bringen. Er machte sich auf den Weg und versammelte eine Menge Tiere, eines von jeder Art, vom Löwen bis zum Frosch. Er stellte sie alle in einer Reihe auf, die von der Heimat der Karoks bis zu dem fernen Land, in dem Feuer war, reichte; das schwächste Tier stand der Heimat am nächsten, das stärkste am nächsten dem Feuer. Dann nahm er einen Indianer mit, verbarg ihn unter einem Hügel und ging zur Hütte, in der die Alten das Feuer hielten, und klopfte an die Tür. Eine von ihnen kam heraus, und er sagte: „Guten Abend.“ Sie erwiderten: „Guten Abend.“ Dann meinte er: „Es ist eine kalte Nacht, darf ich an eurem Feuer sitzen?“ Sie sagten: „Ja, komm herein.“ Da ging er hinein, legte sich vor das Feuer, streckte seine Schnauze nach der Flamme aus und fühlte sich sehr behaglich und zufrieden. Nach einer Weile streckte er seine Nase zwischen die Vorderpfoten und tat, als ob er einschliefe, doch hielt er einen Winkel seines Auges offen und beobachtete damit die alten Weiber; aber die schliefen nicht, weder am Tage noch in der Nacht, und er überlegte die ganze Nacht, doch kam er zu keinem Entschluß. Am andern Morgen ging er hinaus und sagte dem Indianer, den er unter dem Hügel verborgen hatte, daß er die Hütte der Alten angreifen müsse, als ob er Feuer stehlen wolle, während er, der Präriewolf, in der Hütte wäre. Darauf ging er wieder zurück und bat die

1) Wiewohl hier vom Lichtholen die Rede ist, so gehört die Sage in den Kreis der Sagen vom Feuerholen.

Frauen, ihn wieder einzulassen. Sie taten es auch, da sie nicht dachten, daß er Feuer stehlen könne. Er stand bei dem Gefäß mit Feuer, als der Indianer einen Angriff auf die Hütte machte. Die Frauen stürzten zur einen Tür hinaus, der **Präriewolf** nahm einen Feuerbrand in das Maul und lief zur anderen Tür hinaus. Er flog beinahe über die Erde, aber die Frauen sahen die Funken springen, liefen ihm nach und kamen ihm schon ganz nahe; als er aber schon fast außer Atem war, erreichte er den Bären, der nahm den Feuerbrand und lief damit zum nächsten Tier, das dann wieder damit zum nächsten lief, und so ging es weiter. Jedes Tier hatte kaum Zeit, dem nächsten das Feuer zu geben, so kamen auch schon die Frauen in Sicht. Das vorletzte in der Reihe war das kleine **Eichhörnchen**, es nahm das Feuer und lief so schnell damit, daß sein Schwanz Feuer fing und es ihn über den Rücken krümmte. Davon erhielt es die schwarzen Flecken, die wir noch jetzt an ihm sehen. Der allerletzte war der **Frosch**, aber das arme Tier konnte nicht laufen. Darum machte er sein Maul weit auf, und das Eichhörnchen warf das Feuer hinein, und er verschluckte es. Dann drehte er sich um und machte einen großen Sprung, aber die Frauen waren ihm so nahe, daß eine von ihnen ihn beim Schwanz faßte — er war damals wie eine Kaulquappe — und ihn abriß, und darum haben Frösche keine Schwänze mehr. Er schwamm eine lange Strecke unter Wasser, so lange wie er den Atem anhalten konnte, dann kam er in die Höhe und spuckte das Feuer auf ein Stück Treibholz, indem es auch bis jetzt sicher geblieben ist, so daß, wenn ein Indianer zwei Stücke Holz aneinanderreibt, Feuer herauskommt.

Folklore Record 5, p. 96 (= contributions to north american ethnology vol. 3). Gekürzt auch im Journ. of Am. Folklore 9, 48. Ebd. flgde. Variante der Navajo (= Contrib. 3, 38).

Der Präriewolf, die Fledermaus und das Eichhörnchen brachten den Menschen das Feuer. Die ersten beiden trugen es, soweit sie konnten, und dem Eichhörnchen gelang es, die Flamme den Menschen zu bringen.

4. Sage der Maidu.

[Der Donner hat das Feuer geraubt und den kleinen Vogel Woswosim als Hüter gesetzt. Zwei Eidechsen machen den Ort ausfindig, wo das Feuer ist.] Nun wurde die **Maus** ausgeschickt, um zu versuchen, ob sie in das Haus gelangen könne. Sie kroch leise zu Woswosim hin und bemerkte, daß er schlief (trotzdem er sang: Ich bin der Mann, der niemals schläft). Die Maus kroch nun zur Öffnung hinein. Der Donner hatte mehrere Töchter, und sie schliefen alle. Die Maus stahl sich leise dahin und band ihre Rockbänder auf, so daß beim Aufspringen die Röcke herunterfallen mußten und sie sie erst wieder in Ordnung bringen mußten. Danach nahm die Maus die Flöte, tat das Feuer hinein und kroch wieder hinaus, wo die anderen sie erwarteten. Etwas von dem Feuer nahmen sie heraus und taten es dem **Hund** ins Ohr [vgl. S. 97, 3. 4], das übrige in der Flöte wurde dem schnellsten Läufer gegeben. Das **Reh** aber nahm etwas und trug es auf dem Höcker seines Beines, wo noch heute ein rötlicher Fleck zu sehen ist.

Eine Weile geht alles gut, dann merkt der Donner den Verlust; doch verzögert sich das Verfolgen durch die Röcke. Als sie schon ganz nahe sind, erschießt der Skunk (Stinktier) den Donner und sagt ihm, er müsse nun als Donner am Himmel bleiben.

Dixon, Maidu Myths, S. 66. Eine andere Version ohne Ätiologie findet sich ebenda, S. 91.

5. Sage der Cherokee.

Im Anfang gab es kein Feuer, und die Welt war kalt, bis die Donnerer, die im Himmel lebten, ihren Blitz sandten und im Fuße einer hohlen Sykomore das Feuer bargen. Dieser Baum stand auf einer Insel, und die Tiere wußten, daß das Feuer dort war, weil sie den Rauch oben herausqualmen sahen, aber des Wassers wegen konnten sie nicht herankommen; darum berieten sie, was zu tun sei. Dies alles ist schon sehr lange her.

Jedes Tier, das fliegen oder schwimmen konnte, wollte gern das Feuer holen. Der **Rabe** bot sich an, und da er so groß und stark war, dachten sie, er könne es sicher vollbringen, und so wurde er zuerst geschickt. Er flog hoch und weit über das Wasser und setzte sich auf die Sykomore, aber als er sich überlegte, was nun zu tun sei, hatte die Hitze seine Federn ganz schwarz gesengt, und er fürchtete sich und kam ohne das Feuer zurück. Da erbot sich die kleine **Schleiereule** zu gehen und kam glücklich hin, aber als sie in den hohlen Baum blickte, kam ein heißer Luftstrom herauf und brannte ihr beinahe die Augen aus. Sie flog zurück, so gut es ging, aber es dauerte lange Zeit, ehe sie wieder gut sehen konnte, und ihre Augen sind rot bis auf den heutigen Tag. Dann gingen die **Barteule** und die **Horneule**, aber als sie zu dem hohlen Baume kamen, brannte das Feuer so stark, daß der Rauch sie beinahe blind machte, und die Asche, die der Wind hinaufblies, machte weiße Ringe um ihre Augen. Auch sie mußten ohne Feuer zurückkehren. Die weißen Ringe aber konnten sie trotz all ihrem Reiben nicht wieder loswerden.

Jetzt wollte es kein Vogel mehr wagen, und so erklärte sich die kleine **schwarze Schlange** bereit, durch das Wasser zu schwimmen und Feuer zurückzubringen. Sie schwamm zur Insel, kroch durch das Gras zum Baum und schlüpfte durch ein kleines Loch in die Höhlung. Aber Hitze und Rauch waren auch für sie zu stark, und nachdem sie blindlings über die heiße Asche getappt war, bis sie beinahe selbst brannte, konnte sie von Glück sagen, daß sie sich durch dasselbe Loch wieder herausfand. Aber ihr Körper war schwarz gebrannt, und sie hat seitdem die Gewohnheit, umherzuschießen, als ob sie einer Gefahr entfliehen möchte. Sie kam zurück, und die große **Natter**, die Kletterin, erbot sich, das Feuer zu holen. Sie schwamm zur Insel und erkletterte den Baum von der Außenseite, wie das die Schlange immer tut. Doch als sie ihren Kopf in das Loch steckte, würgte sie der Rauch so furchtbar, daß sie in den brennenden Baumfuß fiel, und ehe sie wieder herausklettern konnte, war sie schwarz geworden.

Nun wurde noch einmal Beratung gehalten, denn es gab noch immer kein Feuer, und die Welt war kalt, aber Vögel, Schlangen und vierfüßige Tiere, alle hatten eine Entschuldigung, warum sie nicht gehen könnten, denn sie fürchteten sich alle, in die Nähe der brennenden Sykomore zu kommen. Endlich erklärte die **Wasserspinne**, daß sie gehen wolle. Das war aber nicht jene Wasserspinne, die aussieht wie ein Moskito, sondern die andere, mit schwarzem, weichem Haar und roten Streifen auf dem Körper. Sie kann auf dem Wasser laufen oder auf den Grund tauchen, so daß sie keine Schwierigkeiten haben konnte, zur Insel zu gelangen. Die Frage war nur, wie konnte sie das Feuer tragen? „Ich weiß, wie ich es mache", sagte die Wasserspinne und spann einen Faden aus ihrem Körper und machte davon ein rundgewebtes Gefäß, das sie auf ihrem Rücken befestigte. Dann schwamm sie zur Insel und kam durch das Gras bis zu dem noch brennenden Feuer. Sie tat eine kleine feurige Kohle in ihr Gefäß und kam damit zurück, und seit-

dem haben wir das Feuer, und die Wasserspinne hat ihr Gewebe auf dem Rücken.

Mooney, Cherokee Myths, S. 240.

6. Sage der Nutka (Übertragung vom Feuer auf die Winde).

Vor langer Zeit war es immer windig, und es trat nie Ebbe ein. Daher konnten die Ky'äimi'mit keine Muscheln graben. Endlich berief ein Häuptling alle seine Leute zu einer Ratsversammlung. Es wurde beschlossen, daß man zum Hause der Winde gehen und sie töten wolle. Die Boote wurden ins Wasser geschoben, und als die Krieger sich dem Hause der Winde näherten, landeten sie an einer Landspitze. Das Haus der Winde stand an einer Bucht jenseits dieser Landspitze. Der Häuptling trug der Lumme auf, um die Spitze herumzufahren und umzuschauen. An derselben wehte aber ein furchtbarer Sturm und sie konnte dieselbe nicht umfahren. Dann schickte er den „Sägeschnabel" (Sawbill) aus; auch er mußte unverrichteter Dinge umkehren. Dann schickte der Häuptling das Winter-Rotkehlchen (ī'tū) aus und riet ihm, dicht am Ufer entlang zu fahren, da dort weniger Wind sei. Der Vogel umsegelte glücklich die Landspitze, ging ans Haus der Winde und sah sie durch einen Spalt ums Feuer sitzen und schlafen. Er ging hinein und setzte sich zu ihnen ans Feuer, um sich zu wärmen. Da wurde seine Brust voll roter Flecken. Er vergaß ganz, zu den Menschen, die auf ihn warteten, zurückzukehren. Darauf sandte der Häuptling den Kormoran aus, er konnte aber nicht die Landspitze umfliegen. Ebensowenig konnten es der Adler (ts'ī'qōten) und der Fischadler. Dann sandte der Häuptling Kwo'tiath zur Sardine und befahl ihm, zu bestellen, sie solle einen Versuch machen und dicht an der Küste entlang fahren. Kwo'tiath ging zur Sardine, statt aber den Auftrag des Häuptlings auszurichten, sagte er: „Eure Augen sollen nicht nahe den Kiemen, sondern an eurer Nase sitzen", und seither sind die Augen der Sardinen dicht zusammengerückt. Kwo'tiath ging zum Häuptling zurück und behauptete, er habe den Auftrag ausgerichtet. Während die Leute auf die Rückkehr der Sardine warteten, kochten sie auf den Rat der Strandschnepfe ein Mahl. Sie sammelten Entenmuscheln und rösteten dieselben. Während sie so beschäftigt waren, machten die Strandläufer, die auch mitgegangen waren, viel Lärm. Der Häuptling sandte Kwo'tiath aus, um ihnen zu befehlen, ruhig zu sein. Kwo'tiath ging, sagte ihnen aber, sie sollten fortfahren, Lärm zu machen. Seither schreien die Strandläufer immer. Als sie nun gegessen hatten und die Sardine noch nicht zurückgekommen war, sprach der Häuptling: „Ich fürchte, wir müssen umkehren, wir können die Landspitze nicht umfahren." Da riet ein Mann: „Laß uns die **Möwe** senden." Die anderen lachten und sagten: „Was soll das nützen? Wie soll sie mit ihren schwachen Augen und gebrochenen Armen vollbringen, was sonst niemand konnte?" Sie spotteten dann über die Möwe, sandten sie aber schließlich doch aus. Sie flog fort, schwebte bald aufwärts, bald abwärts und umflog endlich die Landspitze. Da waren alle erstaunt. Der Wind hatte sich gelegt, sobald sie um die Spitze herumgesegelt war, und nun konnten die übrigen Boote ihr folgen. Sie landeten dicht bei den Häusern und verbargen ihre Boote im Walde. Der Reiher und der Königsfischer, welche die besten Lanzenwerfer waren, wurden ausgesandt, um sich an der Hintertür des Hauses der Winde aufzustellen und jeden, der versuchen sollte, dort zu entfliehen, niederzustoßen. Die Heilbutte und der Rochen mußten sich vor die Haustür legen. Dann stürzten sich alle bewaffnet ins Haus. Als die Winde sie kommen sahen, liefen einige hinten hinaus, wurden

aber von dem Reiher und Königsfischer niedergestoßen. Andere entflohen aus der Haustür. Da traten sie auf die Heilbutte, glitten aus und spießten sich auf dem Stachel des Rochen auf. Nur der Westwind setzte sich zur Wehr. Der Bär griff ihn an, konnte ihn aber nicht bezwingen. Als der Wind aber schließlich sah, daß er unterliegen mußte, rief er: „Laßt mich am Leben! Ich will gutes Wetter machen. Es sollen nur leichte Winde wehen, und Ebbe und Flut sollen einmal am Tage wechseln, so daß ihr Muscheln graben könnt." Die Menschen waren damit noch nicht zufrieden und drohten ihn zu töten, bis er versprach, zweimal täglich Ebbe und Flut wechseln zu lassen. Da ließen sie ihn in Frieden und kehrten in ihre Heimat zurück.

Boas, Indianische Sagen S. 100.

7. Aus Zentralbrasilien (Sage der Bakairi).

Keri und Kame erhielten von ihrer Tante Ewaki den Auftrag, das Feuer zu holen. Der Kampfuchs war der Herr des Feuers. Er hatte es in den Augen und schlug es sich heraus, wenn er Holz anzünden wollte. Der Kampfuchs (canis vetulus; er fängt Krebse und Krabben, Brehm, Säuget. 2, 57) hatte eine Reuse ausgelegt, um Fische zu fangen. Zu der Reuse gingen Keri und Kame. Sie fanden darin einen Jejum-**Fisch** und eine Caramujo-**Schnecke**. Keri ging in den Jejum (einen glatten, sparrenlangen Lagunenfisch), und Kame ging in die Muschel. „Beide waren gut darin versteckt." Singend kam der Kampfuchs gezogen und machte Feuer an. Dann sah er nach, was in der Reuse war, holte den Fisch und die Schnecke und legte sie in das Feuer, um sie zu braten. Aber die beiden gossen Wasser in das Feuer. Erzürnt ergriff der Kampfuchs die Schnecke, die hüpfte aber in den Fluß und holte neues Wasser und goß es ins Feuer, daß dieses beinahe ganz verlöschte. Der Kampfuchs ergriff sie wieder und wollte sie auf einem Holz in Stücke schlagen, die Schnecke aber entglitt ihm und fiel auf die andere Seite. Das wurde dem Kampfuchs zu viel. Ärgerlich lief er davon. Keri und Kame aber bliesen das Feuer wieder an und gingen damit zu Ewaki.

Von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 377.

8. Sage der Kongoneger.

Die Göttin Nzambi hatte eine schöne Tochter, aber sie schwor, daß ein Wesen der Erde sie nur unter der Bedingung heiraten dürfe, daß es ihr himmlisches Feuer von Nzambi Mpungu brächte, der im Himmel wohnt. Da die Tochter so schön war, überlegten sich die Leute: „Wie könnten wir sie wohl erwerben, — wer wird sie bei dieser Bedingung wohl heiraten?"

Da sagte die **Spinne**: „Ich, wenn ihr mir helfen wollt."

Und alle antworteten: „Wir wollen dir gerne helfen, wenn du uns dafür belohnen wirst."

Da machte sich die Spinne auf nach dem blauen Zelt des Himmels und ließ sich wieder zur Erde herunter, dabei ließ sie einen starken seidenen Faden vom Himmel bis zur Erde herabhängen. Dann rief sie die **Schildkröte**, den **Specht**, die **Ratte** und die **Sandfliege** und befahl ihnen, an dem Faden in die Höhe zu klettern. Das taten sie alle, und der Specht pickte ein Loch durch das Himmelsgewölbe, so daß sie alle in das Reich des schlechtgekleideten Nzambi Mpungu eintraten.

Nzambi Mpungu empfing sie höflich und fragte sie, was sie haben wollten.

Sie antworteten ihm: „O Nzambi Mpungu im Himmel, großer Vater der Welt, wir sind gekommen, um für Nzambi, die auf Erden herrscht, etwas von deinem schrecklichen Feuer zu holen."

„So wartet hier", sagte Nzambi Mpungu, „ich will zu meinem Volke gehen und ihm die Botschaft sagen, die ihr bringt." Die Sandfliege aber hatte ungesehen Nzambi Mpungu begleitet und hatte alles gehört, was gesprochen worden war.

Nzambi Mpungu kam nun wieder und sagte: „Mein Freund, wie kann ich wissen, daß dich wirklich der Herrscher der Welt abgesandt hat und daß ihr keine Betrüger seid?"

„So stelle uns auf eine Probe, daß wir unsere Aufrichtigkeit beweisen können."

„Das werde ich tun", sagte Nzambi Mpungu. „Geht auf eure Erde hinunter und bringt mir ein Bündel Bambusstäbe, daß ich mir eine Hütte machen kann."

Die Schildkröte ging hinunter, während die anderen oben zurückblieben, und kam bald mit dem Bambusrohr wieder.

Darauf sagte Nzambi Mpungu zur Ratte: „Krieche unter diese Bambusstäbe, die ich anzünden werde. Wenn du mit dem Leben davon kommst, werde ich sicher sein, daß Nzambi euch gesandt hat."

Die Ratte tat, wie ihr geheißen war, Nzambi Mpungu legte Feuer an den Bambus, und siehe, als er ganz verbrannt war, kam die Ratte unversehrt unter der Asche hervor.

Da sagte Nzambi Mpungu: „Ihr seid in der Tat die, für die ihr euch ausgegeben habt. Ich will gehen und mich noch einmal mit meinem Volke beraten."

Die Tiere schickten ihm aber die Sandfliege nach und befahlen ihr, sich ungesehen zu halten, auf alles zu achten, was gesprochen werden würde, und wenn möglich ausfindig zu machen, wo der Blitz verwahrt würde. Die Sandfliege kam zurück und erzählte alles, was sie gehört und gesehen hatte.

Nzambi Mpungu kam nun wieder und sagte: „Ich will euch das Feuer geben, um das ihr bittet, wenn ihr mir sagen könnt, wo es aufbewahrt wird."

Die Spinne antwortete: „O Nzambi Mpungu, gib mir einen der fünf Behälter, die du im Hühnerhause hast." „Du hast es richtig gesagt, o Spinne. So nimm diesen Behälter und gib ihn euerer Nzambi." Die Schildkröte trug es zur Erde, und die Spinne gab Nzambi das Feuer des Himmels, und Nzambi gab ihr ihre Tochter.

Aber der Specht murrte und sagte: „Das Mädchen sollte mir gehören, denn ich habe das Loch durch das Himmelsgewölbe gepickt, ohne das die anderen nicht in das Reich des Nzambi Mpungu gelangt wären."

„Das ist schon wahr", sagte die Ratte, „aber bedenke, wie ich mein Leben unter dem brennenden Bambus aufs Spiel gesetzt habe; ich dächte, das Mädchen sollte mir gehören."

„Nein, Nzambi, mir sollte es gehören; denn ohne meine Hilfe hätten die anderen nicht gewußt, wo das Feuer verwahrt wurde", sagte die Sandfliege.

Nzambi erwiderte: „Die Spinne unternahm es, das Feuer zu bringen, und hat es auch getan. Das Mädchen gehört ihr, aber da ihr anderen ihr Leben unglücklich machen würdet, wenn ich sie der Spinne gäbe, und ich sie nicht euch allen geben kann, soll sie niemand haben, sondern jeder von euch soll den gebührenden Kaufpreis bekommen."

Da zahlte Nzambi jedem 50 Längen Tuch und Wachholderbranntwein; ihre Tochter heiratete nicht und blieb bei ihrer Mutter, solange sie lebte.

Dennett, Folklore of the Fjort (French Congo), S. 75.

9. Sage der Motu in Neu-Guinea.

Unsere Vorfahren aßen ihre Nahrung roh oder in der Sonne gekocht. Eines Tages sahen sie Rauch in Taulu. Der Hund, die Schlange, der Bandikut (Art Beutel-

dachs), ein Vogel und das Känguruh sahen es und riefen: „Rauch in Taulu, Rauch in Taulu! Die Tauluaner haben Feuer. Wer will gehen und uns etwas holen?“ Die Schlange ging aus, aber die See war stürmisch, und sie kam bald zurück. Der Bandikut versuchte es und kam wieder zurück. Der Vogel flog auf, aber der Wind war stark, und er konnte nicht weiterfliegen; so kam er zurück. Auch das Känguruh mußte wieder umkehren. Da sagte der **Hund**: „Ich will gehen und das Feuer holen.“ Er schwamm, bis er eine Insel erreichte, landete und sah ein Feuer und kochende Frauen. Die Frauen riefen: „Hier ist ein fremder Hund, tötet ihn, tötet ihn!“ Aber der Hund ergriff einen Feuerbrand an dem Ende, das nicht brannte, sprang damit ins Meer und schwamm zurück. Die Leute standen am Ufer und beobachteten, wie er sich ihnen mit dem rauchenden Feuerbrand näherte. Er landete, und die Frauen waren glücklich, Feuer zu haben, und die Frauen anderer Dörfer kamen und kauften Feuer von ihnen. Nach einiger Zeit wurden die Tiere eifersüchtig und schmähten den Hund. Da lief er der Schlange nach, und diese lief in ein Erdloch. Der Bandikut tat dasselbe. Das Känguruh ging in die Berge, und seitdem ist Feindschaft gewesen zwischen dem Hund und den anderen Tieren.

Journal of Anthrop. Inst. of Gr. Britain and Irel. 1879, 371. Französisch übers. in Revue des trad. pop. 2, 437.

10. Aus Australien.

Die Muk-Kurnai waren einst zum Fischen gegangen. Da kamen Būlŭn, Baukan und ihr Sohn Buluntūt zum Lager, nahmen das Feuer fort und begannen über Wilson's Promontory zum Himmel zu klettern. Als sie auf dem Gipfel waren, warf Buluntūt einen Känguruhsehnenstrick empor, und dieser haftete am Himmel. Dann prüfte er ihn, indem er daran zog, und er zerriß. Danach versuchte er einen Strick aus Sehnen des schwarzen Wallaby, der riß auch. Endlich warf er einen Strick aus den Sehnen des roten Wallaby hinauf, der hielt fest. Darauf kletterten sie alle hinauf, Baukan trug das Feuer. Unterdes hatte aber Wagūlan, die **Krähe**, diesen Raub bemerkt und lief eilends, um es dem braunen **Habicht** zu sagen. Der eilte Baukan nach und fand die Feuerdiebe, wie sie an dem Strick, den Buluntūt hinaufgeworfen hatte, zum Himmel kletterten. Und er stieß sie hinunter mit heftigen Flügelschlägen, so daß Baukan das Feuer fallen ließ. Bembrin, das **Rotkehlchen**, sah dies und blies es sorgfältig zur Flamme an. Da dabei etwas Feuer an seine Brust kam, ist es bis heute gezeichnet geblieben. So bekamen die Kurnai ihr Feuer wieder.

Journ. of the anthropol. Institute of Great Brit. and Ireland 18, 54.

11. Sage von der Admiralitätsinsel (ähnlich den Sagen vom Zaunkönig und Rotkehlchen).

In alter Zeit gab es auf Erden kein Feuer. Ein Weib schickte den **Fischadler** und den **Glanzstar** fort und gebot ihnen, das Feuer aus dem Himmel auf die Erde herabzubringen. Die beiden flogen nun in den Himmel, und der Fischadler trug das Feuer zur Erde herab. Halbwegs jedoch ermüdete er und übergab dem Star das Feuer. Dieser legte es sich auf den Nacken, aber der Wind blies und fachte das Feuer an, so daß der Star versengt und zu einem kleinen schwarzen Vogel wurde. Der Fischadler jedoch blieb groß. Hätte das Feuer nicht den Star versengt, so wäre dieser heute noch so groß wie der Fischadler.

Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee, S. 716.

C. Eifersüchtige Tiere.

1. Aus Ceylon.

Der kawudu pannikkia (blauschwarze, schwalbenschwänzige **Fliegenschnäpper**) brachte dem Menschen Feuer vom Himmel. Die **Krähe** war auf ihn eifersüchtig, tauchte ihre Flügel in Wasser, schüttelte sie über der Flamme und löschte sie so. Seitdem ist Todfeindschaft zwischen beiden.

Folklore Journal 5, 353.

2. Lettische Sagen.

a) Die **Spinne** raubt dem Teufel das Feuer, indem sie sich an einem Faden in die Hölle hinabläßt. Während sie nachher schläft, stiehlt ihr die **Schwalbe** das Feuer und bringt es den Menschen.

Natursagen 1, 144.

b) Die **Spinne**, die das Feuer geholt hat, wird von der **Fliege** betrogen und verfolgt sie seitdem. Die Fliege darf an allen Tischen essen.

Natursagen 1, 144 und 145.

Da der Überfall auf das feuerholende Tier durchaus ähnlich erzählt ist wie der Überfall auf das botschaftbringende Tier (Naturs. 1, 281f. 333f. 356) und dieser asiatischen Ursprungs ist, so kann für die Variante aus Ceylon und die lettischen sowie die folgenden estnischen Varianten asiatische Verwandtschaft angenommen werden.

3. Estnische Sagen (Übertragung des im Lettischen rein erhaltenen Stoffes auf die Aufsuchung des Windes und des Todes).

a) Einmal legte sich auch der Wind schlafen, wie es alle Geschöpfe auf Erden taten. Darunter litten aber alle Tiere und Pflanzen sehr und drohten zu verschmachten. Alle Tiere, groß und klein, kamen zusammen und nahmen sich vor, den **Wind** zu suchen und ihn zu wecken. Doch der Wind war nirgends zu finden.

Da machte sich auch die **Spinne** auf den Weg, den Wind zu suchen. Sie zog übers Meer. Da fand sie den Wind neben einem großen Steine schlafend. Die Spinne zog ihr Gewebe über den Wind und weckte ihn dann. Als der Wind erwachte, rief er ärgerlich: „Wenn ich jetzt aufstehe, so zerreiße ich dich in Stücke.“ Die Spinne bat den Wind, nicht früher aufzustehen, bis sie das Ufer errreicht habe. Der Wind versprach es. Die Spinne kroch auf dem Wasser weiter. Doch auf dem halben Wege begegnete ihr die **Fliege** und fragte sie, ob sie den Wind gefunden. Die Spinne erzählte ihr, wie und wo sie den Wind gefunden habe. Kaum erfuhr das die Fliege, so flog sie schnell zurück, suchte die Ratsversammlung der Tiere auf und erzählte da, sie habe den Wind auf dem Meere neben einem Steine schlafend gefunden und habe ihn aufgeweckt. Der hohe Rat war darüber sehr froh und erlaubte der Fliege, als Lohn für ihren Dienst, von jeder Speise den ersten Teil zu verzehren.

Das tut die Fliege noch bis heute. Ehe noch jemand die Speise versucht, da hat die Fliege schon ihren Teil abgenommen.

Als die Fliege den hohen Rat der Tiere verlassen hatte, da kam auch die Spinne hin. Sie erfuhr, was die Fliege erzählt hatte, und mußte ohne Belohnung von dannen ziehen.

Die Spinne schwor der Fliege ewige Feindschaft.

Sie hat ihren Schwur gehalten. Wenn es einer Spinne gelingt, eine Fliege zu fangen, so umgarnt sie sie in ihr Gewebe und quält sie langsam zu Tode.

b) Niemand wußte, wo der **Tod** geblieben war, ob er in Gefangenschaft geraten, ob eingeschlafen oder gar gestorben war. Viele Gebrechliche, Kränkliche, Alte und Kraftlose seufzten nach dem Tode, aber er war nirgends. Manche Wehklage, manches Weinen und mancher Hilferuf drang zu Gott (Jumal), er möge doch die Hilflosen von des Lebens Drangsal befreien, da der Tod sich nicht sehen lasse. Voller Erbarmen sandte Gott seine Engel aus, den säumigen Tod zu suchen, aber sie fanden ihn nirgends.

Daraufhin gab Gott allen Wesen auf der Erde den Befehl, den Tod zu suchen. Alle Menschen auf Erden, alle Tiere im Walde, alle Vögel unter dem Himmel und alle Fische in den Gewässern suchten, — aber vergebens.

Auch die unscheinbare, kleine **Fliege** machte sich auf den Weg, ihr Glück zu versuchen. Sie flog längs einem halb ausgetrockneten Flußbett hin und — siehe da! unter einer Brücke liegt der Tod und schläft. Seine Sense ist unter dem Kopfe schon ganz verrostet. Die Fliege summte vor seinem Ohre, so laut sie konnte, und der Tod wachte auf. Emsig begann er seine Arbeit und holte schnell das Versäumte nach.

Die Fliege flog zu Gott und erzählte ihm, wie und wo sie den Tod gefunden hätte.

Gott sagte: „Weil du eine so aufmerksame Sucherin gewesen bist und so mutig den Tod wecktest, sollst du das Recht haben, auch von des Königs Tisch zu naschen."

Seit der Zeit hat die Fliege die Gewohnheit, jeden Schlafenden mit ihrem Summen zu wecken, und das Recht, von jeder Speise sich ihren Teil zu nehmen.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

D. Rückgabe des geraubten Kindes gegen den Ersatz des Feuerbohrers.

Ein paar Sagen, die zwar keine Naturdeutung enthalten, aber gleichfalls die Tiere als Feuerholer schildern, mögen der Vollständigkeit halber angeführt werden.

1. Sagen der Snanaimua.

a) Vor langer Zeit hatten die Menschen kein Feuer. K·ak·ē′iq, der **Mink**, wollte dasselbe holen und fuhr deshalb mit seiner Großmutter zu dem Häuptlinge, der das Feuer bewahrte. Sie landeten unbemerkt, und nachts schlich sich Mink zum Hause, als der Häuptling und seine Frau schliefen. Der Vogel Tᴇ′gya aber **wiegte das Kind**. Mink öffnete die Tür ein wenig. Als Tᴇ′gya das Geräusch hörte, rief er: „Pq! pq!" um den Häuptling zu wecken. Mink aber flüsterte: „Schlafe, schlafe!" Da schlief der Vogel ein. Mink trat nun ins Haus und stahl das Kind des Häuptlings aus der Wiege. Dann ging er rasch in sein Boot, in dem die Großmutter wartete, und sie fuhren nach Hause. Jedesmal, wenn sie an einem Dorfe vorüber kamen, mußte die Großmutter das Kind kneifen, so daß es schrie. Endlich gelangten sie nach Tlāltq (Gabriola Island, gegenüber Nanaimo), wo Mink ein großes Haus hatte, in dem er und seine Großmutter allein wohnten.

Morgens vermißte der Häuptling sein Kind und ward sehr traurig. Er fuhr in seinem Boote aus, es zu suchen, und als er an ein Dorf kam, fragte er: „Habt ihr nicht mein Kind gesehen? Jemand hat es mir geraubt." Die Leute antworteten: „Heute Nacht fuhr Mink hier vorüber, und ein Kind schrie in seinem Boote." In

jedem Dorfe fragte der Häuptling, und überall erhielt er dieselbe Auskunft. So kam er endlich nach Tlāltq. Mink hatte ihn erwartet und setzte sich, als er ihn von weiten kommen sah, einen seiner vielen Hüte auf, trat vor das Haus und tanzte, während seine Großmutter Takt schlug und sang. Dann lief er ins Haus zurück, setzte sich einen zweiten Hut auf und trat aus einer anderen Tür in veränderter Gestalt. Endlich trat er als Mink aus der mittelsten Tür und trug das Kind des Häuptlings auf dem Arme. Dieser wagte nicht, Mink anzugreifen, weil er glaubte, viele Leute wohnten in dem Hause, und sprach: „Gib mir mein Kind zurück, ich will dir auch viele Kupferplatten geben." Die Großmutter rief Mink zu: „Nimm es nicht!" Als endlich der Häuptling ihm den Feuerbohrer anbot, nahm Mink ihn auf den Rat seiner Großmutter. Der Häuptling nahm sein Kind und fuhr zurück. Mink aber machte ein großes Feuer. So erhielten die Menschen das Feuer.

Boas, Indianische Sagen von der nordpazifischen Küste S. 55.

b) Im Anfange besaßen die Geister (Verstorbener) das Feuer. K·ä′iq, der **Mink**, zog aus, die Geister zu bekriegen und ihnen das Feuer zu rauben. Als er an die Häuser der Geister kam, hörte er ein Kind im Hause des Häuptlings schreien. Es hing in seiner **Wiege** an einem Aste. Er stahl es und trug es nach dem Hause seiner Großmutter. Als die Geister merkten, daß das Kind ihres Häuptlings gestohlen war, verfolgten sie die Flüchtigen. Sie erreichten das Haus K·ä′iqs und sahen ihn vor der Türe tanzen. Er hatte sein Haupt mit Federn bestreut. Da fürchteten sich die Geister und wagten nicht, ihn anzugreifen. Sie sprachen: „Laß uns einen Tausch machen! Was willst du als Entgelt für das Kind haben?" K·ä′iq's Großmutter antwortete: „Nichts will mein Enkel haben." Die Geister fuhren fort: „Wir haben keine Kleidung. Man hüllte uns nur in gewebte Decken, als wir starben. Willst du die haben? Willst du keine Felle haben? Man gab sie uns, als wir starben." „Nein", versetzte K·ä′iq. „Nur Elchfelle gab man uns und gegerbte Hirschfelle, nur den Feuerbohrer gab man uns." „Gut", rief nun K·ä′iq, „den will ich." Sie gaben ihm den **Feuerbohrer**, und er gab ihnen das Kind zurück.

Boas, S. 55.

2. Sage der Kwakiutl.

Mink zog aus, um mit den Lâ′lēnoq (Gespenstern) zu kämpfen. Er schlich sich heimlich in das Haus ihres Häuptlings und raubte dessen Kind aus der **Wiege**. Als der Häuptling der Lâ′lēnoq seinen Verlust bemerkte, verfolgte er Mink, erreichte ihn aber erst, als er schon in seinem Hause angekommen war und dasselbe verschlossen hatte. Er bat nun Mink: „O, gib mir mein Kind zurück!" Mink weigerte sich aber, bis der Häuptling ihm als Ersatz das Feuer gab. So bekamen die Menschen das Feuer.

Boas, S. 158.

3. Indianersage vom unteren Fraser River.

Im Anfange gab es keine Lachse und kein Feuer. Da hielten die **Tiere** einen großen Rat, um zu besprechen, wie das Feuer zu erhalten sei. Schließlich wurde beschlossen, den **Biber** und den **Specht** (? Ts'E′TEM) auszusenden, um beides zu erlangen. Das Feuer war im Besitze des Häuptlings der „Sockeye"-Lachse, der im äußersten Westen wohnte. Biber und Specht reisten dorthin, der erste schwimmend, der zweite fliegend. Als sie in die Nähe der

Häuser kamen, die an einem Flusse standen, ließ der Biber den Specht voranfliegen, um zu spionieren. Der letztere kam bald zurück und berichtete, daß zwei Häuser da wären, die an entgegengesetzten Seiten eines Teiches stünden, aus dem die Leute Wasser zu schöpfen pflegten. Da entwarfen die beiden einen Plan und schritten sogleich zur Ausführung. Der Biber grub sich einen Gang von dem Teiche zu dem Hause des Häuptlings und legte sich dann an der Stelle, wo die Leute Wasser zu holen pflegten, nieder, indem er sich stellte, als sei er tot. Bald kam die Tochter des Lachshäuptlings aus dem Hause und lief, als sie den toten Biber sah, sogleich zurück, um die Männer zu rufen. Diese kamen und berieten sich untereinander. Der „Dogsalmon" (O.keta) sagte, indem er ihn umdrehte: „Der Biber ist bekanntlich sehr klug. Ich glaube nicht, daß er tot ist. Gewiß will er etwas hier bei uns." Der „Cohoesalmon" sagte: „Seine Hände und Füsse sind sehr klug. Mit ihnen verschließt er uns alle Bäche und Flüsse, so daß wir nicht vorbei können. Wenn ich versuche, hinüber zu springen, falle ich in seine Fallen. Gewiß will er etwas von uns." Da sagte der Frühlingslachs: „Seht ihr nicht, daß er tot ist?" Der Cohoe glaubte es aber nicht und sprach: „Laßt uns ihn kitzeln, dann werden wir ausfindig machen, ob er lebt oder tot ist." Sie stießen ihn dann in die Seite, so daß er beinahe gelacht hätte. Sie trugen ihn dann, da er sich nicht rührte, ins Haus und schickten sich an, ihn abzuziehen. Gerade in diesem Augenblicke erschien der Specht draußen und setzte sich an dem Teiche nieder. Sobald die Leute ihn sahen, wollten sie ihn fangen. Da öffnete der Biber seine Augen ein klein wenig, und als er sich allein sah, sprang er auf, ergriff das Feuer und die jüngste Häuptlingstochter, die in der **Wiege** lag, und entfloh durch den Gang, den er sich zuvor gegraben hatte. Zugleich flog auch der Vogel von dannen. Als sie nach Semiā́mō kamen, nahmen sie etwas Zederbast aus der Wiege und warfen ihn in den Fluß. Daher sind dort sehr viele Lachse. Ebenso warfen sie in den Pitt River etwas Zederbast in den Fluß und schufen so viele Lachse. Als sie nach Yale kamen, warfen sie die Wiege samt dem Kinde in den Fluß. Daher sammeln sich dort unterhalb der Schnellen große Mengen von Lachsen.

Der Biber gab den Gespenstern das Feuer. Die **Menschen** wußten nicht, wie sie es erhalten sollten, und schickten endlich K·ā́iq, den **Nerz**, aus, dasselbe zu holen. Dieser lieh sich das Messer seiner Großmutter, versteckte es unter seinem Mantel und machte sich auf den Weg zu den Gespenstern. Er ging zu ihnen ins Haus und sah sie tanzen. Als der Tanz zu Ende war, wollten sie sich baden und waschen. Da sprach der Nerz: „Bleibt hier, ich will euch Wasser holen." Er nahm einen Eimer und ging zum Ufer hinab. Als er mit dem gefüllten Eimer ins Haus kam und an dem einen der beiden im Hause brennenden Feuer vorüberging, tat er, als stolpere er, und goß das Wasser ins Feuer, so daß es ausging. „O!" rief er, „ich bin gestolpert" und ging zum Wasser zurück, um seinen Eimer wieder zu füllen. Als er wieder ins Haus kam und an dem anderen Feuer vorbeiging, goß er wieder sein Wasser aus, und es war nun ganz dunkel im Hause Da nahm der Nerz sein Messer und schnitt dem Häuptling der Gespenster den Kopf ab. Er streute Staub auf den abgeschnittenen Hals, damit er nicht blute, und lief mit dem Kopfe von dannen. Noch ehe die Leute ihr Feuer wieder angesteckt hatten, wurde der Staub von Blut durchtränkt; die Mutter des Häuptlings merkte es, und als sie nun wieder Feuer gemacht hatten, sahen sie, daß der Kopf ihres Häuptlings abgeschnitten war. Da sprach die Mutter des toten Häuptlings: „Geht morgen dem Nerz nach und kauft ihm den Kopf ab." Sie taten also und kamen zu seinem Hause. Der Nerz hatte

sich zehn Häuser gebaut und sich zehn verschiedene Kleider von seiner Großmutter herstellen lassen. Als nun die Gespenster kamen, erschien er bald auf dem Dache eines Hauses, bald auf dem eines anderen, jedesmal in anderer Kleidung, so daß die Gespenster glaubten, es seien viele Leute dort. Als sie ankamen, sprachen sie zu der Großmutter des Nerzes: „Wir wollen den Kopf unseres Häuptlings für Mäntel eintauschen.“ Sie aber versetzte: „Mein Enkel will keine Mäntel haben.“ Dann boten sie ihm Bogen und Pfeile an, aber die Großmutter wies auch dieses Anerbieten zurück. Da weinten die Bäume mit den Gespenstern; so betrübt waren sie. Und die Tränen der Bäume waren Regen. Endlich boten die Gespenster ihm den **Feuerbohrer** an. Den nahm die Großmutter an und gab ihnen den Kopf zurück. Seither haben die Menschen das Feuer.

Boas, Indianische Sagen von der nordpacif. Küste, S. 42.

II. Die Gewinnung der Sonne.

1. Der Rabe.

Eine im 1. Bande ausführlich behandelte Sage der alten Welt, die auch nach Amerika in zahlreichen Ausläufern gelangt ist, erzählt von dem Wettstreit des Schöpfers und eines Nebenbuhlers, der es ihm gleichtun will, ja vielfach ihm überlegen ist. Beide wirken auch in Gestalt schöpferischer **Vögel**. Eine der feindseligen Taten des Nebenbuhlers ist die, daß er dem Schöpfer ein kostbares Gut [auch die Sonne, vgl. Nachtr.] raubt und verschluckt. Nach einiger Zeit zwingt ihn aber der Beraubte, die Beute wieder auszuspeien. In offenbarem Zusammenhang mit diesen Vorstellungen steht folgende

Sage der Tschuktschen und Koryaken.

Der **Rabe** — in einer Version selbstgeschaffen — schafft neben dem Schöpfer Inseln, Seen, Tiere etc. In einer Sage versuchen der Schöpfer und der Rabe, den Menschen aus weichem Schlamm (mud) zu machen. Der Schöpfer kleidet seine Menschen in Blätter, die er mit Schlamm zerstampft, und wird vom Raben verspottet, der die von ihm geschaffenen Menschen mit Gras kleidet. (Diese Episode ist wahrscheinlich von den Jakuten geborgt.) Dann versuchen sie beide, die Sprache zu schaffen. Der Schöpfer schreibt seine auf ein großes Papier, der Rabe krächzt einfach, und die Menschen fangen an zu sprechen. Dann macht der Rabe Feuer, holt Renntiere vom Himmel, schafft noch die Koryaken und steigt wieder zum Himmel auf, stiehlt die Sonne aus dem obersten Himmel und tut sie in seinen Mund. Nach einiger Zeit wird dies von dem göttlichen Wesen herausgefunden. Er wird unter dem Kinn gekitzelt. Da muß er lachen und läßt die Sonne heraus.

Am. Anthropologist 1902, 642. Ebd. N. Ser. 6, 423 eine Koryakensage, in der der Rabenmann die Sonne verschluckt und die Tochter des großen Raben ihn durch Kitzeln zur Herausgabe zwingt.

Der Rabe als Schöpfervogel, der sich der Sonne bemächtigt, findet sich auch in einer Variante, in der der dualistische Gegensatz gegen den Herrn der Sonne ebenfalls klar ausgeprägt ist. Doch kehrt die Sonne hier nicht wieder in den Besitz ihres Herrn zurück, sondern bleibt am Himmel. Statt des Stehlens aus dem ‘oberen Himmel’ tritt der in Amerika vorherrschende Gedanke der Befreiung aus einem Behälter, in dem die Sonne aufbewahrt war.

Zweite Sage der Tschuktschen.

Der **Rabe** will die Sonne holen, die ein KélE im Besitz hat. Er geht bis zu einem fernen Land und findet ein Haus, das auf und ab schwingt. Er läßt es still stehen und wartet davor. In dem Haus sind Sonne, Mond und Sterne in schwarzen, einer Walroßhaut ähnlichen großen Kugeln eingenäht. Die kleine Tochter des KélE kommt heraus, und der Rabe veranlaßt sie, ihre Eltern um den Sonnenball zu bitten. Das Mädchen bittet auch darum, aber der Vater gibt ihr die Sternenkugel statt dessen. Sie spielt damit, und als sie sie dem Raben zuwirft, stößt er sie mit solcher Kraft an den Himmel, daß sie platzt und die Sterne herausfliegen und am Himmel stecken bleiben. Ebenso befreit er Sonne und Mond. Danach wird der Vater zornig über die Tochter, er nimmt sie und hängt sie mit dem Kopf nach unten an eine steile Klippe. Zuletzt zerreißt der Strick. Sie fällt ins Wasser und wird zum Walroß, dessen Stoßzähne aus dem mucus gebildet werden, der beim Weinen aus ihrer Nase läuft.

Am. Anthrop. 1902, 627.

In einer Variante wird sie aus dem Boot geworfen, sie will sich anhalten, der Vater haut die Finger ab. Sie wird zum Walroß, die Stoßzähne entstehen aus ihrem geflochtenen Haar. Dann wirft sie das Boot um und ertränkt den Vater.

Varianten aus Nordamerika.

In Nordamerika, wo der Rabe als Weltschöpfer oft sehr ähnlich wie der dualistische Nebenbuhler des Schöpfers in Asien dargestellt ist und z. B. als dessen unfähiger Nachahmer genau so tölpelhaft auftritt wie sein asiatisches Vorbild, ist die gleiche Sage in einer etwas anders gewendeten Fassung vorhanden.

1. Sage der Tlingit.

Ein Häuptling besitzt die Himmelslichter und hält sie in drei kleinen Kästen verwahrt. Er hat eine Tochter, die er sehr liebt. El [=Jēlch, der Rabe] beschließt, das Licht zu rauben, und läßt sich von der Tochter als Grashalm trinken. Er wird darauf als ihr Sohn geboren. Er schreit nach den Kästen und erhält zuerst den mit den Sternen und läßt sie heraus; sie erscheinen am Himmel. Der Großvater liebt ihn so, daß er nicht schilt. Sodann verlangt er nach dem Kasten mit dem Mond und läßt auch diesen heraus. Er soll nun den Kasten mit der Sonne nicht bekommen, schreit aber so lange, bis er krank wird, und bekommt ihn doch. Er wird bewacht, daß er ihn nicht öffnet, verwandelt sich aber in eine Krähe [es ist wohl Rabe gemeint] und fliegt mit der Sonne davon.

Journ. of Am. Folklore 20, 292. Vgl. die ausführliche Darstellung bei Krause, Die Tlinkit-Indianer S. 261 ff.

2. Sage der Kwakiutl.

„Ratgeber der Welt" will die Sonne holen, die eine Frau in einer Kiste hält. Auf den Rat des Eichhörnchens läßt er sich von der Frau gebären, schreit als Kind nach der Sonne, bekommt sie zum Spielen und befreit sie.

Boas und Hunt, Kwakiutl Texts, 393 ff. u. 510.

3. Sage der Tsimshian und Eskimo.

Der Rabe gebraucht (aber aus eigner Entschließung) dieselbe List, um die den Menschen genommene Sonne wiederzubekommen.

Boas, Tsimshian Texts, 11 und ganz ähnlich Nelson, Eskimo about Bering Strait,

p. 461. Dieselben Eskimos haben auch eine andere Version, in der der Rabenknabe zu dem Manne geht, der die Sonne hat, diesem sagt, er wolle immer bei ihm wohnen, und sie ihm dann einfach stiehlt; ebd. p. 484.

4. Sage der Bilqula (im ersten Teile erweitert).

Am Anfange gab es keine Sonne. Ein Vorhang war zwischen Himmel und Erde ausgespannt, so daß es hienieden immer dunkel war. Der **Rabe** wünschte die Sonne zu befreien, vermochte es aber nicht. Da ging er zu den Gottheiten Masmasalā'niq, Yula'timōt (= der Reiher), Matlapē'eqok· und Itl'itlu'lak (nach anderen Matlapā'litsek·) und bat sie, die Sonne zu befreien. Sie zerrissen den Vorhang, und die Sonne begann die Erde zu erleuchten. Sie schien aber noch nicht klar und hell, sondern wie durch einen dichten Nebel. Der Rabe flog durch den Riß, welchen die Gottheiten gemacht hatten, in den Himmel und fand dort eine endlose Ebene, die von den Vögeln bewohnt wurde. Masmasalā'niq und seine Brüder wollten dieselben bemalen. Der Rabe verlangte, zuerst bemalt zu werden. Yula'timōt bemalte ihn mit bunten Farben, konnte ihn aber nicht zufrieden stellen. Dann bemalte ihn Masmasalā'niq. Dem Raben gefielen aber die neuen Farben ebenso wenig wie die früheren. Darauf bemalten ihn erst Matlapē'eqock', dann Itl'ilu'lak'; keiner aber konnte es ihm recht machen. Da sprach Masmasalā'niq: „Laßt uns ihn schwarz malen." Sie taten also, der Rabe aber rief: „Es tut nichts, daß ich nun häßlich bin. Ich werde jetzt hinunterfliegen zur Erde und die Menschen foppen und quälen." Dann warf Masmasalā'niq den Raben zur Erde hinab. Die vier Gottheiten bemalten nun alle Vögel und gaben jedem seinen Sang und seine Künste. Sie wiesen ihnen die Jahreszeiten zu in denen sie singen, und die, in welchen sie verstummen sollten.

Der Rabe war aber nicht zufrieden mit der Sonne, da sie so trübe schien, und beschloß, eine andere zu suchen. Er durchflog die ganze Welt und kam endlich zum Hause des Häuptlings Snq, welcher das Nusqē'mta (= Platz der Morgendämmerung) besaß. Dieses war eine runde **Kiste** ohne Deckel und Naht, in der sich die Sonne befand. Der Häuptling bewahrte sie in seinem Hause, in dem sie an einem Dachbalken hing. Der Rabe wußte, daß die Kiste nicht mit Gewalt zu erlangen war, und ersann eine List. Der Häuptling hatte vier Töchter. Die älteste pflegte jeden Morgen Wasser aus einem Teiche zu schöpfen. Da verwandelte der Rabe sich in eine Tannennadel und ließ sich in den Eimer fallen, in welchem das Mädchen Wasser schöpfte. Als sie nun das Wasser trank, verschluckte sie die Tannennadel mit demselben. Sie wurde schwanger und gebar einen Knaben. Als dieser heranwuchs, fing er eines Tages an zu schreien und wollte sich beruhigen lassen. Er schrie nach dem Nusqē'mta. Da er alle Nahrung von sich wies und unaufhörlich schrie, erlaubte der alte Häuptling ihm endlich, mit demselben zu spielen. Er war zunächst zufrieden. Am nächsten Tage aber schrie er wieder, bis der Häuptling ihm erlaubte, das Nusqē'mta aus dem Hause zu nehmen, um mit ihm auf der Straße zu spielen. Kaum war er hinausgegangen, da zerbrach er die Kiste. Die Sonne sprang heraus, und er flog als Rabe von dannen.

Boas, Indianische Sagen S. 241.

5. In enger Verwandtschaft, wie schon der dreifache Raub der Sterne, des Mondes und der Sonne zeigt, steht auch die folgende Rabensage:

Yelth, der Rabe, ist ein guter Geist und hat viele Taten vollführt, so viele, daß ich sie gar nicht alle erzählen kann. Niemand weiß alles, was Yelth getan hat, denn er lebt schon lange, lange Zeit und vollführt immer etwas.

Aber vom Feuer weiß ich die Geschichte und will sie erzählen, und von der Sonne, dem Mond, den Sternen und dem frischen Wasser, die Yelth vom Adler errang und den Menschen gab.

So ist's:

Als die Zeit noch jung war und die Menschen noch nicht all die Dinge in der Welt hatten, die sie jetzt haben, war der große Graue Adler ein mächtiger Häuptling und war der Hüter des Feuers, der Sonne, des Mondes, der Sterne und des frischen Wassers.

Er war der Feind der Menschen und bewachte all diese Dinge gut, so daß die Menschen sie nicht für sich zum Gebrauch erlangen konnten.

Yelth, der Rabe, war aber der Menschen Freund und tat ihnen stets Gutes, und darum haßte ihn der Adler, der sein Oheim war.

Der Adler hatte eine hübsche Tochter, und Yelth umwarb das Mädchen und kam so in die Behausung seines Oheims, des Adlers, und schaute sich um, um zu sehen, was der Adler hätte, das die Menschen gut gebrauchen könnten.

Damals war der Rabe nicht ein schwarzer Vogel wie jetzt, sondern ein schöner Mann, der durch Zauberei seiner Feinde in die Gestalt eines Vogels verwandelt worden war, und er war selbst sehr bewandert in allen Zauberkünsten, und daher liebte ihn des Adlers Tochter.

Bald fand Yelth die Sonne, den Mond, die Sterne, das Feuer und das frische Wasser, und er verließ seine Liebste und stahl seinem Oheim all diese Sachen, legte seine Zauber-Vogelhaut an und flog mit ihnen zum Rauchloch des Zeltes hinaus.

Sobald er draußen war, hängte er die Sonne in der Luft auf, legte wieder seine Vogelhaut an und erreichte bald ein Eiland im großen Wasser, wo er rastete, bis es Nacht war.

Als nun die Dunkelheit kam, konnte er auf der Reise nicht sehen, und so streute er die Sterne über den Himmel aus und hängte den Mond auf; so konnte er Licht haben, und er ließ sie dort zum Nutzen der Menschen.

Als er merkte, daß er bei diesem Licht zur Reise sehen konnte, nahm er das frische Wasser und das Feuer und machte sich auf nach seiner Behausung. Bald ließ er das Wasser fallen, und es fiel zu Boden, und nun gibt es Seen und Flüsse auf dem Land, und die Menschen haben gutes Wasser zum Trinken.

Mit dem Feuer setzte er die Reise fort, und bald war der ganze Stab abgebrannt, und der Rauch schwärzte seinen Körper, und sein Schnabel brannte, bis er schließlich das Feuer fallen lassen mußte, und es fiel zwischen die Felsen und Bäume, und dort ist es noch, denn du kannst Feuer bekommen, wenn du zwei Stäbe aneinander reibst oder auch, wenn du zwei Felsstücke aneinander schlägst.

Philipps, Indian Fairy Tales S. 60.

6. Auch die folgende Sage steht mit der vorigen in Zusammenhang. Sie erzählt vom jenseitigen Lichtlande, von drei Schachteln und dem Zerbrechen der einen, so daß die Sterne zerstreut an den Himmel fallen. Der Rabe ist jedoch durch eine andere mythische Persönlichkeit ersetzt.

Als die Welt ganz in Finsternis war, herrschte über sie ein seltsamer Häuptling, der hieß Spe-ow, der Enkel Ki-kis, des Blauhähers.

Es heißt, Spe-ow sei einstmals ein Eisfuchs gewesen, und seine Großmutter Ki-ki sei damit nicht zufrieden gewesen und habe ihn in Spe-ow verwandelt, der ein Mensch war.

Doch Spe-ow war ein sehr seltsamer Mensch dem Aussehen nach, denn er war anders als alle anderen Menschen. Er war ein untersetzter fleischiger Mann, mit Ohren wie ein Fuchs. Seine Augen waren pechschwarz, aber waren nicht wie unsere Augen, denn sie saßen auf dem Ende von Hornknöpfen, die aus Spe-ows Stirn ragten. Eine Hummer hat Augen wie Spe-ows Augen.

In seinem Mund waren zwei große Hauer wie die Hauer eines Puma.

Seine Nase war scharf und spitz, und er trug einen langen weißen Bart, der ihm bis über den Gürtel herabhing.

Er trug einen Rock aus den Fellen der Bergziege, und die vier Knöpfe an diesem Rock waren vier lebende Blauhäher.

Ich sagte, Spe-ow sei ein kleiner Mann gewesen, in Wahrheit war er doch ein sehr großer Mann, nur war er ein gut Teil kleiner als die andern Riesen, die zur selben Zeit wie Spe-ow lebten.

Spe-ow konnte sich in jede Gestalt verwandeln, die er nur wollte, und ebenso konnte er die Gestalt anderer Sachen verwandeln. Er konnte sich in Stücke schneiden und sich wieder zusammensetzen und viele andere wunderbare Dinge tun. Sein Leib konnte getötet und abgehäutet werden; doch das hätte Spe-ow nicht getötet, kraft seiner Zauberkünste.

Das war also der seltsame Mann, der Häuptling des Volkes war, als die Welt noch ganz in Finsternis war.

Nun geschah es, daß Spe-ow eines Tages spazierenging und an eine Stelle kam, auf die ein Lichtstrahl von oben fiel, und da sah er ein Seil, das von irgendwoher herunterhing. Da kam der Blauhäher des Wegs und sagte: „Wir wollen nachsehen, was das ist."

Ki-ki, der Blauhäher, flog ein Stückchen hinan und rief Spe-ow zu, er solle an dem Seil emporklettern. Hinauf klomm Spe-ow, und hinauf flog der Häher, bis sie schließlich an ein Loch im Himmel gelangten und hinauskletterten in ein anderes Land, das ganz ähnlich war, wie unsere Welt jetzt ist.

Spe-ow wußte nicht, was ihm dort begegnen könnte und wen er in einem so merkwürdigen Lande treffen könnte, und dachte, es sei besser, sich vorzusehen.

Deshalb verwandelte er sich in einen Biber und ging in einen Sumpf, der dicht dabei war, um abzuwarten und zu sehen, was geschehen würde.

Wie er so durch den Sumpf zog in Bibergestalt, geriet der arme Spe-ow in eine Falle und wurde festgehalten, bis der Mondhäuptling S'noqualm kam und ihn fand.

S'noqualm dachte nun, er habe einen schönen, fetten Biber gefangen, als er Spe-ow fand; deshalb nahm er seine Keule und tötete Spe-ows Biberleib und trug ihn in seine Hütte, wo er ihm das Fell abzog und es über einen gebogenen Weidenstecken spannte, um es zu trocknen, und den Körper hängte er in seiner Hütte auf, bis er einmal Lust auf Bibersuppe haben würde.

Obgleich der Biberleib tot war, war Spe-ow noch lebendig, und er dachte bei sich, er wollte warten und sehen, was der Mondhäuptling zunächst tun würde.

Während Spe-ow wartete, kam der Häuptling der Spinnen in S'noqualms Hütte, und Spe-ow erfuhr durch ihr Gespräch, daß er es gewesen war, der das Seil vom Himmel zur Erde hinuntergelassen hatte, wo Spe-ow es gefunden hatte.

Schließlich gingen S'noqualm und die Spinne aus der Hütte, und S'noqualm kam bald zurück und trug die Sonne, die Sterne und die Schachtel, in der das Tageslicht war. All diese Sachen stellte er auf das Sims und ging wieder hinaus. Spe-ow dachte, das sei eine gute Gelegenheit, seine Welt hell zu machen; drum

rief er sich ins Leben zurück und wandelte sich in seine eigentliche Gestalt. Dann nahm er die Sonne unter den Arm. Die Sterne nahm er unter den andern Arm, und in die Hände nahm er die Schachtel, die voll Tageslicht war.

Dann lief er nach dem Loch im Himmel und rief seiner Großmutter, Ki-ki, dem Blauhäher, zu, ihm zu folgen. Unterwegs riß er drei große Fichten um und machte sie durch seine Zauberkunst so klein wie kleine Büsche. Mit all diesen Sachen machte er sich nun daran, das Seil hinabzugleiten mit Ki-ki; aber er hatte so große Eile, daß er die Sterne fallen ließ, und sie zerstreuten sich ringsumher und blieben am Himmel haften, und da wirst du sie heute nacht sehen.

Spe-ow kam mit den anderen Sachen glücklich unten an, und sogleich öffnete er die Tageslicht-Schachtel und warf die Sonne in die Höhe, und da ward auf Erden der erste Tag.

Dann machte er sich dran, die Fichten zu pflanzen, und bald bedeckten sie das ganze Land, wie sie in jenem Lande auch jetzt noch tun.

Als S'noqualm merkte, daß jemand die Sonne gestohlen hatte und die Sterne, wurde er sehr zornig und ging zu dem Loch im Himmel und schaute hinab. Da sah er Spe-ow bei der Arbeit, die Bäume zu pflanzen, und sah die Sonne hoch oben in der Luft, wohin Spe-ow sie geschleudert hatte, und er machte sich daran, hinabzuklettern und sie zurückzuholen.

Er kletterte nur ein kleines Stückchen, da riß das Seil, und S'noqualm fiel hinunter auf die Erde, und Spe-ow verwandelte S'noqualm und das Seil in Stein, und da kannst du sie noch heute sehen, nicht weit von den Bergen, und in dem großen Felshaufen ist ein Gesicht, das ist S'noqualms, des Mondhäuptlings, Gesicht.

Da nun der Mondhäuptling tot war, war der Himmel dunkel, und es gab keinen Mond mehr, bis der große Tah-mah-na-wis sah, daß er fehlte, und die Tochter eines alten bösen Skall-lal-a-tost in den Mond verwandelte und sie in das Himmelsland setzte. Da ist sie noch immer, um die Nacht hell zu machen.

Als der Spinnenhäuptling merkte, daß sein Seil zerrissen und fort war, rief er den Stamm der Spinnen zusammen und ließ sie hinunter, um nach seinem verlorenen Seil zu sehen.

Du kannst sogar jetzt noch an warmen Sommertagen das Spinnenvolk auf seinen kleinen Seilen entlangsegeln sehen, die reißen dann auch vom Himmel ab und lassen es herunterfallen.

Nimmer aber ist das Seil des Spinnenhäuptlings zu finden, denn Spe-ows Zauberkunst wandelte es zu Stein.

Als Spe-ow alles, was ihm paßte, erlangt hatte, warf er die Sonne jeden Tag in die Höhe, und allnächtlich fiel sie in das große Wasser. Dann pflegt Spe-ow das Tageslicht in die Schachtel zu sperren und Nacht zu machen, damit niemand sehen kann, wie er geht und die Sonne zurückholt.

Wenn er zurückkommt, öffnet er die Tageslichtschachtel, um wieder Morgen zu machen, und wirft die Sonne in die Höhe. Das tut er bis auf den heutigen Tag.

Nun schleudert Spe-ow die Sonne jeden Tag genau gleich hoch; aber im Winter, wenn die schweren Regengüsse und tiefer Schnee im Gebirge sind, dann treten die Flüsse aus, und Spe-ow braucht längere Zeit für die Reise von seiner Hütte, um die Sonne zurückzuholen, und daher sind die Nächte im Winter lang.

Die Menschen machen sich nichts daraus, und sie können ohnehin im Winter nicht so gut arbeiten und schlafen mehr.

Im Sommer ist das Wetter warm, und Spe-ow hat auf seiner Reise nicht so viele Beschwerden. So kommt er früher zurück, um die Tageslicht-Schachtel zu

öffnen, und die Tage sind ein gut Teil länger, und die Menschen können mehr arbeiten.

Philipps, Indian Fairy Tales S. 213 ff.

Etwas ferner stehen die beiden folgenden Sagen:

7. Sage der Snanaimuq.

Vor langer Zeit gab es kein Tageslicht, denn die Möwe bewahrte es in einer Kiste, die sie eifersüchtig bewachte. Ihr Vetter, der **Rabe**, wünschte indes das Tageslicht zu bekommen. Eines Tages, als er mit der Möwe spazierenging, dachte er: „O, wenn doch die Möwe einen Dorn in ihren Fuß treten wollte!" Sobald er dies gedacht hatte, schrie die Möwe vor Schmerz, da sie auf einen scharfen Dorn getreten hatte. Der Rabe sprach: „Laß mich deinen Fuß sehen! Ich will den Dorn herausziehen." Da es dunkel war, konnte er aber den Dorn nicht finden, und er bat deshalb die Möwe, den Kistendeckel aufzumachen und das Licht herauszulassen. Die Möwe öffnete die Kiste ein klein wenig, so daß ein schwacher Strahl herauskam. Der Rabe stellte sich, als könne er den Dorn noch nicht finden, und statt ihn herauszuziehen, stieß er ihn tiefer und tiefer in den Fuß, indem er sagte: „Ich muß mehr Licht haben." Die Möwe schrie: „Mein Fuß, mein Fuß!" und öffnete endlich die Kiste. So wurde das Tageslicht befreit, und seitdem gibt es Tag und Nacht.

Boas, Indianische Sagen, S. 55 = Am. Anthropologist 2, 328.

8. Sage der Haida (Nordwest-Amerika).

Der Rabe verwandelt sich in einen Adler und stiehlt die Sonne aus dem Land des Lichtes und den Stab, mit dem das himmlische Feuer angezündet wurde, dazu ein Kind aus dem Himmel. Das Kind fiel dabei ins Meer. Der Rabe rief laut um Hilfe, und sogleich kamen Schwärme von kleinen Fischen und trugen es sicher ans Ufer. Dieser Fisch ist bis heute um Rose Spit herum sehr zahlreich, und ihre Gestalten haben sich in dem bläulichen Lehm (clay) jener Gegend abgedrückt.

Im Himmel wird eine neue Sonne geschaffen, und der Rabe behält seine Sonne.

Der Rabe läßt den geraubten Knaben von seiner Sklavenfrau aufziehen. Als der Knabe erwachsen ist, liebt er diese Frau und entflieht mit ihr. Sie nehmen die Sonne und den Feuerstab in einer Kiste mit, leben zusammen und bekommen eine Tochter. Nach Jahren kommt ein Sklave des Raben und will ihre Tochter heiraten, wird aber vom Vater abgewiesen. Er kommt aber immer wieder, und die Frau verrät ihm einmal unklugerweise den Aufbewahrungsort der Sonne. Aus Rache stiehlt nun der Sklave die Sonne, und in Verzweiflung zerschlägt er die Sonne in unzählige Stücke, die durch den Rauchfang an den Himmel fliegen. Das größte Stück wird zur jetzigen Sonne, das nächste zum Mond und die kleinen zu Sternen.

Journ. of the Anthr. Inst. of Great Britain and Irel. 21, 23 ff.

Unabhängig von diesen nordamerikanischen Sagen ist folgende südamerikanische Sage:

9. Aus Zentralbrasilien.

Keri und Kame empfingen von ihrer Tante Ewaki den Auftrag, die Sonne zu holen, die der rote Urubú oder **Königsgeier** besaß. Im Zenit gibt es ein schwarzes Loch, das den Urubús gehörte. In dieses Loch stürzte der Tapir, den man in der Milchstraße sieht, weil es finstere Nacht war. Keri sah den **Tapir** und ging in

seinen Vorderfuß hinein. Kame aber ging in einen kleinen gelben **Singvogel** und setzte sich auf einen Ast; er sollte Keri, der nichts sehen konnte, von allem, was vorging, unterrichten. Der rote Geier öffnete die Sonne, es wurde hell, und so erblickten die Urubús den Tapir. Die ganze 'Urubusiada', schwarze und weiße Geier — nur der rote blieb noch fern — stürzten sich auf den Tapir. Sie holten Schlingpflanzenstricke herbei, zogen ihn mit aller Mühe aus dem Loch und wollten ihn zerteilen. Da machte Kame auf seinem Ast 'neng, neng, neng'. Keri blies, und die Geier konnten mit ihren Schnäbeln den Tapir nicht öffnen. Sie riefen den Königsgeier zu Hilfe. Er kam, und Kame hörte auf 'neng, neng, neng' zu machen. Der rote Geier öffnete den Tapir mit seinem Schnabel, und in diesem Augenblick ergriff ihn Keri, ihn so fest packend, daß er fast starb. Nur wenn er die Sonne hergebe, solle er am Leben bleiben. Da schickte der Königsgeier seinen Bruder, den weißen Geier, die Sonne zu holen. Dieser brachte die Morgenröte. „Ist das recht?" fragte Kame Keri, der festhalten mußte. „Nein, nicht die Morgenröte", erwiderte Keri. Da brachte der weiße Urubú den Mond. „Ist das Recht?" fragte Kame. „Ach was!" erwiderte Keri. Nun brachte der weiße Urubú die Sonne, und als Kame fragte: „Ist das recht?" antwortete Keri: „Jetzt, ja!" Dann gab er den roten Urubú frei, der sehr erzürnt war.

Keri sann und sann, was er nun mit der Sonne und dem Mond anfangen sollte. Es war immer hell. Ewaki wußte ihm auch nicht zu raten. Endlich machte er einen großen Topf und stülpte ihn darüber. Da war es dunkel. Er gab den Mond Kame. Sonne und Mond waren beide unter dem Topf. Wenn der Topf aufgehoben wird, ist es Tag.

Von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 376. Zu dem Schlusse vgl. ebd. S. 435 die Sage der Paressé.

Sage der Paressé (am Rio St. Anna, einem rechten Nebenflüßchen des Paraguay).

Die Sonne besteht aus roten Aravafedern und gehört dem Molihutuaré. Dieser bewahrt sie nachts in einem langen Federkürbis und öffnet ihn am Morgen.

2. Lösung der Sonnenschlinge und Aufhängen der Sonne.

Eine besondere Form des Sonnenraubes ist die, daß die Sonne von den Tieren in einer Schlinge gefangen wird. Dabei ergibt sich dann die Schwierigkeit, daß sie wieder befreit werden muß, ehe sie anfangen kann zu scheinen. Bei den Befreiungsversuchen wirkt sie versengend. Nicht anders verlaufen die Versuche, sie am Himmel aufzuhängen.

1. Sage der Bungee.

Weese-ke-jak macht die Erde, die Tier- und Pflanzenwelt. Zu dieser Zeit gab es wenig Licht, die Sonne besuchte die Erde nur gelegentlich. Weese-ke-jak war darauf bedacht, die Sonne nicht weit fortwandern zu lassen, und arbeitete eine ungeheure **Falle**, um sie zu fangen. Dies gelang ihm; gleich das nächste Mal, als die Sonne die Erde besuchte, fing sie sich in der Falle. Umsonst versuchte sie, sich zu befreien; die Stricke, die sie hielten, waren zu stark. Dadurch, daß die Sonne der Erde so nahe war, entstand eine Hitze, daß alles in Gefahr war, zu verbrennen. Da beschloß er, mit der Sonne einen Vertrag zu schließen, ehe er ihr die Freiheit gäbe.

Nach einer langen Besprechung zwischen W. und dem Geist der Sonne, Ane-

ne-ke, wurde beschlossen, daß die Sonne nur morgens und abends an die äußeren Ränder der Erde kommen sollte und sich tagsüber weiter entfernt halten, so daß sie gerade wärmen könnte, ohne zu versengen. (Dem Nordwind wird befohlen, nur in der kalten Jahreszeit zu blasen, damit die Sonne im Sommer wirken könne.)

Nun ergab sich aber eine andere Schwierigkeit. Die Sonne vermochte die Bande nicht zu lösen, die sie hielten, und die Hitze, die sie ausströmte, hinderte W. und seine Geschöpfe, sich der Sonne zu nähern und sie zu befreien. Da machte W. bekannt, wer die Sonne befreie, solle besondere Gunst von ihm erfahren. Damals war der **Biber** ein unbedeutendes Geschöpf, mit wenigen Zähnen, starrem Haar wie ein Schwein und einem kleinen, 2—3 Zoll langen Schwanz. Die Tierwelt hielt nicht viel von ihm, doch hatte er großen Mut, denn er bot seine Dienste an, um die Sonne zu befreien. W. betrachtete ihn mißtrauisch, aber der Biber versicherte ihm, er könne die Aufgabe ausführen, und so wurde ihm der Versuch erlaubt. Es gelang ihm auch, die Stricke zu zernagen, ehe er lebendig gebraten war. Nun erhob sich die Sonne von der Erde, wie ein großer Ballon.

Als der Biber sich W. bei seiner Rückkehr zeigte, waren seine Zähne verbrannt, bis auf zwei oder drei schwarze Stümpfe, und sein Haar war verbrannt, daß man die schwarze Haut sah. W. belohnte den Biber reichlich für die Errettung von den sengenden Strahlen der Sonne. Er gab ihm einen schönen, weichen Pelzrock, um den ihn die anderen Tiere beneideten; und um ihn für den Verlust seiner Zähne zu entschädigen, gab er ihm neue lange und scharfe, die wunderbar geeignet sind, um Bäume zu fällen zum Bauen. Damit man sich aber erinnern solle, warum der Biber dies erhielt, wurden ihm braune Zähne gegeben, als ob sie vom Feuer verbrannt wären. So bekam er seine beilähnlichen Zähne und seinen Pelzrock. (Vom Schwanz wird nichts weiter gesagt.)

Journal of Am. Folklore 19, 337.

2. Sage der Omaha (zu den Sioux-Stämmen gehörig).

Die Sonne wohnte früher auf der Erde, bis sie sich in einer Falle fing, die das **Kaninchen** ihm gestellt hatte. Als das Kaninchen hervorstürzte und seinen Kopf nach vorn beugte, um die Schlinge abzulösen, die die Sonne gefangen hielt, richtete diese einige Strahlen auf ihn und versengte das Haar zwischen den Schultern des Kaninchens. Seitdem hat jedes Kaninchen solch einen Fleck am Hals.

Journ. of Am. Folklore 5, 295. Vgl. Dorsey, The Cegiha-language = Contrib. to North Am. Ethnology 6, 13. Washington 1890.

3. Sage der Como.

Coyote zieht mit Leuten, die tanzen und singen können, Tanzutensilien, einem schlafwirkenden Federbusch und vier Mäusen zu den Sonnenleuten, um zu sehen, warum die Sonne nur immer ein kleines Stück über den östlichen Horizont ginge. Er schlägt den Sonnenleuten einen Tanz vor, währenddessen die Sonne, die der Sonnenmann gerade nach Hause bringt, an die Decke gehängt wird. Die Mäuse nagen die Rute durch, durch die die Sonne am Dachbalken befestigt ist, und Coyote schläfert die Sonnenleute unterdessen mit dem Federbusch beim Tanzspiel ein. Er tanzt mit seinen Leuten mit der Sonne zum Hause hinaus und bringt sie auf die Erde.

Der rotköpfige Specht, der weitsehende Mann, sah zuerst, wie sie wiederkamen, und rief das ganze Dorf zusammen, um sich das neue Licht anzusehen. Die Sonne wurde im Dorf auf die Erde gelegt und ihr Aufenthaltsort besprochen. Man be-

schloß, sie in der Mitte des Himmels aufzuhängen. Der Falke berief von jeder Vogelart zwei Brüder, die **versuchen** sollten, **die Sonne** in der Mitte **aufzuhängen**, wie Coyote es gesagt hatte. Nacheinander versuchten es die Kolibri, die kleine Falkenart Dakát, der Adler, der große Eistaucher, die große Falkenart Cé-tata und andere. Alle außer den **Krähenbrüdern** hatten es versucht, und es war ihnen nicht gelungen. Als jene hervortraten, lachten alle und machten Bemerkungen über ihren langsamen Flug und ihre geringe Kraft, aber der eine ergriff die Sonne am Rand, und der andere flog darunter, daß sie auf seinem Rücken ruhte. So flogen sie hoch und höher und wechselten ihren Platz öfters, um sich auszuruhen. Als sie emporflogen, riefen sie „a —, a —, a —," bis sie zum größten Erstaunen der Zuschauer eine Höhe erreichten, aus der sie nicht mehr gehört werden konnten, und danach eine Höhe, daß sie von niemandem mehr gesehen werden konnten, außer von dem rotköpfigen Specht, der viel weiter sehen konnte, als alle anderen. Er verkündete von Zeit zu Zeit ihren Flug: „Jetzt sind sie sehr weit oben". — „Sie kommen in die Nähe des Ortes, wo die Sonne hängen soll." — „Sie fliegen sehr langsam." — „Sie scheinen sehr matt zu sein". — „Jetzt ruhen sie." — „Jetzt sind sie ganz nahe." — „Jetzt sind sie dort." — „Sie haben sie aufgehängt." — „Sie kommen zurück". — Nach langer Zeit gelangten die Krähen wieder zur Erde, sie schossen herunter wie Kugeln. Die Dorfleute freuten sich sehr, daß die Sonne am rechten Ort aufgehängt war, um ihnen zu leuchten. Sie brachten Perlenkörbe, Tücher und Nahrung für die Krähen zum Geschenk, als Dank für den Dienst, den sie ihnen erwiesen. . . . .

Journ. of Am. Folklore 19, 44ff.

4. Sage der Cherokee.

Als die Erde trocken geworden war und die Tiere anfingen, darauf zu wohnen, war es noch dunkel, darum nahmen sie die Sonne und setzten sie in eine Bahn, in der sie jeden Tag von Ost nach West ein Stück vom Boden entfernt gehen sollte. Es war aber zu heiß auf diese Art, und Triska′ gĭlĭ′, der **rote Krebs** (red crawfish), verbrannte seine Schale dabei, so daß sie ganz hellrot wurde und sein Fleisch verdorben wurde, so daß die Cherokee es nicht essen. [Darauf wurde die Sonne höher hinaufgesetzt.]

Mooney, Myths of the Cherokee, S. 239.

Hierher gehört als nahestehend auch folgende:

5. Sage der Hottentotten.

Die Sonne befand sich einst auf der Erde. Die Menschen waren damals gerade im Umzug begriffen und sahen sie wohl am Wege sitzen, gingen aber, ohne sie zu beachten, vorüber. Der **Schakal** aber, der hinter ihnen herkam und die Sonne auch da sitzen sah, ging zu ihr heran und sprach: „Solch ein hübsches Kind lassen die Menschen zurück?"

Er hob die Sonne auf und steckte sie in das Awafell, das er auf dem Rücken trug. Da es ihn aber brannte, so sprach er: „Komme herab!" und schüttelte sich. Die Sonne klebte aber auf seinem Rücken fest und brannte an dem Tage des Schakals Rücken für immer schwarz.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 52. Die Vorstellung, daß die Sonne anfangs auf Erden war und dann an den Himmel geworfen wurde, auch bei Bleek, a brief account of Bushman Folklore, p. 9.

4. Kapitel.

Der Wechsel des Eigentums.

Ein Motiv, das sich bei allen Völkern findet, ohne daß immer gegenseitige Beeinflussung anzunehmen wäre, ist der Wechsel des Eigentums durch Tauschen oder Borgen. Wie der Handelsverkehr primitiver Völker auf Tausch beruht, so treibens auch die Tiere untereinander, wenn sie fremdes Gut erlangen wollen, insbesondere Körperteile, die ihnen fehlen. Und wie im Leben der Völker der Betrug eine unvermeidliche Begleiterscheinung des Tauschens ist, so spielt er auch im Leben der Tiere nicht selten eine Rolle. Häufiger noch ist vom Borgen die Rede, und auch hier geht es nicht ohne Betrug ab. Der Entleihende gibt dem Verleihenden die geborgte Sache nicht wieder, — ebenfalls ganz den menschlichen Verhältnissen entsprechend. Dergleichen kommt überall vor und kann überall im Tiergleichnis nachgebildet werden. Auch die Anregung dazu ist überall, wo der Mensch in und mit der Natur lebt, dieselbe und wirkt mit derselben Kraft und demselben Erfolge. Dem aufmerksamen Beobachter muß die merkwürdige Tatsache auffallen, daß zwei Tiere, die ihrem Wesen nach gleichberechtigt sein müßten, in der äußeren Erscheinung voneinander abstechen wie arm und reich. Das eine ist unansehnlich und dürftig, als wäre es irgendwie und wann zu kurz gekommen; das andere ist zu reichlich ausgestattet, als hätte es sich auf irgendeine Weise zu viel verschafft. Was liegt näher als der Gedanke, daß einer den andern übervorteilt und ihm das Seine weggenommen habe? Und gar die melancholischen Rufe solcher armseligen Tiere — fordern sie nicht geradezu auf, sie als die Klagen ewig Betrogener zu deuten? So kommt es denn, daß sich der Eigentumswechsel in einer beträchtlichen Anzahl von Märchen, namentlich in Tausch- und Borggeschichten, findet, die untereinander ähnlich sind, ohne sonst irgendwie zusammenzuhängen. Natürlich spielt die Stoffentlehnung auch hier mit herein. Aber wo sie nicht nachweislich oder unwahrscheinlich ist, wird man gut tun, auf selbständige Erfindung und zufällige, durch die Gleichheit des Motivs gegebene Übereinstimmung zu schließen.

A. Redliches Tauschen.

1. Sage der Cherokee.

Das **Waldhuhn** hatte eine schöne Stimme und war ein guter Rufer beim Ballspiel. Damals spielten nämlich alle Tiere und Vögel Ball und waren auf einen lauten Ruf gerade so stolz wie die Spieler von heute. Der **Truthahn** aber hatte keine gute Stimme und bat daher das Waldhuhn, ihm Unterricht zu geben. Es willigte ein, aber es wollte eine Bezahlung für seine Mühe haben, und der Truthahn war bereit, ihm ein paar Federn zu geben, damit er sich einen Kragen machen

könne. Daher hat das Waldhuhn einen Kragen von Truthahnfedern. Es begannen nun die Stunden, und der Truthahn lernte sehr schnell, so daß das Waldhuhn dachte, es sei nun Zeit für ihn, seine Stimme zu probieren. „Ich will mich auf diesen hohlen Klotz stellen", sagte das Waldhuhn, „und wenn ich das Zeichen gebe und darauf klopfe, mußt du rufen, so laut du kannst." Es stieg auf den Klotz, um darauf zu klopfen, wie es das immer tut. Aber als es das Zeichen gab, war der Truthahn so eifrig und aufgeregt, daß er seine Stimme gar nicht zum Rufen erheben konnte, sondern nur kollerte. Und seitdem kollert er immer, wenn er ein Geräusch hört.

Mooney, Cherokee Myths, Smithsonian Institution, Report 19, 281. Wie hier der Truthahn durch Unterricht seine Stimme bilden will, so suchen andere Vögel den Gesang zu lernen, indem sie ihn irgendwo erlauschen; auch hier kommt einer von zwei Vögeln zu kurz. Vgl. das Kap.: Tierstimmen.

2. Das Motiv, daß die Lehrmeisterin als Tauschzahlung Federn erhält, verbindet sich in Mecklenburg mit der ziemlich verbreiteten Sage, wie die Taube das Nestbauen von der Elster erlernt. (Vgl. Kap. 7.)

De Hääster hett jo früher nich so'n hübschen Rock anhatt as nu un hett to de Duw' secht: wenn se em ehren Rock gäben wull, denn wull he ehr dat Nest bugen lihren. Se maken nu'n Akkord dorœwer, un as de Hääster 'n poor Stöcker henlecht hett, secht de Duw': Nu kann 'k 't all. Dor möôt se em lohnen, un dorvon hett de **Hääster** sinen bunten Rock, un de **Duw'** klagt: Uf wuf, mien bunte Rock.

Wossidlo, Volkst. Überlieferungen 2, Nr. 296.

3. Sage aus dem North Riding der Grafschaft York.

Einstmals legte die **Ringeltaube** ihre Eier auf den Boden, und die **Lachmöwe** baute ihr Nest hoch. Beide haben aber in aller Freundschaft gewechselt. Und nun singt die Möwe (peewit):

peewit, peewit
I coup'd my nest and I've it.

Die Ringeltaube sagt:

coo, coo, come not now,
little lad with thy gad,
come not now.

Swainson, British Birds p. 166 = Brockett, Glossary of North-County Words 2, 71.

4. Aus Ungarn.

Im Anfange, als Gott die Welt schuf, aß die Katze Pflaumen, der Hund Pilze. Nach einem Weilchen war es beiden langweilig geworden, und sie wollten tauschen. „Gut", sprach der Hund, „ich tausche; aber wenn du es wagst, meine Pflaumen anzurühren, so töte ich dich gleich". „Und ich kratze dir die Augen aus, wenn du das Meine anrührst", sprach die Katze. So tauschten sie, und keiner wagt von der Zeit an, des anderen Eigentum zu berühren. Die **Katze** frißt den Pilz, und zwar roh; der Pflaume wagt sie nicht näherzukommen. Der **Hund** frißt Pflaumen, aber keine Pilze.

Magyar Nyelvör 14, 188.

5. Aus Griechenland (Patras).

Die **Katze** hatte eine Rebe, die behütete sie, damit man ihr nicht die Trauben auffräße. Da kommt ein **Hund** vorbei, der einen großen Fisch im Maule hatte.

Wie die Katze das sah, wurde sie neidisch und forderte ihn dem Hunde ab. Der Hund forderte ihr die Rebe ab, und sie gab für den Fisch die Rebe.

6. Aus Washington (Amerika).

Es heißt, der **Maulwurf** hatte einstmals ausgezeichnete Augen, aber keinen Schwanz. Die anderen Tiere verspotteten ihn dieses Mangels wegen. Als er einst „einem Geschöpf(!)“ begegnete, beklagte er seinen Zustand. Darauf wurde ihm der Vorschlag gemacht, seine Augen für einen Schwanz einzutauschen. Er willigte ein, und seitdem ist der Maulwurf blind, aber er hat einen kleinen Schwanz.

Folklore Journal 6, 89, vgl. 5, 267.

7. Aus Frankreich.

Der Maulwurf soll nicht sehen können, seit er seine Augen für den Schwanz der **Kröte**, den diese früher besaß, eingetauscht hat.

Sébillot, Folklore 3, 11 u. 255.

8. Aus Ceylon.

Einst hatte das **Pferd** Hörner, aber keine Zähne im Oberkiefer, während der **Ochse** keine Hörner hatte, aber beide Kiefer voll Zähne. Jedesmal wenn der Ochse das Pferd ansah, dachte er: „Was für ein glückliches Geschöpf das Pferd ist, daß es solch gute Waffe hat, um sich zu verteidigen! Mit diesen starken Hörnern braucht es niemand zu fürchten.“ Aber das Pferd hielt sich nicht für so glücklich mit seinen Hörnern, denn es dachte: „Der Ochse muß sicher ein glückliches Geschöpf sein, daß er zwei Reihen Zähne hat, während ich nur eine habe.“ Da sie nun eines Tages ihre beiderseitigen Meinungen entdeckten, so tauschten sie, und seitdem hat das Pferd keine Hörner, aber zwei Reihen Zähne, während der Ochse Hörner hat, aber nur im Oberkiefer Zähne.

The Orientalist 3, 159. Vgl. Indian Antiquary 33, 229.

9. Aus Ungarn.

Als Gott die Welt erschuf, gab er dem Pferde zwei Hörner, aber keine Zähne. Und umgekehrt erhielt die Kuh keine Hörner, sondern nur zwei Reihen Zähne. Damit konnte sie sich gegen die anderen Tiere nicht verteidigen, das Pferd hingegen konnte stoßen und ausschlagen. Da ging die Kuh zum lieben Gott und sagte, sie könne weder stoßen noch ausschlagen; er möge doch dem Pferde die Hörner wegnehmen und ihr geben, denn gegen alle Tiere sei sie wehrlos. „Ja“, sagte Gott, „dann mußt du aber dem Pferde etwas zum Tausch geben, denn so umsonst wird es sie nicht ablassen“. Die Kuh erwiderte, sie wolle ihm die obere Reihe Zähne geben, wenn das Pferd ihr die Hörner gäbe. Gott war damit einverstanden, und so tauschten sie. Seitdem hat das Pferd Zähne und die Kuh Hörner. Das Pferd zeigt immer seine Zähne, die Kuh aber schüttelt ihre Hörner, denn sie brüstet sich damit.

Magyar Nyelvör 13, 283.

10. Aus der Haute-Bretagne.

Früher hatten die **Katzen** Hörner, zu der Zeit, wo **Ochsen** und Kühe noch keine hatten. Ein Fischer kam mit seinem Ochsenwagen an einem Kreuz vorbei, um das eine Menge Katzen tanzten, sie unterbrachen den Tanz, sprangen um seinen Wagen herum und baten um Fisch. Der Fischer versprach ihnen die ganze Ladung Fische, wenn sie ihm ihre Hörner gäben. Die Katzen legten alle ihre Hörner auf den Wagen, der wurde bald ganz voll. Der Fischer steckte seinen Ochsen zwei

davon an und zu Hause auch seinen Kühen, die übrigen verkaufte er an seine Nachbarn. Seitdem haben nun Ochsen und Kühe Hörner, aber bei den Katzen sind sie nicht wieder gewachsen.

Sébillot, Folklore 3, 72 („assez communément en Haute-Bretagne") = Trad. de la Haute-Bretagne 2, 43 = Revue des Trad. pop. 2, 491. 13, 405.

11. Sage der Eskimo in Baffin-Land und Hudson-Bay.

Das **Walroß** und das **Karibu** (nordam. Renntier) wurden von einer alten Frau geschaffen, die einige Teile ihrer Kleidung in diese Tiere verwandelte. Das Karibu erhielt Stoßzähne, während das Walroß ein Geweih bekam. Da es aber mit diesen die Jäger tötete, wurde getauscht, und das Walroß bekam die Stoßzähne, das Renntier das Geweih.

Journ. of Am. Folklore 17, 3 = Boas, The Eskimo of Baffin Land and Hudson Bay (Bull. Am. Museum of Nat. History 15, 361).

12. Sage der Tillamook-Indianer.

Im Anfang hatte die **Krähe** die Stimme des **Donnervogels** und der Donnervogel die Stimme der Krähe. Der Donnervogel schlug ihr vor, die Stimmen zu tauschen; die Krähe willigte ein, verlangte aber vom Donnervogel die Ebbe mit dazu, da ihre Stimme so viel stärker war als die seinige. Sie brauchte die Ebbe zum Fang von Krabben und Miesmuscheln. Der Donnervogel war einverstanden und ließ die Wasser des Meeres sich eine lange Strecke zurückziehen. Da sah die Krähe alle die Ungeheuer der Tiefe, die sie erschreckten, und sie bat den Donnervogel, das Wasser nicht so weit zurückzuziehen. Darum ebbt das Meer jetzt nicht mehr so weit. Wäre die Krähe nicht so erschrocken, so würde es viel weiter ebben.

Journal of Am. Folklore 11,140.

13. Sage der Bakaïrí (Zentralbrasilien).

Keri und Kame sind Zwillinge, die zu den ersten Geschöpfen gehören, welche in der Schöpfungsgeschichte der Bakairi auftreten. Sie haben anfangs noch keine menschliche Gestalt, insbesondere sind sie geschnäbelt. Beide verbrennen ihre Großmutter Mero, weil sie ihrer Mutter die Augen ausgerissen und sie getötet hat. Beim Zusehen verbrennt Kame. Keri bläst ihn lebendig und macht ihm Nase, Hände und Füße, wie die Menschen haben. Auch Keri verbrennt und wird von Kame belebt und menschlich gestaltet. Dann kamen drei Tierarten: die kleine Fischotter, die sich den Schwanz, die große, die sich Hände und Füße, und der Tukan, der sich den Schnabel von Keri und Kame nahm. Keri hatte einen größeren Schnabel gehabt als Kame.

Karl von den Steinen, Die Bakairi-Sprache, S. 213 und Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens S. 374.

14a. Eine Erweiterung durch das Motiv des Wettlaufs zeigt folgende Erzählung der Pawnee-Indianer:

Vor langer Zeit begegneten sich das **Reh** und die **Antilope** in der Prärie. Damals hatten beide Afterklauen (hinterm Fuß), und beide hatten eine Galle. Es entspann sich ein Streit, wer schneller laufen könne, und sie beschlossen, daß ein Wettlauf in der Prärie entscheiden solle. Sie wetteten um ihre Gallen. Die Antilope gewann und nahm also die Galle des Rehes. Aber das Reh war so grenzenlos betrübt darüber, daß es die Antilope dauerte, und um es zu erfreuen, gab sie ihm ihre Afterklauen. Seitdem hat das Reh keine Galle und die Antilope keine Afterklauen.

14b. Ein wenig anders erzählen die Schwarzfußstämme der nördlicheren Gegenden:

Nachdem die Antilope — ebenso wie in der Pawnee-Version — die Galle des Rehes durch einen Wettlauf in der Prärie gewonnen hat, sagt das Reh: „Wir müssen noch einmal im Walde laufen, um zu entscheiden, wer wirklich am schnellsten läuft.“ Sie kamen überein, diesen zweiten Wettlauf vorzunehmen, und setzten ihre Afterklauen. Das Reh lief durch dichtes Gehölz und über Stock und Block am schnellsten, nahm also die Afterklauen der Antilope.

George Bird Grinnel, Pawnee Hero Stories and Folk Tales, S. 204.

B. Unredliches Tauschen und Diebstahl.

15a. Aus Schweden.

Die **Waldtaube** wurde von der **Elster** dazu verleitet, ihre Eier mit ihr zu tauschen. Früher hatte sie sieben Eier; jetzt erhielt sie statt deren nur zwei. Während nun die Elster noch heute froh schnatternd umherfliegt, klagt die Taube im dunkeln Wald:

„Hu, hu, jag bytte med dig,
för sju fick tu, hu hu!“

(Hu, ich tauschte mit dir; für sieben erhielt ich zwei, hu!)

Cavallius, Wärend och Wirdarne 1, 319. Vgl. Svenska Landsmålen 5, 5, 158 [u. Nachtr.]

15b.

Die Taube klagt:

Du, du, du
som tog alla mina sju, sju, sju
ock gaf mig dina tu, tu, tu!
Tag igän dina tu, tu, tu
ock gif mig mina sju, sju, sju!

(d. h: Du, du, du,
die du alle meine sieben nahmst
und mir deine zwei gabst,
nimm deine zwei zurück
und gib mir meine sieben!)

A. Hjelmström, Från Delsbo [Aus Delsbo in Helsingland] 1896, S. 31. In verschiedenen Fassungen in Schweden sehr verbreitet. Vgl. Svenska Landsmålen 11, 4, 31.

15c. Variante der finnländischen Schweden.

Die Krähe nimmt die sieben Eier der Taube und legt ihre zwei an deren Stelle. Seitdem hat die Taube nur zwei Junge und klagt:

Du, du
tog mina sju, sju,
och jag fick tu, tu
(nahmst meine sieben, sieben,
und ich bekam zwei, zwei.)

Aus dem Kirchspiel Helsinge in Nyland.
Nyland, Samlingar utg. af Nyländska Afdelningen 2, 220.

15d. Finnische Varianten.

a. Das **Huhn** beredet die **Taube** mit List zu einem Tauschhandel; sie gibt dem Huhn ihre zehn Eier und erhält dafür nur zwei. Seitdem sie die Arglist des Huhnes und ihre eigene Einfalt eingesehen hat, klagt sie:

Kyy, kyy, kymmenen munoa,
kaa, kaa, kahtehen katosi.
(Küü, küü, Zehn meiner Eier
kaa, kaa, sind bis auf zwei entschwunden.)

Krohn, Suom. Kans. 1, Nr. 251. Vgl. E. Schreck, Finnische Märchen, S. 222, Nr. 2 = Rudbeck, Suomen Kansansatuja 3, 45, wo der Wortlaut der Klage etwas anders lautet, zu deutsch:

Girre, girre! Zehn meiner Eier
Gab ich Elende hin für des Huhnes zwei Eier.

b. Das Täubchen klagt um seine Eier. Es hatte zehn Eier gelegt. Da stahl sie ihm ein Huhn, und wenn das Huhn zehn Eier hat, dann fängt es an zu brüten. Aber das Täubchen legt jetzt nur noch zwei Eier und klagt nun immer:

Küü, küü, zehn meiner Eier
Stahl bis auf zwei das Huhn!

(Aus Südkarelen.) Frd. Mitt. von Prof. K. Krohn in Helsingfors.

16. Estnische Sagen.

a) Die **Waldtaube** (meigas) hat früher sechs Eier gelegt, aber infolge einer unglücklichen Wette tut sie das nicht mehr. Die Waldtaube sang, um das **Huhn** zu ärgern: „Kuuck, kuuck, minu kuus kullast muna, kanal kans kär nast muna.“ (Kuuk, kuuk: ich habe sechs Goldeier, das Huhn hat zwei rauhe Eier.) Das Huhn ärgerte sich und forderte die Waldtaube zum Wettlauf auf. Das Ziel war der Waldtaube Nest. Der Flug begann. Das Huhn blieb immer mehr zurück, da rief es plötzlich: „Waldtaube, Waldtaube! du verlierst deine Dotter!“ Erschreckt hielt die Taube im Fluge inne, um zu untersuchen, ob es wahr wäre, was das Huhn sagte. Unterdessen überholte das Huhn die Taube, erreichte das Nest der Waldtaube und warf drei Eier aus dem Nest. Als die Taube auch hingelangte, fand sie nur drei Eier im Nest. Weil sie die Wette verloren hatte, darf sie nie mehr als drei Eier legen, während das Huhn so viele Eier legen kann, wie es will. (Vgl. unten das Kap. Wettende Tiere).

b) Früher hatte die Holztaube (mēok, mēus) goldene Eier gehabt und das Huhn rauhe. Darum hatte die Holztaube das Huhn beständig verspottet und ihr das Spottlied gesungen:

„Töö, töö, ein leeres Nest,
Hab in meinem sechs goldne Eier,
Du hast bloß zwei rauhe Eier.“

Darüber war das Huhn wohl ärgerlich, konnte aber an der Sache nichts ändern. Schließlich machte es mit der Holztaube ab, der solle die goldenen Eier haben, der früher zu dem Nest fliegen und sich auf die goldenen Eier setzen könnte. Die Holztaube wußte, daß sie viel schneller fliegen konnte, und ging auf den Vorschlag ein. Bald hatte sie das Huhn überholt und war ihm ein gutes Stück voraus gekommen, da rief das Huhn: „Holztaube, Holztaube, ein Fetzen hängt, geh ins Weidengebüsch, binde ihn fest!“ Schnell flog die Holztaube ins Weidengebüsch, um sich eilends in Ordnung zu bringen. Aber das Huhn war unterdes beim Nest angekommen und saß auf den goldenen Eiern. So erhielt das Huhn die goldenen Eier und die Holztaube die rauhen. Seitdem legt die Holztaube alljährlich zwei rauhe Eier, und wenn die Hirtenjungen sie fliegen sehen, so rufen sie ihr nach, wie das Huhn oben.

c) Gott hatte einem jeden Tiere seine Pflichten und Arbeiten auferlegt, mit welchen es zufrieden sein mußte. Das Huhn kam aber und klagte über sein Leben. Es sagte: „Ich muß viele Menschen mit meinen Eiern füttern, und mir sind nur zwei Eier gegeben. Aber die Waldtaube hat im Walde ein ganzes Nest voll Eier.“ Gott rief die Waldtaube vor sich und fragte, ob es wahr sei. „Wahr ist es wohl,“ sagte die Taube, „aber was mein ist, das ist mein, und ich will keins von meinen Eiern fortgeben.“ Gott entschied, daß derjenige von den beiden Vögeln die meisten Eier haben solle, welcher das Nest der Waldtaube im Wettlauf früher erreichte. Der Wettlauf begann. Die Taube rief dem Huhn zu: „Das Huhn läuft breitbeinig!“ Das Huhn beachtete das nicht und lief ruhig weiter. Da rief es der Taube zu: „Wilde Taube, du hast Fetzen hinten!“ Die Taube hielt inne im Lauf und ordnete ihre Fetzen hinten. Unterdessen erreichte das Huhn das Nest der Taube mit den vielen Eiern.

Deswegen kann das Huhn jetzt so viele Eier legen. Die wilde Taube legt aber nur zwei Eier und wehklagt im Frühling: „Uhuu, uhuu, uhuu — pesa tuhi!“ (Uhuu, uhuu, uhuu — das Nest ist leer).

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

17. Aus Lappland.

[Der **Fuchs** hat einen Lachs gefangen und über dem Feuer gebraten. Das spritzende Fett des Lachses hat ihm die Augen verbrannt.] Er zog daher blindlings seines Weges und traf zuerst die Birke, die er fragte: „Hast du nicht ein Paar Äuglein übrig?“ „Nein“, antwortete die Birke, „ich habe keine Augen übrig.“ Dann kam er zur Föhre und versuchte, von dieser ein Paar Augen zu erhalten. „Hast du nicht ein Paar Augen übrig?“ fragte er. „Nein, ich habe keine Augen,“ versetzte die Föhre. Dann kam er zur Espe. „Hast du nicht ein Paar Äuglein übrig?“ „Ja, die habe ich wohl,“ sprach die Espe, „doch leihe ich sie nicht auf lange fort; auf kurze Zeit jedoch kannst du sie geliehen erhalten.“ „Ich brauche sie nicht lange,“ sagte der Fuchs, „hinter dem Hügel dort habe ich ein paar andere Augen.“ Er bekam also die Augen, und indem er mit ihnen fortlief, rief er aus: „Von Geschlecht zu Geschlecht sollen die Augen der Espe dem Fuchse verbleiben.“ Daher kommt es, daß die Espe wegen des eingegangenen Tausches gleichsam verbrannte Augen hat. Sie wurde darüber sehr aufgebracht und schlug nach dem Fuchs, traf aber nur die Spitze des Schwanzes, so daß diese weiß geblieben ist.

Poestion, Lappländ. Märchen, S. 14 = Liebrecht, Germania 15 (1870).

Dieselbe Beobachtung, daß der Baum fremde Augen hat, im Orient: China Review, 5, 49 (das Haupt des getöteten Prinzen Yueh wird an einen Baum gehängt und verwandelt sich in eine Kokosnuß mit zwei Augen. Die Frucht heißt seitdem Prinz Yuehs Kopf). Vgl. Revue des trad. pop. 11,611 (aus Indien).

18. Aus Ungarn.

Vordem war des **Hundes** Sohle behaart, die des **Hasen** nackt; der Hase fror, der Hund nicht. Einmal lag der Hund in der Sonne und schlief; der Hase ging hin, schor ihm die Haare von der Sohle herunter und klebte sie eins nach dem andern auf seine eigene Sohle. Seitdem friert der Hund im Winter, und seitdem zürnt er auch dem Hasen. Wenn er ihn erwischen kann, fängt er ihn.

Kálmány, Széged Népe 3, 171. Auffallend ähnlich: Harris, Nights with Uncle Remus Nr. 61: der Hase probiert des Hundes Stiefel an und läuft damit weg; seitdem verfolgt der Hund den Hasen.

19. Aus Ceylon.

Von der **Prachtdrossel** (pitta coronata) heißt es, sie habe einst des **Pfauen** Federn besessen. Eines Tages beim Baden stahl der Pfau ihr Kleid, seitdem ruft die Prachtdrossel im Dschungel nach ihrem verlorenen Kleid.

Folklore Journal 5, 354.

20. Aus Indien.

Der Pfau stahl die Federn, als die Prachtdrossel badete, und diese ruft seitdem „ayittam, ayittam“ = mein Kleid, mein Kleid!

Indian Antiquary 33, 231. Vgl. Nr. 31.

21. Aus Neupommern (Gazelle-Halbinsel).

In alten Zeiten hatte der **Kau** (Philemon cockerelli Kl.) das bunte Gefieder des **Mallip** (Lorius hypoenochrous H. R. Gr., eine Papageienart), und der Mallip das graue Federkleid des Kau. Eines Tages ging der Kau baden und legte sein buntes Kleid vorsorglich am Ufer ab. Auch der Mallip kam herbei und legte sein graues Kleid ab, ehe er ins Bad stieg. Da gewahrte er das bunte Gefieder und schlich sich heran, um den prachtvollen Schmuck zu bewundern. Unbemerkt putzte er seinen eigenen Körper mit den schillernden Federn, und als er fertig war, rief er dem Kau zu: „Sieh, wie schön ich bin!“ Der Kau war sehr erbost und rief ihm zu, das Kleid wieder abzulegen. Der Mallip aber flog weg. Darüber entrüstet ergriff der Kau einen Klumpen Erde und warf ihn dem Mallip nach. Der Klumpen traf den Kopf des Mallip, und seit der Zeit hat er auf seinem schönen roten Kopf einen großen schwarzen Fleck. Der Kau mußte nun in das unscheinbare Kleid des Mallip schlüpfen, und es ist ihm noch nicht gelungen, sein geraubtes Eigentum zurückzuerhalten.

Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee, S. 691.

C. Unterlassene Zahlung.

22. Sage der malayisch redenden Bevölkerung von West-Borneo.

In der Nähe und an den Ufern der Flüsse ertönt häufig der Gesang oder vielmehr das Geschrei eines Vogels, das nicht auffällt durch Schönheit, sondern durch die Glut und die Kraft der Stimme. Das ist der **Kritjauwai**. Zornig schilt er auf die **Schildkröte**, der er in uralten Zeiten die Schildplatte geliefert. Sie ist ihm aber noch immer den Preis schuldig. Darum fordert er sie jeden Tag zur Bezahlung auf, doch jeden Tag verschiebt sie diese, und der Vogel überhäuft sie mit einer Flut von Schimpfwörtern.

T. J. Bezemer, Volksdichtung aus Indonesien, S. 136.

23. Aus Togo.

Ich war da, der Kolibri war da, der Leopard und die Antilope waren da; der Leopard, ein Schlauer ist er, und er hatte einen großen Stuhl geschnitzt. Niemand konnte ihn kaufen. Der **Kolibri** wollte ihn kaufen, und er kaufte ihn und sagte: „An dem Tage, da sein Fuß die Erde berühren werde, da werde er bezahlen.“ Der **Leopard** suchte lange die Schuld einzutreiben, bis er ermüdete. Das ärgerte ihn, und er wurde jetzt ganz wild. Der Kolibri sagte, die Antilope sei seines Vaters Sklavin, die gebe er ihm jetzt zur Bezahlung. Deshalb ist der Leopard immer hinter der Antilope her und plagt sie, daß sie ihm doch gefälligst zahlen möchte.

Zeitschrift für afrikanische, ozeanische und ostasiatische Sprachen 7, S. 17.

D. Untreue beim Borgen.

24. Aus Indien.

Die **Eulen** hatten keine Federn und borgten welche von ihren Nachbarn, aber da sie nachher das Geliehene ableugneten, werden sie von diesen gejagt und geschlagen, sobald sie sich des Tags herauswagen.

Panjab Notes and Queries 1, 47.

25. Aus China.

Einstmals hatten die **Hunde** Hörner, aber der **Hirsch** hatte keine. Und wenn er mit den Ziegen kämpfte, wurde er jedesmal geschlagen. Darum bat er die Enten: „Geht doch einmal zu den Hunden und beredet sie, mir ihre Hörner zu leihen, damit ich den Ziegen eine gute Tracht Püffe geben kann. Nachher will ich sie ihnen wiedergeben". „Nein, nein!" sagten die Enten und sahen ihn schlau von der Seite an. „Wir wollen nichts mit solchen Sachen zu tun haben. Seht Euch nach einem andern Vermittler um. Wir kennen Euch zu gut. Wenn Ihr erst die Hörner habt, so werdet Ihr weglaufen und sie nicht wiedergeben." Darauf ging der Hirsch zu einem Hahn. Der hörte ihm zu und lief dann zu den Hunden, um deren Hörner zu borgen. Sodann kämpfte der Hirsch mit den Ziegen, nachher aber verschwand er in den Wäldern und gab die Hörner nicht zurück.

Darum ruft der Hahn bis heute: „Lok kah hwen konko-á", d. h.: Hirsch, gib die Hörner den Hunden wieder. Die Enten aber schnattern: „Hawk-awk-ah-ah-awk!" und schütteln die Köpfe. Das soll heißen: Wir haben gewußt, was der Hirsch tun würde.

China Review 14, 164.

26. Sage der Araber.

In alten Zeiten war das **Stachelschwein** ein Mensch. Er borgte sich einmal von jemand einen Kamm. Als dieser sein Eigentum zurückfordern wollte, leugnete der Mensch den Besitz, und der Eigentümer sprach zu ihm: „So schwöre mir". Er schwor, und da verwandelte ihn Gott in ein Stachelschwein. Die Zähne des Kammes drangen ihm durch die Haut.

Revue des traditions populaires 4, 577.

27. Aus Samoa.

a) Es heißt, die **Ratte** habe einst Flügel gehabt, und die große **Fledermaus** oder der fliegende Fuchs hatte keine. Eines Tages sagte die Fledermaus zur Ratte: „Laß mich deine Flügel ein bißchen probieren, ich möchte einmal sehen, wie das Fliegen ist". Die Ratte lieh ihr die Flügel, und sie flog damit fort und kam niemals damit wieder. Seitdem sagt man zu jemand, der borgt und nicht wiedergibt: Er macht es wie die Fledermaus mit der Ratte.

Turner, Samoa, Lond. 1884, p. 216.

b) Die Ratte begehrte gar sehr die Flügel des fliegenden Hundes. Dieser Häuptling, die Ratte, saß stille und sann auf eine List, wie sie wohl die Flügel des fliegenden Hundes bekommen könnte, weil es schwierig war, indem dieser hoch oben flog, während sie unten auf der Erde herumkroch. Die Ratte schaute nun nach einem Baume mit Früchten aus, die der fliegende Hund liebte. Da sah die Ratte, daß der Hund gar sehr die Früchte des gatae [Erythrina mit schönen roten Blüten] liebte. Einige Tage lang sah die Ratte, wie der fliegende Hund beständig an diesen Früchten hing. Da dachte die Ratte sich folgendes aus: Gut, ich will an den Ort hinaufsteigen, wo der fliegende Hund ist. Da ging die Ratte zum fliegenden

Hund und gelangte hinauf. Und sie rief dem Hund zu; aber der Hund flog fort und hängte sich an den ifi (Inocarpus edulis, Baum mit guten eßbaren Früchten). Dies war ein anderer Baum, dessen Früchte er liebte. Darauf ging auch die Ratte von dannen und stieg auf den ifi, wo der Hund war, und dieser sah, wie die Ratte heraufkam. Darauf flüchtete er, aber die Ratte rief ihm zu: „Lauf doch nicht davon, weil dies nicht dein Baum ist; denn es ist mein Baum; aber warte nur auf mich; lauf nicht davon, laß uns zusammen sprechen." Da antwortete der Hund: „Gut, ich will warten; was ist es dann, was du mit mir besprechen willst?"

Da sprach die Ratte: „Herr, Hund, wie kommt es denn, daß du ohne Recht von meinem Baume issest? Ich esse davon." Der Hund antwortete: „Ratte, ich bitte um Entschuldigung, du hast Recht." Die Ratte antwortete: „Nach einer guten Sache aber steht mein Begehren; ich bin dir deshalb nicht böse, im Gegenteil, ich möchte mit dir Freundschaft schließen, ich will dich, Hund, auch nicht fortjagen, komme nur auf den Baum hier, um zu essen". Da sprach der Hund: „Hund, es ist gut, laß uns Freundschaft schließen."

Da sprach alsbald die Ratte: „Herr, Hund, hast du Angst, wenn du hoch oben fliegst? Denn wenn ich so hinsehe, so kommt es mir sehr hoch vor, wo du fliegst." Es antwortete der Hund: „Herr, Ratte, ich fürchte mich nicht." Ratte: „Ist das wahr?" Hund: „Es ist wahr, ich habe keine Angst." Da sprach die Ratte: „Hund, habe Mitleid mit mir, gib mir deine Flügel, damit ich es lerne und sehe, ob du wahrhaftig bist auch in deiner Freundschaft zu mir." Da antwortete der Hund: „Gut, ich will dir meine Flügel geben, damit du es lernest; damit du siehst, daß es ganz wundervoll da ist, wo ich immer hingehe". Wieder sprach der Hund: „Herr, wenn du aber gehst, gehe ja nicht weit weg." Es antwortete die Ratte: „O, nein, ich will nur auf den Baum fliegen, der dort steht; ich komme dann rasch wieder, um dir deine Flügel zu bringen; iß du derweil nur recht viel, bis du satt bist."

Da griff der Hund nach seinen Flügeln, brachte sie und heftete sie an den Leib der Ratte, und die Ratte sprach zum Hund: „Herr, Hund, bitte erlaube, daß ich dir meine Sachen zur Aufbewahrung übergebe, die mich bei der Bewegung hindern". Darauf gab sie dem Hund den Schwanz und die vier Füße, und der Hund griff danach und setzte die Füße an und setzte auch den Schwanz an seinen Hinterleib.

Wieder sprach der Hund: „Herr, komm nur schnell wieder, daß ich mich nicht verspäte." Und es antwortete die Ratte: „Ich komme rasch, bleibe du nur und iß, bis du satt bist." Da flog alsbald die Ratte davon, während der Hund beständig fraß und nach der Ratte schaute, die stetig sich entfernte und nicht umkehrte. Da weinte der Hund, und also waren seine Worte: „Auē! auē! auē! Die Ratte hat mich angeführt, sie ist mit meinen Flügeln davongegangen."

Dies ist die Geschichte vom Hund, dem die Flügel abhanden kamen, und der nun auf der Erde lebt; so nennt man die Ratte jetzt Flughund, während man den Flughund Ratte nennt. — Davon kommt auch das Sprichwort, das die Sprecher gebrauchen, wenn ein Häuptling von einem andern Häuptling betrogen wird; dann sagen nämlich die andern Häuptlinge: Aber kanntest du denn nicht die Freundschaft des fliegenden Hundes und der Ratte?

Krämer, Samoainseln 1, 359.

28. Sagen der Cherokee.

a) Die Sage von der Schildkröte und dem Truthahn s. o. S. 17.

b) Die **Schildkröte** konnte einst pfeifen. Als sie beständig pfeifend umhergeht und ihre Pfeife den anderen Tieren zeigt, wird das **Rebhuhn** eifersüchtig und

bittet um die Erlaubnis, die Pfeife zu probieren. Die Schildkröte ist mißtrauisch, aber das Rebhuhn meint, sie könnte dabeibleiben, während sie übe. So willigt sie denn ein. Das Rebhuhn läuft zuerst ganz nahe bei der Schildkröte, fragt, wie es klinge, und wird von ihr belobt. Dann läuft es eine Strecke weiter voraus und fragt wieder, wie es ihr gefalle. Zuletzt fliegt es auf einen Baum und läßt der Schildkröte das Nachsehen. So hat diese jetzt keine Pfeife mehr. Deshalb, und weil sie auch den Skalp eingebüßt hat (oben S. 17), schämt sie sich und verkriecht sich, wenn jemand kommt.

Mooney, Cherokee Myths 289. — Bei Santa-Anna Nery, Folklore brésilien p. 195 borgt das **Krokodil** von der Schildkröte deren Pfeife („dont il jouait en provoquant l'admiration de tous les animaux") und gibt sie nicht wieder. Die Schildkröte gewinnt sie aber durch List zurück.

29. Aus Frankreich.

a) Der **Kuckuck** ist ein Vogel, dem nicht zu trauen ist. Er hat sich Getreide geborgt und es niemals zurückgegeben. Sowie die Ernte herankommt und er die Sicheln schleifen hört, macht er sich davon, um neuem Drängen zu entgehen. Auch fürchtet er, von den Schnittern gezüchtigt zu werden.

Revue des trad. pop. 3, 262, Nr. 26.

b) Der Kuckuck hatte nichts mehr zu essen und wurde dadurch so mager, wie er noch jetzt ist. Da mußte er sich Getreide borgen, und das schuldet er noch heute. Darum sieht man den Kuckuck im August nicht mehr, er fliegt fort.

(Franche-Comté und Nivernais.) Revue des trad. pop. 14, 506 (= Ons Volksleven 11, 187) und Sébillot, Folklore de France 3, 164.

c) Der Kuckuck hatte kein Getreide mehr und lieh sich etwas von der Turteltaube, er versprach es bei der Ernte wiederzugeben, aber nach der Ernte ging er fort, ohne sein Versprechen zu halten.

A lou proumieira javela
Lou coucou quita la terra.

Sébillot, Folklore 3, 164. M. M. Gorse, Au baspays de Limosin, 235. Vgl. auch das Kapitel: Lebensgewohnheiten.

E. Borgen für ein Fest.

30. Märchen der Toradjas (Zentral-Celebes).

Der **Jahrvogel** borgt von der grünen Taube deren weiße Halskette, um sie bei einer Festlichkeit zu tragen, und behält sie dann für sich. Und daher kommt es, daß er bis zum heutigen Tage eine weiße Halskette trägt und daß andererseits die Taube nimmermehr nachläßt zu weinen. Auch stammt daher die Redensart, wenn man etwas ausleiht: Es sei nicht wie das Leihen des Jahrvogels!

T. J. Bezemer, Volksdichtung aus Indonesien, S. 355.

31. Aus Indien.

a) Der **Pfau**, der einst ein Vogel mit dunklem Gefieder war, borgte den glänzenden Rock der **Prachtdrossel** (pitta coronata), um zu einer Hochzeit zu gehen, und gab es nicht wieder. Nun ruft die Pitta durch den Dschungel „ayittam, ayittam", mein Kleid, mein Kleid.

Folklore Journal 5, 354 (Ceylon). Vgl. Nr. 20.

b) Das **Rebhuhn** und der **Pfau** wetteiferten einst im Tanzen, und als die Reihe an das Rebhuhn kam, borgte es sich die schönen Füße des Pfauen, die es aber bis jetzt noch nicht zurückgegeben hat.

Crooke, Pop. Rel. and Folklore of N. India 2, 251.

c) Es wurde einmal eine große Hochzeit gefeiert in der Vogelwelt, und es wurde eine allgemeine Einladung erlassen. Da aber nicht alle gefiederten Gäste schön waren, baten die häßlichen andere, doch einigen Schmuck mit ihnen zu tauschen. Es wurden Einwände gemacht gegen solche falsche und erborgte Eitelkeit, aber die dringenden Bitten siegten, und der **Eichelhäher** und der **Papagei** tauschten die Füße, während der **Pfau** seinen schönen Schnabel und seine Füße dem **Flamingo** gab unter der Bedingung, daß sie ihm danach gleich wiedergegeben würden. Als die Hochzeitsfestlichkeit vorüber war, verlangten der Papagei und der Pfau ihren Schmuck zurück, aber Häher und Flamingo sagten: „Wenn wir sie jetzt wiedergeben, sieht man, daß es alles falscher Schein war". So wurde nichts wieder gegeben, und daher sind nun die Füße des Papageien schwer und häßlich, während die des Hähers schön und elastisch sind, und dasselbe findet sich beim Pfau und Flamingo. Aber das gebrochene Versprechen brach ihre Freundschaft.

Indian Antiquary 31, 327 (Sage der Talings und Telegus).

d) Der **Pfau** liebte einst des Schwanenkönigs Tochter, und als er um sie warb, borgte er sich des pitta oder avichchiya herrlichen Schwanz. Er gewann sie, wollte aber die Federn dem Eigentümer nicht wieder geben. Dieser schreit nun immer „avichchi mavichchi" (ich werde klagen, wenn er (Maitri Buddha) kommt). Die Pfauhenne ist zornig über die Täuschung ihres Mannes und hackt ihren (so!) Schwanz während der Paarungszeit.

Indian Antiquary 33, 231.

32. Aus Malta.

Der **Pfau** hatte einst Füße mit hübschen Klauen; die paßten zu seinem ganzen Äußeren, aber sie hatten einen Fehler: sie klapperten, und der Pfau ärgerte sich oft, da er nie leise auftreten konnte. Da veranstalteten die Tiere einmal ein Fest, um zu sehen, wer von ihnen das vollkommenste Geschöpf wäre. Auch den Pfau hatte man dazu geladen, aber er schämte sich, daß die klappernden Füße seine sonst so untadelige Erscheinung beeinträchtigten, und wollte nicht hingehen. Der **Hahn** war gleichfalls unzufrieden, denn er hatte damals noch kein so buntes Gewand wie heutzutage, und so kam es, daß er den Pfau aufsuchte, um sich ein paar Federn zu borgen. Der Pfau hatte zwar anfangs keine Lust, von seinem Putz etwas zu opfern, aber schließlich sagte er: 'Ja, ich kann dir ein paar Federn geben, nur mußt du dich mit solchen begnügen, die am Hinterteil sitzen; die verbergen doch bloß meine Schönheit; und außerdem mußt du mir deine ritterlichen Füße leihen. Ich will zeigen, wie schön sie sich ausnehmen, wenn sie einen schmucken Körper tragen.' Der Hahn sagte zu, und der Pfau wollte gleich zugreifen und sich die Füße anlegen. Aber der Hahn sagte: 'Zieh nur erst deine Klauen aus, damit der Sporn richtig sitzt.' Der Pfau tat es und zupfte dann so viel Federn aus, daß das Hinterteil bloßgelegt wurde. Der Hahn aber steckte sie sich an und war gar stolz, wie gut ihn der Federbusch kleidete. Als nun der Pfau ihm die Sporen abverlangte, lachte der Hahn ihn innerlich aus, laut aber sagte er: 'Natürlich kriegst du sie; nur muß ich erst heimgehen, um sie abzulegen. So im Freien geht das nicht!' Also gingen sie zusammen in des Hahnes Behausung,

und dort gab der Hahn dem Pfau ein paar Füße: sein Vater war mauserig gewesen, und die Füße waren etwas grindig, doch hatten sie schöne Sporen. Eilig zog der Pfau sie an und ging voller Stolz von dannen. Plötzlich aber kam ein kalter Wind auf, und an der Stelle, die durch das Federzupfen kahl geworden war, spürte er empfindlich frischen Luftzug. Da sah er seine Torheit ein und ging gesenkten Hauptes in die Versammlung der Tiere. Kaum hatten sie bemerkt, wie er hinten so kahl war, da lachten sie ihn aus, und als er sich selbst von seinem Aussehen überzeugen wollte und mit den gespornten Füßen hinaufschlug, traf ihn ein neues Unglück: die Sporen waren nur lose befestigt gewesen, und so fielen sie ab. Der Pfau wurde des Betruges angeklagt und mußte die Versammlung verlassen. Wütend suchte er den Hahn auf und verlangte seine Federn zurück. Aber dieser blähte sich auf und behauptete, der schöne Busch habe ihm von jeher gehört. Und als der Pfau seine abgelegten Klauen forderte, spottete er: 'Gib nur fein acht! Sicher trittst du mal darauf, und dann wachsen sie dir an!' Da ging der Pfau heim und war tief gekränkt.

Heute noch hat er seine Schmach nicht vergessen. Wenn er sich stolz aufbläht und die schillernde Federung entfaltet, so braucht man ihm nur auf die Füße zu sehen, um ihn ärgerlich zu machen. Auch wenn er sich unbeobachtet glaubt, kann er toll werden vor Wut, wenn er an seine Füße denkt und sieht, daß die Klauen noch immer nicht angewachsen sind. Der Hahn hat sie nämlich aus Bosheit weitergegeben, und ein anderes Tier trägt sie bis auf den heutigen Tag.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

33. Sage der Wadschagga (in Madschame, am Kilimandscharo).

Das **Eichhörnchen** ging zum **Frosch** und sprach zu ihm: „Ich möchte gern zu Tanze gehen und habe doch keinen Tanzschweif. Borge mir deinen schönen Schwanz, daß ich damit tanze. Ich bringe dir ihn auch bald wieder.“ Der Frosch gab ihm seinen Schwanz. Das Eichhörnchen kletterte damit geschwind auf einen Baum und sang zum Frosch herunter: „Sieh diesen schönen Schwanz! So komm und hol ihn doch!“ Der Frosch sprang und sprang, aber er vermochte es nicht, am Baume emporzuklettern. So wurde der Frosch vom Eichhörnchen betrogen und verlor seinen Schwanz.

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile, hg. von A. von Lewinski. Kleine Serie Nr. 3. Neun Dschagga-Märchen erzählt von den Missionaren Gutmann und Fokken (Leipzig 1905), S. 16.

34. Aus Kamerun.

Der häßliche Vogel Kang erhält eine Hochzeitseinladung. Er beredet den Überbringer, daß er seinen Nachbar, den bildschönen Munga, nicht auch einlade, da er krank sei. Dann sucht er diesen selbst auf und lügt ihm vor, seine Neider hätten ihn für krank ausgegeben und bewirkt, daß er übergangen worden sei; denn sie fürchteten, hinter seiner Schönheit zurückstehen zu müssen. Hierauf macht er den Vorschlag: Du leihst mir dein Kleid; darin gehe ich statt deiner zur Hochzeit und enttäusche die Erwartung deiner Feinde; inzwischen ziehst du mein Kleid an. Das geschieht. Kang kehrt aber nicht wieder zu Munga zurück, und seitdem ruft ihn dieser in klagendem Tone: N-Kang! N-Kang!

E. Meinhof, Märchen aus Kamerun 2. A., S. 21.

35. Mongolische Sage.

Ein Lhama, der sich auf Zauberei verstand, wollte alle Häuptlinge der Erde unterwerfen und selbst der alleinige Häuptling werden. Dazu machte er ein Tier,

das Menschen töten konnte. Dies war das **Kamel**, das damals die Hörner des Hirsches hatte. Es tötete die Menschen mit den Hörnern und biß sie mit den Zähnen. So vernichtete es viele Völker, bis ein Häuptling, der ein hoher buddhistischer Priester war, einen hölzernen Stock in seine Nase tat, ihm einen Zügel umtat und es unterwarf. Er nannte das wilde Tier Kamel. „Trage jetzt Argal" (aus Dung gemachte Feuerung) sagte er. So trug das Kamel Feuerung, und der Mensch führte es zur Tränke an der Nase.

Einmal, als das Kamel auf der Weide war, kam der **Edelhirsch** (cervus elaphus) zu ihm. Dieser hatte damals nur Hörner, wie das Renntier (cervus tarandus). Er sagte: „Gib mir deine Hörner, heute ist die Hochzeit des Löwen und des Tigers. Morgen, wenn du zur Tränke kommst, will ich sie dir wiedergeben." Das Kamel gab seine Hörner. Am anderen Morgen, als es zur Tränke kam, war aber kein Hirsch da, und das Kamel ging ohne Hörner wieder fort, denn der Hirsch hatte es getäuscht. Darum sieht sich das Kamel jetzt beim Wassertrinken nach rechts und links um und hebt den Kopf in die Höhe — es will sehen, wo der Hirsch ist. Der Hirsch aber wirft jedes Jahr sein Geweih ab, weil es ihm nicht gehört.

Folklore Journal 4, 28.

36. Erweiterung durch das Motiv des Wettlaufs zeigt folgende Sage aus Annam.

Ehemals hatte der Büffel zwei Reihen Zähne und das Pferd gar keine. Eines Tages begegnete der Büffel, als er von einem Feste heimkehrte, dem Pferde. Dieses bat ihn, er möchte ihm seine obere Kinnlade leihen, damit es auch zum Feste gehen könne. Der Büffel willigte ein, doch bei der Rückkehr wollte das Pferd ihm die Kinnlade nicht wiedergeben. Es sprach: „Wir wollen wettlaufen. Wenn du mich einholst, erhältst du deine Kinnlade zurück". Der Büffel konnte es nicht einholen, und seitdem hat er im Oberkiefer keine Zähne.

Landes, contes annamites S. 202.

37. Aus Frankreich.

a) Es waren einmal eine **Nachtigall** und eine **Blindschleiche**, die hatten jede nur ein Auge und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tags aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „Ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und möchte nicht gern so mit einem Auge hingehen. Sei doch so gut und leih mir deines dazu, ich bring dir's morgen wieder." Und die Blindschleiche tat es aus Gefälligkeit. Aber den anderen Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr so wohl, daß sie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten sehen konnte, daß sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Auge nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur", sagte die Nachtigall, „und such einmal!

Ich bau' mein Nest auf jene Linden,
So hoch, so hoch, so hoch, so hoch,
Da magst du's nimmer wiederfinden!"

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinkommt, da wohnt unten

im Busch eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feinde zu bohren oder sie auszusaufen.

Aus der Sologne (Dep. Loir-Cher). Mémoires de l'Académie celtique 2, 204 (Paris 1808). Frei übersetzt in der 1. Ausg. der KHM. der Brüder Grimm (1812), S. 20f., Nr. 6. Die französischen Reime ahmen den Ton der Nachtigall glücklicher nach:

je ferai mon nid si haut, si haut, si bas,
que tu ne le trouveras pas!

Eine übereinstimmende Parallele aus Berri steht in denselben Mémoires, t. 4, p. 100ff. Vgl. Reinhold Köhler, Kl. Schr. 1, 75. Vgl. auch Rolland, faune pop. 3, 21 (Côte d'or), Revue des langues romanes 4, 318 (Languedoc), Desaivre, Croyances, présages etc. p. 26 (Echiré). Sébillot, Folklore de France 3, 162f.

b) Die Blindschleiche hatte einst ausgezeichnete Augen. Die Nachtigall, die damals blind war, borgte sie von ihr, um zur Hochzeit einer Fee zu gehen. Hinterher aber wollte sie sie ihr nicht zurückgeben. Seitdem singt die Nachtigall Tag und Nacht, um den Kummer ihres allzu vertrauensseligen Freundes zu lindern.

Laisnel de la Salle, Le Berry 2, 294. Vgl. Croyances et légendes du Centre de la France (1875) 2, 245.

c) Die Blindschleiche lieh der Nachtigall ihre Augen; diese versprach, sie ihr wiederzugeben, wenn die Brombeerblätter abfielen. Da diese aber im Herbst nicht abfallen, so ist die Blindschleiche blind geblieben.

Rolland, Faune pop. 2, 22. (Aus Bourbonnais.)

d) Die Nachtigall stiehlt das Auge, um damit zur Hochzeit des Zaunkönigs zu gehen, und die Blindschleiche sagt: „Wenn du schläfst, nehme ich es dir wieder weg". „Aber ich werde nicht schlafen," antwortet die Nachtigall, und seitdem singt sie Tag und Nacht, aus Furcht, daß sie einschlafen könnte.

Rolland, Faune pop. 2, 270. (Aus Loiret.)

e) Früher hatte die Nachtigall nur ein Auge, und die Blindschleiche hatte zwei Augen. Nun wurde aber die Nachtigall einmal zu einer Hochzeit eingeladen und wollte dort nicht gerne so erscheinen. Sie ging daher zur Blindschleiche und sagte zu ihr: „Lieber Freund, willst du mir nicht eins deiner Augen leihen, damit ich auf der Hochzeit, zu der ich eingeladen bin, gut aussehe?" — „Wirst du es mir auch wieder geben?" — „Sobald ich zurückkehre, das schwöre ich dir." — Die Nachtigall erregte große Bewunderung auf der Hochzeit, man beglückwünschte sie zu ihren schönen Augen, und sie wurde dabei so stolz, daß sie sich weigerte, sie der Blindschleiche zurückzugeben. Die Blindschleiche sagte zu ihr: „Du beträgst dich wie ein Gauner, aber ich werde mich rächen, früher oder später, am Tage oder in der Nacht, wenn du schläfst". „Nun gut", sagte die Nachtigall, „so werde ich nie schlafen", und sie hielt Wort. Aber einmal schlief sie doch des Nachts ein vor Müdigkeit, mitten in einem Weinstock, und die Ranken der jungen Pflanze schlangen sich um ihren Hals; sie erwachte, glaubte, daß die Blindschleiche sie überrascht habe, und befreite sich nicht ohne Mühe. Bei Tagesanbruch sah sie ihren Irrtum und beruhigte sich, aber seitdem schläft sie nicht mehr, und um sich wach zu halten, singt sie:

La vigne pouss', pouss', pouss', je ne dors ni nuit ni jour.
Der Weinstock treibt, treibt, treibt, ich schlafe bei Tag und Nacht nicht.

Revue des trad. pop. 1, 177. (Aus Nivernais.) Der Schluß — die Verwicklung in den Weinstock — beruht auf Kontamination. Vgl. Kap. „Tierstimmen".

f) Gleich der vorigen Variante, doch ohne die Weinstockgeschichte; auch tritt die **Elster** statt der Nachtigall auf. Zuletzt heißt es:

„Seit jenem Tage sinnt die arme Blindschleiche auf Rache. Sie verbringt ihr Leben am Fuße der Bäume und Mauern und versucht, den Gesang der Vögel zur Zeit des Nistens zu hören. Und da das Gehör nicht durch das Gesicht unterstützt wird, klettert sie blindlings um die Bäume herum und frißt ohne Unterschied die Eier aller Vögel, in der Hoffnung, das Geschlecht ihrer Feindin zu zerstören."

La Tradition 4, 250 (Aus der Beauce).

38. Varianten aus Deutschland (Mecklenburg).

a) Die Nachtigall kommt zur Blindschleiche: „Nawersch, leihn mi dien Og'; ik bün to Gevatter bäden un kann doch mit mien een Og' nich hengahn." Sie erhält es und bringt es nicht wieder.

b) De **Duw'** hett to Hochtiet wullt; dee hett man een Og' hatt un de Hartworm (Blindschleiche) ok. Dor hett se den Hartworm bäden, he süll ehr sien Og' to dohn, se wull em dat ok wedder gäben; se hett dat œwer behollen.

c) De Hartworm hett sien Ogen utleihnt an den **Adeboor** (Storch). Dee is früher nich so scharpsichtig wäst; he hett de Poggen nich ornlich sehn künnt. Wenn dat Loof von de Bööm fööl, denn süll he se wedder hebben. Dat geschüht jo nich, un so hett de Hartworm sien Ogen nich wedder krägen.

d) De Hartworm hett sien Ogen utleihnt an de **Snaak**, dee hett früher keen Ogen hatt. Wenn de Dann ehr Loof afföllt, denn sall he sien Ogen wedder hebben.

Wossidlo, Volkst. Überl. aus Mecklenburg 2, 350.

Die westfälische Erzählung bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 283 und die mecklenburgische bei H. F. W. Raabe, Allgem. plattd. Volksbuch 1854, S. 234 sind aus Grimm KHM. Nr. 6 der ersten Ausgabe in die Mundart übersetzt. Vgl. R. Köhler, Kl. Sch. 1, 73.

39. Parallele aus England.

Shakespeare, Romeo and Julia Act III, Sc. 5:

'Some say the lark and loathed toad changed eyes'.

Da die **Lerche** häßliche und die **Kröte** sehr glänzende Augen hat, entstand jene Sage, auf die Shakespeare anspielt.

Vgl. Swainson, British Birds p. 94.

40. Rutenische Sage aus dem Sniatyner Bezirk (Podolien).

Lang, lang ist es her, da hatte die **Nachtigall** nur einen Kopf und keinen Rumpf. So ging sie einst zur Kirmes und konnte doch nicht essen, weil ihr der Rumpf fehlte. In dieser Notlage traf sie die Gevatterin **Zecke** und sagte zu ihr: „Leihe mir deinen Rumpf. Nach der Rückkehr von der Kirmes will ich ihn dir wiedergeben." Die Zecke tat ihr den Gefallen. Als sie nun zurückkehrte, wartete sie schon am Wege, um den Rumpf an sich zu nehmen. Die Nachtigall aber war wohl darauf bedacht, ihr nicht zu begegnen: der Rumpf hatte ihr gar zu gut behagt. Da wartete nun die Zecke und wartete. Endlich machte sie sich auf zur Wohnung der Nachtigall und bat: „He, Gevatterin Nachtigall, gib mir meinen Rumpf zurück." Die Nachtigall aber schrie: „Wenn du die Gewalt hast, so nimm ihn dir. Freiwillig gebe ich ihn dir nicht." Da erwiderte die Zecke: „Warte, du schlauer Vogel! Ich komme bei Nacht und stehle ihn dir!" — „Oho!" sprach die Nachtigall, „so will ich den Rumpf mit Fädchen an einen Zweig heften und den Kopf herabhängen lassen; dann kannst du den Rumpf nicht abreißen, und ich fange

zu schreien an und hetze die Hunde auf dich.“ In der Nacht kam die Zecke und wollte den Rumpf abreißen. Die Nachtigall wachte auf, erschrak und fing an zu schreien: „Gevatterin Zecke! Gevatterin Zecke! Schlagt sie, fangt sie“ usw. (Rutenische Stimmennachahmung.) Seit der Zeit schläft die Nachtigall nicht mehr in der Nacht, die arme Zecke aber geht ohne Rumpf herum.

Lud IX, 3 (1903), S. 289—92 (gekürzt).

41. Aus Rumänien.

a) Wenn der **Holzbock** (Ixodes ricinus) ein Tier beißt, so saugt er, bis sein Leib anschwillt. Denn er hat keinen After. Einst hatte er einen, die **Nachtigall** aber hatte keinen. Diese ärgerte sich, weil sie bei den Mahlzeiten bei ihrer Pate deshalb nicht viel essen konnte. Daher borgte sie sich einmal den After des Holzbocks. Als sie aber sah, wie schön es mit einem After ist, gab sie den geborgten nicht zurück, und so blieb der Holzbock ohne After.

Archiva din Jași 8 (1897), 249.

b) Die **Bachstelze** hatte früher keinen Schwanz. Als sie nun einmal zur Hochzeit der Lerche eingeladen war, bat sie den **Zaunkönig**, ihr den seinigen auf ein paar Tage zu leihen. Der Zaunkönig, der damals noch — so klein er war — einen sehr langen Schwanz hatte, lieh ihn seinem Freunde. Als er ihn wiederhaben wollte, tat die Bachstelze, als ob sie taub wäre. Seitdem hat der Zaunkönig keinen Schwanz mehr, die Bachstelze aber wippt mit dem erborgten immerfort hin und her, um sich zu vergewissern, daß sie ihn nicht verloren hat.

Revue des trad. pop. 8, 595 = Marianu, Ornitologia 1, 329.

c) Ursprünglich hatte nicht der **Wiedehopf**, sondern der **Kuckuck** den schönen Federschopf auf dem Kopfe. Als aber der Wiedehopf zur Hochzeit der Lerche ging, borgte er sich vom Kuckuck den Schopf und erregte so auf der Hochzeit durch seine Schönheit allgemeines Aufsehen. Auch er selbst gefiel sich in dem Schmuck so, daß er ihn behielt und dem Kuckuck nicht zurückgab. Dieser aber berief eine Vogelversammlung, in der unter dem Vorsitz der Lerche über die Schopfangelegenheit beraten werden sollte. Aber hier sprach die Lerche dem Wiedehopf den Kopfschmuck zu, wohl deshalb, weil er durch seine Tracht ihre Hochzeit so verschönt hatte.

Marianu, Ornitologia 2, 168.

42. Aus Böhmen.

Der **Wiedehopf** borgt sich für eine Hochzeit die Krone des **Kuckucks** und gibt sie nicht wieder. Seit dieser Zeit hat der Wiedehopf eine Krone auf dem Kopfe, der Kuckuck aber hat keine, und deshalb schreit er: Kluku, Kluku, d. h. Bube, Bube! und meint damit den Wiedehopf; der Wiedehopf aber fertigt ihn bloß mit den Worten ab: jdu, jdu — ich komme schon!

Grohmann, Aberglaube und Gebr. aus Böhmen Nr. 471 und Sagen S. 245 = Krolmus, Staročesk. pověst. 1, 501. Vgl. Revue des trad. pop. 9, 626f.

Das Märchen knüpft wohl an Abstemius, Fab. 45 (bei Nevelet, Mythologia Aesopica S. 553) an, wo der Wiedehopf auf des Adlers Hochzeit erscheint; der Adler läßt sich durch den Prunk der Krone und die schönen Federn des Wiedehopfs verleiten, ihn obenan zu setzen, worüber die andern Vögel murren.

Bearbeitet von Burkh. Waldis 2, 76 = Kirchhof, Wendunmuth 7, 60 mit Anm. von Österley. Vielleicht verband sich damit die Fabel von der Krähe, die sich mit

fremden Federn schmückt (Aesop Nr. 200 Halm). Die Bachstelze auf des Adlers Hochzeit s. unten: Gabenverteilung I, 1.

Nach Wossidlo, Volkst. Überl. aus Mecklenb. 2, Nr. 289 hat der Wiedehopf die Krone, die ursprünglich der Schildkröte gehört hat. Diese war einst ein König mit Krone und Panzer. Man hat ihm aber die Krone gestohlen und nur den Panzer gelassen. Die gestohlene Krone trägt jetzt der Wiedehopf, der es jedem mitteilt, daß er die Krone auf dem Kopf hat. Deshalb ruft er seitdem: „Up, up, up!"

43. Aus Finnland (Südkarelen).

Der **Eichelhäher** wollte einstmals auf eine Hochzeit gehen. Aber weil er ein so schlechtes Gewand hatte, so bat er den **Kuckuck** um ein schöneres Kleid und versprach, es wiederzubringen. Er hielt indes nicht Wort und brachte es nicht. Seitdem gibt der Eichelhäher keinen Laut von sich, solange der Kuckuck in der Nähe ist. Auch hat der Eichelhäher viel schönere Federn als der betrogene Kuckuck, der sich sein Lebtag mit einem häßlichen Kleid begnügen muß.

Freundliche Mitteilung von Herrn Prof. Kaarle Krohn.

F. Gewaltsamer Wechsel.

44. Aus Ostafrika (Suahelimärchen).

Hase und **Wiesel** beschließen zusammenzuziehen und die Beute, die sie fangen, zu teilen. Sie rauben ein Perlhuhn und dessen Eier, und während der Hase schläft, übernimmt das Wiesel das Braten. Es frißt dann aber alles auf, versteckt die Eierschalen und legt die Füße und Federn des Perlhuhns ins Feuer. Dem Hasen erzählt es, der Schlaf habe es überfallen, und währenddem sei das Huhn verbrannt. Der Betrogene rächt sich, indem er das Wiesel, als es sich einmal recht satt zum Schlafen hingelegt hat, in Bananenblätter bindet und durchprügelt, worauf er sich sehr betrübt stellt. Eines Tages lädt das Wiesel den Hasen zu einem Tanzfest ein, nimmt eine Flöte und singt: „Ich habe das ganze Perlhuhn aufgegessen, tü, tü, tü!" Der Hase nimmt die große Trommel und singt: „Ich habe dich in Bananenblätter gebunden und geklopft, bum, bum, bum!" Als das Wiesel diese Worte des Trommelliedes hörte, wurde es sehr böse und ergriff einen Stock, und sie prügelten sich sehr, bis der Hase die Ohren des Wiesels mitnahm, und die Ohren des Hasen nahm das Wiesel. Darum hat der Hase so lange Ohren. Denn zuerst hatte das Wiesel die langen Ohren, und der Hase hatte kurze.

Büttner, Lieder und Geschichten der Suaheli S. 98. Zu dem Motiv des Trommelliedes vgl. das Märchen des For-Stammes (Inner-Afrika): Zschr. f. vgl. Littgesch. 1, 311.

Diese Sagen sind sämtlich so beschaffen, daß sich die Übereinstimmung ihres Inhaltes ohne Annahme von Motivwanderungen durchaus leicht und ungezwungen erklärt. Der Grundgedanke ist so alltäglich und die Handlung so einfach, daß bei jedem Volke, welches denken und erzählen kann, eine solche Sage möglich ist. Dazu kommt, wie schon oben bemerkt ist, die überall gleichgeartete Anregung, die die Volksphantasie, sofern sie in innigem Verkehr mit der Natur steht, von dieser empfängt. Man darf also wohl im allgemeinen behaupten, daß solcherlei Parallelen auf unabhängiger Analogie beruhen.

Andererseits ist es teils sicher, teils möglich, daß in einzelnen Fällen auch Wanderung erfolgt ist. So lassen sich bei Nr. 15ff. und 37f. Ausbreitungsgebiete erkennen, die zwar landschaftlich ziemlich eng umgrenzt sind, die aber doch zeigen, wie die Stofforschung auf Schritt und Tritt mit Wanderungen rechnen muß. Auch Nr. 6 und 7 sind gewandert, wahrscheinlich auch Nr. 31 und 32.

Sehr merkwürdig ist die Übereinstimmung der ungarischen Sage Nr. 9 mit den asiatischen Nr. 8 und 36. Sie erklärt sich leicht, wenn man annimmt, daß Zigeuner diesen Stoff (wie so manchen andern) nach Ungarn übertrugen. Die Ähnlichkeit eines amerikanischen Negermärchens mit der ungarischen Sage Nr. 18 beruht wohl auf europäischer Vermittlung.

Zweifelhaft könnte es scheinen, ob nicht alle Nummern 30—43 auf Wanderung hinweisen, da sie Übereinstimmung von zwei Motiven enthalten, des Borgens und des Borgezwecks: Beteiligung an einer Festlichkeit. Aber wenn einmal eine solche Borggeschichte erdacht wurde, so lag wahrlich nichts näher, als den Anlaß zum Borgen hinzuzufügen. Und als solcher bot sich zuallererst ein Fest, und namentlich ein seltenes Fest, zu dem man besonderen Schmuckes bedarf — also eine Hochzeit. Im übrigen sind die meisten der vorstehenden Sagen, so große Ähnlichkeit sie auch im allgemeinen verbinden mag, gleichwohl durch vielfache Abwechslung im einzelnen unterschieden. Auch dieser Umstand deutet auf selbständige Entstehung hin.

5. Kapitel.

Wettende Tiere.

Die Fähigkeit der Tiersage, Vorgänge des Menschenlebens auf das Tierleben zu übertragen, zeigt sich gern auch in Wettgeschichten. In ihnen bietet sich eine willkommene Gelegenheit dar, die in der Tierwelt vorhandenen Gegensätze durch das Beispiel eines Siegers und eines Besiegten anschaulich zu machen. Auch hat die auf den Ausgang gerichtete Spannung und die Parteinahme für den Sieger einen eigenen künstlerischen Reiz. Die erste Ursache ihres Entstehens liegt aber in einer äußeren Einrichtung, die sie widerspiegeln. Nansen erzählt, daß die heimischen Eskimos in Grönland eine eigentümliche Justiz hatten, die in einer Art Duell bestand. Der Eskimo forderte seinen Gegner zu einem Singstreit oder Trommeltanz heraus. Beide stellten sich in einem Kreise von Zuschauern einander gegenüber und sangen nun abwechselnd, auf ein Tamburin oder eine Trommel schlagend, Spottlieder aufeinander. Wer die Zuhörer am meisten lachen machte, blieb Sieger. Auf diese Weise wurde auch über schwere Verbrechen wie Mord abgeurteilt. Wie beschämend eine Niederlage war, geht daraus hervor, daß einzelne ihretwegen auswandern mußten (Eskimoleben, S. 155). Da haben wir

also einen Wettkampf, der genau so ernsthaft gehandhabt wird wie die Wetten unserer Sagen, bei denen es sich zum Teil um hohen Gewinn oder schwere Folgen handelt. Bekannt ist die rechtliche Bedeutung des Wettlaufs. Je mehr sich nun die Tiersagen als Abbild menschlicher Verhältnisse darstellen, um so häufiger finden sich Wettgeschichten. Außer den Gefräßigkeitsproben (unten Kap. 8), dem Wettfluge und Wettschwimmen (s. Bd. IV), sowie dem weltweit bekannten Wettlauf zwischen dem Hasen und der Schildkröte oder dem Igel (s. Bd. IV, 'Äsopische Fabeln', und meine Beiträge zur vgl. Sagen- u. Märchenforschung, Progr. d. Thomasschule 1908) gibt es noch allerlei andere Wetten, teils mit, teils ohne Naturdeutung, die von der großen Beliebtheit dieses dankbaren und leicht wandelbaren Stoffes Zeugnis ablegen. Ich führe zunächst einige Beispiele ohne Naturdeutung an.

1. Sage der Walla-walla (Indianer im Norden von Nordamerika).

Der Wolf erfuhr vom Columbia (Fluß?), daß eine große Medizin-Heuschrecke (d. h. eine mit Zauberkraft begabte Heuschrecke) das Land verheere, welches unter seinem Schutze stand, und er brach auf, um sich mit diesem Zauberer zu messen. Als sich die beiden Manitus begegneten, war ein jeder voll Furcht vor der Stärke der Medizin des Gegners, und so begannen beide sich Artigkeiten zu sagen und dann durch Erzählung der von ihnen verrichteten Wundertaten Schrecken einzuflößen. Die Heuschrecke machte endlich den Vorschlag, man könne ja messen, wer von ihnen beiden am meisten Geschöpfe verschlungen habe, da ihre Haare ja noch unverdaut in ihren Magen liegen müßten. So begannen denn beide Manitus die Haare der verschlungenen Geschöpfe wieder zu erbrechen. Der Wolf aber merkte, daß die Heuschrecke aus Eifer und Anstrengung vor jeder Entleerung die Augen zukniff, und diese Momente benutzte er, um die Resultate dieser Anstrengungen auf seine Seite zu streichen. Als die Heuschrecke den Haufen des Wolfes so anschwellen sah, gab sie den Wettkampf auf und schlug dem Wolf vor, als Zeichen der Freundschaft die Hemden zu wechseln. Der Wolf schlug sich nur auf die Brust, und augenblicklich lag das Hemd zu seinen Füßen; die Heuschrecke, der von solchen Künsten bang und bänger wurde, mußte aber den altmodischen Weg betreten und sich das Hemd über den Kopf ziehen. Als nun Kopf und Arme von dem Hemd verhüllt und verwickelt waren, erschlug der Wolf seinen Gegner.

Ausland 1859, 869. Dies Motiv ist in Nord- und Südamerika verbreitet. Vgl. Ehrenreich, Mythen und Legenden, S. 75; von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens S. 384.

2. Aus Ceylon.

Die Krähe und der Drongo (kaputu bệnâ) waren Onkel und Neffe, und sie wetteten, wer mit einem Gewicht belastet am höchsten fliegen könne. Der Gewinnende sollte dem Verlierenden auf den Kopf schlagen. Die Krähe wählte Baumwolle und ihr Neffe einen Sack Salz, da er sah, daß die Wolken regenschwer waren. Beim Fluge aufwärts kam ein Regenguß, machte die Last der Krähe schwerer und hemmte ihren Flug, aber die Last des anderen verminderte er, daß er den Sieg gewann.

Indian Antiquary 33, 230.

3. Aus Sumatra.

Der Bär begegnet an einem Felsabhange einem Gumpokkäfer und will ihn auf-

fressen. Der Käfer schlägt aber eine Wette vor. „Wir wollen uns diesen Abhang hinunterrollen. Wenn du unten ankommst, dann friß mich nur auf, kommst du nicht hin, dann darfst du mich auch nicht fressen.“ „Soll das gelten, dann roll du dich nur zuerst hinunter.“ — Der Käfer tut es, der Bär rollt ihm nach und weiter bis an den Rand des Flusses, wo er seinen Kopf an einen Stein stößt und stirbt. Da ruft der Gumpok alle seine Kameraden zusammen, und sie fressen den Bär auf.

Globus 14, S. 32. Aus August Schreiber (und H. N. van der Tuuk): Kurzer Abriß einer Battaschen Formenlehre im Toba-Dialekte [Sumatra]. Gedr. zu Barmen, Missionshaus.

4. Aus Polen.

Ameisen wetteten mit dem Klee, daß sie einen Bauer mit dem Pfluge und vier Ochsen aufhalten würden, was der Klee nicht vermöge. Wirklich fuhr der Bauer durch das Kleefeld. Die Ameisen aber trugen hohe Haufen zusammen und hielten den Bauer mit dem ganzen Gespann auf.

S. Ciszewski, Krakowiacy 1, S. 324, Nr. 277.

Die Ameise, von deren Kraft bereits oben (S. 47) in einer bulgarischen Sage die Rede war, spielt auch in vier mit Naturdeutung versehenen Wettgeschichten die Rolle des Siegers. Es scheint sich hier um einen Wanderstoff zu handeln, der vielleicht ein sehr hohes Alter hat und aus dem Osten stammt. Wenigstens soll es nach Gubernatis, Die Tiere in der indogerm. Myth.[2] S. 375, eine indische Fabel geben, daß die Ameise die Eidechse (oder Heuschrecke) im Wettlauf besiegte.

Die vier Wettgeschichten sind folgende:

5. Aus Finnland.

a) Einst hatten der **Rabe** und die **Ameise** eine Wette gemacht: wer von beiden die Kraft hätte, ein Stück Blei bis zum Wipfel einer Tanne hinauf zu bringen, der solle die Eier des andern fressen dürfen. Der Rabe zog daran so, daß er schwarz wurde, aber er brachte es nicht vom Fleck. Die Ameise zog so, daß sie sich ganz lang streckte, und sie brachte ihr Stückchen Blei bis in den Wipfel der Tanne.

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn in Helsingfors.

b) Die Ameise rühmte sich ihrer Kraft vor dem Bären und sagte, sie sei stärker als der **Bär.** Und die Ameise hob wirklich ein größeres Ding auf als der Bär, denn keines ist so stark wie die Ameise. Darüber ergrimmte der Bär und fraß die Ameise auf. Seitdem hat der Bär angefangen, Ameisen zu fressen, und frißt sie, solange er auf Erden watschelt.

Gleichfalls von Herrn Prof. Krohn freundlichst mitgeteilt.

6. Aus Polen.

In alten Zeiten stritt der Rabe mit der Ameise, wer von beiden der stärkere sei; sie sollten doch einmal miteinander ringen. Da schlug die Ameise die Kraftprobe vor, daß der als der stärkste anerkannt würde, der ein Stück Blei von der eigenen Größe heben könnte. Der Rabe konnte das Kunststück nicht fertig bringen, der Ameise aber gelang es. Seitdem fürchtet der Rabe, daß ihm die Ameise seine Eier aus dem Neste trage, und legt sie daher im März, wenn die Ameisen noch in ihrem Hügel stecken.

Zbiór wiadomości do antropologji krajowej 5, 142.

7. Aus Estland.

An einem schönen Frühlingstage trug sich ein Rabe trockene Reiser zum Nestbau zusammen und sah dabei eine Ameise, die auch ein trockenes Reis schleppte. Auf die verwunderte Frage des Raben antwortete diese, sie baue sich daraus ein Haus. Der Rabe glaubte es nicht und verspottete die Ameise, bis diese zornig wurde und sagte: „Ich kann einen Balken tragen, der achtmal größer ist als ich, aber versuche du mal, es mir nachzumachen!“ Und sie nahm einen recht großen Balken und trug ihn fort, reckte sich dabei aber dermaßen aus, daß sie fast auseinanderging. Das Haus baute sie sich aber trotzdem auf und ein recht großes und schönes. Als es fertig war, forderte sie den Raben auf, sich das Haus zu besehen. Dieser war sehr überrascht. Um die Ameise dennoch zum Spott zu machen, hüpfte der Rabe auf den Ameisenhaufen und sagte: „Ist dein Haus aber auch fest genug?“ Er glaubte bestimmt, der ganze Bau würde zusammenstürzen. Als das nicht geschah, ergriff ihn der Neid, denn sein eigenes Haus war viel kleiner. Als ihm in seiner Bosheit nichts Besseres einfiel, fing er den Bau mit dem Schnabel und den Füßen an zu zerstören und flog dann lachend davon. Die Ameise schwor ihm Rache und wollte nicht früher ruhen, bis der letzte Rabe vertilgt sei. Sie suchte das Nest des Raben auf und tötete alle Jungen. Wohl baute sich der Rabe das Nest auf den höchsten Baumwipfel, aber die Ameise kletterte nach und tötete dennoch die Jungen. Das Ende des Rabengeschlechts schien herbeigekommen zu sein. Da kam der Rabe auf den Gedanken, sein Nest ganz früh im Frühling zu bauen und die Jungen auszubrüten, während die Ameise noch ihren Winterschlaf schläft. So nur konnte sich das Rabengeschlecht erhalten und fortleben.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

Naturdeutende **Wettlaufgeschichten**, die nicht in den Sagenkreis der Wette zwischen dem Hasen und der Schildkröte gehören, sind folgende:

8. Aus Rußland (Černigov).

Der Ochse stritt mit dem Pferd, wer von ihnen schneller laufe. Das Pferd behauptete, schneller zu sein, der Ochse jedoch meinte: „Ich würde dich überholen, aber meine Kraft ist so groß, daß ich fürchte, die Erde könnte unter mir einfallen.“ Sie liefen nun zusammen eine Strecke. Der Ochse lief auf einen Graben zu und stürzte hinein. Wie er so dalag, dachte er: „Ist denn die Erde schon eingestürzt?“ — Seitdem laufen die Ochsen nicht mehr, außer wenn sie erschreckt werden.

Grinčenko, Is ust naroda S. 14.

9. Episode der Flutsage der Arapaho-Indianer.

Der junge Ochse und das Pferd sollen wettlaufen. Dem Ochsen wurde gesagt: „Wenn du gewinnst, sollst du frei sein“, und zum Pferde sagte man: „Wenn du gewinnst, sollst du zum Lastentragen und Stierjagen gebraucht werden.“ Das Pferd gewann, und der Ochse kehrte halben Weges um.

Dorsey und Kroeber, Arapaho Trad. p. 16.

Vielleicht ist hier ein asiatischer Stoff (vgl. ob. S. 125 und 136) sowohl nach Rußland als auch nach Amerika gewandert.

10. Sage der Maidu-Indianer.

Der Präriewolf lud alle Leute ein. Es sollte ein großer Wettlauf um die Wohnorte stattfinden. Der Präriewolf sagte: „Wer verliert, muß in den Bergen

bleiben.“ Der Wettlauf sollte von Coast Range bis Honey Lake gehen. Alle stellten sich auf, und der Präriewolf sagte: „Nach diesem Lauf sollen alle, ob sie verlieren oder gewinnen, Tiere sein. Die Leute können mich dann großer Häuptling nennen. Sie können über mich reden und lachen. Wenn ich verliere, werden Mäuse u. dergl. meine Nahrung sein.“ So liefen sie alle. Die langsamen kamen bald nicht mit und blieben, wo sie waren. Das Kaninchen siegte und gewann das Land um den Honey Lake und die Täler. Bär und Reh mußten in die Berge gehen.

Dixon, Maidu Myths, 93.

11. Aus Zentralbrasilien.

Keri [Kulturheros] lief mit der Seriema [dicholophus cristatus; gilt den Brasilianern als Verwandter des Ema, des südamerik. Straußes] um die Wette. Die Seriema hielt ein Augenblickchen an. Keri eilte an ihr vorüber, und die Seriema blieb zurück. Darauf forderte er den Strauß heraus. Sie liefen, und Keri blieb zurück, der Strauß eilte weiter. Keri war sehr erzürnt über den Strauß. Er holte sich Blätter von der Nakumá-Palme, er griff den Strauß und züchtigte ihn. Da verlor der **Strauß** seine schönen Federn; heute hat er nur kleine häßliche Federn.

Von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. S. 383.

12. Aus Afrika (Sage der zu den Aschanti gehörigen Akwapim).

Gott hatte eine sehr schöne Tochter. Wenn nun jemand sie heiraten wollte, sagte er immer Nein. Die Spinne und die Katze überlegten, sie seien des Vaters Kammerdiener, und wollten ihn deshalb fragen, ob er nicht einem von ihnen seine Tochter zur Frau geben wolle. Er erwiderte ihnen: „Ihr sehet, daß ich euch beide liebe, und ihr habt mich um eine Sache gefragt, die ich nur einem von euch geben kann; deshalb werde ich etwas an den Eingang des Dorfes setzen und euch um die Wette rennen lassen: wer zuerst dort anlangt, soll meine Tochter erhalten.“ Er tat so und ließ sie wettrennen, und die Katze langte zuerst dort an. Daraufhin gab Gott (Nyañkupoñ) seine schöne Tochter der Katze; und als dies geschah, wurde das Auge der Spinne rot vor Neid, und sie ward der Katze (spinne-) feind.

Aber Gott hatte auch einen Widder, und zwar einen sehr großen. Mit diesem, sagte er, werde er etwas Sonderliches vornehmen, und zwar an einem Samstag. Als die Spinne das hörte, ging sie am Freitag abend in Gottes Schafhof, um jenen Widder zu fangen, schlachtete und aß ihn, streute die Gebeine umher, und die Suppe goß sie ins Kleid der Katze. Am Morgen sagte Gott, man solle den Widder holen. Man ging und fand ihn nicht und berichtete es wieder. Nun ließ Gott ausschellen, es habe jemand ein Tier genommen. Es wurde genau nachgesucht und in der Wohnung der Katze ein Gerippe gefunden. Gott sagte: „Geh, ruf sie!“ — Man tat so und fragte sie: „Woher kommen diese vielen Gebeine in deinem Gehöfte?“ — Sie sagte: „Ich weiß nicht!“ — Sodann fragte man sie weiter: „Woher diese Suppe in deinem Kleid?“ — Sie hatte kein Wort zur Erwiderung. Deshalb erklärte man ihr, sie sei es, die den Widder gestohlen habe. Gott aber nahm ihr seine Tochter wieder. Von da ab schreit die Katze: „M'aniawu m'aniawu!“ d. h. mein Auge ist gestorben, mein Auge ist gestorben, d. h. ich schäme mich. (Diese Worte werden so schnell gesprochen, daß der neue Ankömmling sie etwa Mniau schreiben würde.)

Petermanns Mitteilungen 1856, S. 466.

Eine besondere Sagengruppe handelt vom **Wettwachen.**

Es gibt zwei Formen. 1. Zwei Tiere beschließen die Nacht durchzuwachen. Wer dem anderen das Erscheinen der Sonne zuerst meldet, erhält den ausgesetzten Preis. Das eine Tier wacht eifrig, zuletzt nur mühsam; dann schläft es ermattet ein. Das andere Tier, das bis dahin gut geschlafen hat, wacht auf und verkündigt den Sonnenaufgang. Eine Besonderheit ist mehrfach die, daß das ermattende Tier, als es den ersten Schimmer der Morgenröte bemerkt, einen siegesfrohen Ruf ausstößt. Aber die Sonne erscheint noch nicht. Der Ruf weckt das schlafende Tier, und dieses wird Sieger.

2. Der eine sieht nach Osten, der andere auf die Bergspitze im Westen.

A. Spätes Erwachen gewinnt, Übermüdung verliert.

1. Aus Schweden.

Der Strandläufer [? Strandstrikaren] und die Ente waren einst übereingekommen, sich beim Sonnenaufgang zu treffen und um die Wette zu fliegen. Die Ente legte sich wie gewöhnlich zu Bett und schlief, wie sie gewohnt war. Der Strandläufer hielt sich wach, damit er zur rechten Zeit sich einstellen konnte, und fuhr die ganze Nacht schreiend umher und hüpfte auf den Steinen; als die Sonne am Aufgehen war, schlief er müde ein. Die Ente erwachte am Sonnenaufgange, stellte sich am bestimmten Orte ein und gewann die Wette. Noch immer fliegt der Strandläufer umher und pfeift und hüpft die ganze Sommernacht auf den Steinen umher, damit er sich wach halte, um mit der Ente um die Wette zu fliegen, wenn die Sonne aufgeht.

Cavallius, Wärend 2, XXVII.

2. Aus dem Gouvernement Twer (Übertragung auf Flüsse).

Die Wolga und Wasusa stritten lange hin und her und konnten darüber nicht einig werden, wer von beiden klüger, stärker und größerer Ehre wert sei. Als sie mit ihrem Streit nicht zu Ende kommen konnten, trafen sie endlich folgende Abmachung: „Wir wollen zu gleicher Zeit schlafen gehen; wer von uns aber früher erwacht und schneller zum Chwalynschen Meere gelangt, soll klüger, stärker und größerer Ehre wert sein.“ Die Wolga begab sich zur Ruhe, und die Wasusa folgte ihrem Beispiel. In der Nacht aber stand die Wasusa heimlich auf, entlief der Wolga, wählte sich einen geraderen und näheren Weg und fing an zu fließen. Als die Wolga erwachte, floß sie weder schnell noch langsam, sondern so, wie es sein muß; in Subzow holte sie die Wasusa ein, und zwar so gewaltig, daß die Wasusa erschrak, sich zufrieden gab, als jüngere Schwester zu gelten, ja die Wolga bat, sie auf ihre Arme zu nehmen und ins Chwalynsche Meer zu tragen. Dennoch erwacht im Frühjahr die Wasusa früher und weckt die Wolga aus ihrem Winterschlaf.

Aus der Sammlung von Afanasjev mitget. von Schiefer, Inland 1862, Nr. 14.

3. Indianersage aus Nordamerika (nur mit dem Motiv der verlierenden Übermüdung).

Die Welt wird geschaffen, dann der Mensch. Der Mensch soll am nächsten Tage den Tieren Kraft geben nach seinem Belieben, indem er ihnen kurze oder lange Pfeile gibt. Der Präriewolf möchte gern der stärkste werden und versucht, sich

die Nacht über wach zu halten, um am andern Morgen der erste zu sein, der einen Speer bekommt. Der Erfolg ist, daß er am Morgen einschläft, trotz der Stöcke, die er sich zwischen die Augenlider geklemmt hat. Alle Tiere bekommen ihre Pfeile, aber der Präriewolf ist nicht da. Man sucht ihn und findet ihn schlafend, die Stäbchen haben sich durch seine Augenlider gebohrt Es ist nur noch der allerkleinste Pfeil übrig. Da bittet der Mensch für das Tier, und es erhält als Ersatz große Schlauheit.

Folklore Record 5, 93.

4. Aus Nordindien. (Das Motiv der Übermüdung durch langes Wachen ist verdunkelt.)

Der Kalchuniya und der Monâl (Fasan) stritten sich vor vielen, vielen Jahrhunderten, zu welcher Zeit die Sonne aufginge. Der Kalchuniya, der in dunklen und stillen Tälern lebte, sagte, die Sonne zeige sich zuerst auf den niederen Hügeln, während der Monâl das Gegenteil behauptete, nämlich, sie sei zuerst auf den hohen Felsenspitzen zu sehen. Da diese beiden Vögel mit Recht als die größten Frühaufsteher angesehen wurden und kein anderer als fähig galt, diesen Punkt zu entscheiden, kamen sie überein, am nächsten Tage Wache zu halten. Wer die Sonne zuerst sähe, sollte den andern benachrichtigen und seinen Sieg ankündigen, indem er zwischen die Füße des andern träte. So flog denn der Kalchuniya fort und war bald in dem dunkelgrünen Laub der niederen Hügel verborgen. Der Monâl flog in die Höhe, setzte sich auf einen hohen Gipfel für die Nacht, sträubte sein Gefieder, steckte den Kopf zwischen die Flügel und schlief ein. Die Nacht war bald vorüber, und als der Monâl seinen Hals reckte, erblickte er die Strahlen der aufgehenden Sonne. Sogleich flog er ins Tal hinunter, das noch in Dunkelheit gehüllt war, und fand seinen Freund, den Kalchuniya, noch in tiefem Schlafe.[1]) Der Monal trat zwischen die Füße des Kalchuniya und gewann. Der Kalchuniya ist noch bei uns, und man kann beobachten, daß er nicht wie andere Vögel läuft, sondern hüpft, als ob er sich die Füße verletzt hätte. Dies zeigt, daß er, als der Monâl vor Jahrhunderten zwischen seine Füße trat, einen Schaden erhielt, den man ihm noch heute ansehen kann.

North Indian Notes a. Queries 3, 180. Vgl. Crooke, Pop. Religion and Folklore of North India 2, 251.

B. Der weckende Ruf.

1. Aus den Faeröer.

Der **Kormoran** und der **Eidervogel** wollten beide Daunen haben. Es war einem von ihnen angeboten, sie zu kriegen, und sie sollten sich selbst darüber einigen, wer von ihnen der sein sollte, der sie kriegte. Aber das war eine schwierige Sache, sich darüber zu verständigen. Denn keiner wollte dem anderen nachgeben — beide

1) Hier ist vermutlich zu ergänzen, daß der Kalchuniya die Nacht hindurch gewacht hatte und eben erst in den tiefen Schlaf gefallen war. Die vorhergegangene Bemerkung, daß der Monâl sofort einschlief, sowie daß er einen erhöhten, für die Sonne rasch erreichbaren Sitz hatte, findet ihr Gegenstück in den folgenden Varianten, in welchen ein gleiches Verhalten dem Wachen und Ermatten des Gegners gegenübergestellt ist. Somit wird der Gegner auch hier als ermüdet zu denken sein. Zudem war ja gerade ein Wettwachen verabredet. Eine Erzählung, die beide Vögel schlafend darstellt, läßt diesen Zweck außer acht und verwischt die Hauptsache: den Sieg des listigen Faulen über den eifrigen Toren.

wollten gleich gern Daunen haben. Damit nun der Streit ein Ende nehmen möchte, machten sie unter sich aus, daß der die Daunen haben solle, welcher am nächsten Morgen zuerst aufwache und dem andern anzeige, wenn die Sonne überm Meeresrand auftauche. Als der Abend dämmerte, setzten sich also der Kormoran und der Eidervogel an den steinigen Strand, einer neben dem andern. Der Kormoran wußte wohl, daß er zu schlafen pflegte und schwer aufwachte, wenn er fest eingeschlafen war. Um nun den Sonnenaufgang ja nicht zu verpassen, hielt er es für das beste und sicherste, die ganze Nacht zu wachen. Der Eidervogel neben ihm dagegen schlief ganz fest.

Den ersten Teil der Nacht ging es erträglich gut, aber als es länger dauerte, begann er müde zu werden, und der Schlaf drohte ihn zu übermannen. Doch saß er noch halbwach, und als es vom Tage zu leuchten anfing, rief er vor Freude über sich selbst: 'Nun blaut es im Osten!' Über diesen Ruf erwachte der Eidervogel. Er hatte nun ausgeschlafen, der Kormoran hingegen konnte die Augen nicht mehr offen halten, und gerade jetzt, wo es galt, nickte er ein. Als die Sonne aus dem Meer aufstieg, war der Eidervogel nicht faul und rief: 'Tag im Meer! Tag im Meer!'

So erhielt der Eidervogel die Daunen. Der Kormoran mußte noch mehr büßen. Er verlor die Zunge, weil er nicht schweigen konnte, wo es drauf ankam zu schweigen. Daher sagt man wohl auch zu einem schwatzhaften Menschen warnend: 'Warum ist der Kormoran ohne Zunge?'

Jiriczek, Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 2, 160 und Winther, Faeröernes Oldtids historie 1875, S. 403. Variante: Pelikan und Eidergans stritten sich um den kostbaren Flaum und kamen überein, daß der ihn haben solle, der dem andern den Aufgang der Sonne melden würde. Der Pelikan wagte es nicht, einzuschlafen, er wachte die ganze Nacht, und endlich bemerkte er den ersten Schimmer der Morgenröte. Da er sich nun des Sieges sicher glaubte, fühlte er sich so froh, daß er einen Triumphruf ausstieß, und dieser Ruf weckte die Eidergans. Aber die Sonne erschien noch nicht, und der Pelikan war von Müdigkeit erschöpft und des Kampfes müde. So schlief er ein. Die Eidergans dagegen hatte gut geschlafen, sie war wach und frisch, und es war keine Anstrengung mehr für sie, sich wach zu halten, und so war sie es, die den Sonnenaufgang verkündigte. So erhielt sie den Flaum, der Pelikan aber verlor die Zunge, die er nicht hatte im Zaum halten können. Revue des trad. pop. 10, 363.

2. Aus dem Westen des schottischen Hochlandes.

Die Nebelkrähe (hoodie wohl = hood craw) und der **Fuchs** waren beide gute Frühaufsteher und wetteten miteinander, wer des Morgens am ehesten aufstehen würde. Die Nebelkrähe flog auf einen Baum und schlief dort. Der Fuchs blieb am Fuße des Baumes und sah in die Höhe, ob der Tag käme. Sobald er ihn bemerkte, rief er: „Es ist heller Tag!“ (Sê-n-la-ban-ê). Die Krähe hatte sich die ganze Nacht nicht gerührt, erwachte von dem Ruf und antwortete: „Das ist's schon lange!“ (Sad-o-bê-ê, sad-o-bê-ê). So verlor der Fuchs die Wette.

J. F. Campbell, Popular tales of the West Highlands 3, 121.

3. Aus Dänemark.

Einst waren zwei Knechte, Kristen und Mads, miteinander eine Wette eingegangen, wer zuerst am folgenden Morgen erwachen könne. Am Abend ging Kristen zum Enterich und sprach: „Kannst du mich morgen früh wecken?“ „Jawohl,“ antwortete dieser. Mads suchte die Ente und sagte: „Kannst du mich morgen früh wecken?“ „Jawohl,“ antwortete sie, und die Knechte gingen schlafen. Sobald es zu tagen anfing, erschien der Enterich; er war sehr heiser und rief: „Kristen, Kristen!“ Kristens Schlaf aber war zu tief, er hörte nichts. Kurz nachher kam die

Ente watschelnd, sie war ein bißchen zu spät, schrie aber mit gellender Stimme „Mads, Mads!“ Mads erwachte augenblicklich und gewann die Wette.

E. F. Kristensen, Danske Dyrefabler og Kjæderemser (1896) S. 29 Nr. 35.

4. Aus Schweden.

a) **Hahn, Kuckuck** und **Birkhahn** waren Brüder und erbten miteinander eine weiße Kuh. Sie machten eine Wette: wer zuerst am Morgen erwachte, sollte die Kuh haben. Der Hahn erwachte zuerst und rief: „Gelobt sei Gott!“ (Tackad vare Gud!) Im selben Augenblick erwachte der Kuckuck und rief: „Gute Kuh kriegtest du!“ (Go Ko fick du!) Der Birkhahn war mit der Entscheidung unzufrieden und rief: „Liebe Freunde, teilet, wie recht ist!“ (Käre vänner, tylen hvad rätt är). Und so rufen die drei noch heute.

Bidrag till Södermanlands äldre Kulturhistoria 7, 101.

b) Wie jedermann weiß, sind Kuckuck, Hahn und Birkhuhn Vögel, die sehr früh erwachen. Wer aber zuerst erwacht, ist eine schwierige Sache zu entscheiden. Es gibt unter ihnen einen Wettstreit, wer zuerst kommen kann. Und zur Zeit, da die Tiere redeten, zankten sie sich oft, und damit die Sache endgültig entschieden würde, wetteten sie einst um eine Kuh, welche von dem zuletzt Erwachten dem zuerst Erwachten geliefert werden sollte Sobald es zu tagen anfing, rief der Kuckuck: „Gute Kuh!“ (God ko). Im selbigen Augenblicke krähte der Hahn: „Die Kuh ist mein!“ (Koa ä mi). Das Birkhuhn saß in einem Baum ruhig und sah sich das ganze zur Eintracht ermahnend an und rief: „Liebe Freunde, tut, was recht ist!“ (Kära vänner, gör hvad som rätt ä!)

Noch ist der Zwist nicht entschieden, und immer rufen sie noch wie oben.

G. Djurklou, Ur Nerikes Folkspråk och Folklif (1860) S. 88.

c) Hahn, Kuckuck und Birkhahn gingen spazieren und fanden einen roten Rock. Da es unmöglich war, ihn zu teilen, wurden sie einig, daß der, der am folgenden Morgen zuerst aufwachte, ihn behalten sollte. Der Hahn wurde Sieger und rief: „Kjortel ä min! (der Rock ist mein); der Kuckuck sprach: „Gutt, du!“ (Gut, du!); der Birkhahn aber fügte hinzu: „Käre, käre bröder, bytt va rätt ä!“ (Liebe, liebe Brüder, teilet, wie es recht ist.)

5. Aus Norwegen.

Der Hahn, der Kuckuck und der Birkhahn kauften eine Kuh. Wer am frühesten aufwachte, sollte sie haben.

Der Hahn wacht zuerst auf und ruft: „Die Kuh gehört mir!“ Dies weckt aber den Kuckuck, der ruft: „Die halbe Kuh!“ Das weckt den Birkhahn, der ruft: „Ein gleiches Teil mir, das gehört sich, liebe Freunde!“ Da waren sie so klug wie zuvor.

Swainson, British Birds S. 120 (aus Dasent, Norse Tales S. 211).

Eine offenbar hierher gehörige, aber mit vielerlei neuen Zügen (vgl. S. 128f.) ausgestattete Sage haben die Schweden in Estland (Nuckö).

Zwischen Hahn und Birkhahn entstand ein Streit, wer das Recht haben solle, bei den Menschen zu wohnen und von ihnen gepflegt zu werden. Da sie auf friedlichem Wege nicht überein kommen konnten, wurde ein Wettkampf angestellt, der auch in Gegenwart vieler Vögel und Menschen stattfand. Der Birkhahn, als der stärkere, hatte bald den Hahn zu Boden geworfen und betrachtete sich schon als Sieger, als der Hahn rief: „Ei, Birkhahn, schämst du dich nicht? Dir sind ja die

Hosen ganz auf die Füße gefallen!“[1]) Beschämt sah der Birkhahn auf seine Füße, diesen Augenblick aber benutzte sein kluger Gegner, schwang sich mit lautem Krähen und lebhaftem Flügelschlag auf den Rücken des erschreckten Birkhahns, dem er mit Schnabel und Sporen so zusetzte, daß dieser sich zitternd auf Gnade und Ungnade ergab und auf den Aufenthalt bei den Menschen verzichtete.

Rußmann, Sagen aus Hapsal S. 173, Nr. 185.

C. Das Ausschauen nach dem westlichen Berg.

1. Sage der Aino.

Als der Schöpfer diese Welt der Menschen geschaffen hatte, waren die guten und die bösen Götter alle zusammen (untereinandergemengt). Sie stritten. Die bösen wollten die Welt beherrschen und die guten auch. Da trafen sie folgendes Abkommen: Wer zur Zeit des Sonnenaufgangs zuerst das leuchtende Gestirn erblickt, soll die Welt beherrschen. Wenn die bösen Götter es zuerst aufgehen sähen, sollten die bösen herrschen, und wenn die guten sie zuerst sähen, sollten die guten herrschen. So sahen also alle Götter zusammen dahin, wo das Gestirn aufgehen sollte. Nur der **Fuchsgott** sah gen Westen. Nach einiger Zeit rief er aus: „Ich sehe die Sonne aufgehen.“ Alle Götter, die bösen wie die guten, sahen sich um, und wirklich: sie sahen den Abglanz des Gestirns im Westen. Darum herrschen jetzt die leuchtenden (guten) Götter.

Folklore Journal 6, 19.

2. Burjätische Variante.

Amyn-Sagan-chuluguna (bedeutet anscheinend — nach Potanins Übers. IV, 144 eines burjätischen Sprichwortes — die weißmäulige Maus) und das Kamel stritten, mit welchem Monat das Jahr anzufangen sei. [Folgt Wette.] Das Kamel legte sich hin mit der Schnauze nach Osten. Chuluguna aber kletterte ihm auf den Höcker . . . [Das Kamel will sich im Ärger über die verlorene Wette auf Chuluguna werfen], sie scharrte sich aber in Asche ein vor Schreck. Und jetzt noch reißt das Kamel oft die Feuerbrände auseinander und durchsucht die Asche in der Hoffnung, Chuluguna zu finden.

(Vgl. unten die Sagen von den suchenden Tieren.)

Potanin, Očerki 4, 143.

3. Mongolische Sage.

a) Das **Kamel** und die **Maus** wetteten einst, wer von ihnen früher die Sonne würde aufgehen sehen. Das Kamel schaute gegen den Osten, die Maus aber setzte sich auf den Kopf des Kamels, lugte gen Westen aus und erblickte zuerst die Sonnenstrahlen auf den westlichen Bergen. Auf diese Weise versäumte das Kamel das Recht auf das erste Jahr im Zyklus von 12 Jahren[2]), und heute noch liebt das Kamel den Kopf zu heben und umherzuschauen.

Potanin, Okraina 2, 342. Vgl. oben S. 136.

b) Das Sprichwort: „Du handelst ja so, als ob Elch und Maus sich streiten wollten“ (das man beim Zwist eines Reichen oder Starken mit einem Armen oder Schwachen gebraucht) beruht auf folgender Überlieferung:

[**Elch** und **Maus**, die Vorfahren der jetzigen Mäuse und Elche, stritten mitein-

1) Die Federn sind dem Birkhahn fast bis an die Fußzehen gewachsen.

2) Die Jahre werden in Zyklen von je 12 Jahren vereinigt; jedes Jahr trägt den Namen eines Tieres. (Potanin, Očerki 4, 143.)

ander.] Der Elch sagt: „Unsere Sonne geht im Osten auf!“ Die Maus jedoch behauptet: „Nein, die Sonne geht bei uns im Westen auf!“ — Nun legt sich der Elch mit dem Gesicht gen Osten hin, die Maus — gen Westen. Als aber die Sonne im Aufgehen begriffen ist, beleuchten ihre Strahlen die Höhen der Berge im Westen. „Breitrückiger! deine bunte Sonne hat sich mit dem Hintern zugekehrt!“ ruft die Maus bei den ersten Sonnenstrahlen. Der Elch geriet in Zorn ob dieser List, und seit der Zeit ist er der Maus feindlich gesinnt.

Chudjakov, Verchojanskij sbornik. Irkutsk 1890 (= Zapiski Vost.-Sib. Otd. Imp. Russk. Geogr. Obšč. po etnogr. vol. I, Teil 3).

4. Aus Rußland (ohne Naturdeutung).

Rabe und **Schwein** stritten miteinander, wer die Sonne zuerst erblicken werde. Der Rabe sprach zum Schwein: „Ach, du Schwein, du siehst die Sonne überhaupt nie!“ Das Schwein entgegnete: „Wir wollen um die Wette wachen und es darauf ankommen lassen, wer von uns sie zuerst erblickt.“ Der Rabe flog auf eine Eiche und fing an, gen Osten zu schauen, ob die Sonne nicht bald aufginge. Das Schwein hatte den Einfall, nach Westen auf den Berg zu schauen, und schrie auf: „Rabe, siehst du die Sonne? Ich sehe sie.“

Etnogr. Sbornik 6 (Abt. 1), 124.

5. Aus Nord-Sizilien (ohne Naturdeutung).

Teufel und Bauer wetten, wer die Sonne zuerst aufgehen sieht; der Bauer blickt nach einer Bergspitze im Westen.

Cristoforo Grisanti, Usi, credenze, proverbi e racconti popolari di Isnello raccolti ed ordinati (Palermo 1899) S. 202.

Das gleiche Motiv des Ausschauens nach Westen findet sich — aus dem Orient übertragen — in der Literatur des Mittelalters. So erzählt Joh. Pauli, Schimpf und Ernst 269 (hg. von Oesterley S. 179):

Vf ein mal waren drei brüder, künigs sün, da wolt ieglicher künig sein, vnd kamen mit einander für die richter. Die richter erkanten, da sie an dem morgen frü alle drei solten vff das feld gon. vnd welcher an dem ersten die sonn vff sehe gon, der solt künig sein.

Sie giengen frü vff das feld, die zwen stalten sich gegen vffgang der sonnen, vnd der drit gegen nidergang der sonnen. Der sahe die son wol ein halb Stund ee scheinen an dem berg, der da gegen was, dan die andern, darumb ward er künig an seines vatters stat . . . .

Oesterley vergleicht hierzu: Justin. 18, 3; Joh. Gallensis, Communiloquium sive summa collationum (Argent. 1489 fol.) 2, 14; Libro de los Enxemplos 347 (in: Biblioteca de autor. Español. tom. 51, p. 443); Gesta Romanorum ed. Swan 84 (London 1824); Douce, Illustr. of Shakespeare 2, 410; Hemmerlin, de nobilitate et rusticitate (s. l. et a., fol.) 6, fol. 19b; Sam. Gerlach, Eutrapeliarum libri tres (Leipzig 1656) 2, 445. Wackernagel, Deutsches Lesebuch Teil 3, Abt. 1, 80 (Basel 1841).

6. Kapitel.

Die Entstehung des Ungeziefers.

Die Deutungen der Sage knüpfen sich mit Vorliebe an solche Tiere, zu denen der Mensch in irgendwelcher Hinsicht Beziehungen hat. Mögen diese von innerlicher Art sein und etwa in Furcht, Verehrung, Abscheu bestehen,

oder mögen sie äußerlich sein und etwa mit der Lebenshaltung, der Befriedigung notwendiger Kulturbedürfnisse, oder mit Gewinnsucht und Jagdlust zusammenhängen — die Tiere, um die er sich kümmert, wecken sein Erklärungsbedürfnis und rufen eine ganze Reihe von Sagen hervor.

Auch die überaus lästige Plage des Ungeziefers beschäftigt seine Phantasie. Wozu ist dieses Übel auf der Welt? Je weniger er zu antworten weiß, umsomehr drängt sich die andere Frage auf: Wie kam es auf die Welt? Dualistische Sagen führen es auf den Urheber alles Bösen, den Teufel, zurück (vgl. Bd. 1, Reg. u. d. W. 'Ungeziefer'). Christliche Sagen fassen es als Strafe für Müßiggang auf (vgl. Bd. 2, Reg.).

Sehr nahe liegt die Vorstellung, daß die überall und in Massen auftretenden Fliegen, Moskitos und dergleichen Geschmeiß aus der über die Welt verwehten Asche eines Unholds oder einer Schlange entstanden sei. Zumeist wird der Unhold als Blutsauger oder Menschenfresser dargestellt; die Gier der Moskitos findet durch diesen Ursprung ihre Erklärung. Wie sich im folgenden zeigen wird, sind Sagen dieser Art vermutlich in Asien entstanden und sowohl westwärts als auch ostwärts nach Amerika gewandert.

Eine zweite Gruppe geht von der Tatsache aus, daß Verwesung und Entstehung von Gewürm miteinander zusammenhängen, folgert daraus den Ursprung der Insekten und bringt ihn mit Drachensagen in Verbindung.

Eine dritte Gruppe nähert sich wieder jenen christlichen Sagen und berichtet von bösen Geistern, die durch göttliches Walten in Ratten oder Wanzen verwandelt werden.

I. Sagen vom verbrannten (zerstampften oder zerschnittenen) Leibe des Unholds oder der Schlange.

A. Asiatische Sagen.

1. Sagen der Golden (am Amur).

a) Es lebten einmal in einer Hütte zwei verwaiste Schwestern, die abwechselnd ihre Arbeit verrichteten: heute ging die eine nach Wasser und Holz, morgen die andere. [Eines Tages, während die jüngere mit dem Hunde daheim ist, kommt ein 'Busjeu', ein menschenfressender Dämon, in die Hütte. Vom Hunde gewarnt, versteckt sich das Mädchen unter einer Matte. Der Dämon spricht lachend zu sich selbst: „Es wird ihnen schwerlich glücken, sich vor mir zu verbergen." Und lachend entfernt er sich. Am nächsten Tage ist die ältere zuhause. Auch sie versteckt sich, als der Busjeu wiederkommt, unter der Matte. Aber obwohl die Schwester sie ermahnt hat, ja nicht zu lachen, wird sie beim Anhören des abermals lachenden Dämons von unwiderstehlicher Lachlust erfaßt und verrät dadurch ihre Gegenwart.] Alsbald zog dieser sie aus ihrem Versteck hervor, setzte sie an seine Seite, blickte sie zärtlich an und sagte schließlich, indem er fortfuhr zu lächeln: „Tudschi (Schwester), warum kämmst du dir nicht den Kopf? Sieh doch, wieviel Läuse du hast; die muß man fangen!" „Das ist nicht wahr," erwiderte das Mädchen, „mein Kopf ist rein, und du wirst dort nicht eine Laus finden." Dabei neigte sie den

Kopf, damit der Busjeu sich von der Wahrheit ihrer Worte überzeuge. Dieser legte ihren Kopf vorsichtig auf seine Kniee, untersuchte sachte das Haar und sagte dann nach einer Weile: „Da habe ich eine Laus erwischt. Wohin soll ich sie tun?“ „Lege sie auf den Rand der Schlafbank und zerdrücke sie,“ sagte das Mädchen. „Das geht nicht,“ erwiderte der Busjeu, „die Laus ist zu groß und läßt sich weder auf der Schlafbank noch auf dem Fenster unterbringen. Öffne lieber den Mund, so werde ich sie dir auf die Zunge legen.“ Das Mädchen hob den Kopf und streckte die Zunge hervor. Da packte der Busjeu die Zunge und riß sie samt der Wurzel aus der Kehle heraus. [Das Mädchen fällt tot um. Die Schwester errät nach ihrer Rückkehr das Vorgefallene und geht auf die Suche nach dem Busjeu. Sie findet in der Wildnis nacheinander vier Speicher, die mit menschlichen Armen, Beinen, Köpfen und Zungen gefüllt sind. In dem letzten entdeckt sie die noch warme Zunge der Schwester und nimmt sie mit. Dann kommt sie zur Hütte des Busjeu, wo dessen Schwester sie freundlich aufnimmt: „Verstecke dich hinter dem Ofen. Bald kommt mein Bruder, den wollen wir töten, und ich ziehe dann zu dir.“ Der Busjeu wittert bald nach seiner Ankunft Menschenfleisch, aber die Schwester weiß ihn zu beruhigen.]

Es ward Nacht. Der Busjeu fragte seine Schwester: „Wohin soll ich mich heute schlafen legen? Auf die Schlafbank mag ich nicht, und an die Tür oder ans Fenster mag ich auch nicht. Ich werde mich auf den Griff des chani legen“ (d. i. ein großes, mit einem Griff versehenes Holzgefäß, worin die Speisen zubereitet werden). Mit diesen Worten legte er sich hin und schlief fest ein. Um Mitternacht erhoben sich die beiden Mädchen, nahmen jede eine steinerne Mörserkeule, stießen den Busjeu ins Holzgefäß hinein und stampften ihn so lange, bis sein ganzer Leib in Brei verwandelt war. Am Morgen trugen sie das Gefäß hinaus, schütteten den Brei nach allen Seiten aus und sprachen dazu die Worte: „Busjeu! Du hast dich von Menschenfleisch genährt; so möge sich denn dein Fleisch und Bein in kleine Insekten verwandeln, die ebenfalls Menschenblut saugen sollen. Aus den kleinsten Teilen sollen kleine Fliegen, aus den größeren Mücken und aus den größten Fliegen, Schmeißfliegen und Bremsen entstehen.“ In demselben Augenblicke erhoben sich große Schwärme Insekten und verbreiteten sich über die ganze Welt. Die Schwester des Busjeu aber verließ ihre Hütte und zog zu jenem Mädchen. Nachdem sie der älteren Schwester die Zunge angenäht, brachten sie sie wieder ins Leben zurück und lebten und arbeiteten von nun an zu dreien.

b) [Bruder und Schwester leben in der Einsamkeit. Der Bruder liegt der Jagd ob, die Schwester besorgt die häuslichen Geschäfte. Als der Bruder eine Veränderung in dem Wesen der Schwester bemerkt, wird ihm klar, daß in seiner Abwesenheit ein Fremder die Hütte besuche, und beschließt, die Sache festzustellen. Er streut Asche vor der Hütte und findet die Spur eines Tigers. Der Bruder behält aber seine Entdeckung für sich. Die Schwester wird schwanger. Als sie von Geburtswehen geplagt auf der Schlafbank liegt, will der Bruder sie töten. Sie aber beginnt Schamanenlieder zu singen.] Sie sang: „Ich habe mich mit dem Tiger vereint, er ist mein Gatte. Seine Seele sitzt in mir, und es wird dir nicht gelingen, mich zu erstechen. Wenn du willst, schneide mir den kleinen Finger ab: dann werde ich sterben.“ Der Bruder schnitt ihr den kleinen Finger ab, und sobald das Mädchen tot war, errichtete er einen mächtigen Scheiterhaufen, auf dem er die Leiche der einst zärtlich geliebten Schwester verbrannte. Während die Leiche brannte, flogen statt der Funken Teufel in Gestalt von Gaaza (Vögeln), Sekka,

Uracha u. dgl. aus dem Scheiterhaufen hervor und verbreiteten sich über die ganze Welt.

Globus 71, 92f. Über den hier zugrunde liegenden Glauben an den Menschentiger vgl. Groot, Bijdragen tot de Taal-Land-en Volkenkunde van Ned.-India, 6. Volgr., deel 5.

Sehr wichtig und für die Erkenntnis, daß die folgenden amerikanischen Sagen aus Asien entlehnt sind, entscheidend ist der einzelne Zug, daß die Laus auf die Zunge gelegt und die Zunge dann ausgerissen wird. Diese Einzelheit kehrt in Amerika des öfteren wieder (vgl. S. 29 u. Kap. 10: Tiere, die die Sprache verloren haben).

2. Sage der Aino.

Ein großes, einäugiges, menschenfressendes Ungeheuer wird von einem Jäger, der es ins Auge — die einzige verwundbare Stelle — trifft, getötet. Er verbrennt es und zerstreut die Asche in den Wind. Daraus entstehen Mücken, Fliegen, Moskitos.

Journ. of Am. Folklore 7, 31.

3. Verwandte Sage aus Samoa. [Ohne Naturdeutung am Schluß.]

Tafitopua und Ogapua hatten zwei Kinder: Laupanini und Laupanana. Das Ehepaar war gewohnt, Taropflanzungen anzulegen und mit der Fackel zu fischen. Eines Tages nun sprachen die Eltern der Knaben: „Freunde, kommt und paßt gut auf in unserem Hause, daß ihr nicht alles in Unordnung bringt, oder die Rosenäpfel pflückt, oder das Wasser aufrührt; wisset, sonst geht es euch schlecht.“ Darauf ging das Ehepaar arbeiten, während die Knaben im Hause blieben. Alsbald begannen die Knaben die Rosenäpfel zu pflücken und alles kleinzuschlagen im Hause und das Wasser aufzurühren; sie gehorchten nicht den Befehlen ihrer Eltern. Als die Alten herabkamen, war alles geschehen, was sie verboten hatten. Da gingen alsbald der Greis und die alte Frau, und jedes schlug einen der Knaben auf den Hintern.

Da liefen die Knaben im Ärger fort und wandten sich an den Ort, wo der Tulivaepupula war. Die Knaben sagten: „Es ist gut, wenn wir beide von dem Dämon gefressen werden, weil wir von unseren Eltern geschlagen worden sind.“ So liefen sie in der Richtung des Hauses des Dämons. Aber ihre Eltern weinten sehr und liefen hinter ihnen her. Der Klagegesang der Eltern der Knaben:

„Laupanini und Laupanana,
Kehrt doch zurück, kehrt doch zurück!
Eßt von den Fischen vom Fackelfang
Und Taro von der Pflanzung.“

Und auch die Knaben sangen:

„Tafitopua und Ogapua,
Kehrt doch um, kehrt doch um,
Wir wollen zu Tulivaepupula gehen,
Wir sind gerade zusammen ein Mundvoll.“

Aber die Eltern schlugen ihre Köpfe mit Stäben vom Wege und weinten fortwährend. Denn die Knaben kehrten nicht zurück, sie gingen weiter. Darauf kamen die Knaben zu dem Hause des Dämons. (Vgl. „Hänsel und Gretel“.) Der Dämon sprach: „Freunde, wohin geht ihr beide denn?“ Die Knaben antworteten: „Wir kommen zu dir; bitte, sage uns, womit wir dir dienen

können.“ Da sprach der Häuptling: „Kommt und laust mir den Kopf.“ Der Kopf des Häuptlings, ach, war der verlaust! Und deshalb machten sich die Knaben daran, zu lausen. Und so lausten sie ihn und füllten eine Holzschüssel nach der anderen, weil gar so viele Läuse auf dem Kopf des Häuptlings waren. Bald kam die Stunde, da der Dämon trinken wollte, und er sprach: „Gehe einer und steige auf die Kokospalme und pflücke eine Nuß, denn ich will trinken.“ Darauf ging der jüngere Knabe und stieg auf die Palme und kletterte fortwährend, aber die Palme wuchs zugleich. Da rief der Knabe hinab: „Ach, von der Palme hier kann man ja nicht pflücken, denn wenn ich greife, um zu pflücken, wächst sie.“ Da rief der Dämon hinauf: „Greife nur zu!“ Da griff der Knabe und pflückte die Nuß. Darauf ging er hinab. Darauf spaltete er die Nußhülse, schlug ein Loch in die Nuß und brachte sie dem Dämon. Darauf sprach der Dämon: „Trinkt zuerst ihr beide, ich will nachher trinken.“ Da sprachen die Knaben: „Wahrscheinlich reicht es nicht, weil die Nuß recht klein ist.“ Da sprach der Dämon: „Trinket immerhin, vielleicht ist es doch genug für euch.“

Darauf tranken die Knaben und tranken, und das Nußwasser schwoll an, sie konnten es nicht leeren. Da sprachen die Knaben: „Verzeihe, wir können die Nuß nicht austrinken.“ Da sprach der Dämon: „Gebt sie mir, ich will sie leeren.“ Da trank der Dämon, und jetzt erst wurde sie leer. Die Beschäftigung der Knaben war alle Tage das Lausen des Dämons.

Es sannen nun die Knaben auf ein Mittel, um ihr Leben zu erhalten; denn sie hatten Furcht, weil der Dämon stets ihre Handflächen prüfte, ob sie fett wären, um sie zu fressen. (Vgl. „Hänsel und Gretel“.) Eines Tages nun sprach der ältere Knabe zum Dämon: „Häuptling, willst du einmal faiʻai essen?“ Da sprach der Dämon: „Häuptling, gehe und mach mir ein Gericht faiʻai, daß ich es koste, ob es gut ist; ich kenne diese Sache gar nicht, ob sie gut ist.“

Darauf ging der Knabe und machte das Essen. Er nahm es aus dem Ofen, damit es der Dämon esse. Da sprach der Dämon folgende Worte: „Häuptling, das ist ja etwas wirklich Gutes! Wie macht man das? Ich will es wissen, wie man das faiʻai macht.“ Darauf sprach der Knabe: „Komm, ich will dir zeigen, wie man faiʻai macht.“

Darauf ging der Knabe mit dem Dämon und zündete den Ofen an; und der Knabe sprach: „Häuptling, wenn die Steine des Ofens ausgebreitet sind, dann steige hinein, darin will ich dich mit Blättern bedecken. Wenn ich dann höre, daß es heiß ist, dann weiß ich, daß das faiʻai fertig ist.“ Da sprach der Dämon: „Gut.“ Und so machten sie es nun.

Der Dämon stieg in den Ofen, als die Steine ausgebreitet waren, und dann deckte ihn der Knabe zu. (Vgl. „Hänsel und Gretel“.) Aber der Dämon schrie herauf: „Freund, ich brenne an.“ Da sprach der Knabe: „Harre aus und sei stark, es dauert nicht mehr lange, bis wir das faiʻai haben.“ Darauf liefen die Knaben davon. Der Dämon sang fortwährend: „Freunde, kommt her, nehmt mich heraus, mein Körper bratet ja in der Haut.“ Darauf sprang er aus dem Ofen heraus, aber die Knaben waren nicht da. Da lief er und jagte sie, aber die Knaben waren weggegangen und hatten den Berg erreicht. Dort schlugen sie Purzelbäume und stellten sich auf die Spitze des Berges. Dort blieben sie und bauten sich ein Haus.

Aber auch der Dämon ging vorwärts und erreichte den Berg. Aber er konnte nicht hinaufgehen, er baute sein Haus unten und legte eine Pflanzung an, um die Knaben damit zu fangen. Dort hatte er gelbe reife Bananen und eine Taropflanzung.

Die Knaben kamen aber während der Nacht herunter und schlugen den Dämon tot. Darauf blieben sie im Hause des Dämons und aßen seine Sachen.

Krämer, Die Samoainseln 1, 143.

4. Eine Sage der Korjaken, die zwar nicht mit der Entstehung des Ungeziefers endigt, aber wie so manche andere als Vorbild für eine Indianersage gedient hat, siehe unten S. 162 (Sage der Kootenay). Für den Nachweis, daß die amerikanischen Erzählungen vom verbrannten Unhold asiatischen Ursprungs sind, ist sie beachtenswert.

5. In einer mir unzugänglichen altaischen Erzählung (O. Landyšev im Pravoslavnyj Lobesědnik 1886, März 23), entsteht Ungeziefer aus einem zerstückelten Körper.

6. Ebenso in einer Sage der Jukagiren (Jochelson, S. 49).

7. Sage der Tschuwaschen.

Keremét, der Sohn des Himmelsgottes, wanderte durch die Welt, indem er den Menschen jegliche Wohlfahrt und Erfolge verlieh. Doch durch die Anschläge Schoitans ergriffen ihn die Menschen einst auf der Wanderung und töteten ihn. Um diese Missetat vor dem Vater des Ermordeten zu verbergen, verbrannten sie seinen Leichnam und zerstreuten die Asche in die Winde. Der Getötete war aber deshalb nicht verloren. Wo diese Asche auf die Erde fiel, da wuchsen Bäume, und mit diesen zugleich wurde Keremét wieder zum Leben gebracht, aber nicht als ein Wesen wie früher, sondern in sehr großer Zahl, so daß es jetzt in jedem Dorfe, je nach dessen Größe, einen, zwei, ja auch drei Keremés gibt. Auch war Keremét nun nicht mehr der wohltätige Sohn des Obergottes wie früher. Die von den Menschen ihm zugefügte Missetat rächt er nun unablässig dadurch, daß er sowohl Seelenleiden als Körperqualen über sie sendet und ihren Herden Böses zufügt (Schoitan selbst, der Urheber des Bösen, ist bei den Tschuwaschen in Vergessenheit geraten[1]).

Ahlquist, Bulletin de la classe des sciences historiques, philologiques et politiques de l'académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg 14, 152 (1857).

8. Sagen der Jakuten.

a) Motiv aus einem Märchen von der untergeschobenen Braut: diese, eine Teufelin, wird entlarvt und von einem Roß zu Tode geschleift. Ihr Körper und ihr Blut verwandeln sich in Würmer und Ungeziefer.

Chudjakov, Verchojanskij Sbornik S. 86.

b) Motiv aus einem Brüdermärchen: ein Teufel hat den älteren Bruder lebendig verschlungen; der Jüngere öffnet des Teufels Bauch und befreit seinen Bruder. Dann verbrennt er den Teufel, sammelt die Knochen, zermahlt sie und streut sie in das Meer; dann reißt er einen Baum mit der Wurzel aus und rührt das Ganze um: es entstehen Würmer und Ungeziefer.

Ebd. S. 106 f.

c) Motiv: Kampf mit einem Teufel. Episode in einem abenteuerreichen Brautgewinnungsmärchen. Es entstehen Frösche, Schildkröten, Wasserkäfer, Würmer, Ungeziefer und leben bis auf den heutigen Tag.

Ebd. S. 124.

---

1) Keremetj ist nach Pawlowsky, Russ.-Deutsches Wörterbuch[8] 1900, 542 der böse Geist bei Čuvašen und Čeremisen.

d) [Der Riese Är-sogholoch, der Stammvater der Jakuten, rettet die jüngste Tochter Charachchan's vor dem Schicksal, die Gattin des teuflischen Būra-dochsun zu werden, der sie unter furchtbaren Drohungen für sich fordert und die Viehherden Charachchan's zu einem Drittel verschlingt.[1]) Das Ende des Zweikampfes ist folgendes:] Är-sogholoch warf sich um den Leib Būra-dochsun's, wo er am dünnsten war, und schleuderte ihn sieben Faden tief in die Erde, so daß das Weltall erbebte. Hierauf trat er ihm den Kopf weg, schlitzte ihm mit einem stählernen Messer den Leib auf, riß ihm die Leber mit dem Herzen heraus, zerstückelte beide und zerstreute sie in alle vier Winde. Nur eine Spitze vom Herzen blieb übrig, wandelte sich in einen schwarzen Raben um und verschwand plötzlich mit den Worten: „Ich werde nicht aufhören ein böser Geist zu sein" in die Erde. [Darauf verbrennt Charachchan's Gefolge den toten Būra-dochsun und zerstreut dessen Asche in alle Welt. Charachchan gibt dem Är-sogholoch seine jüngste Tochter zur Frau. Är-sogholoch kehrt in sein Land heim und findet, daß sein weißes und schwarzes Vieh, sein fliegendes und laufendes Wild sich inzwischen um das Doppelte vermehrt hat]. Infolge der Worte, die jener Rabe — die verwandelte Herzspitze Būra-dochsuns — gesprochen hat, wird noch heute das weiße und schwarze Vieh, das fliegende und laufende Wild, die Nachkommen von Är-sogholoch's Besitztum, bisweilen von einer Pest und dann und wann von einer Seuche befallen, oder es erhängt sich an einem Zweige oder spießt sich an einem Baume auf und findet so seinen Tod.

Middendorf, Reise in den äußersten Norden u. Osten Sibiriens 3 (Über die Sprache der Jakuten) 1. 7, S. 94.

e) Entstehung von Vögeln durch Zerstückeln eines großen Vogels: Chudjakov, Verchojanskij Sbornik, S. 239. Vgl. Živaja Starina 3, 176. [Siehe Nachträge.]

9. Sage der Burjaten.[2])

Geser-Chan, hier von den Burjaten Abaj-Gecher Bogdo Chan genannt, wird als Sohn der Jungfrau Tebek-Hogon-Abachaj geboren... Der Gal-Dölmö-Chan[3]) schickt eine Biene aus von der Größe eines dreijährigen Ochsen und sagt: „Im Körper des neugeborenen Kindes ist das Fleisch noch weich, und die Knochen im Körper sind knorpelig; geh, sauge das Hirn aus dem Kopf!" Das Kind weiß infolge seines tiefen Verstandes, daß die Biene ausgesendet ist, und legt sich die Schlinge Tor-Sagan mit den dreißig Knoten bereit. Die Biene kommt um Mitternacht und verwickelt sich in der Schlinge. Da springt das Kind auf und sagt:

---

1) Er selbst schildert sich so: Die Hölle ist mein Reich, schwarze Asche mein Land, rote Kohle mein Haus, mein Sommer ist heißer als Feuer, geglühter Stein ist meine Speise, Feuerflamme mein Getränk; ich habe einen unsterblichen Atem, einen unverbrennbaren Körper, eiserne Männer in beliebiger Anzahl ohne Hände und Füße, mit scharfen Hörnern und gespitzten Schwänzen. Ich erzeuge Tod, mehre das Elend und bereite Unglück (S. 92).

2) Episode aus dem Sagenkreis von Geser-Chan, auf den hier nur hingewiesen werden kann. Um dessen ganze Geschichte zu erzählen, würde man nach Potanin 2, 115 neun Tage und neun Nächte brauchen. Dafür würde man freilich mit einem herrlich gesattelten Roß belohnt werden, das sich vom Himmel herabläßt. Einem Burjaten ist es fast geglückt, aber irgend eine Kleinigkeit hatte er vergessen, da erhob sich das Roß wieder in die Lüfte.

3) Gal = Feuer, Dölmö (von dölön Flamme) = Feuer: der flammende Chan.

„Wenn du mit deiner Größe herumfliegen wolltest, wirst du auf dieser Erde nichts übrig lassen!“ Nach diesen Worten zerspaltet das Kind mit dem weißen Stein Erdeni die Biene in kleine Stücke; diese Stücke flogen als Bienen davon. Darauf legt sich das Kind wieder an den früheren Platz, schreit und sagt: „Eine Nacht habe ich genächtigt, einen Feind habe ich besiegt!“ [Beim zweiten Mal wird die Schlange Abarga geschickt, die die Größe einer Tonne hat. Es wiederholt sich genau das Gleiche, und die einzelnen Stücke des Tieres kriechen als kleine Schlangen nach allen Seiten auseinander. — Beim dritten Mal kommt die Wespe (oder in Varianten ein Käfer), deren einzelne Stückchen als kleine Wespen nach allen Richtungen davonfliegen.]

Potanin, Okraïna 2, 66.

10. Aus dem Mahabharata (V, VIII, 39 ff.).

Durch Indras Blitz wird Triśiras („Dreikopf“, ein Asura, dem griechischen Titanen entsprechend) getötet. Aus dessen drei Köpfen fliegen Haselhühner, Rebhühner und Sperlinge (Str. 42 werden außer den Sperlingen auch noch die Falken genannt). Indra tötet auch noch einen anderen Asura Vṛtra, aus dessen Blut entstehen die Hähne (Mahabh. XII, CCLXXXI, 58). Nach dem Bhâgavata Purâna (übs. von Bournouf 3, 577 ff.) wird jeder der drei Köpfe des Triśira ein Vogel und fliegt davon (vgl. Revue de l'hist. des religions 14, 295. 299). Da in den Varianten 1 und 9 ebenfalls Vögel entstehen, so ist wohl der Schluß gerechtfertigt, daß wir im Mahabharata eine verwandte Sage, vielleicht deren Urform besitzen.

B. Nordamerikanische Sagen.

1. Sage der Bilqula.

[Eine böse Alte, die den Menschen mit ihrem zum Rüssel streckbaren Munde das Gehirn aussaugt (vgl. S. 157, Z. 5), verfolgt fünf Brüder. Wiewohl diese sie zweimal getötet und ihren Leichnam zerschnitten haben, ist sie jedesmal wieder auferstanden. Da flüchten die Brüder zu Atlk'undā'm's Haus und bitten ihn um Hilfe.] Atlk'undā'm versetzte: „Die Alte ist gewiß meine Mutter. Sie verfolgt immer die Menschen. Gewiß wird sie hierher kommen.“ Kaum hatte er ausgeredet, da klopfte die Alte schon von außen ans Haus. Er öffnete und fragte sie: „Was hast Du getan? Hast Du wieder Menschen getötet? Glaubst Du, es wäre gut, wenn es keine Menschen mehr gibt?“ Dann ergriff er sie, erschlug sie und warf sie ins Feuer. Als sie ganz verbrannt war, nahm er ihre Asche, zerrieb sie und blies sie in die Höhe, indem er sprach: „Werdet Moskitos!“ So entstanden die Moskitos, die noch heute ihren Rüssel ausstrecken, um Blut zu saugen, wie die Alte tat.

Boas, Indianische Sagen, S. 253.

2. Sage der Çātlō'ltq.

T'āl war eine böse Menschenfresserin. Sie pflegte einen Korb über ihren Rücken zu hängen und auszugehen, um Menschen zu fangen. Eines Tages fand sie einige Mädchen in einem See schwimmen. Sie ergriff dieselben, steckte sie in ihren Korb und trug sie nach Hause. Sie wollte sie töten, aber jene sprachen: „Laß uns zuerst noch einmal um das Feuer tanzen!“ Dann nahmen sie Harz und beschmierten T'āl's Gesicht damit. Sie schürten das Feuer und begannen zu singen, indem sie Takt schlugen: „Gehe zum Feuer, komme zurück vom Feuer.“ Und die Frau näherte

sich dem Feuer und kam zurück, je nachdem sie sangen. Da schmolz aber das Harz und verklebte ihre Augen. Als sie nun nicht sehen konnte, nahmen die Mädchen einen Stock und drückten sie ins Feuer (vgl. S. 155). Sie schrie: „Laßt mich heraus, laßt mich heraus!“ und verstummte erst, als sie tot war. Die Funken, die aus ihrer Asche hervorsprühten, wurden in Moskitos verwandelt.

Boas, Indianische Sagen, S. 89.

3. Sage der Hē'iltsuk..

Ein Mann, namens Nōak·au'a (= der Weise), hatte zwei Söhne. Sie pflegten auf Bergziegenjagd zu gehen. Eines Tages erblickten sie ein Haus auf einem Berge, aus dem schöner Rauch aufstieg. Sie gingen hinein und trafen eine Frau und ihr Kind. Sie hieß sie warten, bis ihr Mann zurückkehre, und als sie sich setzten, verletzte einer der Brüder seinen Fuß. Da leckte der Knabe begierig das Blut ab. Die Brüder fürchteten sich nun und entflohen. Da rief die Frau ihren Mann Baqbakuālanusī'oaē (= der zuerst an der Flußmündung immer Menschenfleisch fraß) herbei: „Zwei Männer waren hier und entflohen. Sie sind gutes Futter.“ Die Flüchtigen hörten großen Lärm und viele Pfeifen hinter sich und sahen, daß Baqbakuālanusī'oaē ihnen auf den Fersen war. Da warfen sie einen Stein, den sie trugen, hinter sich, schlugen Takt und sangen, und derselbe wurde in einen Berg verwandelt. Als Baqbakuālanusī'uaē den Berg umgangen hatte und sich wieder näherte, zerbrachen sie ihre Pfeile und warfen sie hinter sich. Sie wurden in einen dichten Wald verwandelt. Als ihr Verfolger wieder herankam, warfen sie ihren Kamm hinter sich und verwandelten ihn in ein „Crabapple“-Dickicht. Endlich gossen sie Wasser hinter sich aus, das in einen See verwandelt wurde. So erreichten sie ihres Vaters Haus. Sie riefen ihrem Vater schon von weitem zu: „Mache die Tür auf! Baqbakuālanusī'uaē ist uns auf den Fersen und will uns fressen.“ Nōak·aua ließ sie ein und machte ein großes Loch, goß Wasser hinein und legte Bretter darüber. Als der Menschenfresser nun kam, lud er ihn ein, sich zu setzen, und wies ihm einen Platz gerade über der Grube an. Er versprach ihm das Fleisch seiner Söhne. Plötzlich ließ er die Bretter fortziehen. Baqbakuālanusī'uaē fiel in die Grube, sie warfen glühende Steine hinein und kochten ihn so. Sie brannten ihn zu Asche, bliesen diese in die Luft und verwandelten sie in Moskitos.

Boas, Indianische Sagen, S. 240.

4. Sage der Kwakiutl.

Einst ging Nā'noak·aua (= der Erzweise) ins Gebirge, Bergziegen zu jagen. Plötzlich kam er an ein Haus, welches er früher noch nie gesehen hatte. Eine Frau, namens K·ōminâ'k·a, stand vor der Türe und rief ihm zu, hereinzukommen. Sie war die Tochter des Berggeistes K ō'mō'k·oē, und ihr Mann war der Menschenfresser Baqbakuālanuqsī'uaē. Er fürchtete sich, näher zu treten, aber als sie sagte: „Komm her, ich will Dich lausen“ (vgl. S. 153), trat er heran und ließ sie seinen Kopf in die Hände nehmen. Da drückte sie ihn aber zu Boden und rief: „Baqbakuālanuqsī'uaē, komm und friß ihn!“ Er bemühte sich vergeblich, aufzustehen. Als er aber den Menschenfresser laut brüllend heranstürmen hörte, riß er sich los, mußte aber alle Haare in den Händen der Frau lassen. Er lief dann, so rasch seine Füße ihn tragen wollten. Baqbakuālanuqsī'uaē verfolgte ihn bald über, bald unter der Erde. Da schuf Nā'noak·aua einen großen Wald hinter sich, so daß jener ihm nur langsam folgen konnte, und gelangte glücklich nach Hause. Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, da kam Baqbakuālanuqsī'uaē an. Nā'noak·aua rief ihm zu: „Gehe und hole deine

Frau! Ich habe vier Kinder, die will ich Euch zu fressen geben.“ Jener ging, seine Frau zu holen, und mittlerweile grub Nā´noak·aua ein tiefes Loch, machte ein Feuer darin und warf Steine darauf. Dann tötete er einen Sklaven und zerschnitt ihn. Seine Kinder ließ er sich vor dem Hause verstecken und bedeckte die Grube mit Brettern, die man von außen fortziehen konnte. Als Baqbakuālanuqsī´uaē und K·ōminâ´k·a kamen, ließ Nā´noak·aua sie auf den Brettern Platz nehmen und setzte ihnen den zerschnittenen Sklaven vor. Ehe das Mahl begann, tanzte Baqbakuālanuqsī´uaē, und seine Frau schlug Takt dazu. Er tanzte in hockender Stellung, seine Hände zitterten, und er streckte die Arme abwechselnd nach rechts und links aus. Er ward nun begierig, den Sklaven zu fressen. Da, auf ein gegebenes Zeichen, zogen die Kinder die Bretter fort, und Mann und Frau fielen ins Feuer und verbrannten. Das Feuer in der Grube flammte hoch auf, und ihr Fett spratzelte. Nā´noak·aua blies auf die Asche, und sie wurde in Moskitos verwandelt.

Boas, Indianische Sagen, S. 164.

5. Sagen der Awi´ky'ēnoq.

a) Ein Mann namens Nōak·aua hatte vier Söhne. Diese wollten einst auf die Bergziegenjagd gehen. Ehe sie aufbrachen, warnte sie ihr Vater und sprach: „Wenn ihr ein Haus seht, aus dem rötlicher Rauch aufsteigt, so geht nicht hinein, denn dort wohnt Baqbakuālanusī´uaē, ein schlechter Mensch.“ Die Söhne versprachen, seiner Warnung zu folgen, und gingen ins Gebirge. Nach einiger Zeit sahen sie ein Haus, aus dem schwarzer Rauch aufstieg. Dort wohnte der schwarze Bär. Als sie etwas weiter gegangen waren, kamen sie zu einem Hause, aus dem weißer Rauch aufstieg. Hier wohnte die Bergziege. Endlich gelangten sie zu dem Hause, vor dem ihr Vater sie gewarnt hatte, aus dem rötlicher Rauch aufstieg. Sie hielten und sprachen zueinander: „Wir wollen doch nicht umsonst dieses Haus gefunden haben. Kommt! laßt uns hineingehen und sehen, wer darinnen ist“. Sie taten also und trafen eine Frau, welche ihr Kind wiegte. Ihr gegenüber saß ein Knabe mit ungeheuerlich dickem Kopfe. Die vier Brüder traten ans Feuer und setzten sich auf eine Kiste. Dabei stieß sich der älteste an einen Stock, so daß das Blut aus seinem Unterschenkel hervorquoll. Da stieß der Knabe mit dem dicken Kopfe seine Mutter an und sprach: „O, Mutter, ich möchte das Blut lecken.“ Die Mutter aber untersagte es ihm. Der Knabe kratzte seinen Kopf und fing dann doch an, das Blut mit seinen Fingern abzuwischen und abzulecken. Da stieß der älteste Bruder den jüngsten an und sprach: „Wir hätten doch unserem Vater folgen sollen.“ Unterdes fing der Knabe an, immer gieriger das Blut aufzulecken. Da faßte sich der älteste der Brüder ein Herz, nahm seinen Bogen und schoß einen Pfeil zur Tür hinaus. Dann trug er dem jüngsten Bruder auf, den Pfeil wieder zu holen. Dieser ging hinaus, kehrte aber nicht zurück, sondern lief, so rasch er konnte, seiner Heimat zu. Dann nahm der älteste einen zweiten Pfeil, schoß ihn zur Tür hinaus und hieß den zweiten Bruder ihn wieder holen. Auch dieser entfloh. Als er den dritten Pfeil zur Tür hinausschoß, entfloh der dritte Bruder. Da fing der Knabe an, sich zu fürchten. Die Frau fragte: „Kommen deine Brüder nicht wieder?“ und er antwortete: „Sie sind nur gegangen, meine Pfeile wieder zu holen.“ Dann schoß er einen vierten Pfeil ab, ging selbst hinaus und lief seinen Brüdern nach. Als die Frau nun merkte, daß ihre Gäste nicht zurückkehrten, trat sie vor die Tür und rief: „Baqbakuālanusī´uē, komm nach Haus. Ich habe unser gutes Essen fortlaufen lassen.“ Baqbakuālanusī´uaē hörte sie, obwohl er weit entfernt war. Er verfolgte sie und rief: „Ham, ham, ham!“ (Fressen, fressen, fressen!) Die vier Brüder hörten

ihn herankommen und liefen, so rasch ihre Beine sie tragen wollten. Der älteste Bruder trug einen Wetzstein, einen Kamm und Fischöl, das er als Haaröl gebrauchte, bei sich. Schon war Baqbakuālanusī'uaē ihnen ganz nahegekommen, da legte er den Wetzstein hinter sich nieder, und siehe da! dieser verwandelte sich in einen Berg, der den Verfolger zu einem weiten Umwege zwang. Aber trotzdem kam er ihnen bald wieder nahe. Da goß der junge Mann das Haaröl hinter sich aus, und dieses verwandelte sich in einen großen See. Als Baqbakuālanusī'uaē ihnen wieder nahegekommen war, steckte jener den Kamm hinter sich in die Erde, und dieser verwandelte sich in ein dichtes Gestrüpp junger Bäume, das der Verfolger ebenfalls umgehen mußte. Mittlerweile waren die jungen Männer glücklich nach Haus gelangt. Sie klopften an die Tür und baten ihren Vater, rasch zu öffnen, da der Mann, vor dem er sie gewarnt habe, sie verfolge. Nōak·aua hatte sie kaum eingelassen und die Tür wieder verschlossen, da kam Baqbakuālanusī'uaē an und begehrte Einlaß. Nōak·aua nahm nun einen Hund, zerschnitt ihn und ließ das Blut in einen Napf laufen. Dann ließ er Baqbakuālanusī'uaē an eine kleine Öffnung kommen, die in der Wand war, reichte ihm die Schale und sprach: „Dieses ist das Blut meiner Söhne. Nimm es und trage es zu deiner Frau." Jener nahm es. Da grub Tsō'ēnā, Nōak·aua's Frau, eine tiefe Grube nahe dem Feuer und ließ dieses hoch aufflammen. Dann legte sie Steine hinein, die rasch glühend wurden. Das Loch aber verhüllte sie durch ein ausgespanntes Fell. Bald langte Baqbakuālanusī'uaē mit seiner Frau und seinen drei Kindern in seinem Boote an, um Nōak·aua zu besuchen. Das jüngste Kind ließ er als Wächter beim Boote, während die anderen mit ihm ins Haus gingen. Tsō'ēnā ließ sie dicht am Feuer niedersitzen, so daß ihr Rücken gegen das ausgespannte Fell gewandt war, welches die Grube verbarg. Da sprach Baqbakuālanusī'uaē zu Nōak·aua: „Du weißt, wie alles im Anfange war. Erzähle mir davon!" Nōak·aua erwiderte: „Dieses werde ich dir erzählen:

„Was werde ich euch jetzt von uralten Zeiten erzählen, ihr Enkel? Vor langer Zeit lag eine Wolke auf jenem Berge. Bald werdet ihr schlafen."

Als er diesen Spruch zweimal gesungen hatte, schlummerte Baqbakuālanusī'uaē und seine ganze Familie; und als er es viermal gesungen hatte, da schliefen sie fest. Nōak·aua und Tsō'ēnā zogen nun den Rücken ihres Sitzes fort, und alle stürzten in das Loch. Dann warfen sie die glühenden Steine in die Grube. Baqbakuālanusī'uaē schrie noch zweimal: „Ham, ham!" dann war er tot. Nach einiger Zeit zogen sie die Leichname mit einem Seile heraus. Nōak·aua zerschnitt sie dann in viele Stücke, zerstreute dieselben über die Erde und sang: „Einst wirst du, Baqbakuālanusī'uaē, die Menschen verfolgen." Da wurden sie in Moskitos verwandelt.

b) Eine Anzahl Kinder brieten sich einmal Lachse zwischen erhitzten Steinen. Als diese fertig waren, aßen sie und liefen dann in den Wald, um zu spielen. Unter ihnen war ein Mädchen mit Namen Tsumhqsta (die Mundlose). Diese lief voraus, und die übrigen Kinder riefen einander zu: „Wer von uns, wer von uns wohl zuerst Tsumhqsta fangen wird?" Sie waren noch nicht lange gelaufen, da trafen sie auf Ts'ilkigyila[1]), die einen großen Korb auf dem Rücken trug. Sie er-

1) Die Ts'ilkigyila (die Tsonō'k·oa der Kwakiutl, die Snēnē'ik· der Bilqula) tritt im Tanze Tloolā'qa (dem Sisāū'kh der Bilqulā) auf. Sie trägt einen Korb auf dem Rücken, in welchen sie die Kinder steckt. In jede Hand ist ein Gesicht gemalt. Wenn sie ein Auge öffnet, so strahlt Licht daraus hervor.

griff zuerst Tsumhqsta und steckte sie dort hinein und packte dann alle übrigen Kinder oben darauf. Das Mädchen hatte aber zufällig ein Messer in der Hand. Mit diesem schnitt sie einen Schlitz in den Korb, und da fielen alle Kinder heraus. Ts'ilkigyila aber merkte es nicht, sondern sagte nur: „Ich glaube, Kiefernadeln fallen zur Erde." Nur ein kleiner Knabe konnte nicht zum Loche hinausspringen, da er im Korbe festhing. So trug Ts'ilkigyila ihn nach Hause. Sie setzte den Korb zur Erde und war sehr verwundert, nur noch den Knaben zu finden. Sie nahm ihn aus dem Korbe und setzte ihn nieder. Da sah er, daß im Hause viele Kisten voll Bergziegenfett waren. Ts'ilkigyila machte nun den Knaben zu ihrem Sklaven. Als sie wieder ausging, sah der Knabe sich im Hause um und erblickte nun eine alte Sklavin; ihre Namen waren K·'ō'k·oikya und Tlō'k·opak·titl. Ts'ilkigyila hatte sie einst in ihrem Korbe ebenso geraubt wie jetzt den Knaben. [Die Sklavin warnt den Knaben, vom Bergziegenfett zu essen; denn dann würde er an der Erde festwachsen, wie sie selbst. Der Knabe befolgt den Rat. Weiter rät sie ihm, an seine Fingerspitzen Muschelbarten zu stecken und sie gegen Ts'ilkigyila viermal beschwörend zu bewegen. Diese fällt tot nieder. Der Knabe holt dann Hilfe, um die Sklavin vom Erdboden zu befreien; sie stirbt aber bei der Loslösung.] Dann zerschnitten die Leute Ts'ilkigyilas Leiche in kleine Stücke und zerstreuten diese nach allen Himmelsrichtungen. Da wurden dieselben in Frösche verwandelt.

Boas, ebd. S. 224ff.

6. Sage der Kootenay.

Einst lebte am Ufer des Fraser River eine böse Frau, die fing kleine Kinder, trug sie in einem Korb von geflochtenen Wasserschlangen fort und fraß sie. Eines Tages fing sie eine Anzahl kleine Kinder und trug sie im Korb in den Wald. Die Kinder lugten aus dem Korbe heraus und sahen, wie sie eine Grube machte und Steine im Feuer erhitzte, und nun wußten sie, daß sie sie kochen würde, so wie die Indianer sich ihr Fleisch kochen. Da überlegten sie zusammen, wie sie sich retten könnten. Bald kam die Alte an den Korb, hob sie heraus, befahl ihnen, vor ihr zu tanzen auf dem Grase, und tat ihnen etwas Pech auf ihre Augen, daß sie nicht sehen konnten. Aber die älteren Kinder waren auf der Hut, und als sie sich mit den heißen Steinen beschäftigte, stürzten sie herbei, warfen sie in die Grube und schichteten Feuer auf sie, bis sie zu Asche verbrannt war. Aber ihr böser Geist lebt noch, denn aus ihrer Asche, die der Wind umherblies, entstand die Plage der Moskitos.

Journ. of Am. Folklore 3, 12 = Wilson, Our Forest Children 3, 166 = Am Urquell 4, 130, wo auch die Variante angegeben ist, daß der **Prärie wolf** die alte Hexe tötet, indem er sich in ein Kind verwandelt.

Vgl. folgende Sage der Korjaken, die gewiß als Vorbild zu gelten hat:

Eine böse Alte fängt Kinder, trägt sie in einem Pelzrock und hängt sie an einem Baume auf. Während sie fortgegangen ist, rufen die Kinder erst einen Hasen, dann einen Fuchs zur Rettung an; der **Fuchs** befreit sie und stößt nachher die Alte vom Felsen hinab.

Jochelson, The Koryak, S. 212.

7. Sagen der Passamaquoddy (eines östlichen Algonkinstamms).

a) Die Hexe Pookjinsquess quälte die jungen Menschen bis zu ihrem Tode und verwandelte sich dann in einen Moskito, um ihre Lieblingsarbeit fortzusetzen.

Am Urquell 4, 130 = Leland, Algonquin Legends of New England 3, 257ff.

b) Nachdem Black Cat (eine selbstsüchtige mythische Persönlichkeit) den Riesenvogel Coloo getötet hat, bringt er auch dessen Weib Pookjinsquess dadurch um, daß er Pulver um ihren Wigwam streut und ihn dann anzündet. Ihre Asche bläst der Wind auseinander, und es entstehen Moskitos.

Journ. of Am. Folklore 3, 270.

8. Sage der Irokesen.

Ein großes Ungeheuer namens Moskito wird getötet, und aus seinem Blut entstehen all die kleinen Moskitos.

Journ. of Am. Folklore 2, 284.

9. Sage der Çatlō'ltq.

Kumsnō'otl [der Schöpfer] ging zu einem Ort, wo ein Ungeheuer von der Gestalt eines Tintenfisches in einem See wohnte, das jeden verschlang, der hinabging, um Wasser zu holen. Niemand wagte sich mehr hinunter, und die Dorfbewohner starben vor Durst. Nur ein alter Mann wußte sich zu helfen. Er fuhr täglich hinüber zur Insel Mit'lnatc und fing roten Schellfisch. Er ließ das Fett aus und trank es. So kam es, daß er und sein Enkel am Leben blieben, während alle Leute ringsum starben. Als Kumsnō'otl ankam und die Not der Dorfbewohner sah, beschloß er, das Ungeheuer zu töten. Er befahl seinen Begleitern, große, flache Steine glühend zu machen. Als die Steine heiß waren, setzte er sich einen als Hut auf und bedeckte mit den anderen seinen Körper. Dann nahm er einen Eimer in die Hand, ging zum See hinab und plätscherte im Wasser, um die Aufmerksamkeit des Tintenfisches zu erregen. Es dauerte auch nicht lange, so tauchte er auf, streckte seine langen Arme aus, um Kumsnō'otl zu seinem Maule herabzuziehen, aber sobald er die glühenden Steine mit den Saugnäpfen berührte, so fielen diese ab. Endlich sprang das Ungeheuer gar auf Kumsnō'otls Kopf und hätte ihn fast überwunden, aber der glühende Stein, welchen jener als Hut trug, tötete es. Dann zerschnitt Kumsnō'otl es und warf die Teile nach allen Richtungen ins Meer. Er sprach: „Ihr sollt euch in Tintenfische verwandeln und künftig den Menschen zur Nahrung dienen.“ Den Magen warf er aufs Land, wo er in einen großen Stein verwandelt wurde; den Kopf versenkte er nahe Kap Mudge im Meere, dort erzeugt er noch heute die gefährlichen Wirbel und Stromschnellen.

Boas, Indianische Sagen, S. 64.

10. Sage der Chippeweyans.

Einst wohnte eine Frau mit ihrem Manne ganz allein. Während ihr Mann auf der Jagd war, ging sie zum Schein aus dem Gehölz Brennholz holen, aber das war nicht alles, was sie tat. Unter einen dicken Baum, dessen hohler Stamm mit Schlangen gefüllt war, dort ging sie hin, und dort hatte sie Beziehungen zu den Schlangen. So sagt man wenigstens. Ihr Mann war sehr ärgerlich über die heimlichen Allüren seiner Frau, begab sich an den Ort, wo sie Holz holen ging, und bemerkte einen großen Obstbaum, dessen Fuß in hohen Kräutern vergraben war. Dort sprach er (die Stimme seiner Frau nachahmend): „Mein Mann, siehe, ich bin zu dir zurückgekehrt. Komm schnell zu mir heraus!“ Alsbald erhob sich eine dicke Schlange aus dem Stamm, und er tötete sie und kochte aus ihrem Blute Blut für seine Frau. „Mein Gatte, wart' ein wenig,“ sprach sie, „daß ich vor dem Essen Holz haue.“ Aber er erwiderte: „Nein, es ist genug Holz da. Iß erst, dann wirst du ins Holz gehen.“

Als sie ins Holz gegangen und an dem Baum angekommen war, wurde sie sehr

zornig, und der Mann hörte sie schreien: „Ach! dieser Gatte (die Schlange), den ich so liebte, den hat man mir getötet! Nun gut! Ich will auch nicht mehr, daß mein Mann lebe!“

Als sie zu ihrem Gatten zurückgekehrt war, gab ihr dieser einen Schlag mit der Hacke auf den Hals und hieb ihr den Kopf ab. Darum starb sie. Und dennoch fauchte sie noch ihren Mann unter Grimassen an. Er flüchtete sich vor ihr und kam an dem Ufer eines Flusses an. Dort bemerkte er eine alte Frau, genannt Heupferdchen.

„Hilf mir,“ sprach er zu ihr, „und trage mich auf die andere Seite des Flusses!“

Sogleich spreizte die Alte ihre Beine aus und ließ ihn über den Bach springen, sagt man.

Dann war auch der Kopf der Frau auf der Verfolgung ihres Mannes an das Flußufer gelangt und sprach zu der Alten: „Trag mich hinüber!“ Und diese, sagt man, trug ihn hinüber.

Inzwischen war der Mann zu Bett gegangen und schlief in Frieden. „Hier wenigstens wird mich meine böse Frau nicht suchen,“ dachte er.

Aber plötzlich wachte der Mann um Mitternacht auf und bemerkte, daß der schreckliche Kopf noch an seiner Seite war und ihn anblickte.

Dann, sich nicht mehr beherrschend in seinem Schreck, ergriff er seine Hacke, schlug auf den Kopf, zerbrach ihn und machte ihn zu Pulver, sagt man.

Und trotzdem kamen aus diesem Frauenkopf solche Schwärme von Fliegen und Mücken heraus, daß der Mann Zeit seines Lebens davon angefallen und verfolgt wurde, und dieses Übel, sagt man, dauert noch fort.

Und das ist die Geschichte von der, die man die Frau mit der Schlange nennt.

Petitot, Traditions du Canada Nordouest, 403 ff.

Bei den Dènè läßt sich eine Frau, die ihrem alten Gatten untreu geworden ist, in einen unzüchtigen Verkehr mit einer Schlange ein. Ihr Gatte überrascht und tötet sie. Er zerschmettert ihr den Kopf, aber dieser Kopf verfolgt ihn bis zum Äußersten. Der Mann verwandelt ihn mit einem Axthieb in Staub, und dieser Staub gibt ganzen Wolken von Mücken und Moskitos das Dasein, und diese umschwärmen den Mörder während seines ganzen Lebens. (Ebd.)

C. Aus Südamerika.

Sage der Yurupari.

Eine Sage von „Ualri, der die ihn beleidigenden Knaben verschlingt und, von den Leuten verbrannt, aus seiner Asche die Moskitos hervorbringt,“ erwähnt ohne nähere Angaben Ehrenreich, S. 34 (vgl. S. 79).

II. Sagen vom geborstenen Leibe des Unholds.

1. Sage der Kootenay.

Der Moskito [und zwar, wie die folgenden Sagen zeigen, ein Riesenmoskito] reist, sieht viele Hütten in naher Entfernung und hört Stimmen: „Komm, iß Kirschen!“ Sagt der Moskito: „Ich esse gern keine Kirschen!“ Der Moskito geht ab und reist fort, sieht viele Hütten in naher Entfernung. Er hört Stimmen: „Komm, du kannst Beeren essen!“ Sagt der Moskito: „Ich esse gern keine Beeren!“ Der Moskito geht ab und reist fort, sieht viele Hütten in naher Entfernung. Er hört Stimmen: „Komm, du kannst Blut essen!“ Der Moskito naht sich dem Dorfe, ißt Blut, ißt viel Blut, ißt Blut, bis ihm der Bauch schwillt und er nach einiger Zeit

birst. Der Moskito stirbt, und aus seinem Innern fliegt eine große Schar von kleinen geflügelten Wesen aus. Auf diese Weise entstand die Rasse der Moskitos, die den Menschen entsetzlich plagen.

Am Urquell 4, 131.

2. Sage der Zuñi (Neu-Mexiko).

Es war einmal ein Häuptlingssohn, der lebte vor langer, langer Zeit in Kiakime. Es war seine Gewohnheit, jeden Morgen seine Festkleider anzulegen und vor Sonnenaufgang um die Donnerberge herumzulaufen, ehe er sein Gebet verrichtete. Er war jung und schön und hatte ein prächtiges Festkleid.

Nun wohnte aber am südlichen Teil der Donnerberge ein alter, häßlicher Unhold, der hieß Tarantel. Der hörte eines Tages die Glocken am Gürtel des Jünglings klingen, sah ihn vorbeilaufen und dachte bei sich: „O, wenn ich doch das schöne Kleid haben könnte, wie herrlich wäre das! Ich will ihm das nächste Mal auflauern."

Früh am andern Morgen, als die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Erde warf, da hörte der alte Tarantel schon die Glöckchen, guckte zur Höhle hinaus und rief: „Halt, Freund, komm einmal hierher!" „Warum denn?" antwortete dieser, „ich habe es sehr eilig!" „Das macht nichts, komm nur her!" sagte der alte Tarantel. „Nun, was gibt's denn, warum hältst du mich auf?" fragte der Jüngling. „Ich wollte dich nur fragen, ob du nicht gern wissen möchtest, wie du aussiehst." „Aber wie?" fragte der Jüngling, „mach schnell, ich hab es sehr eilig." „Nun, nicht anders, als so," war die Antwort; „du ziehst all deine Kleider aus, und ich meine, dann zieh ich die deinigen an, und du wirst sehen, was für ein hübscher Kerl du bist." Der Jüngling dachte darüber nach, und es schien ihm ein guter Vorschlag zu sein. Also zog er seine Kleider aus, die alle wunderschön gestickt und bemalt waren, dazu seine Fußspangen und Ohrringe, sein Kopfband und auch seinen Federbusch und legte alles vor den häßlichen Tarantel. Da nahm dieser seine unansehnlichen, grauen und wolligen, haarigen und schmutzigen Kleider ab und zog die schönen dafür an. Dann stellte er sich auf seine krummen Hinterbeine und fragte: „Nun sieh mich an, wie seh' ich denn aus?"

„Was den Anzug anbetrifft, siehst du gut aus." „So warte, bis ich noch ein Stück fortgehe," sagte der alte Tarantel, reckte sich und ging rückwärts ein paar Schritte nach seiner Höhle, dann blieb er stehen und fragte: „Wie sehe ich jetzt aus?" „Besser," erwiderte der Jüngling. „So warte, bis ich noch ein bißchen weiter gehe." Und wieder ging er rückwärts, reckte sich und fragte: „Wie sehe ich jetzt aus?" „Noch besser," war die Antwort. „O, so warte noch einen Augenblick," und er ging bis zum Höhleneingang. „Wie sehe ich denn so aus?" „Wunderschön!" — Da lachte der alte Tarantel, drehte sich um und sprang in sein Loch.[1]) Da stand nun der Jüngling voll Entsetzen und schrie: „O dieser Schurke, daß er mir das angetan hat! Was soll ich nun anfangen? Ich kann doch nicht nackt nach Hause laufen. Es wird mir nichts anderes übrig bleiben, als die schmutzigen Kleider des Tarantel anzuziehen." Das tat er denn und lief dann weiter. Als er ins Dorf kam, stand die Sonne schon hoch, und alle Leute dachten: „Was ist denn mit dem Sohne des Häuptlings geschehen, daß er nicht zur gewohnten Zeit kommt?" Und als er kam, fragten sie ihn: „Was ist denn geschehen, daß du erst jetzt kommst?" „O," rief der Jüngling, „der alte Tarantel, der am Südende der Donnerberge wohnt, hat

1) Vgl. hierzu die Sagen S. 17, 129 Nr. 18, 132 Nr. 28b.

mich all meiner Kleider beraubt und ist damit in seine Höhle gelaufen." Da gingen alle Dorfleute zurate, wie man die Kleider des Jünglings wiedergewinnen könne, und sie beschlossen, sich an den Königsfischer zu wenden. „Er ist weise, klug und schnell," sagten sie, „wir wollen uns an ihn wenden," und schickten den Jüngling aus, um ihn zu holen. Als er kam, fragte er die Versammlung: „Was wollt ihr von mir?" und sie antworteten: „Der alte Tarantel hat einen der unseren all seiner Kleider beraubt, und wir bitten dich, uns zu helfen, da wir wissen, wie schnell du etwas im Fluge ergreifen kannst!" „Das ist ein schwieriges Unternehmen. Der alte Tarantel ist sehr schlau und sieht gut. Ich will es aber versuchen." Damit flog er fort.

Am anderen Morgen früh legte er sich in den Hinterhalt, von Felsen versteckt, und nur die Schnabelspitze und die Augen waren zu sehen. Nach kurzer Zeit, als die Sonne kaum aufgegangen war, lugte der Tarantel vorsichtig aus der Höhle heraus mit seinen scharfen, scharfen Augen und gewahrte sogleich den Königsfischer. „Haha, du Schleicher!" rief er. Im selben Augenblick schoß der Königsfischer wie ein Pfeil herunter, aber er berührte nur die Federn des Haarschmucks, da war der Alte schon wieder im Loch. „Haha," lachte Tarantel und sang vor lauter Schadenfreude ein Lied und tanzte danach, „haha, sieh doch mein schönes Kleid. Bin ich nicht wunderschön?" und tanzte weiter. Aber der Königsfischer ließ die Flügel hängen, flog ins Dorf und rief: „Tarantel ist schlau und hat die besten Augen. Ich habe nichts erreichen können," und flog wieder fort.

Da berieten sie wieder alle miteinander, und diesmal wandten sie sich an den Adler. Der machte sich auf und flog weit und hoch auf eine Felsspitze, von der er auf die Höhle blicken konnte. Nach kurzer Zeit steckte Tarantel wieder seine Nase heraus. Doch kaum hatte er den Adler erblickt und gerufen: „Ha, du Schleicher!" da flog der Adler schon herunter wie ein Stein aus der Schleuder. Er ergriff eine Feder aus dem Haarschmuck Tarantels, aber sie saß fest, und er flog ohne Beute wieder davon.

Zum dritten Male wurde der Falke ausgesandt. Der war so schnell wie der Königsfischer, so stark wie der Adler, aber nicht so groß und leicht zu sehen. Er flog auf den Felsen, der sich über Tarantels Höhle erhob, und als die Sonne aufging, war er kaum zu sehen, selbst aus der Nähe nicht, denn sein grau und braunes Kleid war von derselben Farbe wie der Felsen, und er lag still wie ein herbstliches Blatt, das der Regen hinuntergeschlagen hat. Als nun Tarantel zur Höhle hinausblickte, konnte er nichts entdecken, er sah nach rechts und links, nach oben und unten und wagte sich schon mit Kopf und Schultern hervor, da, o weh! rührte sich der Falke ein wenig. Aber in demselben Augenblick, wo Tarantel ihn erblickt hatte, war der Falke auch schon wie ein Blitz heruntergeschossen, ergriff den Federschmuck und flog mit ihm davon.

In seiner Höhle saß nun Tarantel voll Furcht und Wut und klagte: „O mein schöner Kopfschmuck, mein schöner Kopfschmuck! O der schleichende Schurke, er hat ihn mir geraubt." Aber allmählich tröstete er sich: „Was fängt man schließlich mit so einem Federbusch an? Er wird schmutzig, verbogen und verblaßt, und was hat man dann? Hab ich nicht noch all diese schönen Kleider? Haha! wieviel mehr sind sie nicht wert!" Und dann tanzte und sang er wieder.

Der Falke verfluchte sein Ungeschick und begab sich ins Dorf mit dem Kopfschmuck. All die Versammelten dankten ihm sehr — er aber flog wieder davon. Dann berieten sie weiter und kamen zu dem Ergebnis, daß jetzt nur noch die Götter helfen könnten. Also schickten sie den Jüngling zu den Kriegsgöttern auf

die Spitze der Donnerberge. Dort angekommen, verbeugte sich der Jüngling ehrfürchtig, brachte sein Anliegen vor und erhielt zwei aus Steinmehl geformte kleine Rehe und zwei Antilopen mit der Weisung: Nimm diese Tiere, stelle sie auf den Opferplatz und verrichte deine Gebete. Dann führe sie, denn sie werden Leben bekommen, vor Tarantels Höhle, denn der Alte liebt die Jagd über alles und wird sich von seiner Jagdlust aus der Höhle locken lassen. Der Jüngling tat, wie ihm befohlen, und auch sein ganzer Stamm machte sich bereit, mit ihm zusammen Tarantel zu fangen.

Die Rehe und Antilopen liefen ruhig ihren Weg bis zur Höhle des Tarantel. Aus dem Tal rief der Jüngling: „Hu-u-u-u-u-u! Schnell, da sind Rehe und Antilopen. Hu-u-u-u!“ Der alte Tarantel hörte etwas rufen und wurde neugierig und war schon am Höhleneingang, als der Jüngling zum zweiten Male rief. „Was,“ sagte er, „sagt er nicht, daß Wild hierher kommt?“ und beim dritten Ruf rief er: „Ha, sie rufen zur Jagd. Warum soll ich nicht so gut jagen wie andere auch!“

Er nahm Pfeil und Bogen und machte sich fertig. Auf einmal überlegte er: „Nein, es geht nicht, sie werden mich verfolgen, wenn ich mich herauswage.“ Aber die Jagdlust war zu groß: „O, sie werden mir schon nichts tun. Was macht's auch? Ich habe doch Pfeil und Bogen mit.“ So kam er denn aus der Höhle heraus und erblickte sogleich das Wild.

Nacheinander schoß er sie alle vier.

„Nun,“ schmunzelte er, „da kann ich ja das Wildbret gleich mit nach Hause nehmen.“ Er band die Füße des ersten Rehes zusammen und wollte es auf den Rücken nehmen — da fiel er unter einer schweren Felsmasse zu Boden. „Was ist das?“ rief er voll Entsetzen, konnte aber nichts entdecken. Statt des Rehes war ein ungefüges Felsstück da. „So will ich das nächste versuchen,“ sagte er. Aber es geschah ihm wie mit dem vorigen, und auch die erste Antilope erdrückte ihn fast mit ihrem Steingewicht. „Nun, es ist ja noch eine da,“ tröstete er sich, band ihr die Füße zusammen und wollte sie aufheben, da hörte er großen Lärm und Geschrei, und alles Volk sammelte sich um seine Höhle. Er ließ das Wild und lief zur Höhle, um sein Leben zu retten, aber die Leute waren vor ihm da, sie schlossen ihn ein, zogen ihn an den Kleidern und zerrten ihm die Ohrringe herunter, bis er um Gnade rief: „Laßt mich, laßt mich, ich will euch ja gutwillig alles wiedergeben,“ aber das Volk war so voll Wut, daß er gestoßen und geschlagen wurde, bis er sich nicht mehr rühren konnte und zu Boden sank.

Dann berieten die Priester miteinander und sagten: „Es ist nicht gut, daß man diesen Unhold so laufen läßt, er ist zu groß und mächtig und schlau und kann viel Unheil anrichten. Wir müssen die Welt von ihm erlösen.“ Da machten sie ein großes Feuer an und warfen Tarantel hinein. Der zerbarst mit einem schrecklichen Krach, und die Stücke seines Körpers wurden über die ganze Erde zerstreut. Sie gewannen Gestalt und ähneln jetzt noch dem alten Tarantel. Die krummen Beine und das Rückwärtsgehen hat jedes dieser Tiere, nur ist es viel, viel kleiner als der alte Tarantel, der am Donnerberge lebte.

Cushing, Zuñi Folk Tales.

3. Sage der Cherokee (Übertragung auf den Feuerstein).

In alten Zeiten lebte Tăwi'skălă, der Feuerstein, in den Bergen, und alle Tiere haßten ihn, weil er behilflich gewesen war, so viele von ihnen zu töten. Sie be-

rieten oft, wie sie ihn aus dem Wege räumen sollten, aber jeder hatte Angst, sich in die Nähe seines Hauses zu wagen. Endlich erbot sich das Kaninchen, hinzugehen und zu versuchen, ihn zu töten. Als es anlangte, stand der Feuerstein vor seiner Tür. Höhnisch rief es ihm zu: „Holla, bist du der Bursche, den sie Feuerstein nennen?“ „Ja, so nennt man mich.“ „Wohnst du hier?“ „Ja.“ Währenddem überschaute das Kaninchen den Platz, um sich einen Plan auszudenken. Es hatte erwartet, der Feuerstein würde es einladen, ins Haus zu kommen, aber als er sich nicht rührte, sagte es: „Ich heiße Kaninchen, und da ich schon viel von Euch gehört habe, möchte ich Euch einladen, mich zu besuchen.“ Der Feuerstein erkundigte sich, wo das Kaninchen wohnte, und es erwiderte: „Unten im Ginsterfelde am Fluß.“ Der Feuerstein versprach, in einigen Tagen seinen Besuch zu machen. Aber das Kaninchen sagte: „Komme doch gleich und iß mit mir zu Abend!“ und bat so lange, bis er einwilligte. Beide machten sich nun auf, den Berg hinunterzugehen. Als sie in der Nähe von Kaninchens Höhle angekommen waren, machten sie Halt, und das Kaninchen sagte: „Dort ist mein Haus. Aber im Sommer bleibe ich gewöhnlich draußen, wo es kühler ist.“ Dann machte es ein Feuer, und sie nahmen ihr Abendessen auf dem Grase ein. Als sie fertig waren, streckte der Feuerstein sich aus, um auszuruhen. Das Kaninchen holte sich einige schwere, schwere Stöcke und ein Messer und schnitt Hammer und Keil daraus. Der Feuerstein sah auf und fragte, wozu das sei. „O,“ sagte das Kaninchen, „ich beschäftige mich gern, und dies kann mir vielleicht von Nutzen sein.“ Darauf legte sich der Feuerstein wieder hin, und bald war er fest eingeschlafen. Das Kaninchen redete ihn einige Male an, um ganz sicher zu sein, erhielt aber keine Antwort. Dann ging es auf den Feuerstein zu und trieb mit einem kräftigen Schlage des Hammers den scharfen Keil in seinen Körper. Dann rannte es, so schnell es konnte, in seine Höhle; aber bevor es sie erreicht hatte, gab es einen lauten Knall, und Stücke von Feuersteinen flogen umher. Darum finden wir noch jetzt an vielen Stellen Feuersteine.

Ein Stück traf das Kaninchen von hinten und verletzte es gerade, als es in seine Höhle schlüpfen wollte. Es saß horchend, bis alles wieder ruhig zu sein schien. Dann steckte es seinen Kopf hinaus, um sich umzusehen, aber gerade in diesem Augenblicke kam ein anderes Stück geflogen und traf es auf die Lippe und spaltete sie, wie wir es noch jetzt sehen.

Mooney, Myths of the Cherokee, S. 274.

Eine ähnliche Vorstellung vom Ursprung der Feuersteine findet sich in einem dänischen Märchen von der Entstehung der Plejaden (Grundtvig, Dänische Volksmärchen 1, 110 = Dähnhardt, naturgesch. Volksmärchen 1, 8). Darin wird ein böser Zauberer durch einen Meisterschuß getötet; er zersplittert in Tausende von kleinen Feuersteinen. Da nun das Plejadenmärchen — wie in einem späteren Bande nachzuweisen ist — auf asiatischen Ursprung zurückweist, so bestätigt es die oben ausgesprochene Vermutung, daß die Sagen vom verbrannten oder geborstenen Unhold und den verwandelten Aschenstückchen oder Splittern in Asien ihre Heimat haben.

Ist diese Vermutung richtig, so werden auch die folgenden Sagen von der verbrannten Schlange als asiatische Abkömmlinge anzusehen sein.

III. Asiatisch-europäische Sagen von der verbrannten Schlange.

1. Kurdische, türkische, rumänische, südslawische Sagen:

Die Schlange der Arche Noahs wird verbrannt. Aus der Arche, die der Wind über die Erde zerstreut, entsteht blutsaugendes Ungeziefer, das sich auf die Menschen stürzt, um die der Schlange versprochene Speise zu genießen.

Natursagen 1, 279 ff. und 332 ff., wo gleichfalls asiatischer Ursprung angenommen ist.

2. Aus dem Gouvernement Olonezk.

Die Königstochter Olesafija glaubte an den Gekreuzigten, ihre Eltern aber und dazu das ganze Volk waren Ungläubige. — Täglich kam ein Drache geflogen und nahm jedesmal ein lebendiges Wesen mit sich. Als die Reihe an den König gekommen war, ließ er auf den Rat seiner Frau die Tochter zur Stadt hinausführen, damit der Drache sie statt ihres Vaters fressen möge. Es gesellte sich aber zu ihr der hl. Georg und band den Drachen mit dem Gurt des Mädchens. Olesafija schleppte darauf den Drachen in die Stadt, erzwang durch die Drohung, die Bande des Untiers zu lösen, die Bekehrung aller, verbrannte den Drachen und zerstreute die Asche auf dem Felde. Aus dieser Asche, sagt man, sind die Schlangen entstanden.

Etnogr. Obozrěnie 3, 4, 196.

IV. Die verwandelten Schuppen der Tannenzapfen.

Aus Estland.

Wie die Schuppen der verbrannten Schlangen, so verwandeln sich auch die der Tannenzapfen in Ungeziefer.

a) Ein Bauer ging in den Wald Holz schlagen. Er trat zuerst an eine Fichte heran und gedachte sie zu fällen. Aber aus der Fichte klang ihm eine Stimme entgegen: „Fälle mich nicht! Siehst du nicht, wie mir schon die Tränen zäh aus dem Stamme dringen? Du wirst erfahren, welchen Schaden du leidest, wenn du mir das Leben nimmst!“ Da trat der Manu zu einer Tanne und gedachte diese zu fällen, aber die Seele der Tanne rief ihm entgegen: „Fälle mich nicht! Von mir hast du nur geringen Nutzen, denn mein Holz ist knorrig und ästig.“ Verdrießlich ging der Mann zu einem dritten Baum: die Erle wollte er jetzt schlagen. Der Baumgeist aber schrie: „Hüte dich, mich zu berühren! Mit jedem Schlage strömt Blut aus meinem Herzen, und Blut wird meinen Stamm und deine Axt färben.“

Auf diese Gegenreden war der Mann ganz bekümmert, ließ ab von seinem Vorhaben und schickte sich zum Heimweg an. Als er aus dem Walde trat, kam ihm Jesus entgegen und fragte ihn, warum er so bekümmert wäre. Er erzählte sein Erlebnis im Walde. Da antwortete ihm der Herr: „Kehre nur um und schlage nieder, was dir vorkommt. Denn von heute an will ich den Bäumen alle Sprache und Gegenrede nehmen.“

Also geschah es, und seitdem erkühnt sich kein Baum, seine Stimme wider des Menschen Axt zu erheben. Dennoch vernimmt man im Walde noch ein leises Säuseln und Blätterrauschen, wenn die Bäume still miteinander flüstern.

Als nun die erste Tanne niedergehauen ward, vergoß sie bittere Zähren, die hernach zu Harz erstarrten. Der Schmerz der Mutter ging aber ihren Kindern, den Tannenzapfen, tief zu Herzen, und sie sprachen zu ihr: „Weine nicht, liebe Mutter, wir wollen es dem Menschen, der so erbarmungslos ist, böse vergelten!“ Da ver-

wandelten sich die Schuppen der Zapfen in Wanzen und krochen in die Häuser der Menschen, wo sie noch heutzutage eine arge Qual und Plage sind.

Harry Jannsen, Veckenstedts Zeitschr. f. Volkskunde 1, 316f. Vgl. Natursagen 1, 221f.

b) Als die erste Tanne gefällt war, vergoß sie bittere Tränen, die sich nachher zu Harz verhärteten. Der Kummer der Mutter ging den Kindern, den Tannenzapfen, zu Herzen, und sie sprachen zu ihr: „Höre auf zu weinen, liebe Mutter! Wir werden uns an dem Menschen, der dich so unbarmherzig getötet hat, auf das grausamste rächen!“ Darauf verwandelten sich die Schuppen der Tannenzapfen in Wanzen, krochen in die Häuser der Menschen und quälen sie daselbst noch bis auf den heutigen Tag.

Russwurm, Sagen aus Hapsal Nr. 197, B. Vgl. Eibofolke § 356, 4.

V. Entstehung des Ungeziefers aus einem Drachenhaupt.

Eine andere Sagengruppe beruht, wie es scheint, auf der von Haberland im Globus 39, 221 nachgewiesenen griechischen Anschauung von der Geburt der Bienen aus dem Stierleibe, für welche die ältesten Zeugen griechische Dichter aus dem Zeitalter der Ptolemäer sind und welche später häufig bei Dichtern und Naturkundigen bis in den Beginn der neuen Zeit wiederkehrt. Ähnlichen Ursprung schrieb man auch den Wespen und Hornissen zu, welche aus verfaulenden Pferden entstehen sollten; aus dem Eselsleibe kommen nach Konrad von Megenberg rote Fliegen. Indem sich solche Anschauung mit Sagen von Drachenkämpfen verband — wie leicht das geschehen konnte, zeigt die soeben mitgeteilte Variante S. 169, Nr. 2 — entwickelte sich die Sage von der Entstehung des Ungeziefers aus einem Drachenhaupt.

Sagen der Balkanvölker.

a) Golubac ist nicht weniger berühmt durch seine Fliegen als durch seine historischen Erinnerungen. In die Felsenbrüstung, die es umgeben, senkt sich eine feuchte und ungesunde Grotte, welche gefährlichen Insekten zum Schlupfwinkel dient. Eine Überlieferung will, daß sie dort zu Hause seien. Der Kopf eines Drachen, den St. Georg getötet, sei in die Höhlung geworfen worden, und aus seinem faulenden Fleisch seien die bösen Tierchen hervorgegangen . . . Diese Fliegen vermehren sich in schrecklichem Umfang und dehnen ihren Raub weit aus.

Kanitz, Donaubulgarien S. 399. Schott, walachische Märchen. Mélusine 2, 19f., wo der serbische Volksglaube an die Entstehung des Ungeziefers aus einem toten Haupte erwähnt ist und verwiesen wird auf La Save, le Danube et le Balcan, Paris, Plou, 1884, p. 160. Revue des trad. pop. 2, 370 = Tour du monde 11, 79 = Léger, Le Danube et le Balcan p. 161.

b) Der berühmte Held Jovan Jorgovan zog aus, um den Drachen zu besiegen, der das Land besonders bei Craiova unsicher machte. Mit Hilfe seines schnellen Rosses holte er das Untier ein, schlug ihm drei von den sieben Köpfen ab, verfolgte es weiter, bis es schließlich nur noch mit dem letzten Haupt in die Donau sprang. Vorher aber verkündigte der Drache seinem Besieger, daß an dieser Stelle, wo er ins Wasser ging, für Jorgovan und sein Pferd schwere Gefahren entstehen würden. Und deshalb kommen von dort alljährlich die zahlreichen Fliegen, die besonders die Pferde plagen.

1. Variante: Die Fliegen entstehen aus dem Drachenhaupte, das sich in eine Grotte flüchtete.

2. Variante: Ein Kaiser hatte einen Sohn und drei Mädchen; die zwei älteren setzten ihre jüngste Schwester aus, weil sie schöner war als sie. Der Sohn suchte sie aber und fand sie beschützt von einem Drachen. Im Kampfe schlug er dem Untier das Haupt ab, dieses entfloh und versteckte sich in einer Höhle. Daraus entstehen die Fliegen.

Marianu, Insectele S. 333.

In diesen Zusammenhang gehört wohl auch folgende Sage der Berbern:

Im Inneren der Sahara leben die Jeraiduja (Heuschrecken-Besitzer), die Macht über die Heuschrecken haben, und sie pflegten Geschenke vom Sultan zu bekommen und hielten die Heuschrecken zurück. Jedes Jahr kam ein Ungeheuer in die Gegend und starb da, die Leute verbrannten den Leichnam, und alles war in Ordnung. Aber wenn es nicht verbrannt wurde (da die Leute nicht gut gelaunt waren), so verfaulte es, und es wurden unzählige Maden ausgebrütet, und diese wurden zu Heuschrecken.

Journal of the Anthrop. Instit. of Great Britain and Ireland 21, 72.

Wenn es in einer Variante (ebd.) heißt, daß die Heuschrecken aus einer Höhle in der Sahara kommen, über die heilige Leute Wache halten, so scheinen mir die beiden Sagen zusammengenommen auf Verwandtschaft mit den Balkansagen hinzudeuten. Solche Verwandtschaft wäre jedenfalls innerhalb des islamischen Kulturgebietes nichts Ungewöhnliches.

VI. Die verwandelten Geister.

Aus Estland.

a) Ein Wirt hat ein altes, weißes Pferd, das arbeitsunfähig geworden ist. Er will es nicht mehr über Winter behalten. Die Wirtin legt für das arme Tier Fürbitte ein; so bleibt das Tier noch über Winter. Im März aber, wo der Schnee zu tauen beginnt, schickt der Wirt das Pferd dennoch fort, damit es sich selbst draußen seine Nahrung suche, und sagt unwillig: „Geh zum Teufel!“ Das alte Tier läßt seine Ohren hängen und geht und wird von niemand weiter gesehen. Die Heuzeit beginnt, und die Leute gehen auf den Heuschlag, auch jener Wirt mit seiner Frau geht. Eines Abends sieht der Wirt auf dem Heimwege sein altes weißes Pferd am Wege grasen. Das Tier ist dick und rund wie ein Sack. Nun will der Wirt es wieder haben, und es gelingt ihm, das Pferd, das sich durchaus nicht will fangen lassen, zu ergreifen. Wie er das Tier nun fortführen will, tritt plötzlich ein Mann aus dem Walde heraus und ruft: „Wo bringst du mein Pferd hin?“ — „Mein Pferd ist es,“ sagt der Wirt. „Wem gabst du es, als du es im Frühling fortschicktest?“ fragt der Mann wieder. Da erinnert sich der Wirt, daß er das Pferd „zum Teufel“ geschickt hatte. Der Mann erlaubt aber dem Wirt, das Pferd zu behalten unter der Bedingung, daß dieser ihn am Weihnachtsabend als Gast aufnehme. „Wir sind unserer dreißig und kommen zu je zehn und zehn“, sagt der Mann, „und essen nur Korn, Fleisch und Blut“. — Der Wirt kratzt sich hinter dem Ohr, denkt jedoch, daß das Pferd ihm in der eiligen Heuzeit noch von großem Nutzen sein werde, und willigt ein. Der geheimnisvolle Mann verschwindet.

Der Weihnachtsabend rückt heran. Getreide hat der Wirt zur Genüge; er schlachtet ein Ferkel und ein junges Rind, um Fleisch und Blut zu haben, holt

sich noch aus dem Dorf Blut dazu und erwartet nun die Gäste. Wie es dunkel wird, humpelt ein alter Bettler auf einem Fuß heran und bittet um Nachtlager. Der Wirt will ihn abweisen, sich mit den zu erwartenden vielen Gästen entschuldigend, aber die Wirtin sagt: „Behalten wir ihn doch; wo soll denn der Alte im Finstern noch hin!“ Um niemandem im Wege zu sein, wählt sich der Bettler den Platz unter der Leiter im Winkel. Schon sind die ersten Gäste im Hof. Der Bettler heißt den Wirt sich verbergen und geht statt seiner die Gäste empfangen. Zehn graue Männer mit grauen Pferden sind da und verlangen Korn zum Essen. Der Bettler weist sie auf den Boden und sagt: „Da habt ihr Korn genug, sucht es nur selbst aus dem Stroh heraus!“ Aus ihnen wurden all die Mäuse. Dann kamen die anderen zehn. Sie waren alle verschiedenartig bunt. Sie verlangen Fleisch. Der Bettler weist ebenfalls auf den Boden und sagt: „Da ist Fleisch, eßt, so viel ihr wollt!“ Aus ihnen entstanden die Katzen. Die letzten Gäste treten ein und fordern Blut. Der Bettler bohrt mit einem Stäbchen in den Wandritzen und sagt: „Hier bekommt ihr Blut genug!“ Aus ihnen wurden Wanzen.

Der Wirt dankt dem Bettler tausendfach und behält ihn die Festzeit über bei sich und bewirtet ihn aufs beste. [Aus Haljala.]

b) Ein Bettler kommt in ein Gesinde und bittet um Nachtlager. Der Wirt erwartet Gäste und weist dem Bettler, der durchaus dableiben will, den Platz unter der Ofenbank an. Vor Mitternacht kommen nacheinander drei Kutschen angefahren. Die Gäste aus der ersten Kutsche verlangen Blut, der Bettler heißt sie in die Wandritzen kriechen, wo sie sich in Wanzen verwandeln; die zweiten wollen Korn und müssen unter die Diele kriechen, wobei sie zu Mäusen werden; die dritten fordern Fleisch, der Bettler heißt sie vor den Mauselöchern aufpassen, bis das Fleisch herauskomme, und sie verwandeln sich in Katzen. So half der Bettler dem Wirt aus der Bedrängnis. [Aus Fennern.]

c) Ein armer Badstübler hat am Weihnachtssonnabend einen Handschlitten im Walde mit Holz beladen und zieht nun heimwärts. Ein heftiger Schneesturm überrascht ihn. Er kann nicht mehr vorwärts. Er seufzt traurig und denkt an das bevorstehende Fest, wo er ohne Holz wird frieren müssen. Da kommen 12 Teufelchen und wollen ihm helfen, wenn er ihnen dafür nur am Abend zu essen gibt. Der Mann sagt, er sei arm und habe nichts, aber die Teufelchen wollen auch mit wenigem vorlieb nehmen und schleppen ihm das Holz nach Hause. Und wie der Mann zusieht, so ist da zehnmal mehr Holz, als er aufgeladen hatte. Wie sie mit dem Holz zu Hause ankommen, kehrt ein Bettler bei ihm ein. Die Kobolde verlangen zu essen. Der Bettler begreift, daß es Teufel sind, und da sie Blut verlangen, rät er dem Manne, die Teufel müßten sich so klein machen, daß sie in die Ritzen der Wand und der Bettpfosten kriechen könnten und sich da das wenige Blut suchen. Mit wenigem hatten sie ja versprochen, vorlieb zu nehmen. Des Nachts kommen sie und saugen von jedem etwas Blut. Der Mann gibt ihnen den Namen Wanzen. Kaum sind diese befriedigt, so kommen 12 andere, etwas größere Teufel. Der Mann sagt wieder: „Ich habe nichts, sucht euch selbst etwas, — im Kornkasten gibt's ein wenig Korn und in der Trockenscheune ein wenig ungedroschenen Roggen.“ Sofort raschelte es überall von kleinen, langschwänzigen, grauen Tieren. Der Mann nannte sie Mäuse. Da kommen zum drittenmal 12 noch größere Teufel. Sie haben gehört, der Mann habe für alle Essen gegeben, nun wollen sie auch. Auf den Rat des Bettlers schickt der Mann sie zur Branntweinküche des Gutsherrn, wo sie an der Wand einen Kessel finden und ihn mit Wasser füllen und dasselbige zum

Kochen bringen müßten, da würde der Mann kommen und das Essen in den Kessel tun. — Der Kessel hat ein Loch, die Teufel füllen, bis sie müde werden und fortlaufen. [Aus Krehnholm.]

d) Ein Bauerwirt hat ein altes Pferd. Das Futter wird im Frühling knapp. Der Bauer verjagt das Pferd: Geh zum Teufel! Im Sommer sieht der Bauer das Pferd im Walde, — es ist frisch und munter. Er will es nach Hause führen. Der Teufel tritt ihm entgegen und erlaubt es nicht. Der Bauer bittet. Der Teufel gestattet es, unter der Bedingung, daß er am Weihnachtsabend zum Bauern zu Gast kommen darf.

Am Weihnachtsabend bittet ein Bettler um Nachtlager. Der Bauer sagt, er bekomme viel Besuch und könne ihn nicht aufnehmen. Der Bettler bittet anhaltend, er ist mit einem kleinen Winkelchen hinter der Leiter zufrieden. Um Mitternacht fahren drei Kutschen, mit je vier Pferden bespannt, in den Hof, die Pferde schnauben Feuer. Der Bauer verkriecht sich angstvoll. Der Bettler empfängt die Gäste. Die ersten verlangen Korn, — er schickt sie auf den Dachboden, aus dem Stroh die Körner herauszusuchen. Sie werden zu Mäusen. Die zweiten verlangen Fleisch. Er schickt sie den Mäusen nach, da mögen sie sich das Fleisch fangen. Sie werden zu Katzen. Die dritten verlangen Blut. Er verweist sie in die Ritzen der Wand. Sie werden zu Wanzen.

Hätte der Bauer den Bettler nicht aufgenommen, so hätte der Teufel ihn gefressen. Der Bettler war Jesus selbst. [Aus St. Jürgens.]

e) Ein Mann hatte ein müdes Pferd. Als er es frei ließ, rief er: „Geh zum Teufel!“ Das Pferd ging in den Wald und fraß sich satt. Der Mann ging sein Pferd wieder abholen, aber drei Männer hielten es und sagten, es sei ihr Pferd. Die Fremden sagten: „Wenn du uns am Weihnachtsabend bei dir satt essen läßt, so geben wir das Pferd frei.“ Der Mann versprach es und erhielt sein Pferd.

Am Weihnachtsabend erschienen die Männer. Der eine verlangte eine Tonne Fleisch, der zweite eine Tonne gebeuteltes Mehl und der dritte drei Faß Blut. Das verlangte Fleisch und Mehl hätte der Mann vielleicht zusammengebracht, aber von wo sollte er das Blut nehmen? Wie er das noch bei sich dachte, kam der Geist Gottes ins Zimmer und sagte zum ersten Fremden: „Werde eine Katze!“ zum zweiten: „Werde eine Maus!“ und zum dritten: „Werde eine Wanze!“ Alsobald verwandelten sie sich in die genannten Tiere.

Deswegen ißt die Katze Mäuse und Ratten, d. h. Fleisch, die Mäuse aber essen gern Mehl, und die Wanzen nähren sich von Blut. [Aus Fiekel.]

f) Ein Bauer mußte eine Fuhre seines Gutsherrn in die Stadt fahren. Und weil es heißer Sommer war und am Tage zu heiß, so fuhr er erst nach Sonnenuntergang aus. Der Mann hatte den Tag über schwere Arbeit gehabt und war müde. Er kletterte auf das Fuder, und bald war er eingeschlafen. Das Pferd fühlte bald, daß es führerlos war, und fing an, am Wegesrande sich Futter zu suchen. So kam es denn, daß der Mann auf dem Fuder plötzlich unsanft geweckt wurde und sich mit dem umgekippten Fuder im Graben fand. Vergebens versuchte der Mann das Fuder wieder aufzurichten und fing schließlich schrecklich fluchend sein Pferd an zu schlagen. Plötzlich stand neben dem Mann ein fremder Mann. Dieser half dem Unglücklichen wieder auf den Weg. Der Bauer fragte den Fremden, wie er ihm danken könne. „Ich wünsche keinen anderen Dank, als daß ich am Weihnachtsabend dein Gast sein kann,“ antwortete der Fremde, „dann mußt du mich aber selbst empfangen.“

Der Bauer versprach es, und der Fremde verschwand. Zu Hause erzählte der Bauer sein Erlebnis dem Weibe und auch anderen Anwesenden. Sie berieten sich, wer dieser Fremde wohl gewesen sein möge, und kamen zur Gewißheit, daß es der Teufel gewesen sein müsse, weil er plötzlich aufs Fluchen erschienen und plötzlich wieder verschwunden war, und weil er zum Bauern zu Gaste kommen wollte, ohne zu fragen, wo der Bauer lebte.

In banger Sorge wurde der Weihnachtsabend erwartet. Der Tag brach endlich an. In der Dämmerstunde kam ein Bettler und bat um Nachtquartier. Die Sorge hatte den Bauer verstimmt, und er wollte dem Bettler kein Nachtquartier geben. Der Bettler fragte nach der Ursache des Kummers, und der Bauer erzählte. „O, gebt mir nur Nachtquartier", sagte der Bettler, „ich werde schon mit den Teufeln fertig werden!" Als sie einige Zeit gewartet hatten und niemand kam, schickte der Bettler die Leute schlafen und versprach, allein die Gäste zu empfangen.

Gerade eine Stunde vor Mitternacht hörte der Bettler ein Getöse vor der Tür. Er öffnete sie, und ein großer, schwarzer Mann stand vor ihm und fragte, ob der Wirt zu Hause sei. „Ja, er ist zu Hause, aber er schläft und befahl mir, euch zu empfangen." Der Teufel war sehr unzufrieden, daß der Wirt nicht selbst empfing. Auf die Frage des Bettlers, wer er sei und was er wolle, sagte der Teufel: „Ich bin ein Blutsauger." Der Bettler: „Kriech in die Ritze!" Sofort wurde der große Mann zu einer Wanze und kroch in eine Ritze der Wand.

Da stand plötzlich ein zweiter, größerer Mann vor dem Bettler. Das Wechselgespräch war dasselbe. Er nannte sich Mehlesser. Der Bettler: „Geh ins Loch!" Und eine Maus lief auf dem Fußboden und verschwand in einem Loch. Plötzlich stand ein dritter Mann auf der Schwelle der Tür, noch größer als die beiden ersten. Er nannte sich Fleischesser. Der Bettler: „Maus aus dem Loch!" Und eine Katze lief der Maus nach. [Aus Holjall.]

g) Ein Mann ging in den Wald, um Ruten für sein Dünnbiergefäß zu holen, und verirrte sich. Müde setzte er sich auf einen Stein. Da kamen drei Männer und versprachen, ihn nach Hause zu leiten, wenn er sie zum Weihnachtsabend zu Gast lüde. Der Mann versprach es, und die Fremden führten ihn nach Hause. Da fragte der Mann, was für ein Essen er den Gästen bereiten solle. Der erste verlangte fünf Tonnen Korn. Der zweite verlangte zweihundert Pfund Fleisch und der dritte — ein Faß Blut. Der Mann erschrak über solche Forderungen und ahnte, daß er sich Teufel eingeladen hatte.

Der Weihnachtsabend brach heran. Ein grauer Alter kam und bat um Nachtquartier. Zuerst weigert sich der Mann, aber schließlich nimmt er ihn auf. Der Alte nimmt mit dem Platz unter einer Leiter vorlieb. Plötzlich fuhr eine große Kutsche, mit großen, grauen Pferden bespannt, vors Haus. Zehn graugekleidete Männer traten aus der Kutsche. Der Alte stand auf und sagte seinem Wirte, er werde die Gäste empfangen, und ging hinaus. Dort rief er den Fremden zu: „Geht auf den Heuboden und eßt, was ihr im Stroh findet." Die Männer gingen alle auf den Boden. Als eine zweite Kutsche, mit bunten Pferden bespannt, vorfuhr, wies der Alte die zehn buntgekleideten Männer ebenfalls auf den Heuboden. Auf dem Heuboden sei im Stroh für sie Fleisch bereit. Diese Männer gingen ebenfalls auf den Boden. Bald war auch die dritte Kutsche, mit roten Pferden bespannt, vorgefahren. Der Alte fragte die zehn roten Männer, was sie essen wollten. „Blut!" war die Antwort. „Geht in die Spalten der Wände, dort findet ihr eure Nahrung." Und alle krochen in die Spalten. Dann ging der Alte ins Zimmer und sagte: „Ich

habe getan, daß die Teufel euch nicht haben essen können, aber in eurem Hause bleiben sie zum Andenken". Darauf verschwand der Alte plötzlich. — Am anderen Morgen fand der Wirt auf seinem Heuboden Ratten und bunte Katzen und zwischen den Spalten der Wände Wanzen. — Von dort zerstreuten sie sich später auch in andere Häuser. [Aus Holjall.]

h) Ein Mann hatte ein altes und schwaches Pferd, das nicht mehr die Kraft zum Arbeiten hatte. Er wollte es erschlagen. Auf die Bitten seiner Frau gab er dem Pferde noch den Winter hindurch Gnadenbrot. Kaum daß der Schnee im Frühling gewichen war, da schickte der Mann sein Pferd mit den Worten: „Geh zum Teufel!" in den Wald.

Im Sommer, in der Heuzeit, sieht der Mann zufällig sein vertriebenes Pferd im Walde grasen. Doch wie hatte es sich verändert! Es war rund und kräftig geworden. Ganz überrascht fängt der Mann das Pferd, um es wieder nach Hause zu bringen. Plötzlich steht aber der Teufel vor ihm und mahnt ihn daran, daß das Pferd jetzt ihm gehöre. „Du kannst das Pferd behalten", spricht der Teufel weiter, „wenn du versprichst, mich und meine Gesellen, 30 an der Zahl, am Weihnachtsabend zu füttern. Wir werden zu je 10 kommen. Die ersten 10 werden Korn essen wollen, die zweiten Fleisch und die dritten Blut." Der Mann gab sein Wort und ging mit dem Pferde heim.

Es war Weihnachtsabend geworden. Da kam ein Bettler zu dem Manne und bat um Nachtquartier. Der Mann sagte, er werde keinen Platz haben, und erzählte, wen er heute erwarte. Der Bettler wollte mit einem Winkelchen zufrieden sein, und so blieb es denn auch. Als es zu dunkeln anfing, kamen die zehn ersten Männer in grauen Kleidern. „Korn essen, Korn essen!" schrien sie schon von weitem. Der Bettler wollte die Gäste empfangen und hieß den Wirt sich fern halten. Den Gästen sagte der Bettler, sie sollten in die Trockenscheuer gehen, oben auf dem Boden würden sie Korn finden. — Die folgenden 10 Männer in bunten Röcken schrien: „Fleisch essen!" Jenen sagte der Bettler ebenfalls, daß sie auf dem Boden der Trockenscheuer Fleisch finden würden. — Die letzten 10 Männer waren rot gekleidet und verlangten Blut. Der Bettler packte sie ins Zimmer und stopfte sie alle mit der Messerscheide in die Ritzen der Wände, so daß sie ganz platt wurden, und sagte: „Sucht Blut, wo ihr es findet!" Die ersten 10 Männer wurden zu Mäusen, die zweiten zu Katzen und die letzten zu Wanzen. [Aus Holjall.]

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

7. Kapitel.

Die Verteilung der Gaben und Namen.

Die auffälligen Unterschiede im Aussehen und in der Lebensweise der Tiere werden in den meisten Sagen durch diese selbst herbeigeführt. Aus dem ebenso einfachen wie wandelbaren Gedanken, daß Vorgänge, wie der Eigentumswechsel oder das Wetten, von bestimmender und dauernder Wirkung auf natürliche Beschaffenheiten sein können, ergeben sich unzählige Geschichten. Bisweilen, wie im vorigen Kapitel, ist jedoch auch von Gottheiten die Rede, die außerhalb der Tierwelt stehen, in diese eingreifen und Veränderungen hervorbringen. In einer besonderen Gruppe hören wir auch von

einem oder mehreren Schöpfungstagen, und was die Tiere da erlebt haben. Diese Gruppe setzt eine weit höhere Geistesbildung voraus, als die Geschichten von schaffenden oder umschaffenden Tieren. Sie findet sich daher fast ausschließlich bei kultivierten Völkern, die ihren Glauben an den persönlichen Gott auch in den Sagen nicht verleugnen. Der wesentliche, allen Fassungen gemeinsame Inhalt ist der, daß der Schöpfer seine Gaben austeilt oder die Tiere benennt. Zur Strafe für Unzufriedenheit, Hochmut, Trotz, Säumnis, Vergeßlichkeit erhalten einige ein Kennmal für alle Zeiten. Tiere, die zu spät kommen, müssen sich mit den beim Verteilen übrig gebliebenen Resten begnügen.

I. Die Verteilung der Gaben.

A. Unzufriedene (hochmütige, trotzige) Tiere.

1. Vögel.

1. Rumänische Sagen.

a) Als Gott die Welt geschaffen hatte, bestimmte er jedem Wesen seine Nahrung. Alle Menschen und Tiere waren zufrieden, nur die Zigeuner und die **Bachstelzen** nicht, die nicht genug bekommen konnten. Da sagte Gott zur Bachstelze:

„Wenn die Zigeuner satt sein werden und nicht mehr sagen, daß sie Hunger haben, so dürft ihr euch den Dörfern nähern."

Und zu den Zigeunern sagte er:

„Wenn die Bachstelzen in die Dörfer kommen, werdet ihr satt werden."

Aber weil die Zigeuner immer Hunger haben, nähern sich die Bachstelzen niemals den Dörfern.

Revue des trad. pop. 8, 596 = Marianu, Ornitologia 1, 330.

b) Ursprünglich hatte die **Wachtel** nur rote Federn. Unzufrieden mit ihrem Gewande bat sie Gott, ihr ein anderes zu geben. Gott aber nahm sie erzürnt beim Schwanze und tauchte sie in ein Gefäß mit Asche. Die Wachtel kam dann über und über mit Asche bedeckt heraus und begann ihr Gefieder zu waschen. Aber die Federn blieben bis heute rot und grau gesprenkelt.

Marianu, Ornitologia 2, 231. Vgl. Albina (Revista Populară) 1, 772:

Gott gab den Vögeln Federn, so wie er wollte. Die Wachtel war nicht zufrieden, sie wollte einen Schwanz wie der Pfau. Gott erzürnte darüber, ergriff sie beim Schwanze und tauchte sie in Asche; dabei riß der Schwanz ab, und die Wachtel entfloh ohne Schwanz, ganz voll Asche.

c) Dem **Wiedehopf** bestimmte Gott Maisbrot als Nahrung; damit war der Vogel aber nicht zufrieden. Da bestimmte Gott ihm — weil es Roggenbrot damals noch nicht gab — Weizenbrot. Als sich der Wiedehopf daran satt gegessen hatte, kam er wieder zu Gott und forderte eine andere Nahrung. Da wurde Gott zornig und sprach: „Wenn du nicht einmal mit der besten Speise der Welt zufrieden bist, so sollst du von nun an — Schmutz fressen." So geschah's.

Ebenso war der Wiedehopf mit seinem aus schönen Blumen hergestellten Neste nicht zufrieden. Deshalb hat ihn Gott auch darin in derselben Weise gestraft, wie in der Nahrung.

Marianu, Ornitologia 2, 157. Vgl. Natursagen 1, 328.

d) **[Parallele:]** Der König der Vögel lud zu seiner Hochzeit alle Vögel der Erde ein. Alle waren mit dem Mahle zufrieden, ausgenommen die **Bachstelze,** die von Schüssel zu Schüssel sprang und rief: „zirk auch mir, zirk auch mir!“ Der Koch schlug sie wütend mit dem Löffel, der sich als Schwanz an ihr befestigte. So entstand der Schwanz der Bachstelze.

Revue des trad. pop. 9, 621. Vgl. oben S. 15.

2. Aus Rügen.

Als Gott der Herr die Tiere auf Erden erschaffen und jedem Tiere seine Wohnung angewiesen hatte, fügten sich alle in den Willen des Herrn und waren zufrieden mit dem Platze, den sie erhalten hatten. Nur der **Kuckuck** murrte und fand an allen Plätzen, die ihm angeboten wurden, etwas auszusetzen: das Dach, auf welchem der Storch nistete, war ihm zu luftig; die Wiese, auf welcher der Kiebitz wohnte, zu naß; die Furche, welche der Lerche zugewiesen war, zu niedrig; der Dachfirst, unter dem die Schwalbe ihr Nest baute, zu eng. Da ward der liebe Gott zornig und sprach: „So wähle dir selbst einen Platz, der dir mehr behagt!“ Nun machte sich der Kuckuck auf die Suche, aber nirgends fand er einen Platz, an dem er nicht irgend etwas zu tadeln gehabt hätte. Und so ist es gekommen, daß er bis auf den heutigen Tag heimatlos umherirrt, seine Eier in fremde Nester legt und seine eigenen Kinder nicht kennt.

Haas, Schnurren S. 107. Eine andere Erklärung des Umherirrens s. Natursagen 2, 6.

3. Aus Ungarn.

Der **Kuckuck** erbat sich von Gott das allerschönste Gewand; er war mit dem seinigen nicht zufrieden. Da ward Gott zornig auf ihn und setzte ihm den Teufelskamm auf. Seither bereut der Kuckuck stets seine Tat und ruft traurig, denn es lastet ein Fluch auf ihm.

Kálmány, Ethnol. Mitteil. aus Ungarn = Világunk alakulásai nyelohagyományainkban, S. 48 = Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren S. 112.

4. Aus Rußland.

Der **Specht** bat Gott, ihm ein prächtiges Kleid zu geben, und Gott gab es ihm. Zugleich aber verhängte er ihm die Mühsal, sich sein Futter in der Weise zusammenzusuchen, daß er unter Baumrinde Insekten hervorholt.

J. Werchratsky, Snadobi 1, 127.

2. Säugetiere.

1. Aus Rußland.

Der **Bär** saß auf einem Zaun und bat Gott um die fünfte Zehe. Gott sagte: „Ich will sie dir geben. Dann aber muß ich dem Menschen Flügel, dem Hunde Pfeil und Bogen geben.“

Etnograf. Sbornik 6, Abt. 1, S. 122 (1864).

2. Aus Sizilien.

a) Eines Tages sagte der **Esel:** „Ach, warum muß ich einen Schwanz haben? Wozu dient er mir?“ Und der Herr nahm ihn ihm fort. Als er aber ohne Schwanz war, fühlte er, wie er hinten gestochen und gebissen wurde; und da er sich nicht anders davon befreien konnte, schlug er aus und verlästerte die Fliegen, daß sie ihn in solcher Weise quälten. Dann ward er inne, wie notwendig ihm der Schwanz gewesen war, um alle Fliegen damit zu verjagen, die sich auf seinem

Rücken festsetzten. Und er bat den Herrn, und dieser gab ihm wieder einen Schwanz. Mit dem verjagt er sich nun, so gut es eben geht, die Fliegen.

Pitrè, Usi e cost. Sic. 3, 422, Nr. 3.

b) Einmal beschwerten sich die Esel beim Herrn, daß sie längere Ohren hätten, als die Pferde. Da antwortete der Herr, daß er ihnen die Ohren verkürzen würde, wenn sie alle insgesamt beim Urinieren die Kraft hätten, den Urin bis zum Meere laufen zu lassen. Deshalb urinierten alle Esel an ein und demselben Ort. Als sie nun uriniert hatten, hofften sie, der Urin würde bis zum Meere hinlaufen. Aber da konnten sie lange warten! Mit erhobenem Kopf, zusammengepreßten Zähnen und zusammengezogener Oberlippe ließen sie Gott verstehen, daß sie damit nicht Erfolg gehabt hatten. Und seit jenem Tage machen die Esel nach dem Urinieren diese Geste.

Ebd. Nr. 4.

c) Als der Herr die Welt schuf, erschuf er die Tiere fast alle mit Flügeln; unter denjenigen aber, denen er keine gab, war das **Schwein**, das sich darüber bei ihm beklagte. Der Herr wollte es zufriedenstellen und machte ihm ein paar aus Wachs. Das Schwein flog befriedigt auf und, um sich allen zu zeigen, flog es höher, als es durfte: denn die Sonne erweichte das Wachs, und das Schwein fiel herab auf die Erde, wodurch sein Rüssel die Form annahm, die er noch hat.

Und solchen Rüssel haben und werden alle Schweine haben, die es gibt und je geben wird.

Ebd. S. 405.

3. Fische.

1. Rumänische Sage.

Als der liebe Gott die Tiere schuf, sagte er zum Fisch: „Du wirst im Wasser leben und dich von Insekten nähren. Du wirst niemals auf der Erde leben können, und gäbe ich dir unzählige Füße, die Menschen würden dich fangen.“ Der Fisch antwortete:

„O Gott, gib mir nur sechs Flossen, und sollte mich der Mensch je fangen, so möge er mich auf das Kohlenfeuer werfen und mich essen“. Gott willfahrte der Bitte des Fisches, und man kennt sein jetziges Schicksal.

Revue des trad. pop. 15, 5.

2. Aus Westpreußen.

a) Eigentlich stand beim lieben Gott fest, daß bei Erschaffung der Welt die Fische auf den Bäumen leben sollten. Doch mochten diese nicht gern auf diesen Willen eingehen, weil sie der Meinung waren, daß sie alsdann gar zu leicht von den Menschen herabgeholt und gegriffen werden könnten. Da erlaubte es ihnen auch der liebe Gott, setzte sie nach ihrem Willen in das tiefste Wasser und ihnen zugleich als Strafe fest, daß sie es sich alsdann gefallen lassen müßten, gefangen, geschnitten, gebraten und gegessen zu werden. Und also geschah es.

b) Als der liebe Gott den Fisch geschaffen hatte, fragte er ihn, ob er Füße haben wollte. Er verneinte es und wollte sich lieber auf dem Bauche fortbewegen. Auf die weitere Frage, wie er sterben wolle, erwiderte er im Glauben an seine Schnelligkeit: Wenn mich die Menschen lebendig fangen, so sollen sie mir auch lebendig die Schuppen abschrapen, mich lebendig schneiden und kochen.

c) Aus der Tucheler Heide. (Aus der Novelle Cezar Grawinski von A. Weber). Unsere alte Mutter sagte jedesmal beim Fischschuppen: Es ist den Fischen ganz recht, wenn sie gequält werden. Denn als der liebe Gott den anderen Tieren aus Mitleid mit ihrer Not eine Waffe gab, dem Igel die Stacheln, der Kuh die Hörner, da sagten die Fische in ihrem Hochmute: Wir brauchen keine Waffen; wir sind so flink, daß uns niemand greifen kann. Und darum hat Gott aus Rache sie uns gegeben, daß wir sie quälen können, so viel wir wollen.

A. Treichel, Zoolog. Notizen 4, 166 (Schr. d. naturf. Ges. in Danzig, N. F. 6, H. 2); auch in den Bl. f. pomm. Volksk. 8, 91.

3. Aus Schweden.

Da der Herr die Fische erschaffen hatte, war die **Flunder** schöner als alle anderen. Sie vermochte aber ihr Glück nicht zu tragen, sondern stolz auf die eigene Schönheit, nannte sie den Hecht häßlich. Da sprach Gott: „Jetzt sollst du der häßlichste Fisch in der See werden!“ Und seit der Zeit ist die Flunder häßlicher als alle anderen Fische.

Cavallius, Wärend II. XIX. (Ångermanland).

4. Der Krebs.

1. Kleinrussische Sagen.

a) Der Krebs bat Gott immerzu, daß er ihm Ochsenaugen gebe. Aber Gott brachte ihm die Krebsaugen. „Stecke sie in den Hintern!“ sagte der Krebs, und Gott steckte sie ihm in den Hintern.

Dragomanov, Malorussk. nar. predanija, S. 13, Nr. 36.

b) Als Gott die Geschöpfe schuf und ihnen alle Gliedmaßen gab, verteilte er zuletzt die Augen. Alle Tiere waren versammelt, es fehlte bloß der Krebs. Gott verteilte alle Augen, für den Krebs blieben nur die allerkleinsten übrig. [Vgl. unten die Gruppe B.] Da kam der Krebs, und Gott gab ihm diese kleinen Augen. Er wunderte sich darüber und sagte: „Gib mir solche, wie der Ochse hat, und steck sie mir in den Hintern.“ Da nahm ihn der Herr und steckte ihm die kleinen Augen in den Hintern, aber Ochsenaugen gab er ihm nicht.

Jastrebow, Materialy S. 20. (Ebd. die Var.: Als alle Wassertiere ins Wasser gelassen wurden, schwammen die Fische vorwärts, der Krebs aber bewegte sich rückwärts. Da hatte Gott Mitleid mit ihm und gab ihm hinten Augen.) Unzugänglich ist mir Romanov, Bělorusskij Sbornik 4, 168, Nr. 21.

2. Weißrussische Sage.

Als Gott die Welt erschuf, schuf er dieses und schuf er jenes und endlich auch den Krebs. Dann machte Gott auch die Augen für ihn, brachte sie ihm und sagte: „Krebs, Krebs, hier sind die Augen für dich!“ Der Krebs betastete sie, sie gefielen ihm nicht. Da sprach er zu Gott dem Höchsten: „Solche garstige Augen! Stecke sie in den Hintern.“ Da steckte Gott ihm diese Augen hinein, und bis zum heutigen Tage sitzen beim Krebs die Augen dort, wo er sie hingewünscht hatte.

Federowski, Lud białorusski 1, Nr. 579.

3. Polnische Sage.

Der Krebs hat im Gegensatz zu anderen Geschöpfen einen rückwärts gerichteten Blick und Gang. Denn als ihn der Herr Jesus machte, fragte er ihn: „Krebs, wo soll ich dir die Augen geben?“ Und er erwiderte: „Im Hintern!“ Da entgegnete der Sohn Gottes: „Dein Wille geschehe! Von nun an sollst du mit dem Hintern sehen und [mit ihm voran] gehen.“

Zbiór wiad. 7, 115, Nr. 29.

4. Litauische Sagen.

a) Als Gott der Herr alle Tiere erschaffen hatte, setzte er allen Augen ein, und als er zuletzt zum Krebs kam, sagte er: „Nun, Krebslein, für dich sind nur ganz kleine Äuglein übrig geblieben!“

Der Krebs erwiderte: „Nun, so kleine steck dir an den Rücken!“ Für diese Antwort setzte Gott sie ihm ins andere Ende ein, und somit behielt der Krebs die Augen im Rücken.

b) Als Gott die Tiere erschaffen und sie in das Paradies gelassen hatte, kam er nach einigen Tagen, sie wiederzusehen, und vermißte dabei den Krebs; er fragte, wo er sei, und dieser antwortete: „Wo hast du denn deine Augen, im Rücken vielleicht, daß du mich nicht sehen kannst?“ Gott erwiderte darauf: „Mögen deine Augen sich da befinden, aber nicht meine!“

Živaja Starina 4, 253. Vgl. Veckenstedt, Mythen 1, 229.

c) Von allen Tieren, die Gott erschaffen hatte, war der Krebs der allerklügste, darum, weil er Müller war Nachdem er einige Jahre gearbeitet hatte, fing er an zu stehlen und hatte dabei solches Pech, daß er jedesmal ertappt wurde. Da ging er zum Herrgott und bat ihn um Augen im Rücken, weil er sonst nicht sehen könne, wenn man ihm fremder Sachen wegen nachstelle. Gott bedachte sich nicht lange, nahm dem Krebs die Augen aus der Stirn und legte sie ihm in den Rücken ein. Als er nun die Augen im Rücken hatte, mußte der Krebs das Stehlen ganz aufgeben, denn jetzt konnte er nicht einmal rasch gehen. Da kam er nochmals zum Herrn und bat, er solle ihm vorn und hinten Augen geben, aber Gott antwortete: „Keinem habe ich vier Augen gegeben, und auch du wirst sie nicht erhalten.“ Da trug der Krebs, wütend auf seinen Schöpfer, alle Gegenstände, welche zur Mühle gehörten, zum Fluß, warf sie ins Wasser und baute sich eine steinerne Mühle (d. i. die Höhle unter dem Stein am Ufer.) Es vergingen einige Tage, der Fluß schwoll an, und die Mühle wurde vollständig zerstört; der Krebs aber hatte nur den Mühlstein gerettet und ward ein armer Teufel.

Živaja Starina 4, 256 f.

5. Aus Estland.

Als Gott die Tiere erschuf, hatten sie nicht gleich alle Glieder und Organe, sondern allmählich vervollkommnete Gott seine Geschöpfe, je nach Bedürfnis. Dem Krebs fehlten noch die Augen, weshalb er in einem dunklen Loche verborgen lebte. Da fragte ihn Gott: „Wohin soll ich dir die Augen schaffen?“ Und der Krebs antwortete übermütig: „Meinetwegen magst du sie mir nach hinten setzen!“ Daher hat er sie jetzt dort.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

6. Aus Westpreußen.

Als der liebe Gott den Krebs geschaffen hatte, fragte er ihn, wo er die Augen haben wollte. Als er antwortete: „An der Hinterseite!“ so geschah es. Als ihn der liebe Gott fragte, wie er sterben wollte, so meinte er im Vertrauen auf sein verborgenes Leben im Wasser: „Wenn mich die Menschen fangen, so sollen sie mich lebendig in heißes Wasser werfen und darin kochen.“

A Treichel, Zoolog. Notizen IV = Schr. der naturf. Gesellsch. in Danzig N. F. VI, H. 2, S. 166.

In losem Zusammenhang mit den angeführten Varianten stehen die beiden folgenden Sagen, in denen gleichfalls der Unmut des Krebses, ein

trotziger Ausruf von ihm und seine Bestrafung erzählt werden. Aber anstatt des Verteilens der Gaben erscheint das Überschreiten des Baches, wobei Jesus auf den Krebs tritt (vgl. Bd. 2, 84).

1. Rutenische Sage aus Galizien.

Christus watete durchs Wasser, er trat auf einen Krebs und drückte ihn. Damals aber hatte der Krebs die Augen vorne. Wütend rief er Christus zu: „Was gehst du da? Wo hast du deine Augen, daß du auf mich trittst; doch nicht im Hintern?“ Christus aber sagte: „Weil du so zu mir sprichst, wirst du von nun an deine Augen im Hintern haben, nicht aber im Kopf!“ Und so geschah's, und deshalb sieht auch der Krebs so aus.

Zbirnyk 12, 77, Nr. 89.

2. Polnische Sage.

Fast wörtlich mit der vorigen übereinstimmend.

Zbiór wiad. 7, 115, Nr. 30.

Dieselbe unverschämte Frage: „Hast du deine Augen hinten?“ kehrt in estnischen Sagen wieder, wo aber statt des Überschreitens des Baches etwas anderes eingesetzt ist.

a) Gott ging einst an einem Bache hin und fragte die Krebse, wo der Weg sei. Sie antworteten schnöde: „Hast du die Augen am Hintern?“ Zur Strafe dafür wurden ihnen selbst die Augen an das Hinterteil gesetzt.

Wiedemann, Aus dem inn. u. äuß. Leben der Esten S. 456.

b) Nachdem Gott die Welt und alles, was darinnen ist, geschaffen hatte, kam er ins Wasser, um die Wassertiere zu besichtigen. Alle versammelten sich um ihn. Nur den Krebs konnte er nicht sehen und erkundigte sich nach ihm. Der Krebs, der gar nicht weit war, antwortete herausfordernd: „Hast du die Augen hinten, daß du mich nicht sehen kannst!“ Für diese dumme Antwort setzte Gott dem Krebs die Augen nach hinten. Wenn er sie auch nicht gerade im Hinterteil hat, so weiß doch jedermann, daß der Krebs am schnellsten vorwärtskommt, wenn er den Krebsschwanz vorn und die Augen hinten hat. Wenn er flüchtet, so wendet er immer diese Art an.

c) Gott (Jumal) besichtigte alle Tiere und sah den Krebs nicht. Gott fragte nach dem Krebs. Dieser rief: „Hast du denn die Augen hinten, daß du mich nicht siehst!“ Gott sagte: „Weil du mich nicht ehrfurchtsvoll angeredet hast, sollst du selbst die Augen hinten haben.“

Darum hat auch der Krebs die Augen nicht vorne wie alle anderen Tiere.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

Verblaßte Erinnerung an eine ausführlichere Geschichte zeigen folgende kurze Angaben.

1. Aus Oberschlesien.

Gott fragte einst den Krebs: „Wo hast du deine Augen?“ Auf die Antwort: „Hinten!“ erfolgte der Spruch: „Nun, so mögest du rückwärts gehen.“

Nehring, Mitt. d. schles. Gesellsch. f. Volksk. 3, 9.

2. Aus Rumänien.

Das Volk glaubt, der Krebs gehe rückwärts, weil er vor Gericht gelogen und Gott ihn deshalb verflucht hat.

Archiva din Jaşi VIII. 1897, S. 265.

Auch in den Sagen vom Flüssegraben findet sich, wie weiter unten gezeigt werden wird, die Erklärung, warum der Krebs die Augen hinten hat.

5. Insekten.

1. Aus Livland (Lettisch).

Als Gott die Vögel und andere Tiere schuf, lehrte er jedes seine Beschäftigung. Der **Laus** und gnīda[1]) erlaubte er, in den Haaren des Menschen zu leben, an seiner Haut zu nagen und sein Blut zu saugen. Aber die gnīda war nicht damit zufrieden, nur an der Haut zu nagen, sie wollte bis auf den Knochen beißen. Da wurde Gott böse und band die gnīda ans Haar, damit sie sich nicht bis auf den Knochen hineinfressen könne.

Lerchis-Puschkaitis, Latweeschu tautas pasakas.

2. Aus Estland.

Die Nisse[2]) sagte, sie werde sich ins Gehirn durchfressen, und muß daher an den Haaren hängen und leben.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

3. Aus Rumänien.

Alle Tiere hatten sich zu Gott begeben, um von ihm Lebensregeln zu empfangen. Nur die **Mücke** kam zu spät; sie fand keine Entschuldigung. Gott bestimmte ihr als Nahrung den Saft der Pflanzen. Lange Zeit lebte sie davon; dann aber wollte sie mehr zu essen haben und versuchte, ihren Mann zu überreden, von Gott eine andere Nahrung zu erbitten. Der aber war mit dem Saft zufrieden und wollte nicht gehen. Deshalb ging die Mücke selbst. Gott gewährte ihr auch eine andere Nahrung: Blut von Menschen und Rindern; ihr Mann aber sollte außerdem auch noch Pflanzensaft essen dürfen. Seitdem nährt sich die Mücke von Blut, und wenn sie nicht genug findet, so muß sie sterben, ihr Mann aber genießt auch Saft von Kräutern und Bäumen.

Marianu, Insectele S. 314.

B. Tiere, die zuletzt oder gar nicht kommen.

1. Aus Annam.

a) Im Anfange, als Himmel und Erde gerade eben erst die belebten Geschöpfe hervorgebracht hatten, waren diese noch unvollkommen; dem einen fehlten die Füße, dem andern die Flügel. Drei Genien [Lý bach, Hón chung lý und Lú dòng tàn] stiegen in die Bergwälder nieder und ließen allen Tieren verkünden, sie sollten sich binnen drei Tagen bei ihnen einstellen; dann würden sie erhalten, was ihnen mangelte.

Die Frist war verstrichen und die Verteilung vorüber, als die **Ente**, die nur ein Bein hatte, und der **Hund**, der nur drei hatte, davon erfuhr. Sie begaben

1) gnīdas, plur zu gnīda = Nisse (Eier der Läuse). Doch ist hier gnīda als Tier gedacht, also wohl Spezies der Laus. Nach dem dtsch. Wb. ist Nisse unverwandt mit poln. gnida. Russ. gnida = Lausenei, Nisse.

2) estn. „Ting.“; wohl auch Laus.

sich sogleich zum festgesetzten Ort und baten jeder um ein Bein mehr; doch die Genien hatten schon ihren ganzen Vorrat verteilt. Die Klagen der Ente und des Hundes rührten sie jedoch, und sie brachen zwei Tischbeine ab, und nach einer Zauberhandlung gaben sie eins dem Hund und eins der Ente. Sie sprachen zur Ente: „Wenn du schläfst, laß dieses Bein, das wir dir gaben, nicht auf der Erde ruhen, damit es nichts Unreines berühre; es würde sonst verschwinden, und du hättest dann die Folgen zu tragen.“ Eine gleiche Warnung gaben sie dem Hunde, und deshalb schläft die Ente auf einem Bein, und der Hund hebt die Hinterpfote in die Höhe.

Der Hund und die Ente zogen von dannen. Unterwegs begegneten sie verschiedenen **Vögeln**, die noch keine Beine hatten. Sie rieten ihnen, eiligst welche von den Genien zu erbitten. Die Genien schlugen es erst ab; aber schließlich, um sie zufrieden zu stellen, machten sie ihnen Beine aus den Resten der Räucherstäbchen. Die Vögel meinten, sie seien zu dünn und würden zerbrechen. „Fürchtet euch nicht,“ sprachen die Genien, „neigt euch dreimal auf euern Füßen, ehe ihr euch niedersetzt, um zu versuchen, ob sie fest sind; wenn sie brechen, tauschen wir sie euch um.“ Darum schaukeln sich diese Vogelarten bis auf den heutigen Tag dreimal auf ihren Füßen, ehe sie sich niedersetzen.

Landes, légendes annamites Nr. 50 = Revue des trad. pop. 2, 436.

b) Eine Frau, die sich an den Priestern rächen wollte, lud sie zu einer Zeremonie ein, und um sie zu verderben, tat sie das Fleisch eines Hundes in die Kuchen, die sie ihnen vorsetzen wollte. Der Obere war darüber unterrichtet und befahl den Priestern, die Kuchen zu bringen und sie zu essen, aber diejenigen beiseite zu lassen, die man ihnen vorsetzen würde. Ein einziger vergaß den Befehl und aß einen Kuchen, in welchem er ein Hundebein fand. Seitdem hatte der Hund nur drei Pfoten, weil ihm der Priester eine aufgegessen hatte, und darum hebt er die vierte hoch, weil sie ein himmlisches Geschenk ist.

Landes Nr. 51.

2. Aus Sumatra.

Im Anfang der Welt beauftragte der große Antu den Keron **(fliegenden Fuchs)**, jedem fliegenden Tier die Nahrung zu wählen. Da verteilte der Keron die Früchte. Dem einen sagte er: „Iß du Bananen“, dem anderen: „Du Kokosnüsse“ usw. Als er so alle Früchte verteilt hatte, bemerkte er, daß nichts mehr für ihn übrig blieb. Da ist er zum Dieb geworden und wartet auf die Nacht, um die Früchte der anderen zu nehmen.

La Tradition 11, 82

3. Aus Afrika.

a) Berberische Sagen von Tázerwalt.

1. Als die Tiere hingingen, um vom Schöpfer Köpfe zu erhalten, da bekam die Eule natürlich auch einen. Auf dem Heimweg traf sie den **Skorpion.** Der fragte sie: „Wo bist du gewesen?“ Die Eule versetzte: „Ich habe einen Kopf erhalten.“ Da sprach der Skorpion: „Wenn man dir so einen wie den jetzigen gegeben hat, so mag ich überhaupt keinen haben!“ Deswegen hat der Skorpion keinen Kopf.

Hans Stumme, Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 48, 381.

2. Der **Stieglitz** ging einmal auf Reisen und kam an eine Tenne. Da packte ihn der Übermut, und er kollerte sich auf der Tenne herum. Und als er sich so kollerte, stieß er sich an den Rücken. Gleich hing ihm der liebe Gott ein Röcklein

darüber. Er stieß sich an den Kopf. Gleich legte ihm Gott ein seidenes Kopftuch um. Er verletzte sich an der Stirn. Gleich hing ihm Gott eine silberne Stirnkette darüber. Er verletzte sich an den Ohren. Sofort steckte ihm Gott ein Paar Ohrringelchen hindurch. Er schlug mit der Brust auf. Sogleich befestigte ihm der liebe Gott ein Paar silberne Schließnadeln über der verletzten Stelle. Er stieß sich in die Mitte des Leibes. Sofort schenkte ihm Gott eine Schärpe, die mit Silber bestickt war. Er tat sich an seinen Händen weh. Sogleich schenkte ihm Gott ein Paar Armbänder. Er stieß sich an seine Füße. Da zog ihm der liebe Gott ein Paar Schuhe an. Als Gott ihm das alles gegeben hatte, betrachtete sich der Stieglitz mit freudigem Erstaunen, und dann ging's weiter in die Welt.

Aus einem Märchen bei Hans Stumme, Märchen der Schluh von Tázerwalt (Südmarokko) S. 186.

b) Negersagen.

1. An dem Tage, an dem Schwänze ausgeteilt wurden, hatte der Himmel sich bewölkt. Und während andere Tiere, um ihre Schwänze zu holen, an den Ort gingen, wo sie vergeben wurden, ließ sich der **Klippdachs** (Felshase, hyrax) von den Wolken abhalten, mit ihnen zu gehen, und er bat alle Tiere, die jetzt Schwänze haben: „Liebe Nachbarn, bringt mir meinen Schwanz mit, denn ich kann meine Höhle nicht verlassen; es wird regnen!"

So kehrten denn die andern mit Schwänzen zurück, nur der Klippdachs hat bis heute keinen.

Sage der Zulu. Henry Callaway, Nursery Tales, S. 355. Danach auch bei Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 80.

2. Es scheint, daß einst allen Tieren Schwänze zuerteilt waren. Es kamen alle, einer nach dem andern, und jeder empfing seinen Schwanz. Nur der **Klippdachs** war zu faul, um den seinigen zu erbitten: er trug einem anderen Tiere auf, ihm seinen zu bringen. Dieser vergaß die Bestellung, und als endlich der Klippdachs sich entschloß, selbst hinzugehen, stellte es sich heraus, daß schon alle Schwänze von anderen Tieren in Besitz genommen waren und für ihn keiner mehr übrig war. Darum blieb er bis heute ohne Schwanz.

Sage der Bassuto. Revue des trad. pop. 4, 110.

4. Aus Malta.

Als der liebe Gott den Vögeln Farbe gab und ihnen Namen verlieh, kamen sie nach und nach alle herbei. Der **Papagei** aber saß auf einem Baume und sah zu. Da bemerkte er, daß der Herr viel dunkle Farben austeilte und nur manchmal mit dem Pinsel in die bunten und glänzenden fuhr, um dem einen Vogel ein Häubchen, dem andern ein Hemdchen, dem dritten ein Halstüchlein zu geben. Da sagte sich der Vogel: „Ich bleibe hier, bis die gemeinen Farben verausgabt sind, so daß mein Gefieder nur eine der schönsten Farben erhält!" Und so tat er. Nachdem alle Vögel gefärbt waren, flog er hin zum Schöpfer und bat um Farbe. Aber da gab es nur noch einige Schälchen mit Resten, die übrigen waren leer. Da wurde der stolze Vogel betrübt; der liebe Gott aber sprach: „Nimm es dir nicht zu Herzen, ich schenke dir ein besonders schönes Federkleid!" Also strich er ihm von jedem der Schälchen, in welchen bunte Farbe gewesen war, den Rest auf die Federn; von roter und gelber Farbe konnte er noch am meisten bekommen. Der Papagei freute sich darüber und zeigte sich, kaum trocken, den übrigen Vögeln. Diese aber machten sich über sein buntscheckiges Kleid unendlich lustig und hänselten ihn, weil er sich nur mit Resten hatte begnügen müssen. Da flog er zurück zum lieben Gott

und sagte: „Ich möchte irgend einen Vorzug vor den andern haben und etwas Besonderes sein! Gib mir doch ein anderes Aussehen!“ Da versuchte es Gott und gab ihm einen stark gekrümmten Schnabel, der war sehr stark und kräftig. Aber die Vögel machten sich noch mehr über sein verändertes Aussehen lustig und hießen ihn 'Zerhackmichschnell', so daß er wieder nicht froh werden konnte. Also bat er um eine weitere Gunst, und Gott gewährte ihm, daß er sich von allem Eßbaren das Beste wählen dürfe! Da wurde der Papagei froh und flog fort. Er hatte sich nämlich eine arge List ersonnen. Eines Tages erschienen die Vögel vor dem Schöpfer und klagten darüber, daß viele der Tiere am Morgen tot aufgefunden wären mit zerhackten Augen und zerfleischtem Körper, und das Herz hätte gefehlt. Zugleich berichteten sie, daß es ihnen bald an Nahrung gebrechen müsse. Denn ein boshaftes Geschöpf hacke alles Genießbare auf, um das Beste, das Herz, herauszuholen. Der liebe Gott wurde sehr zornig über diesen Frevel und rief: „Verflucht sei das schuldige Geschöpf, verflucht sein Name!“ Er hatte sofort an den Papagei gedacht und dessen grobe List durchschaut. Seitdem wird der Papagei von den anderen Vögeln gemieden. Doch hat er sich bis auf den heutigen Tag nicht geändert: er ist launisch, bös, eigennützig und undankbar. Und noch immer holt er sich von allem Genießbaren das Beste, das Herz.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

5. Aus Deutschland, Holland, Rumänien.

Es gibt viele Vögel und darunter auch recht hübsche bunte, aber keiner hat doch so viele Farben wie der **Stieglitz.** Nicht eine einzige fehlt ihm, da ist rot und gelb und blau und violett und schwarz und weiß, kurz alle Farben. Das kommt aber daher: Als der liebe Gott alle Tiere und Vögel geschaffen hatte, da malte er sie auch an, den Fuchs rot, den Schimmel weiß, die Hunde braun und weiß und schwarz, das Schaf weiß, und so fort. Aber als er ganz fertig war und sich alles ansah, was er gemalt hatte, da kam noch ein kleiner Vogel, den hatte er vergessen zu malen, weil er nicht zur rechten Zeit gekommen war. Da sagte der liebe Gott: „Warum kommst du so spät? Nun mußt du ganz ohne Farbe bleiben, ich habe keine mehr.“ Aber der kleine Vogel jammerte so, daß er allein keine Farbe haben solle, und sagte: „Da ist doch noch von jeder Farbe ein kleines Bißchen im Topf. Schmier' mir von jeder Farbe auch nur ein kleines Kleckschen an!“ Das tat denn der liebe Gott, und so kriegte der Vogel von allen Farben etwas.

Der Vogel aber ist der Stieglitz.

Aus Strelitz. Nach der mundartl. Erzählung bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 3, 61.

Vgl. U. Jahn, Volkssagen aus Pommern[2] S. 474. Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 53. Marianu, Ornitologia 1, 393 = Revue des trad. pop. 8, 602.

6. Aus Finnland.

a) Als der Schöpfer den **Hasen** fertig gemacht hatte und ihm das Schwänzchen fehlte, hüpfte er davon; denn es war ein ängstliches Tier. Da hatte der Schöpfer seinen Schwanzkasten neben sich und griff hinein. Er erwischte ein kurzes Stümpfchen und steckte es dem Hasen an das Hinterteil, da er nicht Zeit hatte, lange zu wählen. Und so ist der Schwanz des Hasen noch heutigen Tages ganz klein.

Aus Loppi. Frdl. Mitt. von Prof. K. Krohn.

b) Von einem Menschen, der eine schwere Zunge hat, sagt man: Er kam nicht rechtzeitig zur Stimmenverteilung, wie der **Regenpfeifer**; deshalb gab ihm der liebe Gott so wenig.

Aus Rantapiru. Frd. Mitt. von Prof. K. Krohn.

c) Als Gott die Welt und ihre Bewohner schuf, da schuf er auch die Vögel. Aber die Vögel hatten damals noch keine Stimme, und der Schöpfer beschied sie noch einmal zu sich. Aber der **Sandpfeifer** (Actitis hypoleucos) spiegelte sich von einem Stein am Strande aus in dem ruhigen Wasser, und es war ihm so schön, daß er nicht zur rechten Zeit zur Sprachenverteilung kam. Er wurde gefragt: „Wo bist du gewesen?" Darauf antwortete er: „Auf einem Stein," und seitdem heißt sein Lied: „Ich blieb auf einem Stein . . . kivellä viivyin, kivellä viivyin, viivyin, viivyin."

Krohn, Suomalaisia Kansansatuja 1, 282, Nr. 302.

d) Einst wurden allen Vögeln ihre Stimmen gegeben. Der **Weidensänger** (phyllopneuste collybita) begab sich des Morgens früh an den Ort, wo die Sprachen verteilt wurden, und er bekam auf seinen Teil mehr als zwölf Sprachen. Danach erhielt jeder seine besondere Sprache. Nur ein kleiner Vogel war zurückgeblieben. Er kam zu allerletzt, am späten Abend, und man konnte ihm keinen Namen und keine Stimme mehr geben. Es ereignete sich aber, daß das Bier heruntertröpfelte; und dabei machte es das Geräusch tin, tin, tin. So wußte man ihm keinen andern Namen zu geben als 'Biertröpfler', und so heißt er noch jetzt. Das einzige, was er rufen kann, ist tip-pun! tip-pun! (Tropfen, Tropfen!)

Krohn, Suomalaisia Kansansatuja 1, 225, Nr. 201.

II. Die Namengebung.

In einer alten jüdischen Erzählung, die an mehreren Midraschstellen vorkommt[1]) und durch die Jahrhunderte erhalten blieb,[2]) benennt Adam die von Gott geschaffenen Tiere, welche paarweise an ihm vorüberziehen, und beweist dadurch, daß er höher stehe als die Engel. Auch die islamischen Quellen[3]) berichten das. In den Volkstraditionen gibt entweder Noah beim Austritt der Tiere aus der Arche oder Gott selbst nach der Schöpfung die Namen.

---

1) Vgl. Midrasch Kohelet, cap. 7, 23 (übers. von Wünsche S. 107):

Als Gott den ersten Menschen erschaffen wollte, beriet er sich mit den Dienstengeln und sprach: „Wir wollen einen Menschen machen!" „Herr der Welt!" sprachen sie, „was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest (Ps. 8, 5)?" „Der Mensch, den ich erschaffen will," antwortete er, „wird euch an Weisheit übertreffen." Was tat er? Er rief alle Haus- und Waldtiere und alle Vögel zusammen und stellte sie vor dieselben hin mit den Worten: „Gebt ihnen Namen!" Sie standen da und konnten es nicht. Er wandte sich darauf an den Menschen mit den Worten: „Wie heißen dieselben?" „Herr der Welt!" antwortete der Mensch, „dieses Tier soll Ochse, jenes Löwe, dieses Pferd, jenes Kamel, dieses Adler usw. genannt werden." „Und wie du?" „Adam, denn ich bin von Erde erschaffen." „Und wie soll ich heißen?" „Adonai, mein Herr, denn du bist Herr aller deiner Geschöpfe."

Ferner: Bereschit Rabba, Par. 27, cap. 2, 19 (Wünsche S. 75). Tractat Chullin fol. 27b. (Wünsche S. 83).

2) Vgl. Rönsch, Das Buch der Jubiläen, S. 364, 399; Dillmann, Das christl. Adambuch, S. 33 f.; Kalonymos, S. 47; Jüdisch-deutsche Bibelübersetzung 1755 bei Grünbaum, Jüdisch-deutsche Chrestomathie, S. 179. (Ebd. eine Stelle aus einem hebräischen Buche, wo Adam auch den etymologischen Grund angibt, warum er Pferd, Esel, Adler so benannt habe: das Pferd wegen seines fröhlichen Wesens, den Esel wegen seiner Schwerfälligkeit und den Adler, weil ihm die Federn ausfallen (hierüber: Borchart, Hierozoikon 2, 167; diese Worterklärungen beruhen auf dem Comm. der Bechaj zu Gen. cap. 2). Strauß, Die Bulgaren, S. 71 = Sbornik umotvor. 8, 180.

3) Koran, Sure 2, 29; Tabarî, Chronique ed. Zotenberg 1, 76.

Am Schluß einer ungarischen Flutsage (vgl. Bd. 1, S. 269) heißt es:

Noah ließ nun die Tiere aus der Arche heraus, gab jedem einen Namen: „Das ist der Hund, das die Katze.“ Seither hat jedes Tier den Namen. Die Arche ließ Noah oben auf dem Berge Armeniens zurück, wo sie stehen geblieben war; dann baute er Weinreben an.

Herrmann, Globus 63, 335, Nr. 3.

Eine ähnliche Vorstellung findet sich in Bulgarien:

Als Noah die Arche fertig hatte, da klopfte er mit einem Hammer an alle vier Seiten eines Stützbalkens, um alle Tiere zu versammeln und sie vor dem Ertrinken zu retten. Die Tiere versammelten sich alle in der Arche. Als die Sintflut zu Ende ging und die Arche auf der Erde sitzen blieb, da entließ Noah alle Tiere. Sie verneigten sich alle vor ihm und sagten dankend: „Lebe in Gesundheit!“ Er verabschiedete auch jedes Tier beim Namen und sprach: „In Gesundheit, Elefant! In Gesundheit, Pferd! In Gesundheit, Kuh!“ usw. Als nun die Reihe an jene Tiere kam, deren Namen Noah nicht wußte, da kam auch der **Esel** heran, und Noah, seinen Namen nicht wissend, sagte: „In Gesundheit, Esel!“ Als die anderen Tiere hörten, daß ihn Noah Esel getauft habe, da lachten sie und spotteten ihn: „Esel, Esel!“ Der Esel kränkte und schämte sich gar sehr und jammerte, als ob der Himmel herabgefallen wäre. Die Tiere wunderten sich, als sie sein Jammern hörten, als sie aber sahen, daß es der Esel sei, da gingen sie ihrer Wege. Der Esel kam nun weinend und klagend zu Noah in die Arche und beklagte sich, daß ihn alle Tiere spotteten, weil er ihm den Namen Esel gegeben habe. Noah sprach: „Du wirst doch kein Hase mit langen Ohren sein wollen! Dann würden sie dich noch mehr auslachen, und du würdest noch mehr weinen!“ „Ach, Noah,“ sprach der Esel, „lasse mich ein Hase werden!“ „Na, wenn du mich nicht verstehst,“ versetzte Noah, „so mögen dir die Hasenohren wachsen!“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da wuchsen dem Esel lange Ohren. Er ging nun fort, und als ihn die Tiere sahen, da lachten sie ihn noch mehr aus. Weil ihm Noah diesen Namen gegeben, deshalb weint der Esel auch heute noch. Dies nützt ihm aber nichts, denn Esel heißt er, und als Esel verreckt er. Auch noch heute kann man die Esel über diese Benennung weinen sehen, wenn mehrere beisammen sind.

Strauß, Bulgaren, S. 70.

Von Noah und dem Esel erzählt man auch in der Gegend von Paderborn:

Als Vater Noah schon die meisten Tiere in der Arche zusammen hatte, wollten seine Söhne auch den langohrigen Grauschimmel hineinbringen. Aber der war störrisch und wollte nicht über das Brett. (Vgl. Bd. 1, 266f.) Einer zog am Zaum, der andere schob nach, der dritte hielt und schimpfte: das half alles nichts. Zuletzt kam der Alte selber, klopfte ihn auf den Hals und sagte: „Nun, Hans, du weißt doch, der Schöpfer hat's befohlen, daß ihr alle in die Arche gehen sollt.“ Da nahm Hans Vernunft an und sprach: „Das hab' ich dummer **Esel** nicht gewußt!“ Tat einen Satz, und drinnen war er. Daher hat der Esel seinen Namen.

Ztschr. d. V. f. rhein. u. westf. Volksk. 6, 24. (Durch slawische Arbeiter nach Paderborn gebracht?)

Der natürlichere Vorgang, daß Gott der Schöpfer die Namen gibt, wird in Ungarn in folgender Weise erzählt:

Als Gott die Welt geschaffen hatte, versammelte er alle Tiere und gab jedem einen Namen. „Man soll dich 'Pferd', dich 'Löwen', dich 'Wolf', dich 'Bären', dich

'Fuchs' nennen," sagte er zu ihnen. Dann befahl er ihnen, am nächsten Tag wieder zu kommen, um zu prüfen, ob sie ihre Namen nicht vergessen hätten. Der Esel war damals ein hübsches, niedliches Tier, er hatte keine langen Ohren, und Gott hatte ihm einen der hübschesten Namen gegeben und ihm gesagt, ihn ja nicht zu vergessen.

Als sich die Tiere am nächsten Tag versammelten, konnte jeder seinen Namen sagen, nur der Esel nicht, der hatte ihn vergessen. Darüber wurde Gott böse, nahm die beiden Ohren des Tieres und machte sie durch einen starken Schlag länger und sagte: „**Esel**, der du bist, da du so schnell vergißt." Seitdem ist der Arme ein 'Esel' geblieben und hat seine langen Ohren behalten.

Revue des trad. pop. 7, 482 = Arany-Gyulai, Magy. Népköltési Gyüjtemény 1, 495; vgl. Kálmány, Szeged Népe 2, 140 = Crane, Italian popular tales p. 190 = Pitrè, Cinque nov. pop. sicil. p. 8.

Übereinstimmende Sage in Sizilien:

Als der Herr die Welt schuf, schuf er auch die Tiere und gab jedem von ihnen einen eigenen Namen. Da fragte der Esel: „Herr, wie heiße ich?" „Esel!" sagte der Herr. Und der Esel ging seiner Wege. Während er aber dahintrottete, vergaß er den Namen und wandte sich noch einmal an den Herrn, um ihn danach zu fragen. Der Herr wiederholte ihm den Namen, aber der Esel vergaß ihn bald wieder und fragte wiederum den Herrn. Da verlor dieser die Geduld, zog ihn kräftig an den Ohren und wiederholte ihm den Namen: „Esel! Esel!" Davon sind seine Ohren so lang geworden.

Pitrè, Usi e cost. Sic. 3, 422, Nr. 2.

Unter den Pflanzensagen gibt es eine pommersche Parallele, die hier passend einzuschalten ist:

Als Gott, der Herr, den Adam geschaffen hatte, gab dieser allen Pflanzen Namen, und eine jede behielt denselben getreu im Gedächtnis. Nur eine kleine, blaue Blume kam bald darauf zu dem Menschen zurück und bat um einen neuen Namen, da sie den ihrigen vergessen habe. Da ward Adam sehr zornig und sprach: „Du dummes Geschöpf, weil du so vergeßlich bist, sollst du deinen Standort zur Strafe nur an Quellen oder stehenden Gewässern haben und in alle Ewigkeit den Namen 'Vergiß mein nicht' führen. Und so ist es denn auch geblieben bis auf diesen Tag.

U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, S. 491.

In einer Variante vom Bodensee gibt Gott selbst den Blumen ihre Namen, und als jenes vergeßliche Blümchen zu ihm kommt, sagt er nur zu ihm: „Vergiß mein nicht!" Darauf ist es weggegangen und hat bis auf den heutigen Tag den Namen behalten.

Vernaleken, Alpensagen, S. 293.

Außer dem Motiv des Vergessens spielt auch das der Unzufriedenheit, das wir zuvor kennen gelernt haben, gelegentlich in diese Sagengruppe hinein. Zu den oben angeführten Vogel- und Fischsagen stellen sich als nahe verwandt folgende

Sagen aus Pommern:

a) Als unser Herrgott die Tiere erschaffen hatte, erhielt ein jegliches seinen Namen, nur der **Kuckuck** ging leer aus. Das verdroß ihn, und er flog vor Gottes

Thron und sprach: „Hab' ich denn keinen Namen bekommen?“ — „Nein!“[1]) sprach der liebe Gott. Da sagte der erboste Vogel:

„So will ich denn der Kuckuck sein
Und ewig meinen Namen schrei'n!“

Seit der Zeit hört man von ihm keinen anderen Laut als allein das Wort Kuckuck.

U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, S. 472.

b) Als der liebe Gott den Tieren Namen gab, kam unter anderen auch die **Flunder** zu ihm und fragte, wie sie heißen solle. Gott der Herr gab ihr den Namen 'Flunder'. Sie aber sagte verächtlich mit verzogenem Munde: „Päh! Flu-u-nder!“ Zur Strafe dafür blieb ihr seit der Zeit der Mund schief stehen.

Bl. f. pomm. Volksk. 5, 139, Nr. 5.

III. Einzelnes.

1. Aus Polen.

Der **Hase** hat sein Nachtlager nicht in Höhlen, sondern schläft, wo immer es sei. Denn als Jesus die Tiere schuf, fragte er jedes, wo es sich verstecken würde. Als er auch den Hasen darum befragte, antwortete dieser, daß er nur soviel Platz zum Schlafen brauche, um seinen Hintern zu verstecken.

Zbiór wiad. 7, 109, Nr. 9.

2. Aus Rumänien.

a) Als Gott alle Tiere erschaffen hatte, versammelte er sie alle, um sie zu segnen und ihnen ihre Lebensregeln zu geben. Auch die **Biene** kam, ermüdet und verwundet vom weiten Wege. Zur Belohnung für ihren Gehorsam bestimmte Gott, ihr Blut und Schweiß sollten zu Honig werden, ihr Wachs in den heiligen Kirchen brennen.

Marianu, Insectele S. 137.

b) Nach Vollendung der Schöpfung berief Gott alle lebenden Wesen vor seinen Thron. Jedes Tier kam und brachte etwas von seinen Erzeugnissen mit. Auch die **Wespe** wollte ein Geschenk mitnehmen; da sie aber träge war und lediglich vom Diebstahl lebte, war sie zunächst in Verlegenheit. Schließlich nahm sie ein Stückchen Pappe mit. Daher verfluchte sie Gott: alles, was sie fertige, solle zu Pappe werden; sie solle von Gestohlenem leben, auf den Dächern wohnen und von allen verfolgt werden. So ist's noch heute: ihre Nester sind scheinbar aus Pappe auf den Dächern der Häuser.

Marianu, Insectele S. 218.

3. Aus Sizilien.

a) Als der Herr alle Tiere schuf, wollte er einem jeden von ihnen eine Gabe geben und begann eins nach dem andern zu fragen, welche er vorzöge. Als der **Fuchs** an die Reihe kam, verlangte er für sich die Kraft. „Die Kraft gehört mir,“ entgegnete der Löwe. Wieder befragt, forderte er die Frechheit für sich. „Die

---

1) Es muß wohl nach dem Zusammenhang heißen: „Nein, guck dich nur nach einem um, guck, guck!“ Vgl. die Verwandlungssage bei Sutermeister, Schweizer Märchen, wo das Büblein der nach Geld spähenden Alten zuruft: „Flieg auf und ruf: guck! guck!“

Frechheit gehört mir," sagte die Fliege. Da forderte und erhielt der Fuchs die Schlauheit.

Pitrè, Usi e costumi Sic. 3, 450.

b) Einst hatte der Mensch niemanden, der ihm im Laufe gleichgekommen wäre, und welches Tier er auch verfolgte, er holte es ein. Darob große Bestürzung unter den Tieren.

Der **Fuchs** begab sich zum Herrn und bat ihn um die Gunst, daß der Mensch kein Tier mehr im Laufen überwinden könne. Der Herr genehmigte es ihm und befahl, dem Menschen beim Wettlauf zu sagen: „Scheibe ans Knie!" Und so kam es; kaum sagte der Fuchs diese Worte, so konnte der Mensch nicht mehr schnell laufen, weil schon die Scheiben sich an seine Kniee geheftet hatten.

So erklärt es sich, warum der Mensch mit den Tieren nicht um die Wette laufen kann: weil er die Kniescheibe hat.

Pitrè, ebd. S. 452.

c) Als der Herr alle Tiere geschaffen, fragte er die **Eselin**, wie viel Monate sie trächtig zu sein wünsche. Die Eselin antwortete durch die Zähne: „Trici mesi!" (Drei [sic.] Monate.) Der Herr verstand tredici (dreizehn) und gewährte es ihr. Die Eselin wollte den Irrtum beseitigt haben, d. h. nicht 13, sondern 3 Monate trächtig sein, aber der Herr hielt sein Wort.

Pitrè, ebd. S. 422, Nr. 7.

4. Aus Dänemark.

Da es bestimmt werden sollte, wie lange die Tiere trächtig gehen sollten, fragte der Fuchs listig die **Stute**, ob sie lieber das kurze, kurze Jahr oder den langen, langen Monat trächtig gehen wollte. Sie war leichtgläubig genug, um das kurze Jahr zu wählen, mit Abzug von dem einen Monat, in welchem der Fuchs trächtig geht.

Kristensen, Folkeminder 8, 375, Nr. 674.

5. Aus dem Kaukasus. (Mingrelische Sage.)

Die **Häsin** säugt ihre Jungen nur drei Tage, denn als sie einmal ihr Neugeborenes fragte, wie lange es sich an der Mutter Brust nähren wolle: ein Jahr oder drei Tage und drei Nächte, wählte das Häschen im Glauben, daß drei Tage und drei Nächte mehr seien als ein Jahr, das Erstere.

Sborn. mater. 32, 3, 117.

6. Aus Afrika.

a) Woloffische Sage.

Einst nahte sich der **Hase**, der das allerboshafteste Geschöpf auf Erden ist, dem Throne des Schöpfers und bat, der Herr möge ihn noch ein wenig geriebener machen. „Geh, geh!" rief der Schöpfer, um sich des zudringlichen Bettlers zu entledigen; „erst fülle deine Kalabasse einmal mit lebendigen Sperlingen."

Der Hase ging und setzte sich sinnend am Ufer einer Quelle nieder. Der Tag neigte sich seinem Ende zu, die Sonne ging unter, — siehe! da kamen alle die Vögel herbei, um sich nach der großen Hitze des Tages zu erfrischen. Die Sperlinge waren hauptsächlich munter, sangen und sprangen und löschten ihren Durst mit dem frischen Quellwasser. Der Hase denkt bei sich: „Nun ist's Zeit!" springt auf und murmelt halblaut vor sich hin: „Ja — nein — nein — und doch — o

nein, verzeiht — nie und nimmer — es geht nicht — es ist unmöglich — und doch? — oh!“

Verwundert fragen ihn die Sperlinge, was er denn meine. Er gab zur Antwort, er wolle gar zu gern wissen, ob alle Sperlinge in seiner Kalabasse Platz hätten. „Gewiß!“ war die Antwort der Vögel, „wir sind ja so klein!“ Damit schlüpfte eins nach dem andern in die Kalabasse des Hasen. Schnell setzte dieser den Deckel auf und eilte mit seiner Beute zum Thron des Schöpfers. Der aber sagte: „Wollte ich deinen Verstand noch vermehren, so würdest du ja die Welt umkehren. Geh!“

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika S. 144 = Boilat, Grammaire de la langue Woloffe p. 402 (Paris 1858).

b) Sage der Fang (am Congo).

Die **Schildkröte** erhält die List als ihre besondere Eigenschaft, nachdem sie mit großer Klugheit drei Aufgaben erfüllt hat, die ihr die Göttin Nzame auferlegt hat.

Bull. de la Soc. Neuchât. de géographie 16, 208.

8. Kapitel.

Die Wohnstätte der Tiere.

I. Die Erlernung des Nestbauens.

Wer das Leben der Vögel beobachtet, dem bieten die verschiedenen Arten des Nistens eine reizvolle Anregung, zwischen der Sorgfalt des einen und der Lässigkeit des anderen Vergleiche anzustellen. Und je größer im allgemeinen die Kunstfertigkeit des Nestbauens ist, um so mehr mag ihn die Frage beschäftigen, warum es auch liederliche Mütter gibt, die ihre Eier auf gebrechlicher Reisigunterlage schlecht und recht betten. Für diese Verschiedenheit findet die Sage eine Erklärung. Da alle Kunst erlernt werden muß, so folgert sie, daß auch das Nestbauen etwas Erlerntes ist. Ein Vogel, der es verstand, hat es andern beigebracht. Wer aber ungelehrig war, ist für alle Zeiten ein Stümper geblieben.

In dieser Weise werden besonders **Elster** und **Taube** einander gegenübergestellt. Die Taube hat nichts gelernt, die Elster lacht sie noch heute aus. Nur einmal wird der Sachverhalt umgedreht, so daß die Elster als die ungeschickte Schülerin erscheint.

Beide Vögel kommen in der Rolle des Lehrenden und des Lernenden schon bei Freidank (hg. von W. Grimm, 2. Aufl., S. 90) vor:

Ein agelster sprach (des ist niht lanc)
'frou Tûbe, lêrt mich iuwern ganc'.
diu tûbe sprach 'ich lêre iuch gân,
mugt ir die alten bicke lân'.
si gienge nâch oder vor,
si bicte ie beidenthalp inz hor.
swer schalkheit lernet in der jugent,
der enhât niht staeter tugent.

Wiewohl diese Fabel vom Erlernen des **Ganges** berichtet, so steht sie doch der Geschichte vom Nestbauen sehr nahe, und es ist kein Zufall, daß beides, das Gehen und das Bauen, in einer schwedischen Sage vereinigt vorkommen.

Die Taube, heißt es dort, sollte die Elster gehen lehren. Als diese einige Schritte gemacht hatte, rief sie: „Jetzt kann ich's!" und hüpfte gleich auf ihre alte Weise. Jetzt wollte die Elster die Taube das Nest bauen lehren. Sobald die Taube aber einige Zweige gelegt hatte, rief sie: „Jetzt kann ich's!" und baute auf die alte Weise. Damit hörte für beide der Unterricht auf. (Cavallius, Wärend 2, XXIV).

Die Sage macht den Eindruck, als wäre das Motiv des Bauens eine Verdoppelung des Motivs des Ganglernens, nach dessen Muster erfunden und ihm hinzugefügt. Wie alt diese Nachbildung sein mag, ist durchaus ungewiß; ebenso ungewiß ist die Frage, ob sie mit Freidank selbst oder mit einer anderen — mündlichen oder literarischen — Fassung zusammenhängt. Als letzte Quelle, aus der die Geschichte vom Ganglernen abgeleitet ist, kommt jedenfalls eine vermutlich arabische Fabel in Betracht, in der statt der Elster und der Taube die Krähe und das Rebhuhn auftreten. Sie findet sich in einer arabischen Bearbeitung des Pantschatantra im 16. Kapitel, welches im indischen Pantschatantra fehlt und von Benfey (1,601) für einen fremden Zusatz erklärt wurde. Dort warnt ein Mönch einen Gast, der das Hebräische erlernen will: Ich fürchte, du möchtest diese Sprache nicht erlernen und deine Muttersprache darüber verlernen. „Und es wird gesagt: Für einen Toren ist zu halten, wer sich mit Sachen abmüht, die ihm nicht anstehen und die nicht zu seinem Geschäft gehören und wozu ihn seine Väter und Vorfahren nicht gebildet haben." Als Gleichnis dient folgende Fabel:

Ein Rabe sah ein Rebhuhn gravitätisch einhersteigen und fand solchen **Gang** so schön, daß er denselben auch zu lernen verlangte. Er gab sich viele Mühe, konnte es aber doch nicht dahin bringen, und als er daran verzweifelte, wollte er wieder seinen gewohnten Gang annehmen. Da ward er aber ganz wirr in seinem Gehen und sperrte die Beine auseinander und bekam so den häßlichsten Gang von allen Vögeln.

Bidpai, das Buch der Weisen. Aus d. Arab. von Philipp Wolff, Stuttg. 1839. 2, 95. Vgl. Calila et Dimna ou fables de Bidpai ed. Silvestre de Sacy. Paris 1816. In der (zwischen 1263 u. 1278 verfertigten) lat. Übers. von Johann von Capua m. 5, b. In der deutsch. Übers. Ulm 1483 X, III, b.

Nachdem von dieser Urform aus eine zunächst wohl nicht wesentlich veränderte Fabel von Taube und Elster entstanden war, kam das Motiv des mangelnden guten Willens hinein. Bei Freidank scheitert daran die Belehrung der Elster, ebenso in der schwedischen, sowie in der ersten der unten angeführten englischen Sagen; in den übrigen scheitert die Belehrung der Taube. Bei aller Veränderung erinnert an die Urform noch

immer der Gedanke, daß der Mißerfolg des Lernenden dauerndes Ungeschick zur Folge hat: bei dem einen den schlechten Gang, bei dem andern das schlechte Nest. Dadurch, daß das Motiv des Nestbauens von dem Motiv des Ganglernens, mit dem es in Schweden ein einziges Mal verbunden erscheint, losgelöst und für sich allein behandelt wurde, stehen die folgenden Sagen freilich fast außer jedem Zusammenhang mit dem arabischen Vorbild.

1. Aus England.

a) Früher, als die Welt noch sehr jung war, konnte die **Elster** allein, obgleich sie sonst schon gerade so schlau war wie jetzt, kein Nest bauen. In ihrer Not wandte sie sich an die anderen Vögel, die ihr auch versprachen, sie zu unterweisen. An einem dafür bestimmten Tage versammelten sie sich alle, und nachdem alles Notwendige dafür herbeigebracht war, sagte die Amsel: „Dieser Halm gehört hierhin“ und ließ den Worten die Tat folgen. „Ach!“ sagte die Elster, „das wußte ich schon früher!“ Die anderen Vögel gaben nacheinander ihre Anweisungen, aber jedesmal sagte die Elster dazu: „Ach! Das wußte ich schon!“ Aber als das neue Heim halbfertig war, war die Geduld der Vögel zu Ende; sie flogen alle fort und riefen ihr zu: „Da ihr also so gut Bescheid wißt, Frau Elster, so könnt ihr ja selbst das Nest fertig bauen.“ Und die Vögel änderten ihren Entschluß nicht. Bis heute zeigt das schlechtgebaute Nest der Elster, daß sie durch die halben Anweisungen nicht viel gelernt hat.

Dyer, Folklore S. 84 = Halliwell, popular rhymes S. 168.

b) Die Elster wollte einst die **Holztaube** lehren, sich ein schöneres und bequemeres Nest zu bauen, aber anstatt ruhig zuzuhören, rief die Holztaube immer: „Nimm doch zwei, nimm doch zwei!“ („Take two, Taffy, take two!“) Die Elster sagte, das sei keine ordentliche Arbeitsweise, man könne auf einmal nicht mehr wie einen Halm verarbeiten, aber die Holztaube sagte immer wieder: „Zwei, nimm zwei“ („Two, take two!“), bis die Elster sehr böse wurde, ihre Arbeit aufgab und rief: „Ich sage, einer genügt auf einmal, und wenn du anders darüber denkst, so kannst du dich ja selber an die Arbeit machen, ich will nichts mehr damit zu tun haben.“ Seitdem baut die Holztaube ein Nest, das viel weniger dauerhaft ist als das der Elster.

Dyer, Folklore S. 99 (aus Suffolk) = Halliwell, popular rhymes and nursery tales S. 172.

c) Die Elster baute eines Tages ihr Nest hübsch ordentlich und flüsterte nach ihrer Gewohnheit vor sich hin: „This upon that, this upon that (dies auf das, dies auf das)“, als die Holztaube vorbei kam. Nun war die Holztaube jung und leichtsinnig und hatte niemals das Nestbauen gelernt; als sie aber sah, wie wunderhübsch das Nest der Elster war, wollte sie gern diese Kunst erlernen. Die geschäftige Elster willigte ein, sie zu lehren, und begann darum von vorne. Aber ehe sie halb damit fertig war, rief die leichtsinnige Holztaube: „That'll doooo!“ (Nun ist's guuut!) Die Elster wurde sehr ärgerlich über die Unterbrechung und flog zornig davon, und darum baut die Holztaube immer so schlechte Nester.

Dyer, Folklore, S. 99 (aus Berkshire).

2. Aus Schottland.

Die Elster will der Holztaube zeigen, wie ein ordentliches Nest zu bauen ist. Die Taube ruft: „Take two, Taffy, take two!“ Ärgerlich fliegt die Elster weg und läßt sie weiter so bauen, wie sie's früher tat.

Chambers, Popular rhymes of Scotland, S. 191.

3. Aus Wales.

Eine Elster will einer Holztaube zeigen, ein besseres Nest zu bauen: „Lege einen Zweig hierhin und einen dorthin, einen so und einen so, dann wirst du dein Nest richtig bauen, und es wird stark und bewohnbar sein.“ „I know! I know! I know!“ (Ich weiß schon!) ruft die Taube, ändert sich aber doch nicht. Es nützt auch nichts, daß die Elster es ihr nochmals zeigen will. Wieder ruft sie: „I know! I know! I know!“ „Wenn du es weißt, warum tust du es dann nicht?“ Als die Elster sah, daß es nichts nützte, die Holztaube zu unterweisen, flog sie weg. — Daher die Sprichwörter: „Ich weiß schon! sagte die Holztaube.“ „So ungeschickt, wie die Holztaube“ usw. (Folgen noch andere.)

Gekürzt nach Jolo Manuskripts S. 567.

4. Englische Erweiterungen.

a) Da die Elster allein vor Zeiten die Kunst verstand, ein gutes Nest zu bauen, kamen viele Vögel zu ihr, um sich belehren zu lassen, worauf die Elster begann: „Zuerst, liebe Freunde, müßt ihr zwei Zweige so übereinander legen.“ „Ach ja“, sagte die Krähe, „ich dachte mir, daß man so anfangen müßte.“ „Dann müßt ihr eine Feder auf ein Stückchen Moos legen.“ „Gewiß“, sagte die Dohle (corvus monedula). „Ich weiß, daß das so kommen muß.“ „Dann tut Werg, Federn, Zweige und Moos so hin.“ „Ach natürlich“, sagte der Star. „Das kann sich ja jeder selber sagen.“ Als die Elster nun halb fertig war und merkte, daß jeder Vogel alles ebenso gut zu wissen meinte, wie sie, sagte sie: „Wie ich sehe, könnt ihr alle Nester bauen, also braucht ihr meine Belehrung nicht“ — und flog fort. Darum kann bis heute niemand außer der Elster mehr als ein halbes Nest bauen.

Swainson, British Birds S. 80 = Birds of Drey by H. C. Adams, S. 165.

b) Bald nach der Erschaffung der Welt waren alle Vögel versammelt, um das Nestbauen zu lernen, und die Elster, als die klügste, war auserlesen, es sie zu lehren. Die fleißigsten Vögel, wie den Zaunkönig und the long-tailed capon or pie-fench (?), lehrte sie ganze Nester in Form einer Kokosnuß bauen, mit einem kleinen Loch an einer Seite. Andere, die nicht so fleißig waren, lehrte sie halbe Nester machen, ungefähr wie eine Teetasse geformt. Nachdem sie viele Vögel nach ihren Fähigkeiten belehrt hatte, kam die Reihe an die Holztaube, die ein sorgloser und fauler Vogel war, und der die ganze Sache sehr gleichgültig war. Während die Elster ihr zeigte, wie sie die Zweige legen solle, rief sie fortwährend: „What, athurt and across! what zoo, what zoo! athurt and across! what zoo! what zoo!“ Zuletzt wurde die Elster so ärgerlich über diese Dummheit und Gleichgültigkeit, daß sie wegflog, und nun baut die Holztaube, da sie nicht weiter belehrt wurde, das schlechteste Nest unter allen Vögeln, das nur aus Lagen von Querzweigen besteht.

(Von der Insel Wight). Swainson, British Birds S. 166 = Halliwell, popular rhymes and nursery tales S. 172.

c) Die Elster lehrt die Vögel Nester bauen. Sie nimmt etwas Kot und macht eine Art runden Kuchen daraus. Da fliegt die Drossel weg, weil sie meint, sie wisse nun genug. Dann tut sie ein paar Zweiglein in den Kot. Da fliegt die Amsel weg. Sie tut noch eine Lage Kot darüber. Da fliegt die Eule weg. Sie legt Zweiglein außen herum. Da fliegt der Sperling weg. Sie legt Federn hinein. Da fliegt der Star weg usw. Die Taube aber ruft: Take two, Taffy, take twooooo! Und ruft so lange, bis die Elster ärgerlich wird und nichts mehr zeigt. Darum bauen die Vögel alle so verschiedene Nester.

Jacobs, English Folk Tales.

5. Aus Dänemark.

a) Die Elster sollte die Waldtaube ein Nest bauen lehren. Als sie zwei Reiser in die Quere gelegt hatte, rief die Taube gleich: „No, no, no véd je'et!“ (Jetzt weiß ich es). Verdrießlich darüber flog die Elster weg und rief: „vist véd du!“ (Freilich weißt du's!) (Sælland.)

Skattegraveren 9, Nr. 655. S. 213.

b) Die Waldtaube hatte so viel von der Tüchtigkeit der Elster im Nestbauen gehört und wollte sie daher zur Lehrmeisterin haben. Als die Elster ein paar Reiser kreuzweise gelegt hatte, sprach die Taube: „Jetzt verstehe ich's.“ Als sie aber nach Hause kam und die Reiser kreuzweise legte, fielen ihre Eier hindurch und zerbrachen.

E. T. Kristensen, Danske Dyrefabler S. 54.

6. Aus Preußen.

Die wilde Taube kam zur Elster und sprach: „Lehre mich doch auch ein so schönes Nest bauen, wie du hast.“ Die Elster flog bereitwillig mit bis zu der Stätte, wo die Taube sich häuslich niederlassen wollte. Hier begann sie der Taube zu zeigen, wie man gute Nester baut. Sie sprach: Ène Spreckel leggst du so!“ Die Taube erwiderte: „Öck wêt“ (verstehe)! Elster: „Den andre Spreckel leggst du so!“ Taube: „Öck wêt!“ Elster: „Den drödde Spreckel leggst du so!“ Taube: „Öck wêt!“ Da sagte die Elster geärgert: „Wenn du wêtst (weißt), was frågst denn so dumm!“ ließ die Taube allein und flog von dannen. Die Taube aber versteht ihr Nest nur so weit zu bauen, wie die Elster es ihr gezeigt hat, und ist über die Anfänge des Nestbaues nicht hinausgekommen (Alt-Pillau).

Frischbier, Zur volkstüml. Naturkunde. Beiträge aus Ost- und Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22, 296. — Daneben findet sich folgende Variante:

Das Volk nennt den **Kuckuck** den dümmsten Vogel, denn er versteht es nicht einmal, sich ein Nest zu bauen. Als der Goldammer ihn diese Kunst lehren wollte, wies er ihn stolz und höhnend ab.

Ebd. S. 294.

7. Aus Rügen.

Die wilde Taube versteht heutigen Tages noch nicht, obgleich sie nun schon so lange auf der Erde weilt, ein richtiges Nest zu bauen. Den Grund dafür gibt folgende Geschichte an. Eines Tages bat die wilde Taube die Elster oder nach anderen den Hamster[1]), ihr doch zu zeigen, wie man ein ordentliches Nest baue. Die Elster verstand sich auch dazu und ging sogleich ans Werk; die wilde Taube stand dabei. Sowie nun aber die Elster ein Stöckchen oder einen Halm hinlegte, sagte jedesmal die Taube: „So, nu weet ick't.“ Anfangs hörte die Elster das ruhig an und erwiderte kein Wort. Endlich riß ihr aber die Geduld, daß die Taube es eben so gut wissen wolle wie sie, und überließ sie und den Nesterbau ihrem Schicksal. So ist es gekommen, daß die wilde Taube niemals gelernt hat, ein ordentliches Nest zu bauen.

A. Haas, Rügensche Sagen und Märchen 1891. S. 145.

8. Aus der Gegend von Hagen.

In der ersten Tit, as uese Hiärguot de Vüegel schapen hadde, gäfften sik de mesten farts ant Nesten. Alle annern wären all feddich, da hadde de Ringelduwe

1) Offenbar Verwechslung mit dem plattdeutschen Hääster = Elster.

noch nitt anefangen. Se floch hir hen und da hen und besach sik den annern Vüegeln ere Arbet: kain Nest poß er, bit se dat van 'r Ekster fant. Da sach se tau 'r Ekster: „Nichte, dinet kann mi gefallen. Woste mi nitt en bietken ter Hant gan un wisen mi, bu du dat maket hiäs.“ De hännige Ekster floch met un halp er den Buom leggen. As dai feddich was, sach de Ringelduwe: „Ah, nu wet ek et all; dat es ja ne lichtfeddige Sake.“ „Guet“, sach de Ekster, „dau't allene!“ un floch futt. De Duwe lach nu twarens noch en par Spricke derbi, mär en üörntlik Nest brach se nü te Stanne. Drüm hett de Ringelduwen noch ümmer so'n ellendich Nest, dat me Sunne, Mane un Stärne derdüör saihen kann.

Woeste, Volksüberlief. in der Grafschaft Mark S. 38.

[Eine kleine Abweichung, insofern Gott selbst als Lehrmeister gedacht ist, zeigen die zwei folgenden Sagen:]

9. Aus Mecklenburg.

Als der liebe Gott die Vögel erschaffen hatte, lehrte er einen jeden sein Nest bauen. So kam auch die Wildtaube daran. Der liebe Gott legte erst ein paar trockene Zweige zur Unterlage. Da rief die Taube: „Nu week't, nu week't“ und flog davon. Seitdem kann die Taube kein ordentliches Nest bauen.

Wossidlo, 2, Meckl. Volksüberl. Nr. 295.

10. Aus Schleswig-Holstein.

As uns' Herrgott mit sien Schöpfung fertig worden weer, let he malins all de Vagels tohopen komm'n; denn he wull ehr dat wiesen, woans se ehr Nest bugen schull'n. All de lütten Vagels paßten denn nu ok fliedig up un kiekten niep to, dat se dat klook kriegen dehn, woans so'n Nest bugt ward'n müßt. Blos de Duv, de annern Kram in ehr'n Kopp sitten harr, paßt nich up. As de leeve Gott nu abers fertig weer, seggt he: „Nu fleegt all hin un bugt ju'n Nest!“

Do füng'n denn all de Vagels an to arbeid'n, drög'n tosam all, wat se jichens bruken künn'n, un makten sik ehr Hus fertig, leggt'n Eier un füng'n an, ehr uttositten.

De Duv abers kunn nix fertig kriegn, se wüßt nich, wie se 't maken schull, denn se harr ja nich uppaßt. Nu flög se denn wedder hin na'n leeven Gott un füng an to bed'n, he mögt ehr dat doch ins wiesen, wodennig so'n Nest bugt ward'n müßt. Abers uns' Herrgott wull nix vun ehr wet'n un seggt to ehr: „Ne, worüm hest du nich beter uppaßt, as ik ju dat wies't heff. Gah hin na den Heister un lat di dat vun em wisen; de het dat am besten begreepen.“ Nu flög de Duv denn hin na den Heister un frög em, ob he ehr dat nich wisen kunn, woans se 'n Nest bug'n müßt. „Ja“, seggt de Heister, „dat will ik gern dohn, obers wat kannst du utgeb'n darfœr?“

Nu harr de Duv noch en hübsch bunt' Koh, un se seggt denn to den Heister, dat se wider nix harr, un dat se em de Koh geb'n wull, wenn he ehr dat Nestbug'n bibring'n de. Dormit weer de Heister tofreden.

Nu güng't frisch an't Wark. De Heister nehm en paar dröge Telgen un leggt de krüzwis tosam as Grund vun dat Nest. As de Duv dat sehn harr, seggt se: „Nu kann ik dat, dat is ja gar keen Kunst; nu lat mi man alleen!“ „Ne“, seggt de Heister, „tööf man noch; dit is ja erst de Anfang, wi sünd noch lang nich fertig dormit.“ Abers de Duv wull nu alleen bugen un meen, se harr genug sehn, se künn dat nu, he schull man gahn.

Do nehm de Heister de bunt' Koh un flög weg. As de Duv nu wiederbugen wull an ehr Nest, leggt se de Telgen jümmers blot krüzwis œwerenanner, denn se

harr ja nix anders sehn; un so is dat komm'n, dat se bit up den hütigen Dag so'n slecht Nest bug'n deit.

Wenn du abers malins dörch'n Holt geist, wo wille Duwen sünd, denn kanns ehr männigmal schrig'n hören. Dat klingt grad so, as wenn se röppt: „Min bunt' Ku-u-h, min bunt' Ku-u-h."

Heimat 7, 85. Ebd. S. 180 die Abweichung: De Duv lett den Heister dat Nest ruhig toenn bug'n, mark sik genau, woanns de Telgen krüzwis tosamen und öberenanner leggt warrn. Eben harr de Heister den letzten Twieg ant Wark leggt, dor seggt de Duv: „Nu kann ik dat ok, dat is ja gar keen Kunst. Min Koh krigst ni." De Heister wer en Schlauberger. „Weetst, so weetst!" Slög und fidel so lang mit den Stert up und dal, bet he dat Nest werer entwei har. De Duv wer liker klok. As se sik doran mak, ok en Nest to bugen, kunn se dor doch nich mit togang kamen." (Die Deutung des Wissens — also wohl auch das ganze Motiv der Bezahlung — fehlt.)

11. Aus Brandenburg.

Als unser lieber Herrgott die Vögel geschaffen hatte, zeigte er jedem, vom Storch bis auf den Zaunkönig, wie er sein Nest bauen solle. Die wilde Taube war eine von den ersten gewesen, die er gemacht hatte, und sie war schon müde, ehe die anderen zutage kamen. Sie setzte sich in dem Paradiesgarten auf einen Ast und verschlief die ganze Unterweisung. Als sie aufwachte, war unser Herrgott schon weg, und die anderen Vögel erzählten ihr, was sie gelernt hatten, und machten sich gleich ans Nesterbauen. Aber die Taube saß und weinte den ganzen Tag. — Als nun am andern Tag unser Herrgott wiederkam und Adam machen wollte, sagte er zu ihr: „Die Krähe soll dir's lehren" — weil er selbst heute keine Zeit hatte.

Die Krähe fing an und legte die Reiser. Da rief die Taube: „Nun weiß ich's schon! Nun weiß ich's schon!" Das ärgerte die Krähe, sie flog fort, und seit der Zeit baut die wilde Taube ein so elend-liederliches Nest, daß man Sonne, Mond und Sterne durchscheinen sieht.

Nach der Erzählung im Dialekt bei Engelien und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg 1, 114.

12. Aus Livland.

a) Anfangs legte die Wildtaube ihre Eier auf die Erde, aber der Fuchs fraß sie ihr auf. Deshalb klagte sie (und klagt noch heute): „Ein halbes Lof [Hohlmaß, etwa 70 Liter] Eier habe ich gelegt, nun sind sie futsch!" (Puspuhru pautu peedehju-tuksch!)

Nun rief sie die anderen Vögel, die sollten sie lehren, ein Nest zu bauen. Aber kaum hatten diese ein paar Zweige zusammengeflochten, da rief die Taube schon: „Ich versteh's, ich versteh's (protu, protu)." Da flogen die Vögel fort. Aber die Taube sah bald ein, daß sie es noch nicht verstand. Da rief sie die Vögel zurück. Aber es war wie das erste Mal. Das Nest war erst halb fertig, da rief sie schon wieder: „Ich versteh's!" Nun flogen die Vögel wieder fort und kümmerten sich nicht weiter um die Bitten der Törin. Und so blieb das Nest der Taube so undicht, daß die Eier beinah herausfallen.

Lerchis-Puschkaitis 6a, 242, Nr. 32.

b) Die Taube will den Nestbau lernen. Sie bittet die Elster um Unterweisung. Diese war noch nicht zur Hälfte fertig, da ruft die Taube schon: „Versteh, versteh, seh', seh'." (Protu, protu, redsu, redsu). Da habe die Elster die Geduld verloren, und die Taube baue ihr Nest flach und unfertig. — Auch die Misteldrossel wird als Lehrmeisterin der Taube genannt, und als diese zu früh klug zu sein glaubt,

ruft jene ärgerlich: „Mach, wenn du es verstehst, mach, mach! (Dari kā tu prōti, dari, dar, dar . . . ka prōti).“ Und so singt die Misteldrossel bis heute.

Lerchis-Puschkaitis 5, Nr. 28.

13. Aus Ungarn.

Die Wildtaube hatte die Elster gebeten, sie möge sie das Nestbauen lehren; denn darin ist die Elster ein sehr großer Meister und weiß solch Nest zu bauen, daß der Habicht, der Häher nicht dazu kann. Die Elster übernahm gern den Unterricht, und beim Nestbauen sagte sie immer in ihrer Weise, während sie einen Zweig zum anderen fügte:

„Nun dies, nun das! nun dies, nun das!“[1]) Die Wildtaube erwiderte darauf immer:

„Weiß schon, weiß schon, weiß schon!“[2]) Die Elster hörte das ein Weilchen an, aber schließlich wurde sie böse. „Wenn du's weißt, so mach's.“ Und damit ließ sie das Nest halb fertig stehen.

Seitdem konnte die Wildtaube diese Kunst nicht weiter erlernen.

G. Sklarek, Ungarische Volksmärchen S. 248 = Arany-Gyulai, Magyar Népköltési Gyüjtemény 1, 492. Französisch übs.: Revue des trad. pop. 7, 480.

Die Kuh als Lehrzahlung.

Die einfache Handlung findet sich mehrmals dadurch erweitert, daß die Elster zum Lohn für die Unterweisung eine Kuh erhält. Die Taube, die weder das Nestbauen ordentlich gelernt hat, noch den Verlust der Kuh verschmerzen kann, klagt noch heute über den unnütz geopferten Preis.

1. Aus Dänemark.

a) Die Elster war unter den Vögeln der tüchtigste Baumeister. Sie sollte die Waldtaube das Nestbauen lehren und als Bezahlung eine Kuh erhalten. Als sie eben angefangen hatten und zwei Zweiglein kreuzweis übereinander gelegt waren, rief die Taube: „jeg tror, jeg kan; jeg tror'ed, jeg tror'ed!“ (ich glaube, ich kann's; ich glaub' es). Gleich hielt die Elster inne: „vist ka du, vist ka du; det bliver din egen skade-skade-skade!“ (gewiß kannst du, es bleibt dein eigner Schaden). Damit nahm sie ihre Kuh und zog weg. — Die Taube baut daher ein schlechtes Nest, und jedesmal, wenn eins ihrer Eier hinabfällt, klagt sie: „jeg troede, jeg kunde, jeg tro'de, tro'de, tro'de!“ (Ich glaubte, ich könnt' es, ich glaubte). Und wenn sie die Elster entdeckt, ruft sie: „min ko, min ko!“ (meine Kuh), und die Elster antwortet: „der skal vi ha'ed!“ (da werden wir es haben).

Kristensen, Sagn 2, 262, Nr. 48. 49.

b) Die Elster war bereit, die Waldtaube zu lehren, wie sie ihr Nest anfertigen sollte, und die Elster sollte eine Kuh als Lehrgeld dafür erhalten. Die Elster legte nun drei Reiser kreuzweise und eignete sich damit die Kuh an. Die Taube wurde übel angeführt, nimmer lernt sie besser zu bauen und schilt immer über die Elster und sagt:

„min goa koo-koo-kooo,
dæjn skaddajn haju tow-tow-tow!“

(Bornholmer Dialekt: meine gute Kuh, welche die Elster nahm!)

Skattegraveren 4, 75, Nr. 221.

---

1) Csag így, csak úgy! Csak így, csak úgy!

2) Tudom, tudom, tudom!

c) Die Taube hatte der Elster für den Unterricht eine Kuh versprochen. Da sie nun nichts lernte, klagt sie immer: „Skadajn taw min goa kå-w, kåw, kåw.“ (Die Elster nahm meine gute Kuh.)

Ebd. 76, 229.

2. Aus Deutschland.

a) Als die Turteltaube die Elster ihr schönes Nest bauen sah, sprach sie: „Lehre mich auch diese Kunst, und ich gebe dir dafür meine Kuh.“ Sie schließen einen Vertrag, und die Elster geht an die Arbeit. Kaum hat sie einige Stäbe als Grundlage gelegt, da hüpft die Taube herbei und spricht: „Nun kann ich's auch.“ Die Elster, mit diesem Geständnis zufrieden, erhält die Kuh und schreitet fürbaß. Aber siehe da, die Turteltaube kann nur einige Stäbe legen, aber kein ganzes Nest bauen. Deshalb klagt sie immer schmerzlich um den Verlust der Kuh: „Kuh! Kuh!“

A. Treichel, Altpreußische Monatsschrift 29, 156. 1892.

b) Früher muß es doch ganz anders gewesen sein, als jetzt. Dazumal konnten die Tiere noch reden. Da hatte auch einmal die wilde Taube eine Kuh. Die führte sie immer hin, wo das beste Futter war, und dafür gab ihr die Kuh Milch und Butter. Da kommt einmal die Taube zur Elster zum Besuch und kann sich gar nicht genug wundern über ihr schönes Nest. Es ist so hübsch zu ringsherum, bloß ein kleines Loch drin zum Reinkriechen. Der Wind kann herkommen, wo er will, und es kann regnen und schneien, so sehr es will: drinnen ist's geschützt. Das gefällt ihr so gut, daß sie sich auch so ein schönes Nest wünscht. Drum fragt sie die Elster, wie solch Nest gebaut wird, und ob sie's ihr nicht lehren will. Die Elster ist ja aber auch nicht auf den Kopf gefallen. Die sagt gleich: „Wenn du mir deine Kuh gibst, dann will ich dir's lehren.“ Die Taube ist das zufrieden. Die Elster aber sagt: „Erst gib sie mir. Dann will ich dir's lehren.“ Da geht die Taube gleich hin nach Hause und holt die Kuh, und die Elster will ihr nun das Nest bauen lehren. Sie wählt einen rechten großen Baum aus, der oben sich hübsch gabelt, sucht trockene Reiser zusammen und paßt die recht schön in die Astgabel hinein, um da ihr Nest draufstellen zu können. Wie sie nun aber so oft wegfliegt und so was Weiches holt, womit sie das Inwendige, den Nesttopf, aufbaut, da wird der Taube die Zeit zu lang, und da sagt sie, ehe das Nest fertig ist: „Ich kann das Nest nun schon“ und fliegt weg. Der Elster war's recht. Sie hatte doch nun ihre Kuh, die sie sich schon lange gewünscht hatte.

Wie nun aber die Taube ein Nest bauen will, da weiß sie weiter nichts mehr, als daß die Elster zuerst ein paar trockne Reiserchen hingelegt hatte. So macht sie's nun auch bloß, und weiter kann sie's nicht und hat's auch noch nicht gelernt bis auf den heutigen Tag. Ihr Nest ist so schlecht gebaut, daß man die Eier von unten durchsehen kann. Ihrer Kuh hat sie aber hernach doch gereut, und drum schreit sie heut noch: „Mine schöne Kuë, Kuë, Kuë! Mine schöne Kuë!“

Nach der Erzählung im Dialekt bei Engelien u. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg 1, 112f.

c) De Hääster kann jo so geschickt sien Nest bugen; dee bug't jo so hooch in de Pöppeln. Bi den'n is de will Duw' in de Lihr wäst. Se hebben utmaakt, wenn he ehr dat lihren wull, süll he ehr Koh hebben. As he nu ehr dat wisen will un jüst'n poor Sprock henlecht hett, secht se all: „Nu week't, nu week't.“ „Na, denn is 't jo goot.“ Dor hett se em de Koh gäben müßt; œwer ehr Nest kann se noch

hüüt man just so bugen, dat de Eier nich dörchfallen. Nu röppt se noch ümmer: „Mien Kuh, mien Kuh!“

Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 2, Nr. 296a. (Aus Waren.)

Dazu sind u. a. folgende Varianten vermerkt:

1. „Ik trug't, ik trug't“ het de Duw' secht. Dat secht se hüüt noch.
2. Der Storch will Lehrmeister sein, aber legt nur ein paar Reiser hin; die Taube klagt: Huhuhu, meine bunte, bunte Kuh, meine fünf Gulden dazu zu zu.
3. Die Drossel lehrt, die Taube ruft: „Dat kann 'k ok.“
4. Der Zaunkönig lehrt, die Taube ruft: „Nu kann 'k 't.“
5. Die Schwalbe lehrt, die Taube ruft: „Nu kann 'k 't ok, nu kann 'k 't ok“.
6. Der Kuckuck lehrt.
7. Die Lerche lehrt.

d) Die wilde Taube ruft: „Ju, ju, rote Kuh!“ Sie verstand und versteht kein Nest zu bauen, so daß oft die Jungen zu Boden stürzten. Sie bat die Krähe, es sie zu lehren. Diese war bereit, wenn die Taube ihr ihre rote Kuh geben wolle. Das geschah, doch erfüllte die Krähe nicht ihr Versprechen.

Bartsch, Sagen, Märch. u. Gebr. aus Mecklenburg 1, 520. Eine Variante siehe unter den Tauschsagen, S. 124.

e) De Hääster hett de Duw' ehr bunte Kuh hebben wullt; he mach jo giern Fleesch. „Nu weet ik't all, nu weet ik't all“, hett de Duw' ropen, as de Hääster 'n poor Sprickel henlecht hett. „Weste west, denn bug' dien Nest“, hett de Hääster dor secht.

Var.: Wenn du't weest, denn west, denn bug' man dien eegen Nest.
Wossidlo Nr. 296b.

f) De Heister lacht sik fürchterlich, dat he de Duw' so anführt hett; dorvon lacht he hüüt noch ümmer: hahahaha, un de Duw' röppt: Kuh, Kuh, Kuh, Kuh! Annern Gesang hett se nich.

Ebd. Nr. 296c.

g) „Weiß Kuh, weiß Kuh“, röpt de will Duw. De Duben hebben ens 'ne Koh hatt; un nu bugen se jo so slichte Nester un handeln mit 'n Häster, de bugt jo sihr god, se wullen em ok ehr Koh geben, wenn he ehr dat Nestbugen bibringen wull. De Häster legt jo nu irst die Stöck hen, dor seggen de Duben, he süll uphüren, se wüßten dat nu all (se wullen de Koh man nich rutgeben). Oewer de Häster nimmt se liker un fret se up. Un dorvon eten de Hästers noch girn Flesch, un de Duw schrigt noch ümmer: Weiß Kuh, weiß Kuh!

Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg, 1. Heft, Nr. 43.

h) Die Kuh soll das Nest der wilden Taube, die ursprünglich an der Erde lebte, zerstört haben. Daher ruft die Taube noch heute: Kuh, Kuh! Du olle bunte Kuh!

Ebd. Nr. 299.

i) Die Holztaube versteht nur ein schlechtes Nest zu bauen, aber vor Zeiten verstand sie gar nichts davon und mußte sich mit ihren Eiern und Jungen gar kümmerlich behelfen. Da sie nun sah, daß die Elster sich ihre Wohnung hübsch und gemütlich einzurichten wisse, bat sie dieselbe, ihr Unterricht im Nestbauen zu erteilen. Die Elster war bereit, bedang sich aber aus, daß die Taube ihr eine Kuh, in deren Besitz sie war, zum Lohne geben solle. Auch wurde ausgemacht, daß während

der ganzen Arbeit kein Wort gesprochen werden dürfe, bis die Schülerin erkläre, sie wisse jetzt genug. Die Elster begann ihren Unterricht, und die Taube setzte sich daneben und sah zu. Kaum aber hatte die Elster einige Reiser zusammengetragen und kreuz und quer übereinander gelegt und befestigt, so sprach die Taube: „Nu kann ick et ok.“ „Dat is god“, sagte die Elster, „wenn du't kannst, denn bün ick fertig; giff mi de Koh man, dat ick na Hus kam.“ Das wollte die Taube aber nicht; so habe sie es nicht gemeint; was sie gesehen habe, könne sie nun auch, nicht aber das Ganze. Allein die Elster erwiderte, dann habe sie nicht sprechen dürfen, und weil sie gesprochen, sei die Kuh verfallen. Und da sie sich nicht vertragen konnten, brachte die Elster die Sache vor den Richter; der sprach der Elster die Kuh zu und wies die Taube mit ihrem Anspruch auf weiteren Unterricht ab. Seitdem macht die Taube ihr Nest zwar ein wenig besser als früher, aber hat doch nicht ihren Zweck erreicht. Darum ruft sie immer nach ihrer unnütz ausgegebenen Kuh und weiß nichts anderes mehr zu sagen als Ku-uh, Ku-uh!

Die Elster aber freut sich noch jetzt ihres Sieges und lacht und schwatzt in einem fort.

Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus Oldenburg 2, 99, § 389a.

k) 1. Die wilde Taube ruft: Mien Kuh! Mien Kuh!

2. Die Elstern lernten den Nestbau von einer Kuh und verwiesen auch die Lachtauben auf diese.

Colmar Schumann, Volks- und Kinderreime 58, Nr. 210.

3. Aus Luxemburg.

Die wilde Taube ruft:

O dů méng gutt rŏt Kŏ!
A meî gutt rŏt Kallef derzŏ!

E. de la Fontaine, Die Luxemburger Kinderreime (Lux. 1877), S. 34, Nr. 13.

4. Aus den Niederlanden.

a) Die Holztaube fand, daß es doch nicht anging, daß ihre Jungen durch die Löcher ihres Nestes hinunterfielen, und beschloß bei der Elster den Nestbau zu lernen. Die Taube besaß eine schöne rote Kuh, und sie verabredeten, daß die Elster sie als Belohnung kriegen sollte. Die Elster und die Holztaube brachten zusammen Reiser herbei, die die Elster über und durcheinander legte, während die Taube zusah. Und immer sagte die Taube: „Ja, das kann ich auch!“ Das verdroß endlich die Elster, und sie rief aus: „So, wenn du denn alles schon kannst, dann brauch ich's ja nicht mehr zu lehren“, und sie flog weg. Da war die Taube ihre Kuh los und konnte doch noch kein gutes Nest machen. Darum ruft sie fortwährend bekümmert: Roo Koe! roo Koe! (rote Kuh!)

Volkskunde 15, 113. Vgl. Driemaandelijksche Bladen 1, 71. 2, 72.

b) Elster und Turteltaube wetten um eine Kuh, wer das schönste Nest bauen kann. Die Elster baut ein sehr schönes, die Taube legt ein paar Reiser. Die Elster gewann also die Kuh, und seitdem klagt die Turteltaube: Roetekoe, roetekoe! (= Roodekoe), die Elster aber bricht in ein schallendes Gelächter aus, die Taube sieht.

Cornelissen-Vervliet, Vlaamsche Volksvertelsels S. 228.

c) Die Holztaube, die das Nestbauen nicht versteht und Angst um ihre Jungen hat, bittet die Elster sie zu unterweisen, wofür sie ihr als Lohn ihre Kuh verspricht. Beide suchen nun Reiser, und die Elster beginnt sie übereinander zu legen. Darauf

sagt sie: „Gibst du mir jetzt die Kuh, so will ich dich weiter unterweisen.“ „Ist es auch aufrichtig gemeint?“ „Ich bürge mit meinem Kopf für die Wahrheit.“ Kaum hat die Taube die Kuh überliefert, so macht sich die Elster mit ihr auf und davon. Seitdem baut die Taube nur ein so dürftiges, gebrechliches Nest, daß man von unten die Eier und die Jungen sehen kann. Auch klagt sie: „Ach Koe, Koe, schoone Koe!“ Die Elster aber antwortet spöttisch: Rekke, rekke, rekke! Das ist eine altvlämische Verwünschung und soll heißen: „'k wou da-je gerekt hingt!“ (Westflandern.)

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels, S. 68. Ebenda die Variante, daß die Tauben, sobald die Elster begonnen hat, rufen: We kunnen 't al! und wegfliegen. In einer anderen Erklärung des Rufes: 'Roede koe!' (ebd. S. 59 = Volkskunde 7, 146) heißt es, daß Noah die zurückgekehrte Taube gefragt hat, wo der Rabe geblieben sei. Sie habe geantwortet: 'Roede koe! roede koe!' (Sie habe ihn von einer Kuh fressen sehen.) So rufe sie noch jetzt.

Die Frage nach der Herkunft dieser Erweiterung löst sich durch den Hinweis auf eine Sagengruppe, in der die Kuh als Besitztum der Taube aufgefaßt ist (s. unten: Verwandlungen, Abschnitt: Hirtensagen). So sonderbar diese Vorstellung auch scheinen mag, so lag sie doch der Volksphantasie sehr nahe, da sich das eigentümliche Gurren der Taube ohne Zwang als Klage um eine verlorene Kuh deuten ließ. Je näher aber diese Deutung lag, um so leichter geriet sie in die Sage vom Nestbauen. Wollte man sich die Unterweisung nicht umsonst erteilt denken, so nahm man als die von der Taube zu leistende Zahlung eben jene Kuh an, um deren Verlust man sie klagen wußte. Nur einmal ist von einem Rock die Rede, den die Taube der Elster zu geben hat (s. oben S. 124).

II. Andere Sagen von der Beschaffenheit des Nestes.

Siehe Natursagen 2, 52. 55. 220: Verfluchung der Elster durch Christus oder St. Gildas. Ebd. S. 52. 68: Belohnung der Waldschnepfen und Ibisse Ebd. 1, 328: Verfluchung des Wiedehopfs durch Noah.

Aus Finnland (Südkarelen).

Das sagt man vom **Taucher** (colymbus), daß er sein Nest am Wasserrande baut und es nicht auf trockenem Boden bauen darf, weil er Eier aus anderer Vögel Nestern fraß und selbst die Jungen. Da hielten die Vögel einen Rat und verurteilten ihn, daß er sein Nest nicht auf trockenem Boden bauen dürfe. Darum muß er's am Wassertümpel bauen. Wenn er's auf trockener Erde baute, würden ihm die andern Vögel seine Jungen auffressen.

Frdl. Mitt. von Prof. K. Krohn.

Eine Sage, warum der Kuckuck kein eigenes Nest hat, s. unter 'Verteilung der Gaben', oben S. 177.

III. Der unterlassene Vorsatz des Bauens.

1. Mongolische Sage.

Im Winter, wenn die Nacht herannaht und es zu frieren beginnt, denkt der **Sperling** (bol'džucha): „Morgen will ich bestimmt anfangen ein Nest zu bauen.

Es ist schon gar zu kalt!" Morgen aber geht die Sonne auf, und der Sperling vergißt, was gestern gewesen.

Potanin, Okraina 2, 349, Nr. 12.

2. Russische Sage.

Das **Birkhuhn** nimmt sich allnächtlich im Winter vor, sich ein Haus zu bauen. Wenns aber dunkelt, so vergräbt es sich im Schnee und sagt: „Ach nein, erst morgen! Da werd ich unbedingt anfangen, das Haus zu bauen". Aber am Morgen, wenn es warm ist, denkt es nicht mehr daran.

Etnogr. Sbornik 6, (Abt. 1) S. 123.

3. Estnische Sage.

Im kalten Winter kroch der **Hund** zu den Menschen in die Stube, aber er mußte hinausgehen, das Haus zu bewachen. In der strengen Kälte draußen dachte der Hund: Wenn es Sommer wird, baue ich mir selbst ein Haus! Als der Sommer kam, wußte der Hund nicht, wo er sich vor Hitze lassen sollte; mit lechzender Zunge lief er herum und legte sich in den Schatten. „Nein", sagte er, „bei dieser Hitze ist es rein unmöglich, sich ein Heim zu bauen; wenn es Winter wird, will ich's tun!" Als der Winter kam, schob er's wieder auf, und so kam es, daß der Hund sich bis heute noch kein Haus gebaut hat und im Winter Kälte, im Sommer Hitze leiden muß.

Aus d. hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

4. Aus Livland (Lettische Sage).

Als Gott das erste Hundepaar geschaffen hatte, Hündin und Hund, da krochen beide zur heißen Zeit in den Hanf, um Schatten zu suchen. Der Hund wälzte sich lange im Hanf, zuletzt sagte er: „Hier gibt es Balken wie Schilf. Wollen wir uns selbst ein Haus bauen!" — „I dummes Zeug, wie wir bis heute ohne eigenes Haus ausgekommen sind, so werden wir es auch künftig."

Deshalb haben bis zum heutigen Tag die Hunde keine eigenen Häuser, sondern leben bei den Menschen.

Lerchis-Puschkaitis 5, 32.

5. Aus Deutschland (Gegend von Paderborn).

In einem kalten Winter sagte der **Fuchs** zu einem Freunde: wenn es mal wieder so käme, so wollte er sich doch wohl ein Haus bauen. Im nächsten Jahre fiel wieder viel Schnee, und als nun der Freund fragte, wie es mit dem Hausbau stände, da warf sich der Schalk auf den Rücken in den Schnee, hielt die Viere hoch und rief: „Der Stapel steht ja schon!"

Ztschr. d. V. f. rhein. u. westf. Volksk. 6, 25.

Nahe verwandt ist folgende mongolische Erklärung, warum der Iltis so oft seinen Aufenthalt wechselt.

Der **Iltis** macht sich im Winter viele Höhlen. Er fängt mit einer an; wühlt und wühlt — „welch ein stinkender Ort!" sagt er, läßt die Arbeit sein und beginnt an einem anderen Platz von neuem. Der Gestank aber ist sein eigener.

Potanin, Okraina 2, 348, Nr. 9. Vgl. u. S. 233: Die Sagen vom Geruch der Tiere.

IV. Hund und Katze beim Hausbau des Menschen.

Aus Estland.

a) Als das erste Haus gebaut wurde, hat die **Katze** den ersten Eckstein zu einem Ofen gebracht, damit es im Hause auch warm sei. Der **Hund** aber hatte ge-

sagt: „Ich werde dem Menschen nicht helfen. Ich gehe auf einen Schneehaufen und schlafe lieber, als daß ich dem Menschen helfe.“

Deswegen hat die Katze ein Recht auf den warmen Ofen im Zimmer. Der Hund aber muß mit dem kalten Schneehaufen zufrieden sein. (Aus Klein-Marien.)

b) Als der erste Mensch auf Erden lebte, da kam der Winter. Da gedachte sich der Mensch eine Hütte zu bauen, worin er Schutz vor dem Frost zu finden hoffte. Er ging in den Wald, fällte Bäume und begann mit dem Bau.

Die Katze und der Hund sahen das. Die Katze sagte zum Hunde: „Komm, wollen wir dem Menschen die Hütte bauen helfen, dann werden wir vielleicht auch in der Hütte Schutz gegen die Kälte finden.“ Der Hund aber sagte: „Ich fürchte mich vor dem Frost nicht und will nicht in die Hütte des Menschen. Ich werde ihm nicht helfen.“ Die Katze aber ging und half dem Menschen, deswegen hat sie bis heute ein Plätzchen im Zimmer, während der Hund stets draußen schläft oder wacht, auch bei arger Kälte. (Aus Ampel.)

c) Früher hat es keinen Frost und keinen Winter gegeben, die Menschen schliefen und lebten im Walde und brauchten keine Häuser. Dann aber kam die Kälte, und die Menschen mußten sich Häuser bauen.

Die Katze kam und half dem Menschen das Haus, die Stube bauen. Deswegen hat sie auch ein bleibendes Recht, im Zimmer zu wohnen. Der Hund aber half dem Menschen nicht beim Bauen. Deswegen muß er auch bis heute selbst bei der grimmigsten Kälte auf dem Hofe leben und schlafen. (Aus St. Marien-Magdalenen.)

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

9. Kapitel.

Der Aufenthalt der Tiere.

I. Sagen von Tieren, die im Walde leben.

Wie die Wohnstätte der Tiere die Sagen beschäftigt, so auch ihr Aufenthalt in Wald und Feld, im Wasser, bei den Menschen und ob sie mit andern Geschöpfen zusammen oder ungesellig für sich allein leben. Zu den Sagen vom Aufenthalt des Raben (1, 64. 248), des Wolfes (1, 148), der Katze (1, 274 Anm.), der Schwalbe (1, 145. 224. 282. 333 f.; 2, 52. 221), der Taube (1, 285), der Taube und des Kiebitzes (2, 51), der Hunde, Katzen und Mäuse (1, 256), der Seidenwürmer (1, 330. 336 f.), des Krebses (1, 191), der Affen (2, 101) kommen folgende hinzu:

1. Sage der Achingim (am Niger).

Es war einmal ein König, der zog einen großen Hammel auf. Eines Tages ging der Hase und stahl diesen Hammel. Er schlachtete ihn, zog ihm das Fell ab, richtete es als Schurzfell her und bewahrte es in seiner Hütte auf. Als der König einen Aufruf erließ, daß sich alle Leute an dem bekannten Versammlungsplatz versammeln sollten, stellte sich heraus, daß die Hyäne kein Umhängefell hatte. Sie ging daher zum Hasen und bat ihn, ihr eins zu leihen. Der Hase nahm das Fell des Hammels und gab es ihr. Beide brachen nun auf, um sich zum Versammlungsorte zu begeben. Als der König sie von weitem kommen sah, erkannte er das Fell seines Hammels und wollte sie gefangen nehmen. Die Hyäne aber merkte es und floh in den Wald.

Früher lebte die Hyäne in der Stadt, jetzt aber im Walde und kommt nur nachts in die Stadt, um zu stehlen.

Krause, Beiträge zum Märchenschatz der Afrikaner, Globus 72, 230. In franz. Übs. bei Basset, Contes d'Afrique, p. 403.

2. Sage der Evheer in Togo.

[Adxevi, ein Kind der Spinne, geht in den Busch und fängt einen Vogel in einer Falle.] Es rupfte ihm die Federn aus, aber hatte kein Feuer, ihn zu braten. Als es umherwanderte, sah es ein hellbrennendes Feuer in einem Plantagendörfchen. Als es hinkam, war die **Hyäne** am Feuer und hatte das Maisbreiwasser aufs Feuer gesetzt. Das Kind näherte sich ihr und sagte: „Guten Tag, Großvater!" Die Hyäne antwortete auf seinen Gruß. Das Kind sagte zur Hyäne: „Nimm dein Maisbreiwasser vom Feuer, damit ich den Vogel röste." Die Hyäne antwortete ihm: „Nimm Feuer weg und röste ihn." Das Kind sagte zu ihr: „Nimm bloß dein Maisbreiwasser vom Feuer, damit ich ihn in der Mitte des Feuers röste." Die Hyäne sagte: „Was für ein verkommenes Kind ist das?" Auch das Kind sagte: „Was für eine dickköpfige Hyäne ist das?" und die Hyäne stand auf, es zu schlagen, aber das Kind nahm einen Stock und schlug sie damit. Die Hyäne floh zu den Ihrigen und sagte, daß sie nicht mehr im Dörfchen wohnen werde. Darauf schickten sie den **Leoparden** hin, damit er das Maisbreiwasser aufs Feuer setze. Als er ins Dörfchen kam und das Maisbreiwasser aufs Feuer setzte, kam das Kind und schlug ihn wie die Hyäne. Nach ihm sandten sie den **Hund**. Als er kam, jagte ihn das Kind bis an den Stadteingang, und er floh zu den Seinigen. Das Kind folgte ihm zu ihnen und schlug sie alle. Der Hund floh nach Hause und sagte, daß er nicht länger im Busch bleiben, sondern nur unter den Menschen wohnen werde. Aber die Hyäne und der Leopard blieben im Busch.

Härtter, Zeitschr. f. afrik. u. ozean. Spr. 6, 135.

3. Aus Togo.

Einmal hatte die **Wildkatze** den ganzen Tag gejagt, ohne etwas zu fangen. Sie war müde und setzte sich zum Ausruhen hin, aber die Flöhe wollten sie nicht in Ruhe lassen. Da sah sie einen **Affen** vorbeikommen und rief ihn an: „Lieber Affe, bitte, komm her und such mir meine Flöhe ab!" Der Affe willigte ein, und während er die Flöhe ablas, schlief die Wildkatze ein. Da nahm der Affe den Schwanz der Wildkatze, band ihn an einen Baum und flüchtete. Die Wildkatze wachte auf und wollte fortgehen, aber sie entdeckte, daß ihr Schwanz an einen Baum gebunden war. Sie wollte sich befreien, aber sie tat sich weh dabei, und es gelang ihr nicht. Keuchend blieb sie hängen. Da kam eine Schildkröte vorbei. „Ich bitte dich, befreie meinen Schwanz", rief die Wildkatze, als sie sie erblickte. „Und du wirst mich nicht töten, wenn ich dich befreie?" fragte die Schildkröte. „Nein, ich werde dir nichts tun", antwortete die Wildkatze. Darauf befreite die Schildkröte sie, und die Wildkatze ging nach Hause. Aber dann ging sie zu allen Tieren und sagte zu ihnen: „In fünf Tagen verkündet, daß ich tot sei, und daß ihr kämet, mich zu begraben." Am fünften Tage legte sich die Wildkatze auf den Rücken und tat, als ob sie tot wäre. Alle Tiere kamen an und tanzten um sie herum. Plötzlich sprang sie auf und machte einen Satz, um den Affen zu ergreifen. Aber der war schon auf einen Baum gesprungen und entwischt. Darum lebt der Affe auf den Bäumen und kommt nicht wieder auf den Erdboden herunter. Er hat zu viel Angst vor der Wildkatze.

René Basset, Contes d' Afriques, p. 213.

4. Afrikanische Sagen von Gefräßigkeitsproben. (Vgl. Kap. 5.)

a) Sage der Bullom.

Der **Elefant** und die **Ziege** stritten sich, wer von ihnen am meisten essen könne. Der Löwe, vor den sie ihren Streit brachten, sagte: „Ich werde euch morgen an ein großes Feld führen. Wer dann am meisten ißt, soll unter gesittetem Volk wohnen, der andere aber soll mein Angesicht fliehen.“ Am folgenden Morgen wurden beide an ein großes Feld geführt und begannen zu grasen. Endlich ging die Sonne unter, da legten sie sich auf einem Felsen nieder, um ihre Glieder zu strecken. Die Ziege aber reckte und dehnte sich, dann begann sie wiederzukäuen. „Was kauest du denn?“ fragte der Elefant. „O, ich kaue nur den Felsen. Wenn ich den aufgezehrt habe, kommst du an die Reihe.“

Als der Elefant das hörte, eilte er in den Wald, so schnell er laufen konnte. Daher ist die Ziege jetzt ein Haustier und lebt unter gesittetem Volke, der Elefant aber flieht des Menschen Angesicht.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika S. 122 = G. R. Nylander, Grammar of the Bullom Language (London 1814), S. 52.

b) Sage der Temne.

Der **Elefant** und die **Ziege** hatten einst einen Streit, wer von ihnen am längsten grasen könne. Der Löwe, an den sie sich wandten, damit er ihren Streit schlichte, gebot ihnen, mit ihm in den Wald zu kommen. Als sie dort angelangt waren, sprach er: „Ihr sollt nun hier grasen; der Elefant grase zu meiner Rechten, die Ziege zu meiner Linken. Hernach werde ich mein Urteil fällen.“

Die Tiere gehorchten. Der Elefant knickte mit seinem Rüssel die stärksten Bäume um und fraß die Blätter ab, wobei er die kleine Ziege laut verlachte. Die aber graste unverdrossen weiter und sagte: „Wir wollen schon sehen, warte nur!“ Um die Stunde des Reisstampfens [zwei Stunden vor Sonnenuntergang] ging der Löwe mit den beiden auf ein Grasfeld und ließ sie dort weiter grasen. Als die Sonne unterging, sprach der Elefant: „Ich dächte, wir gingen ein wenig zur Ruhe!“ „Ich habe noch lange nicht genug“, meinte die Ziege, „laß uns bis Mitternacht grasen.“ Die Mitternacht kam endlich heran, und der Löwe sagte: „Kommt jetzt mit mir auf jenen Felsen und laßt uns ruhen.“ Alle drei legten sich nun auf dem weiten, nackten Felsen nieder, auf dem kein grüner Halm wuchs; der Elefant hatte sich die bequemste Stelle ausgesucht. Bald war er eingeschlafen, und auch der Löwe schlief. Die Ziege aber fing an wiederzukauen; das gab ein vernehmliches Geräusch, und der Löwe erwachte. „Was machst du da?“ fragte er. „Ich esse“, war die Antwort, „ich bin noch nicht satt.“ „Aber was ißt du denn?“ fiel der Elefant ein, der gleichfalls wach geworden war. „Ich esse den Felsen“, entgegnete die Ziege, „Grünes sehe ich nicht; und wenn ich damit fertig bin, dann werde ich etwas ganz besonders Süßes essen.“ Da sagte der Löwe: „Kommt nur beide her, daß ich den Streit zwischen euch schlichte.“ Der Elefant und die Ziege gehorchten. Diese kaute noch immer geräuschvoll wieder. „Die hat noch immer nicht genug“, murmelte der Elefant. Der Löwe gab darauf sein Urteil. „Die Ziege,“ sagte er, „soll unter den Menschen wohnen. Da sie allein nicht satt werden kann, so mögen ihr die Menschen dazu behilflich sein. Der Elefant aber, der die Zäune und Häuser der Menschen beschädigt, darf nicht unter ihnen weilen. Er gehe in den Wald und bleibe dort, denn die Ziege hat ihn im Essen überwunden. Nimm dich vor ihr in acht, Elefant, sie, die vom Felsen gegessen, will gewiß auch dich noch vertilgen.“

Da enteilte der Elefant in den Wald, suchte den **Leoparden** auf und sprach zu ihm: „Leopard! Ich gebe die Ziege in deine Gewalt: fange sie ein und töte sie! Wenn sie mich findet, wird sie mich sicherlich fressen! Darum töte sie, wenn du kannst."

Seit der Zeit streift der Elefant einsam im Walde umher, der Leopard aber stellt der Ziege nach, die der Elefant in seine Gewalt gegeben hat.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 123 = B. F. Schlenker, Collection of Temne Traditions (London 1861), S. 60.

[Die beiden folgenden Varianten zeigen Vermischung mit dem Motiv der Abneigung eines Tieres gegen ein anderes; vgl. Kap. 10, S. 243.]

c) Sage der Bornu.

Der **Elefant** hatte einst Streit mit dem **Huhne**, wer von beiden wohl am meisten essen könne. „Du Hühnchen, du bist just ein Maulvoll für mich, und du willst behaupten, daß du mehr essen kannst als ich? Warte, wir wollen morgen zusammen in den Wald gehen und sehen, wer von uns beiden nicht satt werden kann."

Demgemäß gingen beide am folgenden Morgen zum Walde und begannen zu essen. Der Elefant weidete die Spitzen der höchsten Bäume ab, und der Hahn scharrte sich allerlei Gewürm aus der Erde heraus. Gegen Mittag war der Elefant satt und legte sich unter einen Baum zur Ruhe. Als das Huhn ihn dort liegen sah, verhöhnte es ihn und fragte: „Du kannst doch noch nicht satt sein, Elefant? Komm doch und laß uns weiter essen." Unwillig erhob sich der Elefant und weidete von neuem etliche Bäume ab; aber das Huhn sah ihn bald wieder unter dem Baume liegen. Inzwischen ging die Sonne unter. Da kam das Huhn zum Elefanten und rief lachend: „Schon satt? Nun, morgen wollen wir es weiter versuchen."

Am folgenden Morgen gingen beide von neuem aus; plötzlich sprang das Huhn auf den Fuß des Elefanten zu und pickte mit dem Schnabel daran; es hatte dort ein Würmchen gesehen. Als der Elefant das sah, rief er: „Mit dem Huhn will ich nicht wieder um die Wette essen; ich bin schon längst satt, und nun sucht es sogar noch an meinem Körper nach Nahrung. Am Ende verzehrt es mich selbst noch." Damit gingen sie auseinander.

Wenn sich nun im Bornugebiete ein Elefant zeigt und Kuskus und Wälschkorn [grobe und feinere Art Hirse, Pferdefutter und Speise] in einer Farm abfrißt, so greifen die Bewohner schnell ein Huhn und kneifen es, so daß es aufschreit. Dann läuft der Elefant davon. Das ist der Brauch in Bornu.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika S. 125 = S. W. Koelle, African Native Literature (London 1854) S. 47.

d) Märchen der Dinka.

Eines Tages forderten der **Elefant** und der **Hahn** einander zum Wettstreite auf, wer von ihnen ein beharrlicherer Fresser wäre. Als sie an dem vereinbarten Orte sich getroffen hatten, machten sie sich sofort ans Werk. Gegen Mittag legte sich der Elefant gesättigt nieder und versank in Schlaf. Nach einigen Stunden wachte er auf und bemerkte zu seiner großen Verwunderung den Hahn, wie er immer noch unter dem Grase scharrte und pickte. Auch er begann zu fressen, und neuerdings gesättigt, zog er sich zurück, indem er mit stets wachsendem Staunen den Hahn Nahrung zu sich nehmen sah. Als sich die Sonne zum Untergang wendete, beeilte sich der Hahn, sich auf den Rücken des Elefanten zu setzen, der sich

mittlerweile gelegt hatte. Kurze Zeit verstrich, da fühlte der Elefant Stiche auf seinem Rücken. „Was machst du?“ rief er halb erschreckt. „Nichts; ich nähre mich von den Insekten, die ich in den Borsten deiner Haut finde.“ Entsetzt über eine derartig ausdauernde Gefräßigkeit, erhob sich der Elefant und suchte wie ein Narr das Weite. Und seit diesem Tage flieht er stets, wenn er das Krähen des Hahnes hört.

Casati, Zehn Jahre in Äquatoria 1, 45. Vgl. La Tradition 19, 77.

5. Negersage aus Bahama.

Eines Tages ging das Kaninchen am Ufer entlang. Es sieht einen Walfisch. Es sagt: „Walfisch!“ Der sagt: „He!“ Das Kaninchen sagt: „Walfisch, ich wette, ich könnte dich ans Land ziehen.“ Der Walfisch sagt: „Du kannst es nicht.“ Das Kaninchen sagt: „Ich wette um 12000 Mark.“ Der Walfisch sagt: „Nun gut.“ — Es geht weg. Es begegnet dem Elefanten. Es sagt: „Elefant, ich wette, ich kann dich in die See ziehen.“ Der Elefant sagt: „Mich! Es gibt keinen Menschen in der Welt, der mich in die See ziehen könnte.“ Das Kaninchen sagt: „Ich will es morgen um 12 Uhr versuchen.“

Es geht und holt sich lange Stricke. Es sagt: „Also heute wollen wir es versuchen.“ Es bindet einen Strick um den Hals des Elefanten und einen um den des Walfisches. Es sagt: „Wenn du mich sagen hörst: ‘Fang an’, so fange an.“ Es sagt: „Nun zieht.“ Als nun der Walfisch zieht, zieht er den Elefanten in die Brandung der See. Es sagt: „Du denkst, das Kaninchen tut das alles.“ Als der Elefant zieht, zieht er den Walfisch in die Brandung der See. Der Walfisch hält sich unter einem Felsen und der Elefant an einen großen Baum. Dann ziehen sie beide so sehr, daß der Strick reißt.

Der Walfisch ging ins Meer und der Elefant in den Busch (pine-yard). Darum sieht man heutzutage den Walfisch im Meer, und darum sieht man den Elefanten im Busch.

Edwards, Bahama Songs S. 65. Vgl. Lederbogen, Kameruner M. S. 28. S.-Anna Nery, Folkore brésilien S. 189.

6. Sage der Micmac-(Indianer).

Als Glooscap mit dem Gedanken umging, den Menschen zu schaffen, fragte er das **Eichhörnchen**, was es tun würde, wenn ein Mensch käme. Das Eichhörnchen erwiderte: Ich würde auf einen Baum klettern. Und seit der Mensch auf der Erde ist, ist dies Tierchen auf die Bäume geklettert.

Journ. of Am. Folklore 9, 50.

II. Sagen von Tieren, die im Wasser leben.

1. Indianersagen.

a) Sage der Ts'ets'ā'ut.

Einstmals war das **Stachelschwein** auf einer kleinen Insel. Es fing an zu regnen, und die Wasser stiegen, daß es vom Festland abgeschnitten wurde. Es schrie und sang: „Ich wollte, es hörte auf zu regnen! Ich wollte, es würde kalt und die Wasser gefrören!“ Dann zerstreuten sich die Wolken, und das Wasser fror. Dem Stachelschwein gelang es, das Ufer zu erreichen, wenn auch mit großer Schwierigkeit, da das Eis sehr glatt war. Der **Biber** begegnete ihm und sagte: „Du mußt zu Hause bleiben, wenn die Zweige der Bäume mit Frost bedeckt sind, oder du wirst fallen und die Knochen brechen.“ Das Stachelschwein erwiderte: „Von nun an sollst du in Flüssen und Seen leben!“

Journal of Am. Folklore 10, 43 = Boas, Indianische Sagen, S. 305, Petitot S. 234.

b) Sage der Çatlō'ltq.

Einst nahm P'a, der Rabe, den **Seehund** zur Frau. Dieser hatte aber einen Sohn. Eines Tages ging P'a mit demselben auf die Jagd und ließ ihn, als sie viele Hirsche geschossen hatten, nach Herzenslust essen. Da wurde der junge Mann durstig und ging zu einer Quelle, um Wasser zu trinken. Als er sich nun hinabbeugte, nahm der Rabe einen Stock und schlug ihn in den Nacken, so daß er sein Genick brach. Dann machte er sich ein Feuer, briet seinen Stiefsohn und aß ihn auf. Er fuhr nun nach Hause zurück, und als er seine Frau sah, tat er, als weine er. Er rief: „Tsk'ān, Tsk'ān! dein armer Sohn ist ins Wasser gefallen und ertrunken." Er setzte sich ans Feuer und lehnte sich zurück, als ob er zornig sei. Auf einmal mußte er aufstoßen, da er zu viel Tran gegessen hatte, und übergab sich gerade ins Feuer, das hoch aufflammte, als der Tran hineinfiel. Da wußte die Frau, daß P'a ihren Sohn getötet und verzehrt hatte. Sie ward zornig und sprang ins Meer. Seither leben die Seehunde im Wasser.

Boas, Indianische Sagen von der nordpacifischen Küste.

c) Sage der Cowitchin.

Qäls ging den Cowitchin-Fluß hinauf und kam nach K'ua'mitcan. Dort lebte ein mächtiger Häuptling, namens K'ē'sek'. Als Qäls kam, stand jener vor seinem Hause. Sie blieben einander gegenüber stehen und versuchten sich durch ihre Blicke gegenseitig zu besiegen (vgl. Bd. 1, S. 76). Endlich zeigte sich Qäls als der stärkere, und K'ē'sek' stieg in den See Qā'tsa hinab, wo er noch heute lebt. Er erschuf die Forellen in Qā'tsa, und von dort schwammen sie die Flüsse hinab.

Boas, ebd. S. 47.

d) Sage der Cherokee.

Die Tiere waren alle von verschiedener Größe, und auch ihre Röcke unterschieden sich an Farbe und Muster. Einige hatten lange haarige Pelze und andere kurze. Die einen hatten ringförmig gezeichnete Schwänze, die anderen hatten gar keine. Einige hatten braune, andere schwarze oder gelbe Röcke. Sie stritten immer über ihr Aussehen und beschlossen zuletzt eine Versammlung abzuhalten, um darüber zu entscheiden, wer den schönsten Rock habe.

Sie hörten viel über die **Otter**, die sehr weit flußaufwärts wohnte, so daß sie die anderen Tiere selten besuchte. Es hieß, sie habe den allerschönsten Rock, aber niemand wußte so recht, wie er aussah, denn es war lange her, seit jemand die Otter gesehen hatte. Sie wußten nicht einmal genau, wo sie lebte, nur ungefähr in welcher Richtung, aber sie wußten, daß sie zur Versammlung kommen würde, wenn sie angesagt wäre.

Nun wollte aber das Kaninchen die Wahl auf sich lenken. Als es jedoch schien, daß sie auf die Otter fallen würde, heckte es einen Anschlag aus, wie es die Otter darum betrügen könne. Es stellte ein paar schlaue Fragen, bis es erfuhr, welchen Weg die Otter zum Versammlungsort nehmen würde. Dann ging es fort, ohne etwas zu sagen. Nach vier Tagereisen begegnete es der Otter und erkannte sie sogleich an ihrem weichen, dunkelbraunen Pelzrock. Die Otter freute sich, es zu sehen, und fragte, wohin es ginge. Das Kaninchen sagte: „Die Tiere haben mich geschickt, Euch zur Versammlung zu holen; weil Ihr so weit weg wohnt, befürchten sie, Ihr möchtet den Weg nicht kennen." Die Otter dankte dem Kaninchen, und sie gingen zusammen weiter.

Sie wanderten den ganzen Tag in der Richtung auf den Versammlungsort, und des Nachts suchte das Kaninchen den Lagerplatz aus, schnitt Gebüsch ab für die

Betten und machte alles hübsch in Ordnung. Denn die Otter war ja in der Gegend fremd. Am nächsten Morgen gingen sie weiter. Des Nachmittags fing das Kaninchen an, Holz und Rinde auf dem Wege aufzusammeln und sich auf den Rücken zu laden. Als die Otter fragte, wozu das sei, sagte das Kaninchen: „Damit wir des Nachts hübsch warm und gemütlich schlafen können!“ Nach einer Weile, nicht lange vor Sonnenuntergang, machten sie halt und bereiteten sich ihr Lager. Als sie zu Abend gegessen hatten, nahm das Kaninchen einen Stock und schnitzte ihn zu einer Schaufel zurecht. Die Otter verwunderte sich darüber und fragte wieder, wozu das sei. „Ich träume gut, wenn ich mit einer Schaufel unter dem Kopf schlafe,“ sagte das Kaninchen. Als die Schaufel fertig war, fing das Kaninchen an, Gebüsch wegzuschneiden, um einen Weg zum Flusse zu bahnen. Die Otter erstaunte immer mehr und wollte wissen, wozu das alles sei. Das Kaninchen sagte: „Es regnet hier manchmal Feuer, und der Himmel sieht heute abend etwas danach aus. Geh nur schlafen, ich will wach bleiben, und wenn das Feuer kommt und ihr mich rufen hört, lauft und springt in den Fluß. Am besten wäre es, Ihr hängt Euren Rock da drüben an den Ast, damit er nicht verbrannt wird.“

Die Otter tat das, und sie wickelten sich beide zum Schlafen ein, aber das Kaninchen blieb wach. Nach einem Weilchen war das Feuer bis auf ein paar rote Kohlen niedergebrannt. Das Kaninchen rief, aber die Otter war fest eingeschlafen und antwortete nicht. Bald darauf rief es wieder, aber die Otter rührte sich nicht. Da tat das Kaninchen heiße Kohlen auf die Schaufel, warf sie in die Luft und rief: „Es regnet Feuer! Es regnet Feuer!“

Die heißen Kohlen fielen auf die Otter, und sie sprang auf. „Ins Wasser!“ rief das Kaninchen, und die Otter lief und sprang in den Fluß und hat seitdem immer im Wasser gelebt.

Das Kaninchen nahm den Rock der Otter, zog ihn an, ließ den seinigen dafür da und ging zur Versammlung. Alle Tiere waren schon beisammen und sahen nach der Otter aus. Da erblickten sie sie in der Ferne und sagten zueinander: „Die Otter kommt!“ und schickten eins von den kleinen Tieren hin, um ihr den besten Sitz anzuweisen. Sie freuten sich alle, sie zu sehen, und gingen nacheinander hin, sie zu bewillkommnen, aber die Otter hielt ihren Kopf gesenkt und hielt eine Pfote über das Gesicht. Sie wunderten sich, daß sie so scheu war, bis der Bär hinzukam und die Pfote wegzog. Da sah man des Kaninchens gespaltene Nase. Es sprang auf und rannte fort, der Bär schlug nach ihm und hieb ihm den Schwanz ab, aber das Kaninchen war schneller als er und entschlüpfte.

Mooney, Myths of the Cherokee, S. 267.

2. Estnische Sage.

Der **Wels** soll darum im Flusse leben und sich nicht ins Meer wagen, weil er fürchtet, dort zu einem Kaulbarsch zusammenzuschrumpfen.

Wiedemann, Aus dem inn. u. äuß. Leben der Esten, S. 456.

III. Sagen von Tieren, die allein leben.

1. Aus Gaza.

An einem Ort, wo die Tiere sich versammelt hatten, stand ein Baum voll köstlicher Früchte; von dem durfte nur ihr König, der Elefant, essen. Aber als sie eines Morgens aufwachten, sahen sie, daß von den Früchten gegessen worden war. Sie fragten einander: „Wer hat denn das getan?“ Und wußten es nicht. Am Abend, als sie schlafen gehen wollten, sagte der **Hase** zu ihnen: „Damit ihr nicht sagen

könnt, daß ich es gewesen bin, der die Früchte gegessen hat, so bedeckt mich doch, bitte, mit einem Holzgefäß und laßt mich erst morgen früh, wenn ihr aufwacht, wieder frei".

Sie willigten ein und sperrten ihn unter ein Holzgefäß.

Mitten in der Nacht, als alle schliefen, erhob sich der Hase, kam unter seiner Bedeckung hervor und aß von den Früchten des Königs. Dann nahm er die Kerne und verbarg sie in den Achselhöhlen des Elefanten. Hierauf verkroch er sich wieder unter sein Gefäß. Bei Tagesanbruch rief der Hase: „Nun laßt mich wieder heraus", und sodann fragte er die Tiere: „Wißt ihr nun, wer die Früchte des Königs gegessen hat?" „Nein", antworteten sie, „wir wissen es nicht". Da sprach der Hase: „Der König möge doch befehlen, daß der, bei dem man die Kerne findet, getötet werden soll, auch wenn es seine eigenen Räte wären. Ja, wenn es der König selber wäre." Die Tiere riefen: „Du hast recht". Der Hase fuhr fort: „Nun wollen wir die Probe machen und allesamt über den Graben springen. Ich fange an", und er setzte hinüber, und alle sprangen ihm nach. Als aber der Elefant springen wollte, fielen ihm die Kerne aus den Achselhöhlen. Da rief der Hase: „So tötet ihn, wie ihr es beschlossen habt." Und sie ergriffen den Elefanten und töteten ihn. Ein paar Tage darauf kamen die Tiere überein den Ort zu verlassen und in eine andere Gegend zu ziehen. Beim Aufbruch aber sagte der Hase: „Laßt mich etwas zurückbleiben, ich hinke und kann nicht so schnell gehen." Sie willigten ein, und der Hase folgte ihnen und sang: „Hoho, hoho! sie haben den Elefant getötet und denken, er habe die Frucht gegessen, aber ich war's, der sie gegessen hat. Oho! oho! Ich habe sie getäuscht. Sie haben ihren König getötet!"

Eins der Tiere hörte das und fragte die andern, ob sie auch den Gesang des Hasen gehört hätten. „Nein", antworteten sie, „wir haben ihn nicht gehört." — „Ei, so muß sich eins von uns am Rande des Weges verbergen und horchen." — Das geschah, und wieder ließ sich das Lied vernehmen: „Oho, oho! Sie haben den Elefanten getötet". Schnell lief das Tier zu seinen Gefährten und sprach zu ihnen: „Der Hase ist es, der vom Baum des Königs gegessen hat." Die Tiere sprachen: „So wollen wir hier auf ihn warten und ihn packen, wenn er vorbeikommt". Sie wollten sich des Hasen bemächtigen, aber er entschlüpfte ihren Händen und lief davon; er fand das Loch eines Ameisenlöwen und verbarg sich darin.

Als sie zu dem Loche gekommen waren, berieten die Tiere, was sie wohl tun könnten, um den Hasen zu fassen, und sprachen: „Wir wollen einen gegabelten Zweig nehmen und eine Harpune daraus schneiden; damit werden wir ihn fangen können." Sie schnitten also einen Zweig zurecht und stachen in das Loch. Die Harpune erfaßte den Hasen. Aber der Hase war schlau und fing an zu lachen und rief: „Ihr habt mich ja gar nicht fangen können". Da ließen sie los und fingen von neuem an; diesmal hakte sich die Harpune in eine Baumwurzel. Sogleich fing der Hase an zu jammern: „Laßt mich, laßt mich, ich werde schon von selbst herauskommen". „Hört ihr?" sprachen die Tiere, „jetzt ziehet, was ihr könnt!" Sie zogen aus Leibeskräften; und die Harpune zerbrach. Diesen Versuch wiederholten sie noch einmal, aber umsonst.

Da gingen sie zu Rate, was sie nun beginnen sollten. Und eins von ihnen antwortete: „Hier ist der Federstrauß eines Kriegers, den wollen wir in die Erde stecken, damit der Hase sich fürchtet, aus seinem Loche herauszukommen; denn er wird glauben, daß immer noch einer von uns da ist." Der Vorschlag gefiel. Sie pflanzten einen Federstrauß in die Erde, und als der Hase fortgehen wollte, sah er ihn und dachte, die Feinde wären immer noch da.

So blieb er mehrere Tage in seinem Loche, und jedesmal, wenn er ausgehen wollte, war der Federstrauß noch da. Der Hase verlor alle Hoffnung und klagte: „Ich bin verloren; was bleibt mir nun übrig?“ So blieb er dort sehr, sehr lange.

Endlich kam einmal ein starker Wind auf, und der Federstrauß wurde weggeweht. Da ging der Hase heraus und sah nun, daß die Tiere schon längst fort waren, und daß das, wovor er sich gefürchtet hatte, nur ein einfacher Federstrauß war. Er nahm ihn und verbrannte ihn. Dann ging er weg und sprach bei sich: „Ich will nicht mehr zu den anderen Tieren gehen, sie werden mich töten“. Darum lebt der Hase noch heute immer allein.

Jacottet, Revue des trad. pop. 10, 383.

2. Aus Sierra Leone.

Vor langer Zeit lebten viele Tiere in einem Dorfe zusammen, auch die Spinne und der Hase waren darunter. Eines Tages ging die Spinne zur benachbarten Stadt und kaufte sich ein Gewehr und Pulver. Die anderen Tiere aber kannten noch keine Gewehre, sie lebten ja so still für sich hin, jedes in seinem Hause. Als nun die Spinne am Abend nach Hause kam, verkündete sie laut, daß sie ein Mittel gegen böse Geister habe und alle töten wolle, die von ihnen behext seien. „Niemand darf diese Nacht aus dem Hause gehen; das Mittel muß die ganze Nacht durch wirken, und ich kann nicht dafür, wenn jemand getötet wird.“

Dies war allen Tieren recht, sie sagten: „Ja, ja, laß die bösen Geister nur umkommen, es sind gar so viele hier!“

Als nun die Nacht hereinbrach und alles still war, machte sich die Spinne auf, lud ihr Gewehr und kroch zum Hause des Rehes. Dies war das dümmste von all den Tieren. Und richtig, nach kurzer Zeit öffnete sich die Tür, und das Reh wollte hinaustreten, da drückte die Spinne los — bum! Das Reh fiel hin und war tot. Dann lief die Spinne in ihr Haus, verschloß die Tür und rief: „Ha, ha, hab ich euch nicht gesagt, es ist ein böser Geist in der Stadt? Das Reh sogar war behext!“ Als die Tiere den Lärm hörten, dachten sie, es wäre das Mittel gegen die Geister, das auf diese Weise wirkte. Und sie wunderten sich, woher die Spinne es wüßte, daß es das Reh war; sie war ja in ihrem Hause und hatte die Tür zugeschlossen. Und dann freuten sie sich, daß das Mittel so wunderkräftig sei. „Möge es uns von allen Geistern befreien!“

Die Spinne aber schleppte ihr Opfer ins Haus und kochte es in einem großen, großen Topfe. Und in der nächsten Nacht aß die ganze Spinnenfamilie davon und wurde satt. In der übernächsten aber machte sich die Spinne wieder auf den Weg. Diesmal ging sie zur Wohnung des Elefanten und hatte noch einmal so viel Pulver geladen, damit es auch sicher für den großen Elefanten genug sei. Als nun der Elefant bloß einmal zum Fenster hinausguckte, legte die Spinne an, und — bum! schoß sie ihn tot. Schnell lief die Spinne wieder in ihr Haus und rief wieder bei verschlossener Tür, der Elefant sei tot. Dann aßen die Spinnen ein paar Tage am Elefanten, und so lange hörte man nichts mehr von bösen Geistern. Aber als er aufgegessen war, ging die Spinne zum Leoparden, schoß ihn, und alles geschah wie in den anderen Nächten. So trieb sie es lange Zeit, und die Zahl der Tiere nahm mehr und mehr ab. Eines Tages aber, als die Spinne fortgegangen war, lief das schlaue Moschustier in ihr Haus, um sich einmal das wunderbare Mittel anzusehen. Es sah sich um, erblickte das Gewehr und den Pulverbeutel dabei und trug beides mit fort.

Wie nun die Spinne nach Hause kam und nichts mehr vorfand, brach sie in

lautes Wehklagen aus und rief: „Ich bin verloren, ich bin verloren!“ Erregt legte sie sich des Abends nieder, aber sie konnte keinen Schlaf finden. Sie stand wieder auf und lief zur Tür hinaus. O weh! Da stand das Moschustier schon auf der Lauer! Doch vor lauter Übereifer verfehlte es sein Ziel und schoß in die Luft. „Wer schießt da?“ rief die Spinne. „Du sagst, du treibst die Geister weg, aber du schießt alle Tiere tot!“ antwortete das Moschustier. „O, sei still“, sagte die Spinne. „Laß uns lieber gemeinschaftlich auf Beute ausgehen!“ Das war dem schlauen Moschustier denn auch recht. Nun waren aber die Tiere in Gefahr, gänzlich ausgerottet zu werden. Da beschlossen sie, nicht länger im Dorfe beisammen zu bleiben, sondern sich nach allen Richtungen hin zu zerstreuen. So kamen Spinne und Moschustier um ihre Beute, die Tiere aber leben noch heute einzeln in Wald und Feld.

Ward-Cronise, Cunnie Rabbit.

3. Sage der Wichita-Indianer.

Die Schildkröte hat einen Büffel getötet. Der **Präriewolf** bietet seine Hilfe beim Zerschneiden des Fleisches an, und dafür wird ihm die Hälfte bewilligt. Als sie fertig sind, schlägt der Präriewolf einen Wettlauf um das Fleisch vor. Die Schildkröte verliert, und der Präriewolf läßt sie beim Fleisch, um es zu bewachen, während er Frau und Kinder holt. Das Eichhörnchen kommt und schlägt vor, dem Präriewolf einen Streich zu spielen. Es trägt alles Fleisch und die Schildkröte selbst auf einen Baum. Als der Präriewolf kommt, sieht er das Spiegelbild im Wasser, taucht und ertrinkt. Die Schildkröte und das Eichhörnchen sagen den Kindern des Präriewolfs, daß sie ihn ertränkt haben, das Eichhörnchen schüttet heiße Suppe über sie, und sie laufen in allen Richtungen davon. „Wäre nicht das Eichhörnchen gewesen, so würden die Präriewölfe noch heute beieinander bleiben, aber weil das Eichhörnchen sie auseinander getrieben hat, tun sie es nicht mehr. Selbst die Jungen trennen sich, sobald sie das nötige Alter erreicht haben, und bleiben nicht zusammen.“

Dorsey, Wichita Myths, 345 (274).

4. Aus Rumänien.

Die **Eichelhäher** hatten ursprünglich ihren eigenen König. Als sie einmal mit einer Streitsache vor ihn kamen und der König Recht sprach, wollten sie mit dem Ergebnis nicht zufrieden sein und schrien unaufhörlich. Da verfluchte sie der König und wies sie alle von sich weg. Seitdem sieht man nie mehrere Eichelhäher zusammen.

Marianu, Ornitologia 2, 72.

IV. Sagen von Tieren, die bei den Menschen leben.

1. Sage der Fang (am Congo).

Es war einst eine Hungersnot im Tierdorf. Der **Hahn** bat die Henne um ein Kücken, um dafür Mais zu kaufen, und er verkaufte es gut. Auf dem Rückweg begegnete er dem Tiger, legte einen Fuß unter den Flügel, hinkte und machte ihn glauben, er habe für einen Fuß und ein Kücken das Recht erhalten, stets in das Dorf zu kommen und nach Belieben zu fressen. Der Tiger macht dies nach. Es wird ihm eine Pfote abgehauen, und er wird eingesperrt. Er entkommt aber und läuft zum Hahn. Dieser sagt lachend, daß die Füße der Hähne wieder wüchsen, und fliegt aufs Haus. Dann läuft der Tiger fort, um sich zu pflegen. Der Hahn

aber flieht zu den Menschen, da er des Tigers Rache fürchtet. Seitdem leben die Hühner bei uns, und seitdem fressen die Tiger keine Hühner.

Bull. de la Soc. Neuchât. 16, 245.

2. Aus Togo.

Es geschah eines Tages, daß Huhn und Rebhuhn sich verbrüderten. Sie gingen in den Busch, um Futter zu suchen, aber jedes ging getrennt vom andern. Das Huhn bemerkte ein Raubtier; sogleich lief es zum Rebhuhn und erzählte ihm: „Ich habe unsere Mutter gesehen, geh du auch und sieh sie dir an.“ Sobald das Raubtier das Rebhuhn bemerkte, fraß es dasselbe auf. Als nun das Huhn nach Hause kam, fragte seine Mutter es: „Wo ist denn dein Bruder?“ „Ich habe ihn getötet“, war die Antwort. Nun wollte die Mutter das Huhn auch töten und ging [wohl besser: führte es] zu dem Zweck in das Haus eines Menschen. Der stellte eine Falle und fing das Huhn. Dann zog er es auf, bis es ganz erwachsen war. Wenn nun das Huhn seinesgleichen sah, führte es sie alle auch ins Haus. So kommts, daß die Hühner bei den Menschen wohnen.

Westermann, Beiträge zur Kenntnis der Yewesprachen (Zeitschr. f. afrik. u. ozean. Spr. 6, 281).

3. Sage der Mbenga (Coriscobucht).

〈Das Huhn lebte früher beim Rebhuhn im Walde.〉 Als einst bei Nacht sehr viel Regen gefallen war und es am anderen Morgen kalt war, sagte das Rebhuhn zum Huhn: „Geh ins Dorf und hole Feuer“. Das Huhn machte sich sogleich auf und ging in einen Hof, wo es viele Pistazien auf der Erde ausgebreitet sah. Es fing an zu essen und gedachte nicht mehr des Feuerholens. Das Rebhuhn wartete unterdessen vergebens auf das Huhn. Es kam nicht wieder. Seitdem findet man das Huhn im Dorfe, das Rebhuhn im Walde.

R. Basset, Contes d'Afrique p. 395 = Duloup, Huit jours chez les Mbengas, Revue d'ethnographie 2, 228.

4. Aus Rumänien.

a) Ein Sonderling baute ein Haus, das er so gut verschloß, daß nicht einmal ein Insekt hineinkonnte. Der **Biene** aber gelang es dennoch, und als der Mann diesen Mut und diese Geschicklichkeit sah, bestimmte er, daß die Menschen von der Biene essen sollten, was man sonst nicht ißt. Gott aber bestimmte dazu, daß die Biene Honig, statt Kot von sich geben sollte. Als nun dieser Mann einmal eine Bienenwabe mit Bienen fand, nahm er das Nest mit nach Hause, und seitdem halten die Menschen Bienen.

Marianu, Insectele, S. 141.

b) Der Schlange flog einst eine Mücke in den Mund, der sie das Leben schenkte unter der Bedingung, daß die Mücke das Blut aller lebenden Wesen koste und ihr dann sage, welches am besten schmecke. Die Mücke probierte überall und fand, daß Menschenblut am besten schmecke. Als sie nun zur Schlange zurückkehrte, traf sie unterwegs die **Schwalbe**, der sie die Geschichte erzählte. Diese biß ihr die Zunge ab, so daß sie der Schlange nichts erzählen, sondern nur durch Gesten zu verstehen geben konnte, daß ihr die Schwalbe die Zunge abgebissen habe. Deshalb trachtete die Schlange der Schwalbe nach dem Leben; diese aber bat den Menschen um die Erlaubnis, in seinem Hause Schutz zu suchen, da sie seinetwegen ja verfolgt würde. Seitdem baut die Schwalbe ihr Nest in den

Häusern; besonders vertraut ist sie mit den Hirten. Die Mücke aber blieb stumm bis heute.

Papahagi, din lit. pop. a Aromînilor, S. 759. Vgl. Bd. 1, 279 ff. 332 ff.

c) Während einer großen Hungersnot verschloß ein reicher Geizhals seine großen Vorratskammern, obwohl die Armen vor Hunger starben. Da erbarmte sich Gott und sandte eine reiche Ernte; in die Vorräte des Geizhalses aber schickte er die **Kornwürmer** (calandra granaria L.), die alles auffraßen. Seitdem leben die Kornwürmer in den Speichern der Reichen.

Marianu, Insectele, S. 91.

V. Sagen von bevorrechtigten Tieren.

1. Aus Birma.

Zu Schin-tai, dem Löwenkönige der Tiere, kamen alle Bewohner des Waldes, um ihm ihre Huldigung darzubringen. Auch die kleine **Ameise** erschien, sich vor ihm zu verneigen, aber die Edelleute trieben sie verächtlich hinweg. Als der Ameisenkönig davon hörte, geriet er in Zorn und schickte einen Wurm, sich in das Ohr des Löwen einzuschleichen und ihn zu quälen. Da erhob dieser ein schreckliches Schmerzgebrüll, und sogleich kamen die Tiere von allen Seiten herbeigelaufen, boten ihre Dienste an und wollten den Feind bekämpfen, wo und wer er auch sei. Aber keiner konnte Hilfe leisten. Zuletzt ließ sich der Ameisenkönig, an den der Löwe viele demütige Botschaften gesandt hatte, bewegen, daß er einen seiner Untertanen schickte. Der kroch in das Ohr hinein und holte den Wurm heraus. Seit der Zeit haben die Ameisen das Vorrecht, überall und an jedem Platze zu leben, während den anderen Tieren ihre Aufenthaltsorte angewiesen sind.

Nach Ad. Bastian, Globus 10, 83 = Östl. Asien 2, 242 = Grässe, Märchenwelt, S. 92.

2. Aus Livland und Estland.

Sagen, warum die **Fliegen** das Vorrecht haben, an aller Herren Tischen zu essen: s. Bd. 1, 144 und oben S. 109.

VI. Sagen von geplantem oder vollzogenem Wohnortswechsel.

1. Aus Ungarn.

Die **Feldmaus** wollte eine Hausmaus werden. Da kamen die Feldmäuse zusammen, wählten eine unter ihnen aus und sandten sie hinein zur Hausmaus, sie um Wohnsitze zu bitten. Die Feldmaus sagte der Hausmaus, sie möchte ihr eine Wohnung geben, es sei ihr schon über, da draußen auf dem Felde in Nässe und Kälte zu sitzen, sie wolle nun auch einmal drinnen wohnen! Die Hausmaus hatte auch nur knapp zu essen und wollte ihr nicht Herberge geben, doch die Feldmaus bat und bettelte so, daß sie böse wurde. „Geh, dort ist der Herzog, er liegt dort auf der Ofenbank; bitte ihn um Herberge!“ Die Feldmaus ging zum Herzog; der Herzog schlief. Sie sprach: „Er schläft!“ „Na, kannst du ihn denn nicht aufwecken? Steck ihm deinen Schwanz ins Ohr, dann wird der Herzog gleich aufwachen und dir auch eine Wohnung geben!“

Als der Herzog erwachte, packte er sie gleich und fraß sie mit Stumpf und Stiel. Da sprach die Hausmaus: „So geschieht's dir recht, wenn du ins Schloß kommst und nicht weiß, wie man mit einem Herzog umgeht!“

Seitdem haben die Feldmäuse niemanden wieder hineingeschickt, um Wohnung zu bitten.

Kálmány, Szeged Népe 3, 170.

2. Aus Rumänien.

a) Ein armes Weib, von Läusen geplagt, litt an Hunger und bat einen Käsemacher um etwas Käse; sie wurde aber abgewiesen. Als sie den Schafhirten ihr Leid klagte, wurde sie ebenfalls verhöhnt und fortgetrieben. Ein Lämmerhirt schlug sie sogar. Deshalb nahm die Alte eine Laus und warf sie unter die Lämmer und Schafe; das war ihre Rache, denn die **Laus** (melophagus ovinus L.) vermehrte sich zahlreich und plagt seitdem die Schafe.

Marianu, Insectele, S. 401.

b) Die **Stadtfliegen**, unzufrieden mit den Verhältnissen, beschlossen in die Berge zu ziehen. Die Bergfliegen anderseits hofften, in der Stadt ein besseres Dasein zu finden. Beide Parteien trafen sich unterwegs und erzählten sich gegenseitig die Nachteile ihres bisherigen Aufenthalts. Trotzdem aber konnten sie sich nicht überzeugen, sie setzten den Weg fort, und daher sind jetzt die zahlreichen[1]) früheren Stadtfliegen in den Bergen, die ehemaligen Bergfliegen aber in der Stadt.

Marianu, Insectele, S. 374.

3. Estnische Sage.

Es war ein heißer Tag. Der Floh hüpfte eifrig auf dem Wege zur Stadt. Ihm begegnete eine Fliege und fragte, wohin er gehe. Der Floh erzählte: „Auf dem Lande läßt es sich nicht leben. Die Menschen kommen müde von der Arbeit, werfen sich ins harte Bett und fühlen gar nicht, wenn ich beiße. Und wenn ich gerade unter ihre Seite zu liegen komme, so kann ich mich nicht bewegen, weil sie nichts von mir fühlen und sich nicht rühren. Ich gehe in die Stadt. Da sollen die Menschen in weichen Federbetten liegen und viel empfindlicher sein, so daß sie einem in der Nacht alle Seiten zukehren."

Die Fliege sagte: „Ich ziehe wieder aus der Stadt aufs Land. Mir gefällt das Stadtleben nicht. Wenn ich in der Stadt in eine Speise gerate, so fischt man mich mit der Gabel heraus und wirft mich in einen Sandtopf. Auf dem Lande aber soll man die Fliege mit einem Löffel aus der Speise holen und mitsamt der Suppe auf dem Löffel ‚platsch'! auf die Diele werfen. Es bleibt auf der Diele mehr, als man zum Sattwerden braucht." Die beiden verabschiedeten sich und gingen jeder seinen Weg.

Darum sollen auch so viel Flöhe in der Stadt und so viel Fliegen auf dem Lande sein.

Aus d. hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

4. Weißrussische Sage.

Der **Löwe** hat deshalb unsere Länder verlassen, weil er einmal von einem Menschen betrunken gemacht worden ist. Während seines Rausches hat ihm der Mensch das Fell bis zu den Knien abgezogen, und er denkt nun, daß er sich im Rausch an Steinen und Wurzeln verwundet habe. Daher will er nur dort leben, wo es keinen Hopfen gibt.

Federowski, Lud bialorusski 1, Nr. 712.

---

1) Es ist vorher nicht ausdrücklich gesagt, daß die Stadtfliegen zahlreicher waren.

5. Aus Ostpreußen.

In den ersten Zeiten der Schöpfung waren die Tiere und Vögel nach ihrem Aufenthalte anders verteilt als jetzt. Die **Wachtel** wohnte und nistete in den Häusern der Menschen, die Schwalbe aber wohnte auf den Feldern Da die Wachtel dem Menschen aber immer zurief: „The(?) torügg! Möt Bedacht!“ so wurden diese schüchtern bei jedem Unternehmen und legten die Hände in den Schoß, und das Menschengeschlecht drohte unterzugehen. Da erbarmte sich Gott der Menschen, er schickte die Wachtel aufs Feld und die Schwalbe ins Haus. Diese rief nun den Bauern immer zu: „Fitschet! fitschet!“ Das klang, als triebe sie die Säumigen mit der Peitsche an, und von da gings besser.

Frischbier, Altpr. Monatschr. 22, 289.

VII. Proben von Ortssagen über Aufenthalt oder Fehlen von Tieren.

1. Aus Großbritannien und Irland.

a) Als St. Patrik die Kanalinseln besuchte, wurde er in Jersey schlecht empfangen und mit Steinen geworfen; in Guernsey aber wurde er freundlich aufgenommen. Da nahm er die Kröten und Schlangen aus Guernsey und verbannte sie nach Jersey, das nun doppelt so viel davon hat.

Folklore 15, 122 aus E. Carey, Guernsey Folk Lore.

b) Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts besaßen die Hexen Schottlands größere Macht als die Irlands und lockten die unzähligen Heringe von Lough Swilly nach Schottland. Seitdem gibt es in Lough Swilly nur noch vereinzelte Heringe.

Folklore 8, 16.

c) Columkille, der Schutzheilige von Donegal, wanderte umher, müde und hungrig, und traf einige Knaben, die hatten ein Feuer am Flußufer und brieten Forellen des Flusses. Columkille bat um einige, um seinen Hunger zu stillen, aber die Knaben weigerten sich, das Mahl mit ihm zu teilen. Columkille sprach darauf den Fluch aus, daß man in diesem Fluß weder Lachs noch Forelle fangen solle. Seitdem gibt es im Clonmany weder Lachs noch Forelle, obgleich die benachbarten Flüsse reich an diesen Fischen sind.

Variante:

Die Knaben töteten und aßen die Ziege, die den heiligen Columkille mit Milch versorgte, während dieser schlief. Darauf folgte der Fluch.

Folklore 8, 17.

d) Warum in manchen Jahren die Kuckucks zahlreich sind, in manchen nicht, wird so erklärt: Eine alte Frau in Sussex soll ihre Schürze mit Kuckucks füllen und je nach ihrer Laune wenigen oder vielen erlauben fortzufliegen.

Folklore Record 2, 67.

2. Aus den Niederlanden.

Die hl. Oda wurde durch das beständige Geschrei der Elstern, die im Walde von Weert waren, in ihrer Andacht gestört und bat den Herrn, die Vermehrung dieser Vögel im Walde von Weert zu verhüten. Seitdem sieht man dort keine Elstern mehr.

Ons Volksleven 11, 100.

3. Aus Westpreußen.

Wie die Bressen aus dem Kosellensee in den Czerwoneksee wanderten, s. Bd. 1, 201.

4. Aus Livland.

a) Eine Sage, warum es im Burtneckschen See (bei Wolmar) keine Weißfische mehr gibt, s. Bd. IV und vorläufig meine Beiträge z. vgl. Sagen- und Märchenforschung S. 44.

b) Als das Heer der Russen unter Kaiser Peters Führung Riga belagerte, das von den Schweden verteidigt wurde, hatte es zuerst gar nicht den erwarteten Erfolg. Die Russen verloren mit der Hoffnung auch den Mut, während aus der Stadt stets das Geläute der Glocken und heller Freudenjubel erklang. Da die Spione nichts Ordentliches erfahren konnten, begab Peter sich selbst verkleidet in die Stadt. Als er eines Abends spät die Schanzen besah, hörte er, wie zwei auf Wache stehende Soldaten sich unterhielten. Einer von ihnen machte sich über die Feigheit der Russen lustig, da sie nicht einmal eine halbverhungerte Stadt einnehmen könnten; er selbst hätte das mit einem hundertmal kleineren Heere zustande gebracht. Als die Soldaten sich nun trennten, befahl Peter dem einen, ihn im Weigerungsfalle mit dem Tode bedrohend, ihm zu folgen. Der Soldat gehorchte. Wie sie nun im Lager Peters ankamen, erzählte der Soldat, daß Riga von einer schwedischen Prinzessin, einer Zauberin, beschützt werde, die sich, in eine Elster verwandelt, nachts in einem Loch an einer Schanze verberge, das er kenne. Wenn aber ein nackter Mensch bei Sonnenaufgang in dies Schanzenloch eine silberne Kugel hineinschösse, dann müsse die Prinzessin für alle Zeit eine Elster bleiben. Peter begab sich sogleich zur Stadt zurück, um es mit der silbernen Kugel zu versuchen. Als er geschossen hatte, verbrannte der Schwede auf dem Fleck, die Zauberin aber flog aus ihrem Loche heraus, ließ sich auf dem Kirchturm nieder und schrie laut: „Rrr, Kaiser Peter ist auch in den Mauern Rigas.“ Die Feldherren gaben sogleich Befehl, daß die Tore geschlossen werden sollten. Um nicht gefangen zu werden, begab sich Peter zu einem deutschen Kutscher, namens Schwartz, der gerade Kehricht ausführte; hier legte er sich auf den Wagen und ließ den Kehricht auf sich draufschütten, um sich so aus der Stadt herausfahren zu lassen. Der Kutscher tat das auch. Auf den Kehrichthaufen aber ließ sich nun die Prinzessin-Elster nieder und schrie da geraume Zeit. Daher verfluchte Peter sie, daß sie auf ewig aus Riga verschwinden solle. Am selben Tage aber nahmen die Russen Riga ein. Von dieser Zeit an ist in Riga und fünf Werst weit in der Umgegend keine Elster mehr zu sehen.

Bienemann, Livländisches Sagenbuch Nr. 184, I.

c) Die Polen hatten einst Riga eingenommen. Da zogen die Schweden heran, um es ihnen wieder abzunehmen. Aber die Tochter des Polenkönigs, eine große Zauberin, saß auf einem Turme Rigas und verzauberte die Kugeln der Schweden, so daß sie alle abprallten. Endlich erschoß ein schwedischer Soldat die Zauberin mit einer silbernen Kugel. Sie wurde in eine Elster verwandelt und versank in der Düna. Hundert Jahre später kam sie eines Nachts aus der Düna heraus und bat einen Rigenser, ihr ein Kreuz herbeizubringen. Der aber weigerte sich, und die Elster fiel wieder in die Düna zurück, um dort abermals hundert Jahre zu schlafen. Und so lange wird sich in Riga niemals eine Elster zeigen, als die Zauberelster in der Düna lebt.

Ebd. Nr. 184, II.

5. Sage der Aino.

Zu Anbeginn der Welt lebten der Fuchs, die Otter und der Affe in engster Freundschaft. Eines Tages sprach der Fuchs zur Otter: „Was meinst du, wollen

wir uns aufmachen und Nahrung und Schätze von den Japanern stehlen?“ Da die beiden Gefährten einwilligten, gingen sie zum Hause eines reichen Mannes und stahlen einen Sack Bohnen, einen Sack Salz und eine Matte. Als sie mit ihrer Beute heimkamen, sagte der Fuchs: „Otter, du magst das Salz nehmen, um die Fische zu salzen, die du fängst. Du, Affe, nimm die Matte, du kannst deine Kinder darauf tanzen lassen. Ich selbst will die Bohnen nehmen.“ Darauf entfernten sich alle drei in ihre Behausungen. Bald nachher ging die Otter zum Fischen an den Fluß. Aber da sie ihren großen Salzsack beim Tauchen bei sich hatte, so schmolz das Salz im Augenblick zu ihrer großen Enttäuschung. Dem Affen ging es nicht besser. Als er die Matte oben auf einen Baum ausgebreitet hatte, um seine Kinder darauf tanzen zu lassen, fielen die Kinder herab und zerschmetterten. Der Affe und die Otter schlossen nun voller Wut über das Unglück, das die List des Fuchses über sie gebracht hatte, einen Bund gegen den Fuchs. Da nahm der Fuchs Bohnen aus seinem Sack, zerkaute sie zu einem Brei, beschmierte sich damit, legte sich hin und tat, als ob er krank wäre. Als die Otter und der Affe kamen, um ihn zu töten, sagte er: „Seht, wie jämmerlich ich zugerichtet bin! Das ist die Strafe, weil ich euch getäuscht habe. Mein ganzer Leib ist jetzt mit Beulen bedeckt, und ich bin am Sterben. Ihr braucht mich nicht zu töten. Geht nur weg, ich sterbe schnell genug.“ Der Affe glaubte, daß der Fuchs die Wahrheit spräche, und ging unwirsch fort über die See nach Japan, und darum gibt es im Lande der Aino keine Affen. [Von der Otter wird nichts weiter gesagt.]

Chamberlain, Aino Folklore p. 17.

10. Kapitel.

Gewohnheit und Eigenart tierischen Lebens.

I. Die Art der Bewegung.

Gleich dem Aufenthalt der Tiere fesseln auch andere Einzelheiten der tierischen Lebensweise den menschlichen Beobachter. Wir mustern im folgenden eine ganze Reihe verschiedener Wahrnehmungen und Deutungen und lassen dann einige besondere Motivgruppen in eigenen Kapiteln zusammengefaßt folgen.

1. Aus Japan.

Alle Geschöpfe auf der Erde, alles, was aufrecht geht, was läuft oder fliegt oder kriecht oder schwimmt, alles bewegt sich nach vorn, weil die Augen nach vorn gerichtet sind. Nur der **Taschenkrebs** bewegt sich nach der Seite.

Woher das aber kommt, will ich euch erzählen.

Es war einmal in uralter Zeit eine Meeresgöttin, die Liugu hieß. Sie wohnte unten auf dem Grunde in einem wundervollen, prächtigen Palaste und herrschte über alle Fische ihres ungeheuren Reiches. Da wollte sie einmal ein großes Fest feiern, und alle Fische waren dazu eingeladen. Sie zogen sich die schönsten Gewänder an, um vor ihrer Königin würdig zu erscheinen, und als sie vor die Königin kamen, machten sie ihre tiefsten Verbeugungen. Der Tai, der vorzüglichste aller Fische, trat zuerst hervor und bedankte sich für die ehrenvolle Einladung; und dann stellten sich die anderen Seetiere vor, darunter auch der Taschenkrebs. Die Königin war sehr erfreut, hieß alle Gäste freundlich willkommen und sprach:

„Heute ist mein Geburtstag, und deshalb habe ich euch alle eingeladen. Zwar habe ich euch nichts Besonderes vorzusetzen, aber ich hoffe, es wird euch doch schmecken, und ihr werdet recht vergnügt sein.“ Dann setzten sich alle zu Tische, und zahlreiche Dienerinnen brachten allerlei auserlesene Speisen und Getränke. Die Königin forderte ihre Gäste auf, tüchtig zuzulangen, und alle bedankten sich und taten sich gütlich an dem ausgezeichneten Mahle.

Der Taschenkrebs saß zwischen den Seetieren Oktopus und Tai. Aber während diese, gleich den übrigen, immer nur von ihren eigenen Tellern aßen, langte der Krebs mit seinen Scheren bald nach rechts, bald nach links, um sich sein eigenes Essen bis zuletzt aufzusparen. Da rief die Königin drohend: „Taschenkrebs!“ Bei diesem Ausruf erschrak der Krebs und zuckte ängstlich zusammen. „Wie ich sehe“, fuhr die Königin fort, „ißt du nicht von deinem eigenen Teller, sondern von denen der Nachbarn, bald rechts, bald links. Warum tust du das? Wenn du so ungezogen sein willst, kannst du vom Tische weggehen.“

Da bat der Taschenkrebs um Verzeihung und versicherte, daß er es nicht mehr tun wolle. Er fing nun an von seinem Teller zu essen, aber bald langte er wiederum auf die seiner Nachbarn. Da sprach die Königin: „Hast du dein Versprechen schon vergessen? Warum machst du das wieder?“ Und zum zweiten Male bat der Krebs um Verzeihung und beteuerte noch viel stärker, daß er es nicht wieder tun wolle. Da wurde die Königin sehr ärgerlich und fragte: „Wie oft willst du mich noch um Verzeihung bitten? Ich will jetzt wissen, warum du so ungezogen bist.“ Der Taschenkrebs erwiderte: „Meine Hände sind nach den Seiten gerichtet. Deshalb habe ich von den Nachbarn gegessen, während ich von meinem Teller essen wollte.“ Da befahl die Königin, er solle seine vollen Teller mit den Nachbarn wechseln. Das wollte er aber aus Habgier nicht tun, denn die anderen Teller waren beinahe leer. Lieber wollte er noch zum dritten Male schwören. Da rief die Königin ganz zornig: „Du brauchst nicht mehr vergeblich zu schwören. Ich weiß, daß du ein Nimmersatt bist. Zur Strafe für deine Habgier sollst du fortan nur nach der Seite gehen, und nie darfst du mir wieder unter die Augen kommen.“ Da wurde der Taschenkrebs aus dem Palaste gestoßen und für immer verbannt. Seitdem geht und ißt er nur noch nach der Seite.

Globus Bd. 72.

2. Aus den Philippinen (Sage der Visayan).

Eines Tages hatten die **Landkrebse** (land crabs) eine Versammlung. Einer unter ihnen fragte: „Was wollen wir mit den Wellen machen? Sie singen immer so laut, daß wir unmöglich des Nachts gut schlafen können.“ „Meint ihr nicht, daß es gut wäre, wenn wir Männer hingingen und sie bekriegten?“ fragte der Älteste. „Ja“, hieß es, „morgen müssen alle Männer sich dazu fertig machen.“

Am nächsten Tage gingen alle hinunter an die See. Unterwegs begegnete ihnen die Krabbe. „Wohin geht ihr, Freunde?“ fragte die Krabbe. „Wir wollen gegen die Wellen kämpfen,“ erwiderten die Krebse, „da sie uns des Nachts nicht schlafen lassen.“

„Ich glaube nicht, daß ihr gewinnen werdet,“ sagte die Krabbe. „Die Wellen sind sehr stark, und eure Beine sind so schwach, daß der Körper sich beinahe bis auf den Boden biegt, wenn ihr geht,“ lachte sie. Die Krebse waren so böse über ihre Verachtung, daß sie auf sie zuliefen und sie kniffen, bis sie versprach, ihnen in der Schlacht zu helfen.

Als sie ans Ufer kamen, sahen die Krebse die Krabbe an und sagten: „Dein

Gesicht ist nach der falschen Seite gewendet, Freund Krabbe," und sie lachten über sie, denn die Krebse machen es genau wie andere Leute und meinen, sie hätten immer recht. „Bist du fertig, die Wellen zu bekämpfen? Was für eine Waffe hast du?" „Meine Waffe", antwortete die Krabbe, „ist ein Speer auf meinem Kopfe" — da sah sie eine große Welle kommen und lief fort. Aber die Krebse, die alle nach dem Ufer schauten, bemerkten sie nicht und wurden getötet.

Die Frauen der toten Krebse wunderten sich, daß ihre Männer nicht nach Hause kamen. Sie meinten, die Schlacht dauere sehr lange, und entschlossen sich hinunterzugehen und ihren Männern zu helfen. Als sie ans Ufer kamen und ins Wasser gingen, um sie zu suchen, wurden sie von den Wellen getötet.

Nach kurzer Zeit fand man Tausende von kleinen Krebsen, die jetzt Fiddlers genannt werden, am Strande. Als diese Kinder alt genug waren, um zu laufen, besuchte die Krabbe sie oft und erzählte ihnen von dem traurigen Schicksal ihrer Eltern. Und wenn man die Fiddlers genau beobachtet, wird man erkennen, daß sie immer bereit zu sein scheinen, ans Land zurückzulaufen, wo ihre Vorfahren lebten. Wenn sie dann wieder Mut schöpfen, stürzen sie hinunter, als ob sie mit den Wellen kämpfen wollten, aber sie finden nie den Mut und laufen immer vorwärts und rückwärts. Sie leben nicht mehr am Lande wie ihre Vorfahren, noch in der See wie die anderen Krabben, sondern am Ufer, wo die Wellen der Flut sie überspülen und sie zu zerschmettern versuchen.

Journal of Am. Folklore 20, 101.

3. Aus Grönland.

Ein altes Ehepaar hatte zwei Söhne und eine kleine Tochter. Die Söhne waren berühmt wegen ihrer Kraft und ihrer Geschicklichkeit als Jäger. Sie pflegten heimzukommen, indem sie ihre Seehunde in langer Reihe an Seilen hinter sich herzogen. Aber eines Tages kehrten sie nicht zurück. Während die Eltern noch auf sie warteten, brachte ein Mann die traurige Botschaft, daß er sie beide auf einem unersteigbaren Felsen habe hängen sehen. Sie waren an den Füßen angehängt, die Köpfe nach unten, und niemand konnte zu ihnen gelangen, sie zu retten. Die Tat hatten die Binnenländer begangen. Während nun die alten Eltern in tiefer Betrübnis über ihren Verlust waren, hörten sie, daß einer ihrer Nachbarn einen **Hund** mit vielen Jungen hätte. Die Mutter schickte die Tochter aus, eines zu holen; das nahm sie an Kindes statt an und hatte es immer bei sich, es nährend mit ihrer eigenen Milch. Zur Winterszeit bemerkte sie, daß der Hund, welcher Zaubermacht besaß, dann und wann sein Gesicht kratzte, und zugleich fing er jedesmal zu sprechen an und fragte: „Wie seh ich nun aus?"

Gegen Ende des Winters waren sie in großer Verlegenheit, da sie ihre Beschützer verloren hatten. Da sagte der Hund, er wolle ins Land spazieren gehen. In einer Nacht weckte er seine Pflegemutter, und nachdem er sich gekratzt hatte, fragte er: „Seh ich noch gut aus? Ich will morgen weggehen." Der Grund dieses Kratzens war, daß er die Leute durch Zauber zu Tode erschrecken wollte. Er traf die Binnenländer, während sie beschäftigt waren, Geister zu beschwören. Der Angakok sagte alsbald sein Kommen voraus und schrie: „Feuer! Feuer!" Aber der Hund kratzte sein Gesicht, lief in den Gang und verbarg sich dort. Als die Leute mit Lichtern herauskamen, erschreckte der Hund sie auf der Stelle zu Tode. Hierauf machte er sich auf die Suche nach ihrem Vorratshaus, brachte einige Lebensmittel zu seinen Pflegeeltern zurück und zeigte ihnen den Platz, wo sie den Rest finden könnten. Aber von da an begann die Frau ihn zu fürchten. Und im

Frühling, als das Boot beladen und fertig zum Abfahren war, bat sie den Hund, nach Hause zurückzukehren und ihr etwas, was sie vergessen hätte, zu bringen. Sobald er verschwunden war, um ihren Befehlen zu gehorchen, stießen sie vom Lande ab und traten ihre Reise an. Der Hund aber begleitete sie unablässig längs des Ufers, bis sie den letzten Punkt erreicht hatten, von wo er ihnen nicht weiter folgen konnte. Da blieb er weinend und heulend stehen. Man glaubt, daß dies der Ursprung des Hundebrauches ist, das abfahrende Boot am Ufer entlang zu begleiten und am letzten Punkt des Landes ein Geheul anzustimmen.

Rink, Tales and traditions of the Eskimo. Transl. by Brown S. 227.

4. Estnische Sage.

Sie beruht auf der Beobachtung, daß der **Lachs** ein vortrefflicher Springer ist, der Stromschnellen, Wasserfälle, Wehre mit großer Kraft, Gewandtheit und Ausdauer überspringt. Sie mag daher nicht unpassend an dieser Stelle angeführt werden, wiewohl die ausdrückliche Erklärung fehlt, daß die Lachse seitdem springen.

Ein Tagedieb liegt tagelang am Ufer eines Flusses in der Sonne und murrt gegen Gott, daß dieser ihn so arm geschaffen und er Hunger und Not leiden müsse. Eines Tages kommt ein graubärtiger Greis. „Was jammerst du?“ spricht er, „sieh, der Fluß hat viele Fische, da konntest du dir mit leichter Mühe Speise verschaffen, wenn du nur ein wenig arbeiten wolltest!“ Und er lehrt ihn aus Ruten eine Fischreuse machen, die der Mann zur Nacht in den Fluß stellt. Am Morgen findet er eine Menge Fische in der Reuse. Er zieht sie ans Ufer und fängt an, sie auszuweiden. Der Greis tritt wieder zu ihm und erinnert den Mann daran, Gott für den reichen Fischfang zu danken. „Was? Gott danken?“ fährt der Taugenichts auf, „ist Gott etwa des Nachts hier gewesen und hat mir die Fische in die Reuse geschoben? Ich selbst habe eine so gute Reuse gemacht und sie richtig in den Fluß zu stellen verstanden.“ Kaum hatte er das gesagt, so fangen alle Fische, auch die ausgeweideten, an zu zappeln und hüpfen zurück in den Fluß. Aus den ausgeweideten Fischen entstanden die Lachse.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt. Vgl. ob. S. 15. 87.

5. Sage der Agni.

Das **Chamäleon** und die **Kröte** stritten sich über ihr Alter. Die Kröte sagte: „Ich bin viel älter als das Chamäleon.“ Das Chamäleon sagte: „Ich bin viel älter als die Kröte.“ Da sagte die Kröte zum Chamäleon: „Wer ist älter als ich? Wie war die Erde, als du auf die Welt kamst?“ Das Chamäleon sagte: „Als ich auf die Welt kam, war die Erde ganz flüssig, darum gehe ich so vorsichtig tastend.“ Die Kröte sagte: „Nun, als ich auf die Welt kam, bestand die Erde aus drei Berggipfeln; ich mußte auf den ersten springen, dann auf den zweiten, und dann noch auf den dritten, darum bewege ich mich noch jetzt springend vorwärts. Aber das Schmelzen der Berggipfel hat erst das Land gemacht, das du gesehen, als du zur Welt kamst; ich bin also älter als du!“

Basset, Contes d'Afrique p. 198 aus Maurice Delafosse, Essai de manuel de la langue Agni. Paris 1901, p. 155. Vgl. Cowell, Jataka 1, p. 93 [Nachträge].

6. Aus Norwegen.

Einst besuchte Odin König Olaf Tryggvason, setzte sich an sein Bett und war gesinnt, ihn zu töten, sobald er einschlief. Er war eben im Begriff, ihn zu

töten, als ein **Floh** den König stach; er erwachte und vertrieb Odin. Seitdem gab Olaf dem Floh die Macht, mehr als alle lebendige Wesen springen und auf diese Weise sein Leben erretten zu können. Früher ging der Floh, seitdem springt er, wie alle wissen.

7. Aus Indien.

Lachhman, Rams Bruder, war durch Rawan, den Dämonenkönig von Lanka, verwundet, und es war ihm von seinem Arzt gesagt worden, daß seine Wunde nur heilen könne durch einen Aufguß von Blättern eines Baumes, der auf einem Hügel des Himalaya wüchse. Hanuman bot sich an, danach zu gehen, aber als er an den Ort kam, merkte er, daß er die Beschreibung des Baumes vergessen hatte, und um einem Irrtum vorzubeugen, nahm er den ganzen Berg auf seinen Rücken und ging damit zur Ebene. Als er durch Govardhan kam, wo Bharat und Charat, der dritte und vierte Bruder Rams, damals herrschten, wurde er von ihnen bemerkt. Es war aber Nacht, und sie hielten ihn für einen seltsamen Fisch, und Bharat schoß einen Pfeil nach ihm ab. Er traf ihn ins Bein, und die plötzliche Erschütterung bewirkte, daß von seiner großen Last die Hügelkette von Govardhan herunterfiel. In seinem Schmerze rief er: „Ram, Ram!“ wodurch sie erfuhren, daß er zum Heere ihres Bruders gehörte. Da ließen sie ihn weitergehen, aber er blieb lebenslang lahm durch diese Wunde. Dies begründet, dem Volksglauben nach, hinreichend den hinkenden Gang aller **Affen** dieser Art.

Panjab Notes and Queries 3, 72.

8. Sage der Hottentotten.

Der Schakal und die **Hyäne** waren beisammen, als eine weiße Wolke aufzog. Da stieg der Schakal hinauf und aß, als wäre es Fett, von der Wolke. Als er hinunter wollte, sagte er zu der Hyäne: „Schwesterchen, da ich dir auch etwas lassen will, fange mich recht hübsch auf!“ Da fing sie ihn auf. Dann folgte sie seinem Beispiel und aß auch dort oben. Als sie satt war, sprach sie: „Mein Bruder, du Fahler, fange mich nun auch hübsch auf!“ Da antwortete der Fahle: „Ich werde dich schon auffangen, komm nur herab.“ Da hielt der Schakal die Hände auf, und die Hyäne kam von der Wolke herunter. Als sie nun nahe war, rief der Schakal, indem er wie vor Schmerz beiseite sprang: „Ach Schwesterchen, nimm mir's nicht übel. O weh, o weh, o weh! Ein Dorn hat mich gestochen und sitzt nun fest!“ Die Hyäne stürzte also heruuter, ohne aufgefangen zu werden, und seitdem ist ihr linker Hinterfuß kürzer als der rechte.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 12f. (Wenn die Hyäne sich zuerst in Bewegung setzt, so scheint sie auf den Hinterfüßen zu lahmen.)

Parallele: Das Kaninchen läßt den Fuchs auf einen Baum steigen, um die schönen weißen Muskateller Birnen zu fressen. Als der Fuchs herunterspringen will, erbietet sich das Kaninchen, ihn aufzufangen, aber als es springt, behauptet es, einen Dorn im Fuß zu haben und läßt ihn so herunterfallen, daß er lange Zeit nicht gehen kann.

Journ. of Am. Folklore 6, 249.

9. Aus Frankreich (Mittelalterliche Sage).

Die hl. Opportune, Äbtissin v. Almenesches, sieht, daß die **wilden Gänse** ihren Feldern zu viel Schaden zufügen, und befiehlt ihnen, fortzufliegen. Die Gänse versammeln sich, fliegen aber nicht fort, sondern rufen nach einer fehlenden, die einer der Klosterleute gegessen. Die Äbtissin läßt die Knochen bringen, betet, und das

Tier wird wieder lebendig, nur fehlt ein Knochen vom Schenkel. Seitdem hinken die wilden Gänse auf einem Bein.

„Pour un os qui fut faillant
Vont les jantes d'un pied clochant."

Sébillot, Folklore 3, 160.

10. Sage der Chippeway.

[Dem Häuptling Omegissago fallen beim Sprechen Muscheln und Perlen aus dem Munde. Zwei Häuptlingstöchter haben davon gehört und wollen ihn heiraten. Ein Betrüger täuscht sie, Omegissago hört davon, überrascht ihn und verfolgt ihn.]

Er spannte seinen Bogen, legte seinen nie fehlenden Pfeil darauf, faßte sein Opfer ins Auge und wollte eben losdrücken, als dem bedrängten Schingebis die furchtbare Herzensangst Flügel verlieh, dicht befiederte Vogelflügel, die ihm statt seiner Arme aus den Schultern hervorwuchsen. Sein Leib schmolz dabei zu dem ganz kleinen, magern Körperchen eines **Wasservogels** zusammen und bedeckte sich mit einem wasserdichten Federpelze. Schreiend und mit dem melancholischen Klagelaute, welcher der kleinen, von den Indianern Schingebis genannten Ente eigen ist, flatterte er aus seinem Canoe ins Wasser hinaus, und da er alsbald darin untertauchte, so flog der indes abgeschossene Pfeil des Omegissago in einem weiten Bogen über ihn hinweg.

Schingebis lebt seitdem wild in den Schilfverstecken einsamer Seen. Es ist ein außerordentlich schönes und schüchternes Tierchen. Alle seine Bewegungen scheinen Angst und Furcht zu verraten. Er laviert beständig auf dem Wasser hin und her wie ein Blatt im Winde. Ruhelos wie ein ihm angehängter Quecksilbertropfen nickt sein Köpfchen auf und ab, und bei jedem verdächtigen Geräusche hebt er es auf lang ausgestrecktem Halse hoch empor und wirft es spähend rechts und links herum. Gewahrt er aber zufällig einen Indianer am Ufer, so überfällt ihn der Schrecken der Erinnerung an seinen Feind Omegissago, und er taucht hurtig in die Tiefe des Sees hinab, indem die Pfeile des Jägers oft in eben so hohem Bogen über ihn hinwegfliegen, wie einst die seines muschelspeienden Verfolgers.

Ausland 1859, S. 793 ff. Mitget. v. J. G. Kohl.

11. Variante der Arapaho.

Ein schönes Mädchen sagt ihrem Vater, daß sie einen jungen Mann suchen will, den Herrn Muschelspucker, der wegen seiner Schönheit berühmt ist. Der Vater willigt ein. Das Mädchen macht sich auf und kommt zu einem Lager, wo ihr gesagt wird, daß der Muschelspucker noch weiter weg sei. So kommt sie noch an weiteren Lagerplätzen vorbei, bis sie endlich den fünften erreicht. Dort ist gerade Vorbereitung zur Sonnentanzzeremonie, an der Muschelspucker teilnehmen soll. Als Schlitzrumpf (ein kleiner Vogel) hört, daß das schöne Mädchen gekommen ist, um den Herrn Muschelspucker zu heiraten, geht er hinaus, um ihr zu begegnen. Sie fragt ihn, wo sie Herrn Muschelspucker finden kann. Er gibt sich für ihn aus, aber sie erwidert, sein Äußeres passe nicht zu der Beschreibung, und fordert ihn auf, horn shells zu spucken. Er spuckt aber cut-bone shells. Endlich beschließt sie, mit ihm als Frau zu gehen. Die Sonnentanzzeremonie soll beginnen, und die Leute sind zum Tanze bereit. Schlitzrumpf soll auch daran teilnehmen. Die Häuptlinge mögen aber Schlitzrumpf nicht leiden, sie finden, daß er stört, und das Volk will ja doch auch den schönen Herrn Muschelspucker sehen. So befehlen sie Schlitzrumpf, mit Tanzen aufzuhören und legen ihn auf die Erde, daß Herr Muschelspucker darauf tanzen solle. So tanzt dieser auf dem Rücken des kleinen Vogels. Davon

birst dessen Rumpf auseinander. Die Nacht bricht an, und Schlitzrumpf geht nach Hause Er befiehlt seiner Mutter, das Mädchen streng zu bewachen. Einmal kommt sie doch zum Tanzhaus und sieht einen schönen jungen Mann. Wenn er sich ausruht, spuckt er horn shells aus, und die Kinder sammeln sie auf. Die Häuptlinge sagen den Kindern, sie mögen zurücktreten, damit das Mädchen, das gekommen sei, Herrn Muschelspucker zu sehen, die Muscheln auflesen könne. Sie geht zu Herrn Muschelspucker und setzt sich zu ihm hin, als ob sie seine Frau wäre. Nach dem Tanz gehen sie als Ehepaar zu Herrn Muschelspuckers Eltern. Einige Zeit danach tötet Schlitzrumpf seinen Rivalen. Man sucht nach ihm, er entflieht zum Flusse und taucht ins Wasser. Nach vielem vergeblichen Jagen und Versuchen, einen See leer zu machen, verfluchen die Leute den Vogel, immer in der Nähe des Sees zu bleiben und nicht hoch zu fliegen.

Dorsey and Kroeber, Trad. of the Arapaho, p. 459.

12. Aus Annam (Provinz Quangbinh).

Der **Taucher** frönte dem Spiele und verlor. Er spielte mit einem Vogel, dessen Name nicht genannt wird, den man jedoch am Ruf erkennt. Sobald dieser des Tauchers ansichtig wird, schreit er: „Du hast verloren, Taucher“, worauf dieser sofort untertaucht, um seine Schande zu verbergen. Erst nach einer Weile kommt er wieder hervor, hebt den Kopf und schaut mit verstörter Miene um sich, bis er von neuem den spöttischen Ruf hört und schnell wieder untertaucht.

Globus 81, 303.

13. Aus Malta.

Als der Meister die großen Wasser schuf und die Fische, ließ er ein prächtiges Tier erstehen, das er **Delphin** hieß, und dem er das menschliche Herz im Ganzen, den menschlichen Verstand zur Hälfte mitgab. Und dann befahl er ihm, die Menschen auf seinem breiten Rücken von einem Ufer zum andern zu tragen. Und das Tier gehorchte, war unermüdlich im Tragen der menschlichen Lasten und dabei stets willig und sanft. Nun aber geschah es, daß eine Frau ihrem Manne, den sie betrogen, entfloh, und sie sagte zum Delphin: „Bringe mich übers Meer, an das entfernteste Ufer!“ Da sagte der Delphin: „Gut, nur mußt du mir genügend Fleisch verschaffen, sobald wir ankommen; ich kann mich nicht darum bekümmern!“ Die Frau, die listige, gab ihm recht und sagte: „Gleich nach der Ankunft erhältst du ein halbes Kalb!“ Und so trug er sie übers Meer. Sie aber wollte sich vor den Nachstellungen ihres erzürnten Mannes schützen und sagte zum Delphin: „Nun warte du hier, damit ich dir das Fleisch hole, du sollst Kraft haben, mich wieder zurückzutragen, warte aber ja auf mich, lasse dich durch nichts bestimmen, allein zurückzukehren!“ Sie hatte aber ein schwarzes, grausames Herz und dachte: „Bleibt das einfältige Tier am Strande liegen, in der Sonnenglut, so wird es schwerlich mehr Menschen übers Meer tragen, und wenn es, dank seiner dicken Haut, doch nicht eingeht, so gewinne ich immerhin einen großen Vorsprung; mein Mann hat kein Mittel, übers Meer zu reisen!“ So floh sie weg, weit weg vom Strande, und ging hin in fremde Länder. Der Delphin aber wartete und fühlte immer mehr, wie ihn der Hunger überwältigte. Er vermutete, dem Weibe sei ein Unglück begegnet, und war betrübt, da sein Herz rein war und gut.

Der Meister aber sah alles und ergrimmte über die Bosheit der Menschen. Er wußte, daß der einfältige Delphin nahe daran war, Hungers zu sterben, und er erbarmte sich und sagte: „Steig du nur ins Meer und suche deine Nahrung hinfort

in diesem. Von den Menschen und ihren Schlichen sollst du unabhängig sein und dein Rücken ungeeignet, Lasten zu tragen!“ Mit diesen Worten verdrehte er ihm den Schwanz in einer Weise, die es verhinderte, daß sich Menschen auf den Rücken eines Delphins setzten. Der Schwanz ist steuerähnlich, die Rückenflossen zurückgebogen, und deswegen muß er in einer Weise sich fortbewegen, die nichts gemein hat mit den Bewegungen der Schiffe. Sein Schwanz hilft ihm nicht, und brächte er es nicht zuwege, seinen Körper und seinen Atem richtig zu gebrauchen, so müßte er untersinken. Der Meister hat den Delphin von jeher geliebt und hat ihm deswegen gestattet, das menschliche Herz und den menschlichen Verstand beizubehalten. So kommt es auch, daß ein Delphin nie zum Angreifer wird, wenn es sich um Menschen handelt, und da er sich noch immer an die Zeiten erinnert, in der er sich den Menschen dienstbar machte und in denen er oftmals schönen Gesang und süße Musik vernahm, verfolgt er die Schiffe, auf denen gespielt wird, betrachtet die Insassen eines Bootes mit klugen Augen und ist dankbar für die Bissen, die ihm vom Menschen zugeworfen werden: er kann eben nicht vergessen, weshalb er erschaffen ist.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

14. Indomohammedanische Sage.

Bei der Schöpfung warnte der Löwe den **Elefanten** vor dem Menschen, der ihn unterwerfen und auf ihm reiten könne. Der Felsen warnte ihn vor einem kleinen Insekt, der Ameise, die in sein Ohr kriechen und ihn zu Tode stechen könne. Die erste Warnung beachtete der Elefant nicht, wurde vom Menschen unterworfen, und man kann ihn oft darüber aus Kummer Staub auf sein Haupt streuen sehen. Um dem Rest der Prophezeiung zu entgehen, bewegt er fast immer seinen Kopf von einer Seite zur anderen und klappt mit seinen großen Ohren.

Notes and Queries 3. Ser., 6, 142.

15. Aus Flandern.

Eines Tages, ich weiß nicht mehr, wie lange es her ist, hatten die Vögel den vierfüßigen Tieren den Krieg erklärt. Als nun die Schlacht geschlagen werden sollte, befand sich die **Bachstelze** in der vordersten Reihe, und kurz ehe der Kampf begann, blickte sie sich noch einmal um und wollte sehen, wie stark das Heer der Ihrigen sei. Aber ach! Fast alle ihre Kampfgenossen waren winzig klein im Vergleich zu den Feinden. Da klopfte ihr das Herz so, daß ihr Schwanz zu zittern anfing und auf und ab wippte. Obgleich damals die Vögel siegten, so denkt die Bachstelze noch heute an diesen Tag der Angst, besonders, wenn sie sich auf die Erde niederläßt; dann kommt jedesmal die Furcht wieder über den kleinen Vogel, und man sieht seinen Schwanz auf und ab wippen.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels.

16. Aus Loango.

Die **Bachstelze** erfand die Trommel und trommelte nach Herzenslust. Das hörte ein Mann und wollte die Trommel haben. Er wettete mit der Bachstelze, daß er besser zu trommeln verstände als sie. Als die Sache zum Austrag kam, wurde zugunsten des Mannes entschieden, denn der hatte zehn Finger, die Bachstelze nur ihren Schwanz. Der Gewinner nahm die Trommel und ging zu den Menschen. Aber die Bachstelze kann das Trommeln nicht lassen, immer wippt sie mit dem Schwänzchen.

Pechuël-Loesche, Volkskunde von Loango, S. 105.

17. Sage der Diegueños.

Warum die **Fliegen** die Füße aneinanderreiben? Sie bitten die Menschen um Vergebung, da diese durch ihren Rat sterblich geworden sind. [Siehe in einem späteren Band unter: Warum die Menschen sterben.]

Journ. of Am. Folklore, 14, 183.

18. Sage der Zuñi (Neu-Mexiko).

Vor langer Zeit, als unsere Vorfahren sich schon in dem Hügelland niedergelassen hatten, geschah folgende Geschichte mit den **Kippkäfern**, das sind Käfer, die im Frühling und Vorsommer auf dem Boden herumlaufen, ihre Beine in die Höhe werfen und den Kopf in jeden Riß und jedes Loch bohren, das sie finden.

Also damals lief einer von diesen Käfern auf einem Bergwege in der Sonne hin und her, als gerade ein Präriewolf des Weges kam. Der spitzte seine Ohren, schnüffelte herum und streckte die Pfote aus, um den Käfer zu greifen. „Ho!“ rief er, „ich werde dich zerbeißen“.

Da steckte der Käfer seinen Kopf in die Erde, hob die Füße in die Luft und rief: „Halt, halt, Freund! Wart' einen Augenblick, ich höre etwas Seltsames da unten, um Gotteswillen wart' einen Augenblick!“

„Na, was hörst du denn?“ fragte der Präriewolf.

„Still, still,“ rief der Käfer und hielt seinen Kopf noch immer in die Erde, „höre nur!“

Da zog sich der Präriewolf ein bißchen zurück und versuchte auch zu horchen. Nach einer Weile erhob sich der Käfer mit einem Seufzer der Befriedigung.

„Nun, was gab es denn?“ fragte der Präriewolf.

„O, Gott sei uns gnädig!“ rief der Käfer kopfschüttelnd. „Ich hörte, wie sie unten berieten und sagten, morgen wollten sie jeden bestrafen und verjagen, der die Straßen dieses Landes beschmutzt habe, und sie sind schon auf dem Wege.“

„O weh, o weh,“ rief der Präriewolf, „das hab ich all diese Tage getan, da will ich nur machen, daß ich fortkomme,“ und weg war er.

Der Käfer aber machte einen Luftsprung nach dem andern vor lauter Freude, daß ihm die List gelungen war, und steckte seinen Kopf so fest in den Sand, daß er beinah abgedreht wurde.

Seit dieser Zeit aber haben all diese Käfer, die Nachkommen jenes einen, die merkwürdige Gewohnheit, die Beine in die Luft zu werfen und den Kopf in den Sand zu stecken.

Cushing, Zuñi Folk Tales S. 235.

19. Aus Luxemburg.

Sobald der Mensch den **Ochsen** sah, bemerkte er auch seine große Kraft und gebrauchte ihn, um Lasten zu ziehen. Der Ochse gehorchte der Stimme des Herrn und zog die schweren Lasten schnellen Schrittes. Doch als er nach vielen Arbeitsjahren die Ruhe, die er ersehnte, nicht kommen sah, wagte das nützliche Tier seinen Führer zu fragen, wann es sich endlich ausruhen dürfe. „Niemals“, antwortete der Mensch, „du wirst bis zum Ende deiner Tage arbeiten.“ „Ach, wenn es so ist,“ sagte der Ochse, „werde ich mich künftig nicht beeilen.“

Und seitdem geht er bedächtigen Schrittes einher.

A. Harou, Revue des trad. pop. 13, 344 = Sébillot, Folklore 3, 74.

20. Aus Polynesien.

a) Die ersten Menschen liefen auf vier Füßen, während das **Schwein** aufrecht lief. Den anderen Tieren gefiel das nicht, und auf ihren Wunsch sprang die Eidechse

auf den Rücken des Schweines und ließ es auf seine Vorderpfoten fallen. Seitdem läuft das Schwein auf allen vier Pfoten, der Mensch aber geht aufrecht. (Aus Erromanga, Neu-Hebriden).

Réville, Relig. d. peuples non-civilisés = Turner, Polynesia S. 496.

b) Als Qat den Menschen erschaffen hatte, sollte dieser aufrecht auf den Beinen gehen. Da baten ihn die Brüder, daß die Schweine, die bis dahin ebenfalls auf zwei Beinen gingen, nunmehr auf allen Vieren laufen sollten, was denn auch geschah. (Banks-Inseln.)

Globus 40, 378.

21. Hottentottisches Häufungsmärchen. (Aus Klein-Namaqualand.)

Die Maus hatte des Schneiders Kleid zerrissen. Der ging zum **Pavian** und klagte die Maus an. Die schob aber die Schuld auf die Katze, die Katze auf den Hund, der Hund auf das Holz, das Holz auf das Feuer, das Feuer auf das Wasser, das Wasser auf den Elefant, der Elefant auf die Ameise. Darum lud der Pavian alle zum Verhör. Weil aber jeder die Schuld auf den andern schob, so konnte der Pavian keine bessere Strafweise finden, als daß er den einen den andern bestrafen ließ. Er sprach: „Katze, beiß die Maus! Hund, beiß die Katze; Holz, schlag den Hund! Feuer, brenne das Holz! Wasser, lösche das Feuer! Elefant, trinke das Wasser! Ameise, kneife den Elefanten!“ So taten sie denn, und seit der Zeit können sie sich nicht mehr miteinander vertragen. Die Ameise kneift den Elefanten, der Elefant trinkt das Wasser usw. — Seit jenem Tage geht der Pavian auf allen Vieren. Er hat wohl die Fähigkeit, aufrecht zu gehen, durch dieses närrische Urteil eingebüßt (?).

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika.

22. Singhalesische Sage.

a) Der **Jagdleopard** (cheetah = Sanskr. citraka) bat einst die **Katze**, ihn das Klettern zu lehren. Die Katze willigte erfreut ein, aber im Hochgefühl, einen solchen Schüler zu haben, vergaß sie ganz, ihn zu lehren, wie man wieder herunterkommt, oder, was wahrscheinlicher ist, lehrte es ihn nicht, da sie es selbst nicht konnte und ihre Unwissenheit nicht zeigen mochte. Als der Leopard sich nun oben im Baum so im Stiche gelassen sah, schwor er seinem Guru ewige Rache. Wie er herunter kam, wissen wir nicht, — ob er herunter sprang oder glitt, so gut es ging. Die Wahrheit der alten Sage wird genug bezeugt durch des Leoparden Ungeschick im Herunterklettern. Er ist ein guter Kletterer, aber wenn er herunterkommen will, kann er sich nur langsam am Stamm entlang kratzen, mit dem Hinterteil voran.

Seitdem schont kein Leopard die Katze, aber seine Verehrung für den ehemaligen Lehrer ist doch so groß, daß er, statt ihn gleich zu fressen, ihn auf einen erhöhten Platz legt und verzehrt.

Orientalist 2, 149 (verkürzt auch im Indian Antiquary 33, 229.)

b) Die Tiger waren früher unwissend, bis einst der König der Tiger zur Katze kam und um Unterricht bat. Die Katze willigte ein und lehrte den Tiger lauern und springen, und was sonst ihre Rasse weiß. Zuletzt, als der Tiger glaubte, die Katze habe ihn alles gelehrt, sprang er auf sie zu, um sie zu zerreißen und zu fressen. Da lief die Katze schnell auf einen Baum, und der Tiger konnte nicht folgen. „Komm herunter“, rief der Tiger, „komm gleich herunter!“ „Nein“, rief die

Katze. „Wie gut, daß ich dich nicht alles lehrte, sonst könntest du mich selbst hier verfolgen."

Orientalist 2,150 = Swynnerton, Rāja Rasāla, appendix S. 179 (Legends of the Panjab).

23. Persische Sage.

Ali hatte sich eines Tages zum Austeiler der Rationen an die Menschheit gemacht; Omar, der Ali des Betruges überführen wollte, trat vor ihn mit einem Getreidekorn zwischen Daumen und Zeigefinger, sehr geneigt, es zu verschlucken, wenn Ali das Eigentum daran leugnen würde, um ihn zur Lüge zu verführen, oder es wegzuwerfen, wenn er es ihm aufhalsen würde. „Ali," sprach er, „ist dieses Korn für meine heutige Ration bestimmt?" — „Nein", antwortete dieser. In demselben Augenblick stürzte sich Omar mit dem Korn in der Kehle mit einer solchen Gewalt auf ihn, daß ihm das Korn sofort wieder herausfuhr.

Alis **Katze**, die zwischen den Füßen ihres Herrn einen Buckel machte, verschluckte sofort das Korn, das Omar entschlüpft war, welcher hustend und verwirrt davonging. Zur Erinnerung an diesen Dienst gab Ali der Katze die Eigenschaft, die Erde niemals mit ihrem Rücken zu berühren.

Revue des trad. pop. 12, 667 = Le Tour du monde 1862, 2, 124.

24. Aus Kleinasien.

Der Prophet hatte sich zu weit in die Wüste gewagt und war nach langem Laufen eingeschlafen, vor Ermüdung geschwächt.

Da kam eine große Schlange, die von Gott geschickt war, aus dem Gebüsch und kroch zu ihm heran. Sie wollte den Diener des Barmherzigen beißen, da stürzte sich die **Katze**, die zufällig vorbeikam, auf das Reptil und machte es nach langem Kampfe tot.

Der Prophet erwachte von dem Gezisch des verendeten Untiers. Dann erkannte er, von welcher Gefahr ihn die Katze errettet hatte. „Komm!" befahl Allahs Diener. Die Katze kam herbei.

Der Prophet liebkoste die Katze dreimal, und dreimal segnete er sie, indem er sprach:

„Der Segen sei über dir, Katze!" Dann fügte er zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit hinzu:

„Zur Belohnung für das Gute, das du mir getan hast, wirst du unbesiegbar sein in den Kämpfen. Keine Kreatur der Erde wird dich auf den Rücken werfen können. Geh, und nochmal sei dreifach gesegnet!"

Infolge dieser Segnung des Propheten, so sagen die Türken, fällt eine Katze immer auf ihre Füße, von welcher Höhe sie sich auch herabstürze.

Carnoy et Nicolaïdes, Trad. pop. de l'Asie min., p. 232 f. (Aus Indge-Sou = Caesarea.)

25. Aus Indien.

Vor langer Zeit lebten eine Anzahl **Affen** zusammen im Dschungel. Einer davon lief mit der Frau eines anderen davon, und die Affen verstießen ihn aus ihrer Gemeinschaft. Eines Tages kam er wieder und sagte: „Es wird nun bei den Stadtleuten als Vergehen angesehen, mit der Frau eines anderen wegzulaufen, aber es ist nie so im Dschungel gewesen. Ich schlage vor, daß wir in Zukunft unsere Frauen gemeinsam haben, und wer eine für sich allein nimmt, soll zur Strafe vom Baum fallen."

Den Affen war es recht, und seitdem haben sie keine Ehegesetze, und niemand fällt vom Baum.

Indian Antiquary 35, 180.

II. Mängel der Befähigung.

A. Vögel, die nicht fliegen.

1. Sage der Aino.

Als der Schöpfer die Welt erschaffen hatte und wieder in den Himmel zurückgekehrt war, sandte er den **Hahn** hinunter, der sollte die Welt ansehen und ihm sagen, ob sie gut sei oder nicht. Es war ihm befohlen worden, dann sogleich wieder zu kommen. Aber die Welt war so schön, daß der Hahn sich nicht trennen konnte und von Tag zu Tag den Aufbruch verschob. Aber Gott war erzürnt über seinen Ungehorsam, streckte seine Hand aus, schlug ihn auf die Erde nieder und sagte: „Wir brauchen dich nicht mehr im Himmel."

Und darum kann bis heutigentags der Hahn nicht hoch fliegen.

Folklore Journal 6, 8 = Chamberlain, Aino Folklore p. 8.

2. Sage der Sulka (Neupommern).

Der Vong **(Kasuar)** konnte früher fliegen, ganz wie die anderen Vögel. Aber er büßte diese Fähigkeit ein, und zwar auf folgende Weise: Eines Tages regnete es sehr. Der Vong saß auf einem Baum und ließ die Regentropfen von sich abrieseln. Da kam das kleine Vögelchen 'a vit' und redete ihn folgendermaßen an: „Mein Großvater, hebe deine Flügel doch ein wenig in die Höhe, daß ich darunter schlüpfe und mich vor dem Regen schütze!" Der gutmütige Vong erhörte alsbald die Bitte des Kleinen, und der Vit schlüpfte behende unter einen Flügel. Er war aber ein arger Schelm, nahm Nadel und Faden und nähte den Oberflügel fest an den Körper des Vong. Hiermit fertig, sprach er nochmals: „Mein Großvater, laß mich unter den anderen Flügel schlüpfen, denn hier tropft es durch." Der Vong war damit zufrieden, und der Vit versteckte sich unter den anderen Flügel, den er nun ganz wie den ersten mit Nadel und Faden befestigte.

Als der Regen aufgehört hatte und die Sonne wieder schien, sagte der Vit zum Vong: „Laßt uns davonfliegen, denn jetzt ist das Wetter wieder schön!" und schnell schlüpfte er aus seinem Obdach hervor und flog von dannen. Als nun der Vong folgen wollte, bemerkte er zu seinem Schrecken, was der Vit angerichtet hatte: wie sehr er sich auch abmühte, es gelang ihm doch nicht, seine Flügel auszubreiten und davonzufliegen; er fiel zur Erde, und seit jener Zeit muß er sich beständig auf dem Boden aufhalten.

Der Vong war sehr erbost und rief dem Vit zu: „Warte nur, ich werde deinen Kot behexen, und dann wirst du sterben".

Wenn nun der Vit sein Bedürfnis verrichten mußte, setzte er sich so in die Baumkrone, daß sein Kot nicht auf den Boden fallen konnte, um von dem Vong behext zu werden, sondern am Baum hängen blieb. Aber der an den Ästen hängende Kot zog sich allmählich zu einem langen Faden aus und verwandelte sich in eine Schlingpflanze, 'a gilengúi', mit schönen roten Blüten.

„Mit geringen Abweichungen auch auf der Gazellehalbinsel bekannt." Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee S. 694.

3. Aus Togo.

Ehemals lebten der **Kasuar** und der **Nashornvogel** gemeinschaftlich auf einem hohen Baum, hatten aber keine Flügel. Der Baum trug Früchte, aber durch das Herumhüpfen der beiden fielen die reifen auf die Erde hinab, so daß nur noch unreife oben an den Zweigen hingen. Sie hatten aber sehr großes Verlangen, die am

Boden liegenden Früchte zu essen, die für sie jedoch unerreichbar waren. Da fällt dem Kasuar ein guter Gedanke ein, wie sie dahin gelangen könnten. „Vetter", sagt er, „wir wollen probieren, uns mittels Federn fortzubewegen."

Sie machten sich nun gegenseitig Flügel. Der Kasuar war geschickt, aber der Nashornvogel hatte kein Verständnis, er machte seine Sache schlecht. Er zerschliß nämlich die Federn alle ganz klein und schmal, wie die Frauen tun, wenn sie sich Schürzen machen.

Als sie fertig waren, probierten sie die Flügel. Der Nashornvogel konnte auch, dank seiner ihm vom Kasuar gefertigten Schwingen, herrlich fliegen; dieser jedoch platschte sogleich auf die Erde herab und kann sich nun nicht mehr davon aufschwingen, sondern muß immer laufen.

Zeitschr. f. afr. u. ozean. Spr. 2, 239.

4. Sage der Haussa.

Im Anfang, als alle Dinge geschaffen waren, sagte der Schöpfer zu den Vögeln: „Erhebt euch und flieget." Und alle Vögel sagten, indem sie sich erhoben: „Wenn es Gottes Wille ist, wollen wir uns erheben und fliegen." Nur das Perlhuhn sagte: „Ob Gott es will, oder nicht, ich will mich erheben und fliegen." [Vgl. S. 176.] Es erhob sich, um zu fliegen, aber es fiel nieder, es erhob sich noch einmal, um zu fliegen, aber es fiel noch einmal nieder. Und Gott sagte zu ihm: „Ich habe den Segen von dir genommen. Du, Perlhuhn, sollst nur deine Füße gebrauchen können."

J. F. Schön, Magana Haussa S. 130.

5. Aus Flandern.

In alten Zeiten konnte das **Huhn** gerade so gut fliegen wie die **Taube**, aber es war streitsüchtig und mißhandelte die Taube. Wo sie auch hinflog, immer wurde sie von ihrem Feinde verfolgt. Eines Tages haderten sie wieder, daß die Federn davonflogen; die Taube hatte eine tiefe Wunde erhalten, und das Blut tropfte ihr an den Füßen herab. Da sagte der liebe Gott, der alles mit angesehen hatte: „Hinfort soll das Huhn nicht höher als einen oder zwei Meter fliegen können; aber die Taube soll so gut fliegen wie bisher. Auf diese Weise wird dem Hader ein Ende gemacht werden." Seitdem können sich die Hühner nur mit Mühe vom Boden erheben, während die Tauben zu den besten Fliegern gehören. Auch haben sie seitdem rote Füße.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 60. Vgl. Revue des trad. pop. 10, 364.

B. Tiere, die das Gehör oder die Sprache verloren haben.

1. Aus Kamerun.

Der **Leguan** und der **Munjole** waren sehr befreundet. Der Munjole ging gern zum Fischfang aufs Meer, denn er war ein Fischer. Sehr oft brachte er seinem Freunde, dem Leguan, Fische mit.

Der Munjole war aber ein großer Lügner. Als er eines Tages vom Fischfang heimkam, erzählte er seinem Freunde: „Mein lieber Freund, was ich dir jetzt sage, ist lautere Wahrheit. Ich sah heute ein Tier im Meere, das war sehr groß."

Da fragte ihn der Leguan: „Mein Freund Munjole, wie groß war denn dieses Tier?" Der Munjole antwortete: „Es war ganz besonders groß. Es war so groß wie mein Schenkel."

Als der Leguan das hörte, da schrie er laut auf: „Die Lügen (Übertreibungen) des Munjole sind so arg, daß man sie nicht mehr mit anhören kann!" Der Schenkel

des Munjole ist nämlich so stark wie eine Nadel. Der Leguan schloß seine Ohren, um die Übertreibungen des Munjole nicht mehr mit anhören zu müssen.

Von der Zeit an kann der Leguan nicht hören.

Lederbogen, Kameruner Märchen Nr. 39. („Der Leguan ist eine fast 1 m lange starke Eidechse. Der Munjole ist ein ganz kleiner Vogel, kleiner als der Kolibri, kleiner als ein Fingerglied.")

2. Sage der Aino.

In alten Zeiten konnten die **Hunde** sprechen. Folgendes ist der Grund, daß sie nicht mehr sprechen können. Ein Hund lockte einst seinen Herrn in den Wald unter dem Vorwand, er wolle ihm Wild zeigen, ließ ihn aber dann von einem Bären zerreißen. Darauf lief er zur Frau seines Herrn zurück und log: „Mein Herr ist von einem Bären zerrissen worden. Als er starb, befahl er mir, euch zu heiraten".

Die Witwe wußte, daß der Hund log, aber er drängte sie immer mehr. Da warf sie ihm voll Kummer und Zorn eine Handvoll Staub in das offene Maul. Da konnte er nicht mehr sprechen, und seitdem können alle Hunde nicht mehr sprechen.

Folklore Journal 6, 8 = Chamberlain, Aino Folklore p. 8.

3. Aus Nordindien.

Agni, der Feuergott, flüchtete sich ins Wasser, um den Göttern zu entgehen [vgl. Bd. VI], aber die **Frösche** litten durch die Hitze und benachrichtigten die Götter, und die erzürnte Gottheit verfluchte sie, daß ihre Rede nun unverständlich (inarticulate) sein solle.

Crooke, Pop. Religion and Folklore of North-India 2, 256.

4. Mongolische Sage.

Der **Specht** war einst ein Diener des Propheten Moses. Er stahl viel und versteckte dann seinen Raub, aber er wußte nicht, daß Moses dies nicht verborgen war. Endlich verlor Moses die Geduld und beschloß, ihn zu bestrafen. Er zog ihm ein Kleid an, das hatte schwarze Streifen auf dem Rücken, und verbot ihm, je Gras oder Fleisch zu fressen, nur dürres Holz sollte seine Nahrung sein. Der Specht wollte sagen: „Es gibt gar nichts zu essen", aber er brachte nur noch den Laut: „Ki ek" heraus, und niemand konnte ihn mehr verstehen.

Folklore Journal 3, 328.

5. Sage der Tschuktschen.

Der Wolf, der reichste Hirt des Landes, verspottet den **Raben** wegen seiner Armut. Der Rabe nimmt die Gestirne vom Himmel, setzt sie aber für großes Lösegeld wieder daran. Ein Teil des Lösegeldes sind zwei Schwestern des Wolfes, die dann seine Zunge um eine Drahtschlinge (loop of twine) winden und ihn für immer der Sprache berauben.

Amer. Anthropologist 1902, 644.

6. Sage der Kwakiutl.

Der „Große Erfinder" spielt mit dem **Kormoran** und verliert. Er ist böse und lädt den Kormoran ein, mit ihm Heilbutten zu fischen. Der Kormoran hat wieder Glück, der Große Erfinder aber fängt nichts. Er bietet sich darauf an, den Kormoran zu lausen, und heißt ihn die Zunge herausstecken, damit er die Laus darauf legen könne. Kaum tut dies der Kormoran, als der Große Erfinder ihm die

Zunge ausreißt. Dann nimmt er ihm alle Fische weg. Seitdem kann der Kormoran nicht mehr reden.

Boas und Hunt, Kwakiutl Texts, p. 504 (291). Vgl. oben S. 29. 77. 153.

7. Hottentottische Sage.

Vor Zeiten pflegte der **Löwe** zu fliegen. Ein paar **weiße Krähen** ließ er, während er auf Jagd auszog, zur Bewachung der Knochen der von ihm erbeuteten Tiere im Kraale zurück. Aber eines Tages kam der große dicke Frosch, brach die Knochen in Stücke und sprach dabei: Weshalb kann Mensch und Vieh nicht länger leben? Wenn er kommt, so sagt ihm nur: ich lebe dort an jenem Teiche; wenn er mich aufsuchen will, so mag er nur dorthin kommen.

Der Löwe aber, der auf Wild lauerte, wollte just auffliegen, da fand er, daß er nicht fliegen konnte. Zornig kehrte er zum Kraal zurück und fragte die Krähen: „Was habt ihr gemacht, daß ich nicht auffliegen kann?“ Sie erzählten ihm das Vorgefallene. Der Löwe eilte zum Teich und versuchte den Frosch zu beschleichen. Es gelang ihm aber nicht, ihn zu fangen.

Seit jenem Tage ging der Löwe auf seinen Füßen und begann das Wild zu beschleichen. „Die weißen Krähen aber verstummten gänzlich seit jenem Tage, an dem sie gesagt hatten: Von der Sache läßt sich nichts sagen.“

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika S. 34 (gekürzt).

III. Der Geruch.

1. Sage von der Goldküste.

Es gab eine Gottheit, die sich mit wohlriechenden Salben einzureiben pflegte. Als der Bock das bemerkte, näherte er sich ihr, um ebenfalls gut zu riechen. Sie willigte scheinbar ein, aber statt des Parfüms gab sie ihm eine Büchse mit übelriechender Salbe. Er rieb sich damit ein, und das ist der Ursprung seines schlechten Geruches.

Revue des trad. pop. 2, 492.

2. Sage der Voodoo (Nordamerika).

Das **Stinktier** war der jüngere Bruder der Panterkatze. Schon vom Tage seiner Geburt an brachte es Schande über seine Familie, denn es war feige, falsch und und diebisch. Es dachte mehr daran, Nester ihrer Eier zu berauben, als sich ebenbürtige Beute zu suchen. Es fing Feldmäuse, Heuschrecken und sonstige Insekten. Maulwürfe und Eichhörnchen verachteten es und fürchteten sich nicht vor ihm. War es in sicherem Versteck, so beleidigte und beschimpfte es jedes vorübergehende Tier; selbst dem grauen Wolf verweigerte es den Respekt.

Da diesem Betragen Einhalt getan werden mußte, so rief einst der graue Wolf die Tiere zusammen, um auf Mittel und Wege zu sinnen, wie das Stinktier unschädlich gemacht werden könne. „Töte es!“ riefen alle, nur die Panterkatze und der schwarze Wolf nicht; denn jene wollte ihren Bruder nicht verurteilen, und der Wolf hatte seinen eigenen Plan, über den er sich nicht öffentlich ausließ.

Als nun der graue Wolf das Stinktier vernichten wollte, warf sich dieses reuig vor ihm auf die Erde und bat ihn so lange inbrünstig, sein Leben zu schonen, bis er Gnade für Recht ergehen ließ und es mit Verachtung strafte. Doch spaltete er seine Klauen, kürzte seine Zähne ab und ließ es durch seine Zauberkunst so zusammenschrumpfen, daß es nicht größer als ein Eichhörnchen war.

Nach einer Weile kehrte der schwarze Wolf zu ihm zurück und sprach: „Lasse

den Mut nicht sinken, denn ich werde dir ein Mittel geben, das selbst den grauen Wolf zur Verzweiflung bringt."

Das Stinktier richtete den Kopf in die Höhe und fragte: „Was kannst du für mich tun? Meine Kraft ist dahin, meine Klauen sind wie Gras und meine Zähne wie Weidenzweige."

„Gib acht", erwiderte der schwarze Wolf. Dann nahm er ein Ei aus einem verlassenen Vogelnest und tat hinein den Schweiß seines Körpers, den Atem eines Aasgeiers, den Wind, der über ein mit Leichen bedecktes Schlachtfeld geweht hatte, und ein wenig Wasser aus einem grünen Pfuhle. Alle diese Dinge rührte er in dem Ei durcheinander, gab es dem Stinktier und sprach: „Führe dies stets bei dir, und du wirst alle deine Widersacher besiegen."

Das Stinktier nahm dieses Geschenk dankend an und versuchte auch gleich seine Wirkung an seinem Wohltäter. Der lief fort, so schnell ihn seine Füße tragen konnten. Seit dieser Zeit ist das Stinktier der Schrecken aller Tiere geworden.

K. Knortz, Was heißt Volkskunde? S. 184ff. = M. A. Owen, Voodoo Tales. New York 1893.

3. Sage der Cherokee.

Der **Nerz** war ein so großer Dieb, daß die Tiere darüber Rat hielten. Es wurde beschlossen, ihn zu verbrennen. Sie fingen ihn, zündeten ein großes Feuer an und warfen ihn hinein. Wie die Flamme aufstieg und sie das gebratene Fleisch rochen, dachten sie, er sei wohl genügend bestraft und würde sich voraussichtlich bessern. So nahmen sie ihn denn wieder heraus. Aber der Nerz war schon schwarz gebrannt und ist seitdem schwarz geblieben, und sobald er angegriffen wird, riecht er wieder wie gebratenes Fleisch.

Die Strafe hat nichts genützt: er ist noch jetzt genau so ein Dieb wie früher.

Mooney, Myths of the Cherokee, S. 277.

IV. Das Verhalten bei Gefahr.

1. Sagen der Bornu (Nordafrika).

a) Im Anfang war kein einziges von allen Tieren im Walde mit Verstand begabt. Wenn der Jäger auf sie losging, um sie zu töten, blieben sie ruhig stehen und starrten ihn an; so gingen sie Tag für Tag zugrunde. Da sandte Gott einen Boten in die Welt, der einen ganzen Sack voll Verstand, fest zugeschnürt, unter einen großen Baum mitten im Walde legen sollte.

Das **Wiesel** bemerkte den Boten, rief schnell den **Hasen** herbei und sagte zu ihm: „Bruder Hase, siehst du den Sack dort unter dem Baum? Ein fremder Mann hat ihn dort hingebracht; für mich ist er zu schwer, versuche, ob du ihn forttragen kannst". Aber der Hase konnte es nicht, der Sack war viel zu schwer. Ärgerlich ging er davon. Das Wiesel wiederholte nun allein den Versuch, aber gleichfalls vergebens. Da riet ihm eine Taube, die vom Gipfel des Baumes zusah, den Sack gegen einen Baumstamm zu lehnen. „Du mußt dich dann bücken", fuhr sie fort, „und ihn dir auf diese Weise aufladen." Das Wiesel tat das auch und brachte den Sack glücklich in seine Höhle; dort setzte es ihn nieder, öffnete ihn, und siehe da! es war lauter Verstand darin. Nun lief das Wiesel eilends davon, den Hasen aufzusuchen; schon von weitem rief es ihm zu: „Bruder Hase, denke dir nur, in dem Sack ist lauter Verstand. Erzähl es aber ja niemandem! Ich will dir ein wenig davon abgeben und das andere in meiner Höhle verbergen. Wer dann kommt, um etwas von mir zu erbitten, dem will ich davon geben." Damit griff das Wiesel in

den Sack und gab dem Hasen seinen Anteil, wobei es fortfuhr: „Nimm dies mit dir, es wird dir zur Rettung dienen. Schlafe bei Tage mit offenen Augen, damit man denkt, du wachest, und von dannen geht, ohne dir ein Leid anzutun; legst du dich aber wachend nieder, so schließe deine Augen, und wenn der Jäger dann auf dich zukommt, dich zu greifen, so fliehe in den Wald. Dies wird genug Verstand für dich sein, den Rest will ich daheim aufbewahren.“ Der Hase ging vergnügt nach Hause und schläft seit jenem Tage mit offenen Augen, im Wachen aber schließt er sie; so entkommt er den Jägern. Das Wiesel aber verbarg den andern Verstand in seiner Höhle und gab den übrigen Tieren allmählich davon ab; daher stammt der Verstand, den diese noch jetzt haben. Für sich selbst aber behielt es den größten Teil. Triffst du nun im Walde ein Wiesel und denkst bei dir: „Halt, das will ich mir doch fangen!“ und treibst es vor dir her, so läuft es in seine Höhle hinab, und ehe du dich noch daran gemacht hast, die Höhle aufzugraben, ist es bereits hinter deinem Rücken hervorgekommen und ist längst über alle Berge, wenn du erst bemerkst, daß seine Höhle leer ist.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 97.

b) Der **Storch** legte seine Eier in einen hohlen Baum und brütete sie aus. Als die jungen Störche aber herauskamen und nach Nahrung schrien, hatte Frau Storch nichts, was sie ihnen hätte geben können. Endlich versuchte sie, auf Anraten einer Freundin, die **Kröten** im nahen Sumpfe zu überlisten. Leise legte sie sich vor Tagesanbruch neben dem Sumpfe nieder, streckte die Beine von sich, ließ die Flügel schlaff herabhängen, öffnete den Mund und schloß die Augen, ganz als ob sie tot sei.

Der Tag brach an; da hob eine Kröte den Kopf aus dem Wasser hervor und schaute sich um. Schnell tauchte sie wieder unter und rief allen anderen Kröten zu: „Kommt herbei, vor unserer Haustüre liegt ein toter Körper.“ Eine Kröte nach der anderen hob nun den Kopf aus dem Wasser empor und guckte den Storch an, dann hielt man Kriegsrat, und auf Vorschlag ihrer weisen Männer stiegen die Kröten ans Land und begannen den Storch fortzuschleppen. Dabei sangen sie: „Schlepp ihn fort und laß ihn liegen!“ Der Storch ließ alles ruhig mit sich geschehen. Als die Kröten ihn nun eine ziemliche Strecke fortgeschleppt hatten, ließen sie den Körper liegen und machten sich auf den Heimweg. Da sprang der Storch mit Blitzesschnelle auf und eilte ihnen nach; bald hatte er eine eingeholt und verschlungen, und wenn die anderen auch davoneilten, so schnell sie konnten, dennoch holte der Storch eine nach der anderen ein und steckte sie in seinen Sack. Dann eilte er nach Hause und war vergnügt, daß er Nahrung für seine Kinder gefunden hatte. Darum werden die Kröten plötzlich still, sobald sich jemand dem Sumpfe nähert, darinnen sie sind; sie haben Angst, der Storch komme wieder.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 150f. nach S. W. Koelle, African native literature S. 156.

2. Sagen der Cherokee.

a) Das **Opossum** hatte einst einen langen, buschigen Schwanz; darauf war es so stolz, daß es ihn jeden Morgen kämmte und dabei Tanzlieder sang. Da wurde das Kaninchen, dem der Bär seinen Schwanz ausgerissen hatte, zuletzt so eifersüchtig, daß es beschloß, dem Opossum einen Streich zu spielen.

Es war eine große Ratsversammlung und ein Tanz, bei welchem alle Tiere anwesend waren. Des Kaninchens Amt war es, die Einladungen auszutragen, und als

es an des Opossums Haus vorüberkam, fragte das Kaninchen, ob es beabsichtige, dort zu sein. Das Opossum antwortete, es würde kommen, wenn es einen besonderen Sessel bekäme; „denn ich habe einen so schönen Schwanz, daß ich sitzen muß, wo mich jeder sehen kann." Das Kaninchen versprach das zu besorgen, außerdem aber wollte es jemand schicken, der des Beuteltiers Schwanz zum Tanze kämmen und frisieren sollte. So war denn das Opossum sehr befriedigt und willigte ein zu kommen.

Darauf ging das Kaninchen hin zur Grille, die ein so ausgezeichneter Haarschneider war, daß die Indianer sie den Barbier nannten, und befahl ihr, den nächsten Morgen hinzugehn und des Opossums Schwanz für den Tanz am Abend zu frisieren. Es sagte der Grille genau, was zu tun sei, und ging dann, um weiter Unheil zu stiften.

Am Morgen kam die Grille zum Opossum, um es zum Tanze zurechtzumachen. Das Opossum streckte sich aus und schloß seine Augen, während die Grille ihm den Schwanz auskämmte und eine rote Schnur darum wand, um ihn bis zur Nacht glatt zu erhalten. Aber während all der Zeit, da sie die Schnur umwickelte, schnitt sie das Haar bis dicht an die Wurzel ab, und das Opossum wußte nichts davon.

Als es Abend wurde, ging das Opossum zum Stadthause, wo der Tanz sein sollte, und fand den besten Platz für sich bereit, gerade so, wie das Kaninchen es versprochen hatte. Als die Reihe zum Tanzen an das Opossum kam, löste es die Schnur von seinem Schwanze und trat in die Mitte des Raumes. Die Trommelschläger begannen zu trommeln und das Opossum zu singen: „Seht meinen schönen Schwanz!" Alles jauchzte, und es tanzte im Kreise und sang weiter: „Seht, welch schöne Farbe er hat!" Sie jauchzten wieder, und es tanzte noch eine Tour und sang: „Seht, wie er am Boden schweift!" Die Tiere jauchzten lauter denn je, und das Opossum war entzückt. Es tanzte abermals und sang:

„Seht, wie schön der Pelz ist!" Darauf lachten alle zusammen so lange, daß das Opossum sich wunderte, was sie meinten. Es sah im Kreise der Tiere umher, und alle lachten es aus. Dann sah es hinunter auf seinen wunderschönen Schwanz und sah, daß nicht ein Haar mehr übrig gelassen war, sondern so nackt war wie der Schwanz einer Eidechse. Es war so sehr erstaunt und beschämt, daß es nicht ein Wort hervorbringen konnte, sondern sich hilflos am Boden wälzte und grinste. Und so macht es das Opossum noch bis auf diesen Tag, wenn es überrascht wird.

b) Das Kaninchen und das Opossum wollten sich eine Frau nehmen, aber sie fanden keine, die einwilligte. Da hielten sie zusammen Rat, und das Kaninchen sagte: „Hier können wir keine Frauen bekommen, laß uns zur nächsten Ansiedlung gehn. Ich bin der Ratsbote, und ich werde den Leuten sagen, daß ich den Befehl bringe, daß sich jeder sofort eine Lebensgefährtin nehmen muß, und dann werden auch wir sicher Frauen bekommen."

Das Beuteltier fand den Plan gut, und so machten sie sich zusammen auf den Weg zur nächsten Stadt. Da das Kaninchen schneller lief, kam es zuerst an und wartete draußen, bis die Leute es gewahrten und es in das Rathaus führten. Als das Oberhaupt der Stadt kam, um ihn nach seinen Geschäften zu fragen, sagte es, daß es einen wichtigen Befehl vom Rate bringe: Jeder müsse ohne Verzug verheiratet sein. Darauf wurde das Volk zusammengerufen und ihm die Botschaft des Rates mitgeteilt. Jedes Tier nahm sich sofort einen Gefährten, und auch das Kaninchen bekam ein Weib. Das Opossum war so langsam gegangen, daß es erst

ankam, als alle Tiere verheiratet waren. Da stellte sich das Kaninchen, als ob ihm das sehr leid täte, und sagte: „Laß es gut sein; ich werde den Leuten in der nächsten Ansiedlung dieselbe Botschaft bringen. Du eilst dann dahin, so schnell du kannst, und diesmal wirst du sicher ein Weib bekommen.“ Darauf ging es zur nächsten Stadt, und das Opossum folgte dicht hinter ihm. Aber als das Kaninchen beim Rathaus ankam, verkündete es die Botschaft, daß jetzt zu lange Friede gewesen und jedermann faul geworden wäre. Darum hätte der Rat beschlossen, daß man einen Krieg, und zwar sogleich im Hause, beginnen solle. Da fingen alle an zu kämpfen, aber das Kaninchen machte vier große Sprünge und war gerade draußen, als das Opossum hereinkam. Alle stürzten sich auf den Ankömmling, der nicht daran gedacht hatte, seine Waffen auf eine Hochzeitsreise mitzunehmen, und sich deshalb nicht verteidigen konnte. Schon hatten sie ihn fast zu Tode geschlagen, als er umfiel und sich tot stellte, bis er eine gute Gelegenheit ersah, aufzuspringen und wegzulaufen. Das **Opossum** bekam keine Frau, aber es erinnert sich noch der Lektion, und seither schließt es die Augen und stellt sich tot, wenn der Jäger es in die Enge getrieben hat.

Mooney, Myths of the Cherokee S. 273.

3. Negermärchen aus Nordamerika.

Brer Possum und Brer Coon gehen zusammen spazieren. Sie hören den Hund. Brer Coon fragt: „Wenn der Hund uns jetzt jagt, was wirst du dann tun?“ „Dann steh ich dir bei,“ sagt Brer Possum, „und du?“ „Ich wisch ihm eins aus!“ Der Hund kommt, Brer Possum grinst von einem Ohr zum andern und fällt hin wie tot. Brer Coon aber greift ihn an, daß er fortläuft. Brer Coon schüttelt sich dann und läuft fort. Als alles sicher ist, macht sich auch Brer Possum davon. Als sich die beiden wieder begegnen, sieht Coon den Possum gar nicht an und sagt ihm, er sei feige. Possum sagt aber, der Hund habe ihn mit der Nase gekitzelt, und er sei so sehr kitzlig, da habe er nichts mehr tun können und habe immer gelacht.

Noch heute lacht das Possum, wenn man es an den kurzen Rippen anfaßt.

Harris, Nights with Uncle Remus, p. 22, Nr. III.

4. Sage der Chippeways.

Manabozho lud einst viele Tiere ein. Beim Bärenfleischessen husteten sie alle sehr, und Manabozho, über den Lärm ärgerlich, verwandelte sie alle in **Eichhörnchen**. Seitdem husten oder bellen die Eichhörnchen, wenn jemand sich ihrem Nest nähert.

Journ. of. Am. Folklore 9, 50 = Emerson, Indian Myths p. 412.

V. Das Verhalten bei besonderen Gelegenheiten.

1. Aus Deutschland.

Es flog ein Sperling auf die Düngerstätte eines Bauern. Da kam der Kater, erwischte den Sperling, trug ihn fort und wollte ihn verspeisen. Der Sperling aber sagte: „Kein Herr hält sein Frühstück, wenn er sich nicht vorher den Mund gewaschen hat.“ Mein Kater nimmt sich das zu Herzen, setzt den Sperling auf die Erde hin und fängt an, sich mit der Pfote den Mund zu waschen — da flog ihm der Sperling davon. Das ärgerte den Kater ungemein, und er sagte: „Solange ich lebe, werde ich immer zuerst mein Frühstück halten und dann den Mund waschen.“ Und so macht er es denn bis auf diese Stunde.

Aug. Schleicher, litauische Märchen, Sprichworte, Rätsel u. Lieder. 1857. S. 100. — Ähnl. ein holst. Märchen von Fuchs u. Hahn: Am Urquell 2, 174.

2. Aus den Niederlanden.

Eine Katze, die eine Ratte gefangen hatte, machte sich daran, sie zu verspeisen, aber sie besann sich und sprach: „Die Katze des Kaisers ist meine Cousine; da ziemt es sich, höflich zu sein. Waschen wir zuerst unsere Pfoten und essen dann!“ Und mit ihren beiden Vorderpfoten rieb sie sich Maul und Nase. In diesem Moment sagte die Ratte: „Leb' wohl!“ und lief davon. Seitdem haben die Katzen ihre Gewohnheit geändert: sie fressen zuerst und machen dann Toilette.

Revue des trad. pop. 3, 98 = Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 164.

3. Aus Rußland.

Der Spatz sagte: „Die Menschen trinken Branntwein und Wein, ich werde mir Bier brauen!“ Und es nahm der Spatz ein Gerstenkorn und legte es in eine Grube in Wasser. Dann nahm er sich einen kleinen Halm in den Mund und rührte dieses Bier um, das er in der Grube kochte. Dann begann er aus der Grube zu trinken, und es geschah, daß er betrunken wurde und sich im Staub zu wälzen begann. Ein Weib aber sah, daß der Spatz betrunken war, und fing ihn. Da wurde der Spatz nüchtern und sagte: „Was willst du, Frau?“ Die Frau sagte: „Ich will dich aufessen.“ Da sagte er: „Du mußt mich erst segnen und dann essen.“ Und das Weib sagte: „Wie soll ich dich segnen?“ Da sagte der Spatz: „Trag mich in die Stube, nimm einen Sack, leg' ihn auf den Tisch, mich aber lege in den Sack und öffne die Fenster und Türen; dann kannst du mich segnen und essen.“ Die Frau brachte ihn in die Stube, legte den Sack auf den Tisch, öffnete das Fenster und ging dann, die Türen aufzumachen, als der Spatz dem Sack entschlüpfte und zum Fenster hinausflog. Die Frau sah dies und kratzte sich am Halse, da es jetzt nichts mehr zu segnen gab, seit der Spatz weggeflogen war. Wenn nun das Weib jetzt einen Spatz fängt, so segnet sie ihn nicht erst, sondern verzehrt ihn schnell. Der Spatz aber braut kein Bier mehr, er fürchtet betrunken zu werden, so daß ihn die Frau fängt; jetzt trinkt der Spatz bloß Wasser.

J. Werchratsky, Snadobi 1, 198.

4. Aus Frankreich.

a) Es gelang den Ratten einst, die Katze mit einem Stück Fleisch eine Schelle verschlingen zu lassen, und sobald sie nun auf Raub auszog, hörten die Ratten es und flüchteten in ihr Loch. Da beschlossen die anderen Katzen, sie zu töten, weil ihr Magen eine Glocke enthielt. Seitdem schütteln sie sich nach jedem Fressen, aus Furcht, sie möchten wieder eine Glocke verschluckt haben.

Sébillot, Folklore 3, 78 = Revue des trad. pop. 9, 646. Vgl. Bd. IV.

b) Eines Tages reisten ein Wolfsbarsch und eine Makrele zusammen. Sie trafen andere Makrelen, denen schlossen sie sich an und zogen zusammen weiter. Sie kamen darauf an einen Ort, wo ein Schiff Anker geworfen hatte, und die Schiffer warfen Köder ins Wasser, um die Fische anzulocken. Die Makrelen wollten davon kosten und warfen sich darauf, aber der Wolfsbarsch, der es ebenso machen wollte wie sie, wurde von den Fischern mit der Angel gefangen. Nun war dieser Fisch aber der König der Wolfsbarsche, und als seine Untertanen von seiner Todesursache erfuhren, beschlossen sie, sich nie wieder bei dergleichen Dingen aufzuhalten. Seitdem gehen sie am Köder vorbei, ohne ihn anzusehen, und darum sagt man: stolz wie ein Wolfsbarsch.

Sébillot, contes de marins, p. 59.

5. Sage der Eskimos an der Beringstraße.

Vor langer Zeit bereiteten sich die Kraniche an einem Herbsttage zur Reise nach dem Süden vor. Als ein großer Schwarm beisammen war, sahen sie ein schönes junges Mädchen allein bei einem Dorfe stehen. Voll Bewunderung sammelten sie sich um sie, hoben sie auf ihre ausgebreiteten Flügel und trugen sie weit in die Lüfte. Als sie sie so in die Höhe hoben, kreisten sie so dicht unter ihr, daß sie nicht fallen konnte. Ihre lauten, heiseren Schreie übertönten ihre Hilferufe, so daß sie fortgetragen und nicht wiedergesehen wurde. Seit der Zeit kreisen die Kraniche immer mit lautem Schreien im Herbst, wenn sie sich auf die Wanderung begeben, so wie sie es damals getan hatten.

Nelson, The Eskimo about Bering Strait p. 480.

6. Sage der Tee-Wahu.

Einstmals hatte Nah-chu-ru-chu einen Freund, der in einem Dorfe wohnte, das dem Adlerfederberge näher war, als wir sind, auf dem Ort der roten Erde, wo die Trümmer noch zu sehen sind. Diese beiden jungen Leute gingen oft zusammen auf die Berge, um Holz zu holen und zu jagen.

Nun hatte aber Nah-chu-ru-chu ein reines Herz und dachte nichts Böses, aber sein Freund war auf bösem Wege und wurde eifersüchtig, denn Nah-chu-ru-chu war der bessere Jäger. Doch ließ er sich nichts merken und tat, als ob er Nah-chu-ru-chu noch von Herzen liebte. Eines Tages kam er aus seinem Dorf und sagte: „Freund Nah-chu-ru-chu, laß uns morgen Holz holen und jagen.“ „Gut,“ sagte dieser. Am nächsten Morgen brach er früh auf und kam zum Dorf seines Freundes, und sie gingen zusammen zum Berge. Als sie eine Masse Holz gesammelt und es zum Tragen in Bündel gebunden hatten, brachen sie jeder nach einer anderen Richtung auf, um zu jagen. Nach kurzer Zeit kamen sie beide zurück und brachten je ein schönes, starkes Rotwild. „Ach, warum sollen wir uns so beeilen, lieber Nah-chu-ru-chu,“ sagte der Freund. „Es ist noch früh, und wir haben viel Zeit. Komm, laß uns noch ein wenig hierbleiben und uns die Zeit mit einem Spiel vergnügen.“ „Nun gut,“ antwortete N., „aber was für ein Spiel wollen wir spielen? Wir haben weder Stöcke noch Reifen, noch sonst ein anderes Spiel zur Hand.“ „Das ist wahr, aber wir wollen den mah-khur rollen, denn während ich auf dich wartete, habe ich einen gemacht, damit wir spielen könnten.“ Und der falsche Freund zog aus seinem Tuch einen hübschen bemalten Reifen. In Wirklichkeit hatte er ihn zu Hause behext und ihn heimlich mitgebracht, um N. zu schaden. „Nun gehe dort hinunter und fange ihn, wenn ich ihn rolle,“ sagte er, und N. tat es. Doch als er den bezauberten Reif fing, der da herunterkollerte, da war er nicht mehr N., der tapfere Jäger, sondern er war im selben Augenblick ein armer Prärіewolf, dem dicke Tränen die Schnauze herunterliefen. „Hu,“ sagte der falsche Freund, „dies tun wir einander. Nun kannst du über alle Ebenen wandern, nach Norden, Westen und Süden, nur darfst du nie nach Osten gehn. Und wenn du kein Glück hast, so werden die Hunde dich zerreißen; hast du aber Glück, so werden sie dich bemitleiden. Aber nun leb' wohl, denn dies ist das Letzte, was ich je von dir sehen werde!“

Damit ging der falsche Freund lachend davon, nach seinem Dorfe, und der arme Prärіewolf wanderte ziellos umher und weinte, wenn er daran dachte, daß er von einem verraten worden sei, den er geliebt und dem er vertraut wie einem Bruder. Vier Tage lang schlich er um Isleta (Indianerstadt) und sah nachdenklich auf seine Heimat. Die wilden Hunde liefen herbei, ihn zu zerreißen, aber sobald

sie in seine Nähe kamen, beschnüffelten sie ihn nur und liefen fort, ohne ihm etwas anzutun. Er fand nichts zu fressen als trockene Knochen und alte Sohlen von Mocassins. Am vierten Tag wandte er sich nach Westen und wanderte, bis er nach Mesita kam. Damals war dort keine Stadt der Lagunas, sondern nur eines Hirten Hütte und Corral, in der ein alter Indianer war und sein Enkel, die ihre Ziegen hüteten.

Am andern Morgen ging der Enkel früh hinaus, um die Ziegen aus dem Corral herauszulassen, da sah er einen Präriewolf von den Ziegen weglaufen, ein kleines Stück sich entfernen und dann beobachtend sich niederlegen. Der Knabe zählte die Ziegen, aber es fehlte keine, und das deuchte ihn seltsam. Doch sagte er seinem Großvater nichts.

An drei Morgen geschah dasselbe, und am vierten berichtete der Knabe es seinem Großvater. Der alte Mann kam heraus und hetzte die Hunde auf den Prärie-wolf, der in einiger Entfernung saß. Aber als diese sich ihm näherten, berührten sie ihn nicht.

„Ich glaube, da ist etwas nicht in Ordnung," sagte der alte Schäfer, und er rief: „Prärie-wolf, bist du ein wirklicher Prärie-wolf oder bist du ein Mensch?"

Aber der Prärie-wolf konnte nicht antworten, und der alte Mann rief wieder: „Prärie-wolf, bist du ein Mensch?" Darauf nickte der Prärie-wolf mit dem Kopf: „Ja!" „Wenn dem so ist, komm her und fürchte dich nicht vor uns, denn wir werden dir aus dieser Not helfen!"

Da lief der Prärie-wolf zu ihnen hin und leckte ihnen die Hände, sie aber gaben ihm Nahrung, denn er war dem Hungertode nahe. Als er gefressen hatte, sagte der alte Mann: „Nun, mein Sohn, gehst du mit den Ziegen hinaus und die Bucht entlang, und dort wirst du einige Weiden sehen. Sieh mit deinem Geiste auf diese beiden Weiden und merke sie dir, und morgen früh mußt du gehen und eine von ihnen hierherbringen." — Der Knabe ging mit den Ziegen fort, und der Prärie-wolf blieb bei dem alten Mann. Am nächsten Morgen, als sie in der Frühe aufwachten, sahen sie, daß die ganze Erde mit einem weißen Schneemantel bedeckt war. „Nun, mein Sohn," sagte der alte Mann, „mußt du nur deine Mocassins und Gamaschen tragen und wie ein Mann nach den zwei Weiden gehen, die du dir gestern gemerkt hast. Zu einer bete, und die andere schneide ab und bringe sie mir." Der Knabe tat, wie ihm geheißen, und kam mit dem Weidenzweig zurück. Der Greis betete und machte einen mah-khur-Reifen, befahl dem Prärie-wolf, ein Stück zurückzutreten und seinen Kopf durch den Reifen zu stecken, ehe er stillstände. Er rollte den Reif, und der Prärie-wolf wartete, bis er sehr nahe kam, dann machte er einen tüchtigen Sprung und steckte seinen Kopf durch den Reifen, ehe er stand. Und siehe! im selben Augenblick stand Nah-chu-ru-chu da, so jung und schön wie nur je, aber sein schönes mit Fransen besetztes Buchskingewand war ganz zerlumpt. Vier Tage blieb er noch in der Hütte und wurde gereinigt mit der Reinigung des Medizinmannes, und dann sagte der alte Hirt zu ihm: „Nun, Freund N., dort ist der Weg. Nimm aber diesen Gürtel mit dir, denn trotzdem deine Macht groß ist, hast du dich diesem Übel beugen müssen. Wenn du in die Heimat kommst, wird er, der dir dies antat, es zuerst wissen, und er wird kommen und sich stellen, als ob er dein Freund wäre und dir nichts getan hätte, und er wird dich fragen, ob du wieder mit ihm jagen willst. Das mußt du tun, und wenn du an den Berg kommst, wirst du mit diesem Gürtel ihm alles vergelten."

N. dankte dem freundlichen alten Hirten und begab sich in die Heimat. Doch als er zu dem Bad Hill kam und hinunter in das Tal des Rio Grande sah, wurde

sein Herz traurig. Alle Wiesen und Felder und Bäume waren vertrocknet und tot, denn N. war der Medizinmann, der die Wolken regierte, so daß kein Regen fallen konnte, solange er nicht da war, und die acht Tage, die er ein Präriewolf gewesen war, waren in Wirklichkeit acht Jahre gewesen. Der Fluß war ausgetrocknet und die Quellen auch, und viele Menschen waren vor Durst gestorben und die anderen dem Tode nahe. Aber als N. den Hügel hinunterstieg, fing es wieder an zu regnen, und alle Menschen waren voll Freude. Als er in sein Dorf ging, kamen all die halbverdursteten Menschen heraus, ihn zu begrüßen. Und sogleich kam auch der falsche Freund und stellte sich, als hätte er ihn nie verhext, und als hätte er nicht gewußt, wohin N. verschwunden war. Nach ein paar Tagen kam der falsche Freund wieder, um eine Jagd vorzuschlagen, und am nächsten Morgen darauf gingen sie zusammen zum Berge. N. hatte den hübschen Gürtel um seine Hüften, und wenn der Wind sein Tuch wegblies, sah ihn der andere und rief: „O, welch schöner Gürtel!“ „Gib ihn mir, Freund N.“ „Nein,“ sagte N. Aber der falsche Freund bat so lange, daß er zuletzt sagte: „Dann will ich ihn dir entgegenrollen, und fängst du ihn, ehe er sich auseinanderrollt, so magst du ihn haben!“ So rollte er ihn auf und schleuderte ihn von sich, so daß er sich im Laufen auseinanderrollte. Der falsche Freund sprang danach, aber ehe er ihn fing, war er schon auseinander.

„Nein,“ sagte N. und nahm ihn wieder, „wenn er dir nicht soviel wert ist, daß du etwas rascher bist, kannst du ihn nicht bekommen.“ Doch der falsche Freund bat um einen zweiten Versuch, und N. rollte ihn noch einmal. Dieses Mal ergriff er ihn rechtzeitig, und siehe! sowie er ihn berührte, wurde der große, junge Mann in eine große Klapperschlange verwandelt, der die Tränen aus den lidlosen Augen liefen.

„Auch wir tun dies einander,“ sagte N. und nahm aus seiner Medizinflasche etwas vom geheiligten Mahle und legte es auf den flachen Kopf der Schlange als Nahrung und dann noch etwas feines Maismehl, um sie zu zähmen. Und die Schlange streckte ihre rote, gegabelte Zunge heraus und leckte es auf. „Nun,“ sagte N., „wird dieser Berg und alle die bergigen Orte deine Heimat sein. Aber niemals wirst du wieder jemandem etwas Böses antun können, wie du mir getan hast, ohne ihn zu warnen. Denn es ist ein quaje (Klapper) in deinem Schwanz, und wenn du jemandem schaden willst, mußt du ihn erst mit der Klapper warnen.“

Und darauf verließ N. seinen falschen Freund, von dem alle Klapperschlangen abstammen.

St. Nicholas. Illustrated Magazine XIX, S. 26: Tee-Wahu Folk-Stories by Charles F. Lummins.

7. Sage der Cherokee.

Das Kaninchen war so prahlerisch, daß es immer sagte: „Das kann ich auch,“ wenn es jemand etwas tun sah, und so schlau, daß es meistens die anderen Tiere auch glauben machte, was es wollte. Einmal behauptete es, es könne im Wasser schwimmen und Fisch essen wie die Otter, und als die anderen ihm sagten, es solle dies beweisen, so dachte es sich einen Plan aus, womit es selbst die Otter täuschen wollte. Bald danach trafen sie sich wieder, und die Otter sagte: „Ich esse manchmal Enten!“ Da sagte das Kaninchen: „Nun, ich esse auch Enten.“ Die Otter forderte es auf, das zu versuchen. So gingen sie den Fluß entlang, bis sie mehrere Enten im Wasser sahen und sich heranschleichen konnten, ohne gesehen zu werden. Das Kaninchen sagte zur Otter: „Geh du zuerst!“ Die Otter zögerte nicht; sie

tauchte vom Ufer aus und schwamm unter Wasser, bis sie die Enten erreichte, zog eine herunter, ohne von den anderen gesehen zu werden, und kam auf dieselbe Weise zurück.

Während die Otter unter Wasser gewesen war, hatte das Kaninchen etwas Rinde von einem Schößling geschält und sich eine Schlinge gemacht. „Nun, paß' auf," sagte es, „wie ich es mache," und damit tauchte es und schwamm ein bißchen unter Wasser, bis es beinahe erstickt wäre und zum Atmen an die Oberfläche kommen mußte. Es tauchte wieder und kam ein Stückchen näher an den Enten wieder herauf. Es nahm noch einmal Atem, tauchte und kam nun mitten zwischen den Enten herauf, warf die Schlinge über den Kopf einer Ente und fing sie. Die Ente kämpfte hart, breitete zuletzt die Flügel aus und flog mit dem Kaninchen, das an der Schlinge hing, in die Höhe.

Sie flog weiter und weiter, bis das Kaninchen sich nicht mehr festhalten konnte, sondern losließ und herunterfiel. Es fiel nun gerade in einen großen hohlen Sycomoren-Baum, aus dem es nicht wieder herauskommen konnte. Es blieb darin, bis es so hungrig war, daß es anfing, sein eigenes Fell zu fressen, und seitdem tut es das immer, wenn es nahe am Hungertode ist. Nach einigen Tagen, als es schon ganz schwach vor Hunger war, hörte es ein paar Kinder um den Baum herum spielen. Es fing an zu singen:

„Macht eine Tür und seht mich an,
Ich bin das Schönste, was es geben kann!"

Die Kinder liefen nach Hause und sagten es ihrem Vater, der machte sich sogleich daran, ein Loch in den Baum zu schneiden. Als er nun daran herumschnitt, sang das Kaninchen darin: „Schneide es größer, schneide es größer, daß du mich besser sehen kannst; ich bin so hübsch!" Da machte er das Loch noch größer, und das Kaninchen sagte: „Nun tretet alle zurück, damit ihr mich ordentlich sehen könnt!" Die Kinder traten schnell zurück, und das Kaninchen nahm die Gelegenheit wahr, sprang heraus und entwischte.

Mooney, Myths of the Cherokee.

VI. Speiende Tiere.

1. Sage der Cherokee.

Die Sonne lebte auf der einen Seite des Himmelsgewölbes, aber ihre Tochter lebte in der Mitte, gerade über der Erde, und jeden Tag, wenn die Sonne über den Himmelsbogen nach Westen kletterte, blieb sie im Hause ihrer Tochter zum Mittagessen. Die Sonne haßte aber die Menschen auf der Erde, weil sie sie niemals ansahen, ohne Gesichter zu schneiden. Sie sagte zu ihrem Bruder, dem Mond: „Meine Enkelkinder sind häßlich, sie grinsen über das ganze Gesicht, wenn sie mich ansehen!" Aber der Mond sagte: „Ich liebe meine jungen Brüder, ich finde sie sehr schön," weil sie immer freundlich lächelten, wenn sie ihn des Nachts am Himmel sahen, denn seine Strahlen waren milder.

Die Sonne war eifersüchtig und beschloß, alle Menschen zu töten. Darum sandte sie jeden Tag, wenn sie zum Hause ihrer Tochter kam, die heißesten Strahlen herunter, so daß großes Fieber entstand und die Menschen zu Hunderten starben, bis jeder irgendeinen Freund verloren hatte, und man fürchtete, daß bald niemand mehr übrigbleiben würde. Da gingen sie zu den „kleinen Männern (Kana'ti's Söhne)", die sagten: die einzige Art, sich zu retten, sei, die Sonne zu töten.

Die kleinen Männer zauberten Medizin und verwandelten zwei Männer in Schlangen, die Spreading-adder und die Mokassinschlange, und schickten sie fort,

um in der Nähe des Hauses der Sonnentochter der alten Sonne aufzulauern, wenn sie am nächsten Tag vorbeikam, und sie zu beißen. Sie gingen zusammen hin und verbargen sich in der Nähe des Hauses, bis die Sonne kam, aber als die Spreading-adder zuspringen wollte, blendete sie das helle Licht, und sie konnte nur gelben Schleim spucken, wie sie es noch heute tut, wenn sie beißen will.

[Die beiden müssen unverrichteter Sache abziehen. Darauf wird die Klapperschlange geschickt, die der Tochter der Sonne den Kopf abbeißt. Nun kommt aber die Sonne vor Kummer überhaupt nicht mehr zum Vorschein, und einige Männer holen in einer Schachtel vom Geisterland die Sonnentochter wieder, öffnen aber einmal den Deckel, um sie Luft schöpfen zu lassen, worauf sie als **Gimpel** (redbird) mit kwish, kwish, kwish! davonfliegt.

Als die Sonne das hört, weint sie so, daß es eine große Überschwemmung auf der Erde gibt. Da werden denn die hübschesten jungen Burschen und Mädchen hinaufgeschickt, um sie zu erheitern, was ihnen schließlich auch gelingt.]

Mooney, Myths of the Cherokee S. 252.

2. Sage der Sioux.

Die **Grashüpfer** waren früher so groß wie Menschen und hatten allen Tabak geraubt. Die Erdfrau und das Kaninchen gewinnen ihn wieder. Mit dem Rest fliegen die Grashüpfer davon. Zum Schluß heißt es unvermittelt: Seitdem sind die Gr. klein, und wenn man sie ergreift, spucken sie Tabak aus.

Journ. of Am. Folklore 5, 296.

VII. Besondere Abneigung (Angst) oder Vorliebe einiger Tiere.

1. Aus Indien.

Es war einmal eine **Nachtigall**, die sah eines Tages, als sie so umherflog, einen Baum, an dem eine kleine Frucht hing. Darüber freute sich die Nachtigall sehr und sagte: „Ich will hier sitzen bleiben, bis die Frucht reif ist, und dann will ich sie essen."

Der Vogel verließ also sein Nest und sein Weib und saß zwölf Jahre lang davor, ohne zu essen und zu trinken, und jeden Tag sagte er: „Morgen werd' ich die Frucht essen!"

Während dieser zwölf Jahre versuchten sehr viele Vögel, sich auf den Baum zu setzen, denn sie wünschten dort ihr Nest zu bauen. Aber so oft sie kamen, schickte die Nachtigall sie weg, indem sie sagte: „Diese Früchte sind nicht gut. Kommt nicht hierher!"

Eines Tages kam der Kuckuck und sprach: „Warum schickst du uns weg? Warum sollen wir nicht kommen und auch hier sitzen? Dir gehören doch nicht alle diese Bäume!"

„Das ist ganz gleich," sagte die Nachtigall. „Ich werde hier sitzen, und wenn die Frucht reif ist, werd' ich sie essen."

Nun wußte aber der Kuckuck, was die Nachtigall nicht wußte, daß der Baum eine Baumwollenstaude war. Zuerst kommt die Knospe, welche die Nachtigall für eine Frucht hielt, dann die Blume, und die Blume wird zu einer großen Schote, und die Schote birst, und alle Baumwolle fliegt weg.

Die Nachtigall war entzückt, als sie die schöne, rote Blume sah, die sie noch immer für eine Frucht hielt, und sagte: „Wenn sie reif ist, wird sie eine leckere Frucht sein."

Die Blume wurde eine Schote, und die Schote barst.

„Was ist all dies, das da umherfliegt?“ sagte die Nachtigall. „Die Frucht muß doch jetzt reif sein!“

Sie blickte in die Schote hinein, und sie war leer. Alle Baumwolle war hinausgefallen.

Da kam der Kuckuck und sagte zu der zornigen Nachtigall: „Siehst du, wenn du uns erlaubt hättest zu kommen und auf dem Baum zu sitzen, so würdest du etwas Gutes zu essen bekommen haben. Aber da du selbstsüchtig warst und nicht wolltest, daß einer mit dir teilte, so zürnt Gott und straft dich dadurch, daß er dir eine hohle Frucht gibt.“

Da rief der Kuckuck alle anderen Vögel zusammen, und sie kamen und machten sich lustig über die Nachtigall.

„Ah, siehst du! Gott hat dich gestraft für deine Selbstsucht!“ sagten sie.

Die Nachtigall wurde sehr böse, und alle Vögel flogen weg. Darauf wandte sie sich zu der Baumwollenstaude und sagte: „Du bist ein schlechter Baum! Du bist für keinen zu gebrauchen! Du gibst keinem Nahrung!“

Der Baum sagte: „Du irrst! Gott machte mich zu dem, was ich bin. Meine Blume dient den Schafen zur Speise. Meine Wolle macht Kissen und Matratzen für die Menschen.“

Seit diesem Tage geht keine Nachtigall an eine Baumwollenstaude heran.

M. Stokes, Indian fairy tales S. 39.

2. Sage der Visayan (Philippinen).

Eines Abends war der Leuchtkäfer auf dem Wege nach dem Hause eines Freundes, und als er an der Wohnung des **Affen** vorbeikam, fragte ihn dieser: „Leuchtkäfer, warum trägst du ein Licht?“ Der Leuchtkäfer erwiderte: „Weil ich die Moskitos fürchte.“ „Da bist du wohl ein Feigling?“ sagte der Affe. „Nein, das bin ich nicht,“ war die Antwort. „Warum trägst du denn immer eine Laterne, wenn du dich nicht fürchtest?“ fragte der Affe. „Ich trage eine Laterne, damit ich die Moskitos sehen und mich verteidigen kann, wenn sie mich beißen wollen,“ erwiderte der Leuchtkäfer. Da lachte der Affe laut, und am nächsten Tage erzählte er allen Nachbarn, daß der Leuchtkäfer ein Licht trage, weil er ein Feigling sei.

Als der Leuchtkäfer hörte, was der Affe gesagt hatte, ging er in dessen Haus. Es war Nacht, und der Affe schlief. Aber der Leuchtkäfer blitzte ihm sein Licht ins Gesicht und weckte ihn. Der Leuchtkäfer war sehr böse und sagte: „Warum hast du das Gerücht verbreitet, daß ich feige sei? Wenn du erfahren willst, wer von uns tapferer ist, will ich nächsten Sonntagabend mit dir auf dem Marktplatz kämpfen.“ Der Affe fragte: „Hast du Gefährten?“ „Nein,“ antwortete der Leuchtkäfer, „ich werde allein kommen.“ Da lachte der Affe über den Gedanken, daß ein so kleines Geschöpf mit ihm kämpfen wolle. Aber der Leuchtkäfer fuhr fort: „Ich werde dich um 6 Uhr am nächsten Sonntag erwarten.“ Der Affe versetzte: „Es wäre besser, du brächtest jemand zu Hilfe mit, da ich mit meiner ganzen Sippe kommen werde, an tausend Affen, jeder so groß wie ich.“ Das sagte er, um das merkwürdige kleine Insekt einzuschüchtern; er meinte, es wäre von Sinnen. Aber der Leuchtkäfer antwortete: „Ich werde allein kommen. Lebe wohl!“ Als der Leuchtkäfer fort war, rief der Affe seine Sippe zusammen und erzählte ihr von dem bevorstehenden Kampf. Er befahl, daß jeder eine Keule von 3 Fuß Länge mitbringen und um 6 Uhr am nächsten Sonntag zur Stelle sein sollte. Seine Ge-

fährten waren sehr erstaunt, doch da sie gewöhnt waren, ihrem Anführer zu gehorchen, so versprachen sie, sich einzustellen.

Am Sonntag vor 6 Uhr versammelten sie sich auf dem Platz und fanden den Leuchtkäfer dort, der schon auf sie wartete. Als die Kirchenglocken den angelus läuteten, schlug der Leuchtkäfer vor, daß sie beten sollten. Danach sagte er, er wäre fertig zum Anfangen. Der Affe hatte seine Leute in einer Reihe aufgestellt und sich an der Spitze. Plötzlich setzte sich der Leuchtkäfer auf die Nase des Affen. Der nächste Affe schlug nach ihm, aber er schlug so fürchterlich auf die Nase des Anführers, daß er ihn tötete. Der Leuchtkäfer sah den Schlag kommen und sprang auf die Nase des zweiten Affen, der vom dritten getötet wurde, gerade so, wie es dem Anführer ergangen war. Und so ging es fort, bis nur noch ein Affe übrig war. Der warf seine Keule hin und bat den Leuchtkäfer um Gnade. Der Leuchtkäfer schenkte ihm das Leben. Aber seitdem haben die Affen eine Todesangst vor den Leuchtkäfern gehabt.

Journ. of Am. Folklore 20, 314.

3. Aus Japan.

In dem aufsprießenden Geäst einer Lotuspflanze, die in einem Sumpfe stand, saß die Tochter einer Feuerfliege als unscheinbarer, kleiner Wurm. Niemand beachtete sie, und so verbrachte sie einsam ihre Tage; indessen machte sie sich nichts daraus, denn sie dachte bei sich, wenn die Zeit gekommen wäre, wo sie erwachsen sei, dann müßte ihr Los sich wenden, und während sie jetzt allein in ihrem Blütenkelche ruhte, würde sie später Gesellschaft und Unterhaltung genug bekommen.

Ihre Hoffnung erfüllte sich auch richtig, denn eines Abends strahlte ihr Körper in so zauberhaftem Lichte, daß alles rings umher davon geblendet wurde, und die schmale, glänzende Mondsichel am Himmel zog sich vor lauter Neid hinter eine Wolke zurück. Von dem Lichte angezogen, kamen alsbald Tausende von **Insekten** und brachten dem glänzenden **Glühwurm** ihre Huldigungen dar. Der graue Nachtfalter umflatterte ohne Unterlaß den Kelch der Lotosblume, in dem sie wohnte; große und kleine Käfer schwirrten unaufhörlich in der Luft oder setzten sich der Leuchtenden zu Füßen, und zahllose buntfarbige Tierchen stimmten ihr zu Ehren Lieder an, die weithin tönten. Aber all diesen Huldigungen setzte das Glühwürmchen kalte Verachtung entgegen. Es rührte sich kaum in seinem duftenden Blumenbette und tat, als ob es rings umher gar nichts vernähme.

Als sich jedoch Abend für Abend das Gewirr wiederholte, da erhob sich die Schöne endlich und trat hervor. „Laßt mich in Ruhe," rief sie. „Keiner von euch gefällt mir; ich werde nur den erhören, der mir ein Licht bringt, wie ich selbst es habe."

Betroffen hörten alle ihre Bewunderer diesen Ausspruch; allein kaum waren die Worte verklungen, so flog alles von dannen, um Licht zu holen, damit der Wunsch des leuchtenden Wesens erfüllt würde. Eitel Bemühen! Alle die zahllosen Insekten stürzten sich tapfer und ohne sich zu besinnen in die Flamme jeder Lampe, jeder Kerze, die ihnen in den Weg kam, und dennoch haftete kein Strahl davon auf ihren Flügeln oder ihrem Leibe, nein, kläglich mußten sie für ihr Wagnis büßen.

Die spröde Prinzessin Glühwurm blieb nun verschont und allein, und sie hätte lange auf einen Freier warten können, wenn nicht plötzlich der Leuchtkäfer gekommen wäre. Dieser glänzte genau so hell wie der Glühwurm, und als sich beide erblickten, da waren sie gegenseitig von ihrer Schönheit bezaubert, so daß sie alsogleich beschlossen, einander zu heiraten.

Die armen Insekten aber, welche die Prinzessin mit so hinterlistigen Worten fortgeschickt hatte, mühen sich bis zum heutigen Tage vergebens ab, sobald sie ein Licht sehen, etwas davon zu erhaschen; sie verbrennen sich dabei Flügel und Füße oder gar den ganzen Leib und gehen elendiglich zu Grunde.

Brauns, Japanische Märchen. S. 57 ff. Vgl. Junker von Langegg, japanische Teegeschichten 1, 285 ff.

4. Sage der Jakuten.

Abagy (der böse Geist) und Tangara (Gott) saßen an einem rauchenden Scheiterhaufen. Abagy aß „sorá“ (saure, geronnene Milch) und zwar so viel, daß er sich trotz der Gegenwart Tangaras unanständig aufführte. Dieser suchte Abagy zu bewegen, die Luft nicht mit seinem Gestank zu verpesten, da letzterer ja **Mücken** hervorbringe; aber jener hörte nicht auf ihn, und jedesmal wenn Abagy etwas Unanständiges verbrach, zeigten sich sofort die Mücken. Da geriet Tangara in Zorn, ergriff einen rauchenden Feuerbrand und schlug mit ihm auf jenen Körperteil, der die Luft verdarb und Mücken hervorbrachte, die seit der Zeit den Rauch fürchten.

Etnogr. Obozrĕnie 9, 3, 183.

5. Sage der Maori.

Kai-awa füllte die Nasenlöcher der **Vögel** Tu-haka und Tonga-whiti mit Rauch, bis sie niesten; dadurch wurden sie ganz zahm. Er wollte dasselbe bei den Vögeln Wehi-wehi und Hine-ki-torea tun; sie entflohen aber und setzten sich auf einen Felsen in der See. Seitdem sind sie scheu vor den Menschen.

White, Ancient History of the Maori 2, 193.

6. Aus Bulgarien.

Anfangs gehorchte der **Bär** dem Menschen, denn dieser war sehr stark und kühn und besiegte jedes Tier, und alle Tiere flohen vor ihm, wenn sie ihn erblickten. [Der Bär will die Kraft des Menschen erproben. Nachdem ihn Pferd und Ochse gewarnt haben, begegnet er dem Menschen und fragt ihn: „Bist du der Mensch?“ Als er bejaht, erwidert der Bär: „Ich möchte mit dir reden!“] Der Mensch versetzte: „Ich habe die Rede an einem fernen Ort gelassen; ich will sie mir vorerst holen; dann können wir miteinander reden. Du bleibe hier allein zurück; aber ich fürchte, daß du durchgehst, deshalb laß dich hier anbinden; dann gehe ich, um die Rede zu holen.“ Der Bär willigte ein, und der Mensch band ihn an einen Baum an: dann ging er weg, um die Rede zu holen. Er ging von dannen, schnitt sich einen Knüttel ab, kehrte dann zum Bären zurück und begann ihn fürchterlich zu schlagen. Dann ließ er ihn frei und sprach: „Nun gehe in den Wald, und wenn du noch einmal einen Menschen siehst, so fange schon von weitem an zu laufen!“ Deshalb läuft auch heute noch der Bär vor dem Menschen weg, sobald er ihn erblickt, obwohl er stärker ist als der Mensch.

Strauß, Die Bulgaren, S. 66 f.

7. Kleinrussische Sage.

Die **Stechfliege** rief der **Mücke** zu, mit ihr in den Tag zu fliegen. „Ich fürchte“, sagte diese, „auseinanderzuschmelzen, wollen wir lieber des Nachts fliegen.“ „Aber in der Nacht fürchte ich mir die Augen irgendwo auszustechen.“ So flogen sie auseinander. Dadurch hat jetzt auch das Vieh vor ihnen keine Ruhe: die eine fliegt

am Tage, die andere in der Nacht; würden sie beide zusammen fliegen, so könnte immerhin das Vieh entweder tags oder nachts ausgehen.

Manžura, Skazki S. 147.

8. Estnische Sagen.

a) Der **Wolf** sieht, daß jenseits eines Lattenzaunes Schafe weiden. Der Wolf will ein Schaf stehlen. Aber der Zaun ist davor. Ein Lattenzaun besteht aus schräg gesteckten Zaunlatten, so daß unten der Zaun vollkommen fest ist, oben aber einige nach oben zu sich erweiternde Spalten bilden. Um unbemerkt sich den Schafen nähern zu können, will der Wolf nicht über den Zaun klettern. Er sieht eine Spalte im Zaun, die oben ziemlich breit ist, nach unten aber immer schmäler und schmäler wird. Der Wolf zwängt sich durch, rutscht aber immer tiefer und tiefer und kann schließlich weder vor- noch rückwärts. Da die Bemühungen des Wolfes, aus der Klemme zu kommen, immer eifriger werden, bemerken es schließlich die Schafe und laufen mit großer Hast in ihren Stall. Dadurch werden die Menschen aufmerksam und finden den Wolf. Der arme Wolf wird jämmerlich verprügelt und dadurch immer mehr in die Spalte gequetscht. Es laufen immer mehr Menschen herbei, die alle den Wolf bearbeiten. Schließlich löst sich der Zaun durch den allzu großen Andrang der Menschen, und der Wolf entkommt. Im Walde gelobt der Wolf, nie wieder durch einen Lattenzaun zu klettern.

Deswegen hassen die Wölfe den Lattenzaun und kriechen nie darüber, wenn auch die größte Herde jenseits des Zaunes wäre.

b) Es fuhr ein Mann aus der Stadt heim. Unterwegs war er in seinem Wagen eingeschlafen. Unterdessen hatte sich ein Wolf herangeschlichen und machte sich daran, das Pferd zu verzehren. Der Wolf fraß gerade am Halse des Pferdes, als der Mann aus seinem Schlaf erwachte und plötzlich: hoo! schrie. Der Wolf erschrak und lief, was er laufen konnte, doch war er im Halsgeschirr des Pferdes stecken geblieben und zog den Wagen mit sich. In wilder Hast lief er durch Sümpfe und Moräste, so daß der Mann sich im Wagen kaum halten konnte. Seit der Zeit greift ein Wolf nie ein Pferd im Geschirr an.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

9. Sage der Bornu.

Die **Ratte** und die **Kröte** hatten einst Streit miteinander, wer von ihnen am meisten ausrichten könne. Die Ratte warf der Kröte folgendes vor: „Du kannst ja gar nicht rennen, sondern wirfst dich nur irgendwo hin, das ist alles!“ „Und doch,“ entgegnete die Kröte, „vermag ich mehr als du. Warte, ich will dir morgen etwas vormachen, kannst du mir das nachmachen, dann will ich sagen: du kannst mehr als ich.“ — Als am folgenden Tage die Menschen unter einem schattigen Baume Schutz vor der Glut der Mittagshitze suchten, sprach die Kröte zur Ratte: „Paß auf, was ich jetzt tue, und sieh, ob du es mir nachmachen kannst.“ Damit kroch sie auf die Menschen zu, und diese ließen sie ungestört zwischen ihnen hindurchkriechen. „Faßt die Kröte ja nicht an, sie macht sonst eure Hand bitter!“[1]) sprachen sie untereinander. Die Kröte kehrte zurück und sprach zur Ratte: „Nun, kannst du das auch? Wohl, versuche es nur morgen einmal.“

Als die Sonne am nächsten Morgen hoch am Himmel stand, sah die Ratte

1) Hier ist die gewöhnliche Kröte gemeint, die einen dunkeln Rücken hat und vorn weißlich ist; sie soll nach Aussage der Bornus sehr bitter sein, dagegen gilt die größte Krötenart, die bei ebenfalls dunkelem Rücken vorn gelb ist, allgemein, selbst bei den Mohammedanern, als Leckerbissen.

die Menschen wieder im Schatten des Baumes ruhen. Sie machte sich auf, zwischen ihnen hindurchzugehen. Kaum aber hatten die Männer sie erblickt, als sie bereits nach ihren Stöcken griffen und auf die Ratte zuschlugen. Die aber war behender als die Männer, und nur einer streifte mit seinem Stock ihren Rücken. Sie eilte zur Kröte zurück, wollte aber den Streit noch nicht aufgeben, sondern den Versuch wiederholen.

An den beiden folgenden Tagen wiederholten demgemäß die Tiere den Versuch. Am ersten Tage kroch die Kröte wie sonst und unbelästigt zwischen den ruhenden Männern hindurch. Als die Ratte aber tags darauf dasselbe tun wollte, wäre sie beinahe ums Leben gekommen. Sobald nämlich die Männer der Ratte ansichtig wurden, liefen alle mit Stöcken hinter ihr her, um sie zu töten; und hätte sie nicht noch zur rechten Zeit ein Loch in der Erde gesehen, in das sie behend hineinschlüpfte, so wäre es um sie geschehen gewesen. Einer der Verfolger war ihr bereits dicht auf den Fersen, sein Stock aber fiel vor dem Eingang der Höhle nieder, in welche die Ratte sich geflüchtet hatte.

Als Ratte und Kröte wieder zusammentrafen, erkannte jene die Überlegenheit der anderen an. „Hätte mir unser Schöpfer nicht noch zur rechten Zeit ein Loch gewiesen," sprach sie, „was wäre aus mir geworden?"

Auf die Bitten der Ratte wies der Schöpfer ihr fortan eine Höhle zum Wohnsitz an. Bei Tage läßt sich die Ratte draußen nicht mehr sehen. Ist aber die Nacht hereingebrochen, dann steckt sie den Kopf aus ihrer Höhle hervor, um zu sehen, ob niemand auf sie lauert. Sieht sie niemand in der Nähe, dann erst wagt sie es, hervorzukommen, um sich Nahrung zu suchen. Die Kröte dagegen wohnt unter freiem Himmel. Sie schmeckt bitter, und niemand will etwas mit ihr zu tun haben. Darum darf sie auch ungehindert gehn, wohin sie will.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika S. 151 = Koelle, African native literature S. 52.

10. Sage der Nutka.

Der Hirsch ging einst fischen. Während er so beschäftigt war, sah er die Boote der **Wölfe** schwer beladen vorüberkommen. Die Wölfe waren im Begriff, in ein anderes Dorf zu ziehen. Als sie nahe bei ihm waren, rief er ihnen zu: „Ihr reiset an einem schönen Tage, Ihr Knochennasen, Ihr Rohfleischfresser." Die Wölfe verstanden nicht, was er sagte, und riefen: „Was sagst Du, A'tucmit?" Er antwortete: „Ich sprach freundlich zu euch. Ich sagte: Ihr reiset an einem schönen Tage, Ihr vornehmen Leute." Als sie etwas weiter fort waren, rief er wieder: „Ihr reist an einem schönen Tage, Ihr Knochennasen, Ihr Rohfleischfresser." Dieses Mal aber verstanden sie ihn, kehrten um und riefen: „Du schiltst uns ja." Sie schlugen ihn und machten ihn zum Sklaven. Sie fuhren dann zu ihrem Dorfe. Sie banden die Wandbretter an das Balkenwerk ihrer Häuser und legten die Dachbretter auf die Dachbalken. Sie nahmen Ā'tucmit's Boot Hōpi'nuwac (= kleines, rundes Boot) und warfen es oben auf das Haus. Das Boot war ganz kreisrund und hatte die Eigenschaft, von selbst zu fahren. Der Häuptling der Wölfe sprach zum Hirsche: „Wenn ich nun schlafen gehe, sollst Du mir immer etwas vorsingen." Der Hirsch hatte ein Muschelmesser unter seinem Mantel verborgen, und als der Häuptling sich nun niederlegte, sang er: „Waī'tc, waī'tc, yū'ī" (schlafe, schlafe, Häuptling). Da schlief dieser ein. In der folgenden Nacht mußte der Hirsch ihn wieder in Schlaf singen. Er sang: „Waī'tc, waī'tc, yū'i," und als jener schlief, schnitt er ihm mit seinem Muschelmesser den Kopf ab. Er lief mit dem Kopfe hinaus, ohne daß

irgend jemand es merkte, nahm sein Boot vom Dache, schob es ins Wasser und rief: „Fahre!“ Da fuhr es von dannen. Er legte den Kopf in den Bug des Bootes und sang: „Hōpatsianā′, hōpatsianā′, hēiahsōkmā′ t′oqts′ētakmū′tc haūītlukmū′tc k·oayatsēkmū′t (das runde Ding vorn im Boote, das runde Ding vorn im Boote, hier im Boote ist der Kopf des Häuptlings der Wölfe). Als die Wölfe frühmorgens merkten, daß ihr Häuptling tot war, beriefen sie eine Ratsversammlung. Sie beschlossen, sich den Nebelzauber von Ā′nusmit, dem Reiher, zu leihen. Als sie denselben bekommen hatten, erzeugten sie einen dichten Nebel, und Ā′tucmit verlor den Weg. Ohne es zu merken, kehrte er in das Land der Wölfe zurück. Als das Boot ans Land stieß, glaubte er bei seinem eigenen Hause zu sein und rief seiner Frau Imā′aks zu: „Imā′aksā′ hīahsōkō′its kōatsōk·oā′ts Imāaksā′“ (Imā′aksā′, hier drinnen ist Dein Nachttopf, Imāaksā′). Dann sprang er aus dem Boote. Er ergriff eine Handvoll Sand und sagte verwundert: „Der Sand sieht ja gerade so aus, wie an dem Platze, wo ich gestern war.“ Als die Wölfe ihn kommen hörten, liefen sie zum Strande und zerrissen ihn. Da schrie er: „Ā anasōkoapisamā′ k·ēnēk·ā′ts“ (o, laßt den Magen in Frieden), und die Wölfe ließen deshalb seinen Magen liegen. Seither töten die Wölfe die Hirsche, berühren aber den Magen nicht.

Boas, Indianische Sagen, S. 110.

VIII. Wildheit und Zahmheit, Schaden und Nutzen der Tiere.

1. Aus Nordindien.

In der guten alten Zeit wurde das Feld nicht bestellt, und es gab kein Pflügen. Die Leute nahmen des Morgens ein einziges Reiskorn in die Hand, gingen dreimal um einen **Ochsen** und fragten ihn: „Wird das für den Tag genügen?“ Und der Ochse nickte, und das Korn genügte den Tag über für die Familie. Eines Tages, als ein Gast in das Haus eines zu sorgsamen Mannes kam, brachte dieser dem Ochsen zwei Körner Reis. Dieser wurde zornig und verfluchte das Menschengeschlecht. Seitdem haben die Menschen für ihren Unterhalt arbeiten müssen, und auch der Ochse litt unter seinem Fluche, denn er hat seitdem den Pflug ziehen müssen.

North Indian Notes und Queries 5, 85.

2. Sage der Shuswapindianer (Nordamerika).

Die Brüder gingen den Bonaparte Creek hinauf. Dort ist ein steiler Felsen, auf dem lebte die Bergziege, die alle tötete, die sie zu fangen versuchten. Am Fuße des Felsens war ein Hund, der die Vorübergehenden biß. Tlē′esa sprach: „Ich will die Bergziege töten und das Fett mit meinem Tabak mischen.“ Die Brüder glaubten, er werde den Fels nicht ersteigen können. Er ließ sich aber nicht abhalten und ging, das Abenteuer zu bestehen. Als der **Hund** ihn beißen wollte, spießte er ihn auf seinen Stock und warf ihn zu Boden, indem er rief: „Du wirst niemand mehr töten! Künftig sollen die Menschen Dich benutzen.“ Er kletterte den Fels hinauf. Als die **Ziege** seiner ansichtig wurde, wollte sie ihn hinunterwerfen. Er aber spießte sie auf seinen Stock auf und zertrümmerte mit seinem Hammer ihren Kopf. Dann warf er sie den Berg hinunter und sprach: „Du sollst niemand mehr töten. Künftig sollen die Menschen Dich töten und verzehren.“ Sie kam ganz zerrissen unten an. Die Brüder hoben sie auf und nahmen alles Fett, das sie mit ihrem Tabak mischten. So blieb für Tlē′esa nichts übrig.

Boas, Indianische Sagen, S. 3. Zum Ursprung der Abhängigkeit des Hundes vom Menschen, siehe Bd. 1, S. 256.

3. Sage der Wotjaken.

Als der liebe Gott eines Tages auf der Erde spazieren ging, begegnete er einer **Wespe** und bat sie um Honig. Die Wespe sagte zu ihm: „Ich gebe dir keinen, ich habe selbst kaum genug für mich".

Da antwortete der liebe Gott: „Da du mir keinen Honig geben willst, wirst du auch wenig für dich haben und sehr wenig für andere." Dann traf der liebe Gott eine Biene und bat sie um Honig. Die Biene antwortete: „Ich habe Honig für dich, soviel du willst." Gott sagte zu ihr: „Da du nicht geizig bist, wirst du immer viel Honig für andere haben und Wachs für mich."

Revue des trad. pop. 13, 255. Vgl. Gabenverteilung.

4. Rumänische Sage.

Ein Kaiser lud zu seinem Hochzeitsschmaus alle Welt ein, nur die Geistlichen und Nonnen nicht. Die baten Gott, den gottlosen Herrscher zu strafen, und als alles zum Mahle fertig war, sandte Gott einen Heuschreckenschwarm (Tachytylus migratorius L.), der alles auffraß. So wurde der Kaiser bestraft, weil er Gottes Hilfe entbehren zu können glaubte. Seitdem erscheinen die **Heuschrecken** immer dann, wenn die Menschen Gott vergessen.

Marianu, Insectele, S. 508.

5. Aus Formosa.

Eine **Bulong-Schlange** liebte ein junges Mädchen, der er als schöner junger Freier erschien. Er täuschte die Wachsamkeit der Eltern dadurch, daß er sich erst im Hause verwandelte. Es war die alte Geschichte von der Schwachheit des Weibes, und das Mädchen gebar ein Kind, das aber zum Erstaunen aller nur bis zur Taille menschlich war, der Unterkörper war der einer Schlange. Da die Eltern wußten, daß sie unter den jungen Männern des Dorfes keinen Geliebten hatte, hatten sie sogleich Verdacht, es könne etwas Übernatürliches im Spiele sein, und sie dachten nun daran, daß sie öfters zu einer bestimmten Zeit eine Schlange über den Hof hatten kriechen sehen, aber sie hatten das unschädliche Reptil laufen lassen. Jetzt aber gaben sie acht, und als die Schlange wieder erschien, töteten sie sie. Dies erwies sich jedoch als so ungünstig für sie, daß man beschloß, nie wieder eine Schlange zu töten. Jene Handlung aber erzeugte einen solchen Geist der Rache unter den Schlangen, daß sie alle der Menschheit ewige Rache schworen. Durch Hilfe von Priesterinnen wurden sie der Fähigkeit beraubt, menschliche Gestalt anzunehmen, und so wurde ihre Macht, zu schaden, beschränkt. Seitdem aber ist der Biß der Bulong-Schlange tödlich, und der vieler anderer Schlangen verursacht viele Schmerzen.

Folklore Journal 5, 153.

6. Aus Estland.

Früher gab es keine Schlangen, und die Menschen konnten sorglos durch die Wälder gehen. Doch eins war damals schlimmer: die Erde war voll Gift, und es gab kein Tier, welches dieses Gift ausgesogen hätte. Wenn die Sonne untergegangen war, so trat das Gift in Gestalt von spitzen Nägeln aus der Erde. Und wenn jemand mit bloßem Fuß darauf trat, so starb er. Durch dieses Gift der Erde starben sehr viel Menschen.

Schließlich gedachte der himmlische Vater, Tiere zu schaffen, die das Gift der Erde in sich saugen würden. Gott schuf die **Schlangen.**

Die Schlangen wurden aber durch das Gift so böse, daß sie auch die Menschen mit ihrem Biß vergifteten.

Dennoch sterben jetzt die Menschen durch die Schlangen viel weniger, als damals durch die Giftnägel.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

7. Aus Frankreich.

In alter Zeit, als der Wassergott Lust hatte, sein ganzes, ungeheures, unterseeisches Reich zu besuchen, nahm er den **Seeaal** mit sich, welcher damals der König der Fische war und, da er zahlreiche Reisen gemacht hatte, den Meeresgrund durch und durch kannte. Der Wassergott befahl ihm, ihn zu führen, und sie machten sich auf den Weg. Aber der König der Fische war eifersüchtig auf den Wassergott und faßte einen Plan, ihn zu verderben. Er führte ihn an einen Punkt des Meeres, wo sich eine Herde Haifische aufhielt, welche ebenfalls den Wassergott haßten; sie hätten ihn erdrosselt, wenn dieser nicht, von seiner Macht Gebrauch machend, plötzlich den Blitzstrahl der Wellen hätte auf sie fallen lassen. Sie wurden alle getötet, und es blieb bei dem Gott nur noch der König der Fische, der verräterische Seeaal. Der Wassergott sprach zu ihm:

„König der Fische, du hast mich verraten; von nun an hasse und verfluche ich dich. Alle Fische werden dich verwünschen, und die Fischer werden dich hassen, denn von nun an wird dein Stachel mit einem Gifte gefüllt sein, welches Leiden und selbst den Tod bringen wird denen, die davon gestochen sein werden. Ich entziehe dir auch den Königstitel, du wirst immer unglücklich sein sowie alle deines Stammes."

Und seit diesem Tage ist der Stich des Seeaales tödlich, was ihm die Verwünschung aller Fischer zuzieht. Seitdem der Seeaal nicht mehr König der Fische ist, erkennen sie heute als Oberhaupt den Rötling (rouget) an. Auch lieben die Seeaale nicht die Rötlinge, und man versichert, daß sie sich oft bekriegen.

Revue des trad. pop. 3, 616.

8. Aus Finnland (Harjava).

Einst begegnete ein Bettler auf seiner Wanderung einem Bärenjungen, ergriff es und steckte es in seinen Zwerchsack, um es in das Dorf zu tragen. Er hängte sich den Sack über die Schulter und ging dem Dorfe zu. Da kam die Bärenmutter an den Ort, wo sie ihr Junges verlassen hatte, und als sie merkte, daß es verschwunden war, fing sie an, herumzuschnuppern, bis sie die Spuren des Bettlers entdeckte; nun ging sie ihnen nach. Sie kam bereits in die Nähe des Bettelgreises und hörte das Klagen ihres Jungen aus dem Sack des Mannes; da erhob sie ein gewaltiges Geheul. Das hörte der Alte und merkte, daß der **Bär** herankam; er warf seinen Sack auf den Weg und kletterte selber auf einen Baum. Der Bär trat an den Sack heran und fing an, ihn zu beschnüffeln. Das Junge winselte im Sack, der Bär faßte den Sack an, griff an das eine Ende, denn es waren zwei Enden daran, und der Alte hatte ihn in der Mitte zugebunden. Aber wie sich auch der Bär bald an dem einen, bald an dem anderen Ende abmühte, das Junge fiel doch nicht heraus. Zuletzt erfaßte der Bär das eine Ende und schlug das andere, worin das Junge steckte, gegen einen Fichtenstamm, so daß das Junge im Sack zu Brei zerschmettert wurde. Dann ging der Bär brummend in den Wald zurück, und der Alte mochte die Überbleibsel des Bärenjungen tragen, wohin er wollte. Doch seit dieser Zeit haben alle Bären einen Haß gegen Zwerchsäcke bekommen, und wenn

sie einen treffen, der einen Zwerchsack auf dem Rücken hat, töten sie ihn sofort und fressen ihn auf.

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn.

9. Sage der Eskimo an der Beringstraße.

Takukas Mann sagt vorher, daß er sterben werde, und gibt seiner Frau Anweisungen, was sie danach mit ihm zu tun habe. Takuka folgt nach seinem Tode diesen Anweisungen und geht dann voll Trauer weit weg bis auf einen Berg. Sie bemerkt Menschen, tritt näher und sieht ihren Mann mit drei anderen Frauen zusammen. Am nächsten Morgen, als ihr Mann die Frauen verläßt, geht sie in deren Haus. Die drei wünschen ebenso tätowiert zu werden wie Takuka, und sie tötet sie alle drei, indem sie sie beim Tätowieren in siedendes Öl taucht. Darauf hüllt sie sich in die Haut eines roten Bären und verbirgt sich. Der Mann kommt bald nach Hause, jammert über die toten Frauen und ruft die Geister oder Menschen zur Stelle, die ihm dies angetan hätten. Er sieht Takuka als Bär, will diesen erschießen, wird aber von ihm zerrissen. Takuka kann nun nicht mehr aus der Bärenhaut heraus und bleibt ein Bär. Darauf geht sie nach Hause und zerreißt auch ihre Kinder. Endlich wird sie von einem Jäger getötet.

Bis dahin waren die roten **Bären** harmlos gewesen, aber Takuka erfüllte sie mit ihrer Wut, so daß sie seitdem wild geworden sind.

Inhaltsangabe nach Nelson, The Eskimo about Bering Strait, S. 367.

10. Sage der Chippwyans.

Der weiße Bär und der schwarze Bär leben mit einigen Tieren zusammen, darunter ist auch der Fuchs. Da dieser stets Böses stiftet, nimmt ihm der weiße Bär seine rechte Schulter fort, so daß er krank wird. Die Krähe stiehlt sie aber dem weißen Bären und gibt sie dem Fuchs wieder. Weil der schwarze Bär den weißen nicht schnell genug benachrichtigt, wird er verjagt, und seitdem leben diese Bärenarten getrennt.

Aus Wut nimmt nun der weiße Bär die Sonne vom Himmel und hängt sie in seine Höhle. Die Krähe stiehlt sie wiederum durch große List und rettet die Welt aus der Dunkelheit. Als der weiße Bär sah, daß er wieder von der Krähe überlistet war, wurde er voll Zorn, und seitdem sind die weißen Bären bösartig.

Journ. of Am. Folklore 16, 78.

11. Aus Kamerun.

Das Ohrenschmalz und der **Moskito** waren arme Leute. Eines Tages besuchte das Ohrenschmalz den Moskito und sprach zu ihm: „Wir wollen beide in den Wald gehen und Palmnüsse holen. Später machen wir Palmöl daraus und verkaufen dieses. Dann sind wir nicht mehr so arm.“ Der Moskito willigte ein.

Sie gingen nun in den Wald. Als sie an eine Ölpalme kamen, sprach der Moskito zum Ohrenschmalz: „Steige auf die Ölpalme!“ Doch das Ohrenschmalz lachte und erwiderte: „Moskito, steige du nur hinauf und schneide die Palmnüsse ab! Ich will sie auflesen.“

Da stieg der Moskito auf die Ölpalme. Das Ohrenschmalz sammelte aber die Palmnüsse nicht, die herabfielen. Es sagte vielmehr: „Moskito, sammele du die Palmnüsse! Ich will sie dafür heimtragen.“

Der Moskito stieg herab und sammelte die Palmnüsse in ein Gefäß. Dann sprach er zum Ohrenschmalz: „Komm, trage sie nun auf dem Kopfe heim!“ Das Ohrenschmalz sagte wieder: „Trage du sie nur selbst, ich werde sie dir vom Kopfe nehmen, wenn wir heimkommen.“

Als sie nun nach Hause kamen, sagte der Moskito: „Ohrenschmalz, komm und nimm sie mir ab!“ Das Ohrenschmalz erwiderte aber: „Wirf sie nur allein hinab, ich werde sie schon nachher zusammenlesen.“

Der Moskito warf die Palmnüsse so kräftig hinab, daß sie weithin verstreut wurden, und sagte: „Sammle nun die Palmnüsse!“ Doch das Ohrenschmalz war wieder faul und entgegnete: „Sammle nur die Palmnüsse allein. Ich werde sie aber kochen.“

Der Moskito tat es und verlangte, daß das Ohrenschmalz sie koche. Das Ohrenschmalz aber erwiderte: „Koche du selbst die Palmnüsse. Ich werde sie stampfen, daß das Öl herauskommt.“

Als nun die Palmnüsse fertig gekocht waren, wollte sie das Ohrenschmalz nicht stampfen. Es sprach: „Ich werde mich schön hüten, die Palmnüsse zu stampfen. Tue du das nur selbst, ich will aber das Palmöl in der Faktorei dem weißen Kaufmann verkaufen.“

Der Moskito antwortete: „Meinetwegen faulenze auch diesmal.“ Als nun aber der Moskito mit dem Entölen fertig war, da nahm das Ohrenschmalz sofort das Palmöl, um es zu verkaufen.

Der weiße Kaufmann gab ihm 10 Faden (das sind 20 Meter) Tuch dafür. Das Ohrenschmalz kam nun zurück, doch wollte es dem Moskito, der die ganze Arbeit getan hatte, nichts abgeben. Es schlüpfte schnell ins Ohr hinein. Der Moskito verfolgte es und rief: „Mein lieber Freund, du hast nichts von der ganzen Arbeit getan. Du bist nur zur Faktorei zum Verkaufen gegangen, und jetzt machst du es so? Warte nur, dich Betrüger will ich schon fassen!“

Der Moskito wollte nun auch schnell ins Ohr schlüpfen und rief: „O! O!“ Da fürchtete sich das Ohrenschmalz und rief die Hand zur Hilfe. Diese jagte den Moskito fort und blieb beim Ohr; denn sie wollte nicht, daß der Moskito ins Ohr schlüpfe und seine Tücher hole.

So ist es noch heute. Wenn ein Mensch in Kamerun einschlafen will, so kommt der Moskito und will ins Ohr. Die Hand verjagt ihn, aber er kommt immer wieder und sticht die Hand, wenn der Mensch eingeschlafen ist.

Lederbogen, Kameruner Märchen Nr. 3.

12. Sage der Cherokee.

In alten Zeiten konnten die Tiere, Vögel, Fische, Insekten und Pflanzen alle sprechen, und sie lebten mit den Menschen zusammen in Frieden und Freundschaft. Aber mit der Zeit vermehrten sich die Menschen so schnell, daß sich ihre Ansiedlungen über die ganze Welt verbreiteten, und die armen Tiere fingen an, sich eingeengt zu fühlen. Das war schlimm, aber damit war es nicht genug, denn der Mensch erfand auch Bogen, Messer, Schießgewehr, Speere und Angelhaken und fing an, die größeren Tiere, Vögel und Fische des Fleisches oder der Haut wegen zu schlachten, während die kleineren Geschöpfe, wie Frösche und Würmer, gedankenlos zermalmt und zertreten wurden, aus reiner Achtlosigkeit oder Mutwillen. So beschlossen die Tiere, über Maßregeln für ihre Sicherheit zu beraten.

Die Bären hielten zuerst in ihrem Rathaus eine Versammlung ab, und der alte weiße Bär hatte den Vorsitz. Nachdem einer nach dem andern geklagt hatte, daß der Mensch seine Freunde töte, ihr Fleisch esse und ihre Haut für seine Zwecke verbrauche, beschlossen sie, sofort Krieg mit ihm anzufangen. Einige fragten, was für Waffen der Mensch gebrauche, um sie zu töten. „Pfeil und Bogen natürlich,“ riefen alle Bären. „Und wovon werden die gemacht?“ war die nächste Frage. „Der

Bogen von Holz und die Sehne von unseren Eingeweiden," erwiderte einer der Bären. Darauf wurde vorgeschlagen, einen Bogen und einige Pfeile zu machen und zu versuchen, ob man nicht dieselben Waffen gegen den Menschen brauchen könne. Ein Bär nahm also ein gutes Stück Akazienholz, und ein anderer opferte sich für das allgemeine Wohl, um ein Stück seiner Eingeweide für die Sehne zu liefern. Aber als alles fertig war und der erste Bär zum Versuch hintrat, stellte sich ein großes Übel heraus. Wenn er nämlich den Bogen zurückgezogen hatte und den Pfeil fliegen ließ, verfingen sich dabei seine langen Krallen in der Sehne und verdarben den Schuß. Das war ärgerlich, aber einige rieten, man solle seine Krallen beschneiden. So geschah es, und bei dem zweiten Versuch sah man, daß der Pfeil sein Ziel traf. Aber der Häuptling, der alte weiße Bär, sagte, sie müßten lange Krallen haben, um auf die Bäume klettern zu können. „Einer von uns ist schon gestorben, um uns die Bogensehne zu geben, und wenn wir jetzt unsere Krallen abschneiden, müssen wir alle umkommen. Besser wird es sein, den Zähnen und den Klauen, die die Natur uns gab, zu vertrauen, denn es ist offenbar, daß die Waffen des Menschen nicht für uns bestimmt sind."

Da niemand etwas Besseres wußte, so entließ der alte Häuptling die Versammlung, und die Bären zerstreuten sich in Wald und Dickicht, ohne ein Mittel gegen die Vermehrung des Menschengeschlechts erdacht zu haben. Wenn die Beratung anders verlaufen wäre, würden wir jetzt Krieg mit den Bären haben, aber so bittet der Jäger den Bären nicht einmal um Entschuldigung, wenn er ihn tötet.

Am nächsten Tag hielt alles Wild Beratung unter seinem Häuptling, dem kleinen Hirsch, und sie beschlossen, daß sie jedem Jäger Rheumatismus geben würden, der Wild töte, ohne für die Beleidigung um Verzeihung gebeten zu haben. Sie schickten diesen Bescheid zur nächsten Indianeransiedlung und sagten ihnen, was sie tun müßten, wenn die Not sie zwänge, einen vom Stamme des Wildes zu schießen. Wenn der Jäger jetzt solch ein Tier schießt, so läuft der kleine Hirsch, der so schnell wie der Wind ist und nicht verwundet werden kann, schnell an den Ort, beugt sich über die Blutflecken und fragt den Geist des Tieres, ob es den Jäger hat um Verzeihung bitten hören. Wenn er: „Ja" antwortet, ist es gut, und der kleine Hirsch geht seines Weges, aber wenn „Nein" geantwortet wird, folgt er den Spuren des Jägers, indem er nach den Blutstropfen auf der Erde riecht, bis zu seiner Hütte in der Ansiedlung. Dann tritt der kleine Hirsch unsichtbar ein und schlägt den Jäger mit Rheumatismus, so daß er zum hilflosen Krüppel wird. Kein Jäger, der auf seine Gesundheit achtet, wird es je unterlassen, das Wild, das er tötet, um Verzeihung zu bitten, wenn auch einige Jäger, die die Bittform nicht gelernt haben, den kleinen Hirsch von der Verfolgung abbringen können, indem sie hinter sich in der Spur ein Feuer anzünden.

Nun kamen die Fische und Reptilien, die ihre besonderen Klagen gegen den Menschen erhoben. Sie berieten zusammen und beschlossen, ihre Opfer von Schlangen träumen zu lassen, die sie in schleimiger Umarmung halten, und ihnen üblen Atem ins Gesicht zu blasen, oder sie träumen zu lassen, daß sie rohen oder verfaulten Fisch äßen, so daß sie die Lust am Essen verlören, krank würden und stürben. Daher träumen die Menschen von Schlangen und Fischen.

Zuletzt kamen die Vögel, Insekten und kleineren Tiere zu demselben Zweck zusammen, und die Raupe war Oberhaupt der Versammlung. Es wurde beschlossen, daß einer nach dem andern seine Meinung sagen sollte, und daß sie dann abstimmen wollten, ob der Mensch schuldig oder nicht schuldig sei. Sieben Stimmen sollten genug sein, um ihn zu verdammen. Einer nach dem andern klagte über des

Menschen Grausamkeit und Ungerechtigkeit gegen die Tiere und stimmte für seinen Tod. Der Frosch sprach zuerst und sagte: „Wir müssen etwas tun, um die Vermehrung der Menschen zu hindern, sonst werden sie so zahlreich, daß wir von der Erde verdrängt werden. Seht, wie sie mich gestoßen haben, bis mein Rücken mit Wunden bedeckt war, weil ich häßlich sei, wie sie sagen", und dabei zeigte er die Flecken auf seiner Haut. Dann kam ein Vogel — niemand weiß mehr, wer es war — der verdammte den Menschen, „weil er seine Füße abbrenne." Damit meinte er die Art, in der die Jäger Vögel braten. Sie spießen sie auf einen Stock, und den tun sie über das Feuer, so daß die Federn und kleinen Füßchen abgesengt werden. Dann kamen andere, die redeten ähnlich. Das kleine Erd-Eichhörnchen (ground-squirrel) allein wagte es, ein gutes Wort für den Menschen einzulegen, der ihm selten etwas zuleide tut, weil es so klein ist, aber da wurden die anderen so böse, daß sie über das Eichhörnchen herfielen und ihm mit den Krallen jene Streifen auf den Rücken rissen, die es bis heute noch hat.

Dann erfanden und nannten sie so viele Krankheiten: wenn ihre Erfindungsgabe sie nicht zuletzt im Stich gelassen hätte, so würde keiner des Menschengeschlechtes lebend geblieben sein. Die Raupe freute sich immermehr, wenn eins nach dem andern die Namen der Krankheiten nannte, bis sie dann am Ende waren. Da schlug noch jemand vor, daß man die Menstruation manchmal tödlich für die Frauen machen sollte. Da stand sie von ihrem Platz auf und rief: „Schön! Ich freue mich, daß noch ein paar von ihnen sterben, denn es gibt jetzt so viele, daß sie auf mich treten." Der Gedanke machte sie so vor Freude zittern, daß sie auf den Rücken fiel und nicht wieder in die Höhe kommen konnte, sondern sich auf dem Erdboden fortschlängeln mußte. Und anders können sich die Raupen seitdem nicht fortbewegen.

Als die Pflanzen, die dem Menschen freundlich gesinnt waren, von den Verhandlungen der Tiere hörten, beschlossen sie, deren böse Absichten zu bekämpfen. Bäume und Sträucher, die Kräuter sogar bis herab zum Gras und Moos sagten: „Wir werden dem Menschen helfen, wenn er uns in der Not anruft." So entstand die Medizin; und die Pflanzen, deren jede einen bestimmten Nutzen hat, wenn wir es nur wüßten, liefern uns die Heilmittel, um all das Böse aufzuheben, das die rachsüchtigen Tiere geschaffen. Sogar das Unkraut wurde zu bestimmten Zwecken geschaffen, die wir selbst ausfindig machen müssen.

Mooney, Myths of the Cherokee, S. 250.

IX. Stehlende Tiere.

1. Aus Frankreich.

Es waren einmal zwei Frauen, die gingen mit ihren Kindern spazieren. „Ach," sagte da die eine, „ich habe es satt, mein Kind immer auf dem Rücken zu tragen." „Wahrhaftig, ich auch," sagte die andere, „die Kinder müßten laufen können, wenn sie auf die Welt kommen."

„So höre," sagte die erste, „wir müssen eine Bittschrift an den lieben Gott richten."

„Ja, das wollen wir," meinte die andere, „aber wir können ja nicht schreiben. Wir wollen zum Schulmeister gehen."

Das taten sie denn auch, und als sie dort ankamen, begrüßten sie den Schulmeister, und dieser fragte sie, was sie denn wünschten. Sie baten ihn, eine Bittschrift aufzusetzen, was er zu tun versprach; doch müßten sie dafür bezahlen. Auch wolle er es nicht gern im Hause tun, da die Kinder es hören könnten, und

es sei nicht gut, wenn sie dergleichen Dinge erführen. So gingen sie denn in den Garten, und unter einem Baum wurde an den lieben Gott geschrieben, daß er die Kinder doch gehen lassen möchte, wenn sie zur Welt kämen.

Als nun alles fertig war, wollte niemand der Bote sein. Oben auf dem Baum aber saß ein **Bussard**. „Nun gut," rief er herunter, „gebt sie mir, ich will sie schon hinbringen." Die Frauen waren damit wohl zufrieden und gaben ihm das Papier, womit er sogleich davonflog. Er klopfte bei Petrus an der Tür an und gab ihm die Schrift, damit dieser sie dem lieben Gott bringen solle. Doch Petrus sagte: „Der liebe Gott ist nicht zu Hause, du mußt bis morgen warten." Das wollte der Bussard denn auch, und am nächsten Tag gab Petrus dem lieben Gott die Bittschrift und brachte gleich die Antwort wieder. Als der Bussard damit zurückkam, gab er sie den Frauen, und alle lasen, daß der liebe Gott ihre Bitte erfüllen wollte, unter der Bedingung, daß sie nicht mehr mit ihren Männern schliefen. „Gut," sagte die eine, „so soll alles beim alten bleiben." „Ich meine auch," sagte die andere, „ich will doch lieber meine Kinder tragen."

Danach wollte der Bussard für seine Botendienste bezahlt werden. Aber die Frauen sagten zu ihm: „Geh weg! Weil du keine gute Nachricht gebracht hast, wirst du nichts bekommen." „Wohlan," rief der Bussard, „ihr werdet ja eure Hühner und Gänse losbinden, wann ihr wollt, aber seid versichert, daß ich mich bezahlt mache." Und darum rauben die Bussarde die Küchlein.

Rolland, Faune populaire 2,18 = Sébillot, Folklore de France 3, 168.

2. Sage der Athabascan.

Der amerikanische **Vielfraß** pflegte mit Männern auf die Jagd zu gehen und ihnen in der dritten Nacht die Schuhe zu stehlen. Einst ließ aber ein Mann die Schuhe nicht nach der Landessitte vor dem Feuer hängen, sondern zog sie wieder an, so daß der Vielfraß versehentlich seine eigenen Schuhe ins Feuer warf. (Vgl. ob. S. 66.) Darauf kommt der unvermittelte Schluß: „Ich will nicht mehr für mich selbst jagen, sondern ich will davon leben, die Vorratsorte der Menschen zu berauben." Und darum ist der Vielfraß solch ein Dieb.

Journ. of Am. Folklore 13, 18.

3. Sage der Arapaho-Indianer.

Nih′ã^{n}ça^{n} tötet Vögel, indem er sie mit geschlossenen Augen vor sich tanzen läßt. (Vgl. oben S. 61.) Er brät sie und schläft. Der Präriewolf stiehlt die gebratenen Vögel. Seitdem leben die **Prärie-wölfe** vom Stehlen.

Dorsey and Kroeber, Trad. of the Arapaho p. 61.

4. Sage vom unteren Fraser River.

Der Pelikan gab einst ein großes Schenkfest. Er ließ ein junges Mädchen mit langen Haaren, die **Maus**, für sich auf zusammengebundenen Booten tanzen. Er band Felldecken an Stangen und warf dieselben, als seine Gäste kamen, ins Wasser. Da sprangen dieselben ins Wasser, um sie aufzufangen. Als sie ins Haus kamen, verteilte die Maus das Essen und tanzte für den Pelikan. Die Leute schlugen Takt und sangen, während sie tanzte. Dann verteilten sie wieder viele Decken. Am folgenden Tage reisten die Leute wieder in ihre Heimat zurück. Die Maus hatte allen so gefallen, daß viele sie haben wollten. Der Nerz, welcher ein armer Mann war, legte sich Häuptlingskleider an und band sein Haar mit Bergziegenwolle zurück, damit sie ihn für einen Häuptling aus einem fernen Lande halten sollte, und wollte sie heiraten. Sie erkannte ihn aber und wies ihn zurück. Dann kam der

Donnervogel und warb um sie. Sie folgte ihm, und er nahm sie in seine Heimat zurück. Die erste Frau des Donnervogels war aber eifersüchtig auf die Maus und wünschte sich ihrer zu entledigen. Eines Tages, als der Donnervogel mit seiner ersten Frau ausgegangen war, öffnete die Maus die Kisten, in denen der Donnervogel seine Vorräte an Bergziegenfett aufbewahrte, und aß davon. Als er das ausfindig machte, ward er zornig und warf die Maus auf die Erde hinunter. Daher stiehlt sie noch heute immer Lebensmittel.

Boas, Indianische Sagen von der nordpazifischen Küste S. 45.

X. Verhalten in den einzelnen Jahreszeiten.

1. Aus Estland.

Im Herbst am St. Michaelistage wollte eine Bauernfrau zum Abend Kohlsuppe kochen. Sie holte aus dem Garten mehrere große Kohlköpfe. Da kein Holz mehr zu Hause war, ging der Mann in den Wald, um etliches zu holen. Während er das Reisig sammelte, hatte er sich immer weiter vom Hause entfernt und schließlich verirrt. Er suchte den Weg, bis er müde wurde, und da er eine Bärenhöhle sah, ging er hinein, um sich auszuruhen und am Morgen weiter zu suchen. Er schlief ein, und als er endlich erwachte, war es noch Nacht; da kehrte er sich auf die andere Seite und schlief weiter. Am Morgen erwachte er und fand den Weg nach Hause. Die Frau aber wollte ihn nicht wiedererkennen, die Stimme allein war ihr bekannt. Der Mann war sehr hungrig und fragte, ob sie von der gestrigen Suppe noch etwas übrig hätte. Verwundert blickte das Weib ihn an. „Hast du die Suppe gestern Abend gar nicht gekocht?“ fragte der Mann. Da stellte es sich heraus, daß der Mann den ganzen Winter fortgewesen war und daß sie schon Frühling und Mariä Verkündigung (25. III.) hatten. — Seit der Zeit geht nun der **Bär** immer am Michaelistage in seine Höhle und hält seinen Winterschlaf. Am Lichtmeßtage kehrt er sich auf die andere Seite, und zu Mariä Verkündigung kommt er heraus und wird denen das Maul belecken, die nicht vor Sonnenaufgang aufzustehen vermögen.(?)

Aus d. hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

2. Aus Deutschland.

Die Krähe hat einmal zur **Drillelster** gesagt: „Ihr seid doch recht dumm! Ihr macht ja alle Jahre solch weite Reise und über solch großes Wasser. Wie leicht könnt ihr da nicht Unglück haben! So dumm bin ich lange nicht, ich bleibe ruhig hier. Es ist wohl im Winter nicht ganz so warm wie im Sommer. Aber das schadet nichts. Es ist hier auch hübsch, und so eine weite Reise würde ich nicht machen. Versuch's doch mal und bleibe auch hier!“ Die Drillelster denkt: „Die Krähe hat recht, gefährlich und weit ist's! Du willst's mal versuchen und hierbleiben. Wenn die es aushält, wirst du es auch wohl aushalten können.“ Und richtig, sie bleibt den Winter über hier. Wie es aber so um Weihnachten und Neujahr hinkommt, wird es gar grimmig und schneidend kalt. Der Schnee blinkert nur so und knirscht und knarrt, und die Fenster sind den ganzen Tag beeist. Da wird's der Drillelster doch leid, daß sie hiergeblieben ist. Sie friert gar zu sehr, und sie schreit immer vor Kälte: „Es ist verflixt kalt! Es ist verflixt kalt!“ Die Krähe antwortet ihr aber ganz trocken: „So ist's alle Jahr! So ist's alle Jahr!“

Von der Zeit an ist die Drillelster den Winter über nicht wieder hiergeblieben.

Nach der mundartl. Erzähl. bei Engelien und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg I (1868) S. 115.

3. Aus Finnland.

Ein Schwälbchen war den Winter über hiergeblieben. Als die anderen Schwalben im Frühling wiederkamen und sie sich zu ihnen gesellte, gab es viel durcheinander zu reden und zu streiten. Zuletzt fällten sie den Spruch, daß die, die so faul geworden wäre, in einen feurigen Ofen geworfen werden sollte. Seitdem hat man keine **Schwalbe** mehr im Winter hierbleiben sehen.

K. Krohn, Suomalaisia Kansansatuja 1, 276, Nr. 290.

4. Aus Flandern.

In alten Zeiten war die **Nebelkrähe** (Bontekraai) ganz weiß und blieb im Sommer wie im Winter bei uns. Einst hatte sie in einem Wirtshaus zuviel getrunken, sie konnte die Tür nicht mehr finden und fiel zuletzt in den Kohlenkasten der Wirtin. Schwarzgrau kam sie wieder zum Vorschein, und seitdem hat sie diese Farbe behalten. Kurz nach dem Vorfall begegnete ihr der liebe Gott und fragte sie: „Woher hast du diese Farbe?“ Die Krähe erzählte ihm alles ohne die mindeste Scheu. Da sagte der Herr: „Weil du so schamlos deinen Verstand vertrunken hast, sollst du keinen Sommer mehr haben, sondern allzeit Winter.“ Seitdem verlassen die Nebelkrähen beim Nahen des Sommers unsere Gegenden, um nach kälteren Ländern zu fliegen.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 59 = Revue des trad. pop. 10, 363.

5. Aus Frankreich.

Der **Kuckuck** und die **Elster** hatten ein Gut zu gemeinsamem Gewinn genommen. Sie legten nicht oft, wie man sagt, die Hand ans Werk; sie beschränkten sich darauf, ihre Dienstboten und Arbeiter zu beaufsichtigen und zu befehligen. An einem Feiertage, wo sie ihren Leuten Urlaub gegeben hatten und allein in der Farm geblieben waren, bildete sich ein Gewitter am Horizonte; die Heuhaufen, sehr trocken auf den Wiesen aufgereiht, warteten nur noch auf den Wagen und den Heuschober.

„Kuckuck“, sagte die Elster, „hörst du den Donner? Unser Getreide wird naß werden, und das wird ein großer Schaden sein; wir müssen es hineinbringen. Schirre schnell die Pferde an, während ich den Wagen in Ordnung bringe.“ Eine Viertelstunde später kamen sie mit ihrem Gefährt auf der Wiese an. Die Elster saß auf dem Wagen.

„Kuckuck, nimm die Gabel und reiche mir das Heu, ich werde den Wagen beladen.“ Sie mühte sich ab wie ein Hampelmann, vorwärts- und rückwärtsspringend, und der Kuckuck konnte ihr nicht schnell genug das Heu reichen.

„Mach schneller“, rief sie, „nimm ordentlich die Gabel voll“. Der andere, weniger geschickt und behende, war schon ganz in Schweiß gebadet, und die Arbeit ging gar nicht vorwärts.

„Kuckuck, sieh, es regnet schon, das Heu wird naß, das ist deine Schuld. Hätte ich es gewußt, so hätte ich deine Stelle eingenommen, und unser Wagen wäre schon voll. Jetzt müssen wir mit einer halben Fuhre abfahren.“

Sie verließen die Wiese und kamen auf dem Gutshofe an, ließen den Wagen vor dem Fenster des Heubodens halten, wo die Elster mit einem Sprung sich aufstellte.

„Kuckuck, steig auf den Wagen, nimm die Heugabel und mach deine Sache besser als auf der Wiese“.

Der Kuckuck, vor Ermattung wie gerädert und ärgerlich, so behandelt zu

werden, reichte auf der Spitze der Heugabel eine Handvoll Heu herunter, und die Elster kochte vor Ungeduld und Zorn.

„Halt, Kuckuck, du taugst zu gar nichts, gib mir deinen Platz, nimm den meinigen ein, das wird vielleicht besser gehen."

Einmal auf dem Wagen, tauchte die Elster mit voller Gabel in das Heu; sie hob es empor und warf ganze Haufen davon herab, unter denen der arme Kuckuck ganz verschüttet wurde; der Wagen war bald abgeladen, aber der Kuckuck war halb erstickt und wußte nicht, wo er den Schnabel lassen sollte. Er arbeitete so in dem Staube und der Hitze des Heues herum, daß seine Augen rot wie Blut wurden und so blieben. Er brach sein Bündnis mit der Elster, aber sie, ohne Mitleid, verzieh ihm nicht. Seit diesem Tage verfolgt sie ihn, sooft sie ihn bemerkt, und ruft:

„Kuckuck, du hast ja rote Augen!"

Diese Bosheit der Elster, die immer darauf aus ist, ihn vor den übrigen Vögeln zu demütigen, zwingt ihn, das Land drei Monate vor ihrer Ankunft zu verlassen.

Revue des trad. pop. 3, 262, Nr. 26. Ebd. folgende zwei Varianten.

a) Einstmals arbeiteten der Kuckuck und die Elster zusammen bei der Ernte. Wenn man die Garben aufladen mußte, reichte sie der Kuckuck mit der Heugabel, und die Elster lud sie auf den Wagen. Sie war behender als er und sprang unaufhörlich von einer Seite zur anderen. Der Kuckuck, der nicht mitkommen konnte, wurde ungeduldig, warf seine Gabel fort und flog davon, ungeachtet seiner Verpflichtung. Das tut er noch jedes Jahr, sobald er die Sicheln klingen hört; so große Furcht hat er, bei der Ernte mitzuarbeiten.

b) Man erzählt in Poitou, daß einst die Elster und der Kuckuck sich zur Zeit der Ernte zusammenfanden. Die Elster besorgte die Wagenladung, und der Kuckuck reichte die Garben. Die Schwätzerin sagte immerfort: „viermal soviel" zu dem faulen Vogel, welcher langsam eine einzige Garbe heranbrachte. Endlich wurde der Kuckuck ungeduldig und packte mehr auf seine Gabel. Die Elster beeilte sich, aber eine Garbe entschlüpfte ihr und fiel so unglücklich ihrem Aufseher auf den Rücken, daß sie ihm den Hals brach. Seit dieser Zeit verläßt der Kuckuck das Land, sobald man die Sense an die Gerste legt. (Sébillot, Folklore de France 3, 164 = Revue des trad. pop. 263 = Leo Desaivre, Mythologie locale 1880, S. 10).

c) [Fernerstehend]:

Wenn der Kuckuck die erste Erdbeere gegessen hat, hört er auf zu singen.

Sébillot, Folklore de France 3, 165 = Sauvé, Folklore des Hautes-Vosges, 125.

Varianten aus der Bretagne.

a) In der Bretagne meint man, die Turteltaube käme um Johanni zurück, und erzählt sich von ihr und dem Kuckuck folgendes:

Einstmals um Johanni brachte die Turteltaube den Kuckuck dazu, sein Heu einzuholen. Unglücklicherweise blieb er mit seiner Ladung hängen, als er durch ein Tor kam, worauf die Taube anfing, ihn zu schmähen, indem sie rief: „troue-troue-oue!" Der Kuckuck, den dieses Schelten verletzte, machte solch ungeheure Anstrengungen, daß er seinen Flügel zerbrach. Seit diesem Unglück singt er mit ausgebreiteten Flügeln, während andere Vögel sie anlegen, und sobald er die Turteltaube hört, fliegt er so schnell als möglich fort.

Swainson, British Birds, p. 171 = Sébillot, Trad. de la Haute-Bretagne 2, 221 = Revue des trad. pop. 3, 265.

b) Als der Kuckuck zum erstenmal nach der Bretagne kam, baute er sein Nest wie die anderen Vögel und ging dann ganz vergnüglich auf einer Wiese spa-

zieren. Da überfuhr ihn ein Heuwagen und zerbrach ihm das Rückgrat, daher hat er einen schwachen Rücken und fliegt schwerfällig.

Seit dieser Zeit aber fliegt er fort, wenn das Gras gemäht werden soll.

Sébillot, Trad. de la Haute-Bretagne 2, 172 = Revue des trad. pop. 3, 265.

c) Der Kuckuck hört im Juni auf zu singen, wenn die Sense klingt, weil er vor Zeiten einmal einen Schlag mit der Sense bekommen hat.

Sébillot, Folklore 3, 163 = Trad. de la Haute-Bretagne 2, 173.

6. Aus Venetien.

Wenn man bei dem Friedhof von Cadore das Heu mäht und Schober macht, singt der Kuckuck nicht mehr, weil seine Mutter tot ist und unter einem dieser Schober liegt.

Nardo-Cibele, p. 57.

7. Aus dem Tal von Aoste.

Der Kuckuck singt nicht mehr, wenn er die Heuschober sieht, da einer seiner Vorfahren in einem Heuhaufen verbrannt ist.

Sébillot, Folklore 3, 164. J.-J. Cristillin, Dans la Vallaise, 282.

8. Aus Steiermark.

Der Kuckuck hört auf zu schreien, wenn er den Wiesbaum fallen hört oder das erste Mandl (Garbe) auf dem Kornacker sieht.

Baumgarten 1, 95.

9. Litauische Sage.

Kukys war König der Vögel. Er fehlte einst auf einer Versammlung der Vögel und schlief derweil. Niemand wollte ihn wecken gehen. Da sagte der **Kuckuck**: „Ich würde schon wecken gehen, aber meine Kinderchen sind nicht gefüttert.“ [Der Wendehals (Iynx torquilla) erklärt sich bereit, dies zu tun; der Kuckuck weckt den Kukys, und dieser fällt vor Schreck aus dem Nest und schlägt sich tot.] Darum wird auch jetzt noch alljährlich der Kukys gerufen, und der Wendehals behütet; er füttert des Kuckucks Kinder bis zum Peter-Paul-Tage (29. Juni); später kümmert sich dann der Kuckuck selbst um seine Kinder.

Etn. Obozrěnie 2, 3, 146.

10. Estnische Sagen.

a) Der **Frosch** sagte, er werde im Herbst das Getreidegras auffressen, und da ward ihm das Maul verschlossen, so daß er von St. Jacobi an nicht einmal mehr seine Stimme hören lassen kann.

b) Wenn das Korn zu blühen beginnt, verstummt das Quaken der Frösche, und ihr Maul ist verschlossen. Einst mahnte Altvater den Frosch, weniger zu essen, und nicht Korn, sondern Insekten. „So!“ sagte der Frosch, „also Insekten soll ich fressen, und die Menschen werden das Korn essen! Nein, ich mache es anders: wenn das Korn reif ist, werde ich alle Körner auffressen und den Menschen das Stroh lassen!“ „Wenn dem so ist“, sagte Altvater, „so will ich dir den Mund schließen, schon wenn das Korn zu reifen beginnt!“ Und so ist es bis auf den heutigen Tag.

c) Der Frosch hatte gedroht, allen Roggen zu verzehren, der gesäet worden, und darum hat Gott ihm das Maul schon von St. Jacobi an verschlossen, daß er nichts fressen könnte.

d) Als Taara in einem Frühling Korn gesät hatte, da fraß das **Huhn** alles gesäte Korn auf. Taara säte ein zweites Mal, und wieder fraß das Huhn alles Saatkorn

auf. Als Taara das dritte Mal säte, da band er dem Huhn den Schnabel mit einer Goldschnur fest und sagte: „Zur Saatzeit sollst du nur von Wasser leben und darfst kein Korn picken".

Solange die Saatzeit noch nicht angebrochen, frißt das Huhn mit Vorliebe Korn. Dann aber bis zum Bartholomäustage, dem 24. August, wo die letzte Saat gesät ist, bleibt der Schnabel des Huhnes so weit geschlossen, daß es nur Wasser schlucken kann.

Aus d. hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

11. Weißrussische Sage.

Einmal fragte der liebe Gott den hl. Veit: Veit, Veit, ist schon pientka (?) im Getreide? Dieser antwortete: „Ich höre Dich nicht, Herr. Mag die Nachtigall aufhören zu singen!" Da befahl Gott der Nachtigall, zu schweigen. Und seitdem hört die **Nachtigall** vom Veitstag an zu singen auf.

Federowski, Lud białorusski 1, 611.

12. Polnische Sage.

Im Mai singen die **Vögel** beständig. Als nun Gott wollte, daß die Menschen — durch deren fortwährenden Gesang belustigt — nicht vergessen sollten, an den kommenden Morgen zu denken, erlaubte er dem hl. Veit, die Vögel zum Schweigen zu bringen, die denn auch von Mitte Juni, einer nach dem andern, verstummen.

Kolberg, Lud 19, 206, Nr. 30.

13. Aus dem Böhmerwald.

Die **Sperlinge** ziehen sich vom Simonstage (14. Sept.) ab in die Wälder zurück. Hier werden sie während der finsteren „Sperlingsnacht" vom Teufel gemessen. Er schüttet sie alle in ein Maß. Jene Sperlinge, die er mit dem Streichholz vom gehäuften Maße herunterstreicht, fliegen davon und bleiben zur Zucht zurück, während die andern spurlos verschwinden, also wahrscheinlich im Besitze des Teufels verbleiben. Das Messen der Sperlinge findet unter fürchterlichem Donner und Blitz statt.

Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler, S. 4. Vgl. Bd. 1, 198.

14. Aus Indien.

a) Die **Bachstelze** kommt in unsere Welt aus Ramas Himmel und bleibt während der kalten Zeit hier, um zu fragen, wie es in der Welt geht. Anfang Sommer fliegt sie zu Rama und berichtet.

North Indian Notes and Queries 5, 162.

b) Der **Häher** kommt vom Himmel von Sitarama, um zu sehen, wie es in der Welt geht, in der Sita unter der Grausamkeit Ravanas litt.

Ebd.

XI. Naturalia.

1. Aus Frankreich.

a) Seit einmal viele **Hunde**, die an einer Mauer ihr Bedürfnis verrichteten, durch deren Fall erschlagen worden sind, heben nun alle die Pfote dabei, um die Mauer zu stützen.

Sébillot, Folklore de France 3,77 = Revue des trad. pop. 17, 578; auch in der älteren frz. Literatur, z. B. Tabarin, Oeuvres complètes 1, 45. Eine türkische Var. mildert die Derbheit und erzählt, Gott habe den Hunden geraten, nicht an einer Mauer zu schlafen, weil sie plötzlich einstürzen könne; daher schlafen sie jetzt mitten auf der Straße (Geg. von Konstantinopel). La Tradition 5, 66, XIX.

b) Die Hunde verrichteten ihr Bedürfnis an der Kirchentür, seit sie — trotz eines Bittgangs nach Rom — nicht mehr mit hinein dürfen.

Sébillot, Folklore 3, 77 = Revue des trad. pop. 14, 206.

2. Wendische Sage.

Warum heben die Hunde das Bein in die Höhe? Einmal wollte ein Hund an einem alten Abtritte pissen. Dabei fiel der Abtritt um und schlug den Hund tot. Da berieten die Hunde, wie man sich davor hüten sollte, daß ein Abtritt die Hunde totschlüge. Und sie setzten fest, daß jeder Hund das Bein gegen den Abtritt stemmen solle, damit er nicht einfalle. Das tun sie noch heute so.

W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus d. Spreewald S. 80.

3. Aus Afrika.

a) Der **Elefant** ist weise und Herrscher über die Tiere. Er duldet nicht, daß sie den Kot in einem Haufen absetzen wie er, sondern zwingt sie, ihre Losung zu verstreuen oder im Laufen fallen zu lassen. Die es doch mit dem Haufen versuchen, schauen ängstlich um sich, ob der Elefant kommt. Sieh nur die Hunde.

Pechuël-Loesche, Volkskunde von Loango S. 105.

b) Man erzählt, daß beim Tanganjika auf den Fipa-Hügeln ein heftiger Kampf stattfand zwischen den **Rhinozerossen** und den **Elefanten.** Die Rhinozerosse wurden besiegt, aber das Leben wurde ihnen unter der Bedingung geschenkt, daß sie nicht mehr die Pfade der Elefanten beschmutzten und ihre Losung verstreuten.

R. Basset, Contes d'Afrique p. 270. (Sage der Wahehe).

4. Aus Südindien.

Eine **Katze** und ein Tiger gingen einmal zusammen spazieren. Nachdem sie eine Zeitlang durch den wilden Dschungel gewandert waren, wurde der Tiger hungrig und überlegte sich, ob er einen Sprung auf die Katze machen sollte. Seine verstohlenen Blicke erregten den Verdacht der Katze, und da sie nicht wußte, wie sie sonst des Tigers Vorhaben vereiteln könne, so schlug sie vor, daß sie zum Ausruhen auf einen Baum klettern und dann nach Hause gehen wollten. Der Tiger war sogleich damit einverstanden und bat die Katze nur, ihm den Weg zu zeigen. Aber als er nahe genug an ihr heran war, sprang er plötzlich auf sie zu. Doch die Katze war zu schnell für ihn und sprang auf einen schwanken Ast, auf den ihr der Tiger nicht folgen konnte. Da legte sich das grausame Tier am Fuß des Baumes nieder, um zu warten, bis die Katze hinunterkommen müßte. Aber das lange Warten erschöpfte doch die Geduld des Tigers, und zuletzt erhob er sich, um wegzugehen, und brummte dabei: „Jetzt kann ich nicht auf dich warten, aber ihr Katzen werft eure Losung ja immer an demselben Platz ab; da werde ich dich schon bald genug finden!“ Darauf stieg die Katze vorsichtig von ihrem Zufluchtsort herunter, ging zu allen Katzen und erzählte ihnen, was der Tiger gesagt hatte, und seitdem haben die Katzen es sich angewöhnt, jeden Tag einen anderen Ort für ihr Bedürfnis zu suchen, und dann graben sie ein Loch, lassen ihr Teil hineinfallen und decken es sorgfältig mit Erde zu, damit die Tiger niemals wissen können, wo sie sie wieder finden können.

Notes and Queries 7. Ser. IX, 307.

5. Aus Konstantinopel.

Zur Zeit Mohammeds lebte in Arabien ein Jude, Emir-Eptévid, der war von großer Stärke, so daß niemand sich mit ihm messen konnte. Emir-Eptévid war der

König des Landes, und seine Hauptstadt war die starke Stadt Héiber. Eines Tages sagte der Engel Gabriel zu Mohammed: „Mache dich auf, nach Héiber zu gehen, und bekehre den Emir."

Da machte sich der Prophet mit seinen Anhängern auf, unter ihnen befand sich auch Ali.

Als er in Héiber angekommen war, schickte er dem Emir sogleich Herolde entgegen, die ihm befahlen, Muselman zu werden.

„Ich schlage euch einen seltsamen Kampf vor," antwortete der Jude, „ich werde mit einem von euch kämpfen. Wenn ich siege, müßt ihr meine Religion annehmen, und wenn ihr siegt, nehme ich die eurige an."

Gabriel gibt Mohammed das Schwert Zulfiquiar und das Pferd Douldoul, und Ali begibt sich damit in den Zweikampf für die Sache Mohammeds und siegt.

Danach wird den Maultiertreibern befohlen, die Reichtümer des Besiegten in Mohammeds Zelt zu bringen.

Die Maultiertreiber waren aber Juden. Anstatt Säcke mit Gold mitzunehmen, nahmen sie schwere Sandsäcke. Das Gewicht (so! gemeint ist wohl die Langsamkeit) der mit Sand beladenen Maulesel machte Ali ärgerlich. Zornig verfluchte er den Maulesel und bat Gott, ihn unfruchtbar zu machen. Seit dieser Zeit ist der Maulesel zur Fortpflanzung untauglich.

La Tradition 7, 269.

XII. Verschiedenes.

1. Aus Griechenland (Phelloë, Kalavryta).

Als der große Alexander die ganze Welt erobert hatte, ging er auch dahin, wo das unsterbliche Wasser quillt, und füllte zwei Krüge voll, um sich zu waschen und unsterblich zu werden. Als er sie nach Hause gebracht hatte, sagte ein Offizier, der gegen ihn trotzte, das Geheimnis seinen (d. h. des Königs) Schwestern und überredete sie, sich damit zu waschen und davon zu trinken und anderes Wasser in die Krüge zu gießen. Diese nahmen das Wasser, tranken und wuschen sich und gossen das schmutzige Wasser auf die Straße. Da wurde zufällig eine Henne und ein μποτσάκις (?) von dem unsterblichen Wasser benetzt, und darum mausert sich die Henne jedes Jahr und wird wieder jung, und der μποτσάκις verwelkt nicht, auch wenn er mit der Wurzel ausgerissen und an die Luft gehängt wird.

Politis, παραδόσεις Nr. 651.

2. Aus Indien.

Bei großer Hitze, wenn alles Gras vertrocknet ist, denkt der **Affe**, er habe es alles gefressen, und bei Regen, wenn es wieder grün wird, meint er, er müsse es noch alles fressen. So ist er immer zufrieden.

Panjab Notes and Queries 1, 15.

3. Aus Annam.

Ein betender Bonze wurde von der Göttin Thât bà in einen **Frosch** verwandelt, weil er der zehnmaligen Versuchung der Göttin nicht widerstand. Daher kommt es, daß der Frosch seine Füße wie zum Gebet faltet, wenn man ihm den Kopf abschneidet.

Nach Landes, Contes Annamites S. 140.

4. Sage der Wishosk.

Die **Spinne** lebte hier auf der Erde, ohne Fliegen und andere Insekten fangen zu können. Sie ging zu Gurugudatrigakwitl [dem Schöpfer] und bat ihn, ihr ein

Mittel zu geben, um sie zu fangen. Gurugudatrigakwitl sagte zu ihr: „Setz dich eine Weile hin und arbeite für mich," und gab ihr einen Faden zu verarbeiten. Die Spinne nahm etwas Faden in ihr Maul und verschluckte es. Sie verschluckte immer mehr und behielt ihn in ihrem großen Magen, bis sie sehr viel beisammen hatte. Gurugudatrigakwitl sah es und wußte, was sie tat, aber er dachte: „Mag sie ihn behalten, wenn sie ihn so braucht". Die Spinne aber dachte: „Anders kann ich nicht wieder herunterkommen," zog ein Stück Faden aus dem Mund, band es fest und ließ sich daran hinunter, immer weiter, immer weiter. Als sie auf der Erde ankam, machte sie ihre Netze, fing Fliegen und lebte davon.

Journ. of Am. Folklore 18, 98.

5. Sage der Bornu.

Einst kamen die **Insekten** zu Gott und baten, er möge ihnen Arbeit geben, damit sie ihren Lebensunterhalt verdienen könnten. Gott hörte ihre Bitte an und gebot der **Grille**, nach Sonnenuntergang allen Insekten kundzutun, sie sollten am folgenden Tage in der Frühe zu ihm kommen.

Kaum war die Sonne untergegangen, so begann die Grille, laut ihre Botschaft auszurufen, wie der Herr ihr befohlen. Mitternacht kam, und noch immer rief die Grille zum Gebet. Da sandte Gott einen Boten zu ihr und ließ ihr sagen, sie habe nun lange genug gerufen, sonst mache sie dem Herrn noch Kopfschmerzen. Die Grille aber wollte dem Befehle nicht gehorchen, sondern sagte: „Bleibe ich draußen, so wird man mich sehen" und lief in ihre Höhle; sie steckte den Kopf daraus hervor und rief und rief, bis die Sonne aufging. Dann erst verstummte sie, und alle Insekten begaben sich zu des Herrn Betplatz. Da wies der Herr einem jeglichen seine Arbeit an.

Ganz zuletzt kam auch das **Pátkēma**[1]) zum Herrn. Befragt, warum es denn so spät käme, gab es zur Antwort: „Ich belud erst meine Esel mit all ihren Reisesäcken, die andern aber eilten mir inzwischen vorauf." Der Herr aber sprach: „Alle Ämter bis auf eins sind vergeben; das will ich dir anweisen. Geh an den Eingang zur Höhle der schwarzen Ameisen, sammle die Ameisenköpfe dort auf, von denen viele dort liegen, und fülle deine Säcke damit. Dann treibe deine Esel zum Markte, breite Matten daselbst und verkaufe deine Ladung."

Das Pátkēma gehorchte. Bald hatte es seinem Esel einen großen Sack voller Ameisenköpfe aufgeladen und trieb ihn zum Markte. Unterwegs warf der Esel den Sack ab. Da das Pátkēma nicht stark genug war, so bat es die Vorübergehenden, mit Hand anzulegen, aber es achtete niemand auf es. Da kamen die kleinen **roten Ameisen**[2]) des Weges; die bat das Pátkēma, ihm doch hilfreiche Hand zu leisten. Sie aber sagten: „Helfen wollen wir dir schon, aber nicht umsonst". „Nun, faßt also nur an," sagte das Pátkēma, „ich will euch bezahlen, wenn ich vom Markte heimkehre." Da beluden die kleinen roten Ameisen den Esel wieder, das Pátkēma aber trieb ihn zum Markte, verhandelte dort seine Ameisenköpfe gegen andere Waren und machte sich auf den Rückweg.

Als die kleinen roten Ameisen das Pátkēma sahen, riefen sie ihm zu: „Vater Pátkēma, gib uns nun, was du uns schuldest." Das Pátkēma aber weigerte sich

1) „Kuli-pátkēma", d. i. das Kaufmannsinsekt, ist der Name eines Käfers, der alle möglichen Dinge in seiner Höhle aufzuspeichern pflegt.

2) Diese roten Ameisen sind ganz klein, mit bloßem Auge kaum sichtbar, aber, namentlich in Sierra Leone, höchst lästig, um so mehr, als ihnen bei ihrer Winzigkeit der Zugang zu Eßwaren u. dgl. kaum versperrt werden kann.

und zog seines Weges. Es war noch nicht weit gekommen, als es sich fieberkrank fühlte. Es stieg infolgedessen vom Esel herab, band ihn fest und nahm ihm seine Last ab. Dann setzte es sich unter einen Baum, um ein wenig zu ruhen. Das Fieber aber überwältigte es, und es fiel zu Boden. Als die kleinen roten Ameisen es dort liegen sahen, taten sie sich zusammen und töteten es.

Ein anderes Insekt aber hatte dies gesehen und lief eilends zum Herrn, ihm zu verkünden, das Pátkēma sei von den kleinen roten Ameisen getötet worden. Da sandte der Herr einen Boten und ließ die kleinen roten Ameisen sämtlich vor sich fordern. Als sie erschienen waren, fragte der Herr: „Warum habt ihr denn das Pátkēma getötet?“ Die Ameisen teilten darauf das Vorgefallene mit, und der Herr sprach: „Ihr hattet recht.“

Noch heute ruft die Grille vom Abend bis zum Morgen. Das Pátkēma baut nicht das Feld und arbeitet nicht, sondern zieht mit seinen Waren auf den Markt; und wo die kleinen roten Ameisen ein krankes Insekt liegen sehen, da gehen sie hin und geben ihm den Rest.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika S. 156 = Koelle, African Native Literature S. 58.

6. Sage der Aschanti.

Es war einst eine Hungersnot. Vater **Spinne** sprach zum Sohne: „Geh du heute zu deiner Familie, und ich gehe zu meiner.“ Der Sohn erwiderte: „Ich habe doch keine andere Familie.“ Aber der Vater warf ihn in ein Gebüsch im Walde. Dort lag eine Boa. Der erzählte er sein Geschick, und sie hatte Mitleid. Sie machte ihn zum König einer Stadt und bedang sich nur die Nahrung aus, die sie zu bekommen habe, und daß niemand in ihr Zimmer kommen dürfe, das sie im Palast bewohnen wolle. Dafür spie sie obendrein täglich Gold. Das ging so lange gut, bis eines Tages der Vater Spinne kam. Trotz so vieler Wohltaten, die er erhielt, ging er in das Zimmer der Schlange, als sie gerade Gold spuckte. Er schrie: „Sie frißt das Gold meines Sohnes!“ und tötete sie. Darauf wurden die Leute verwandelt in Vögel, Tiere, Blätter, Lianen, Bäume, so daß der Spinnensohn sich in einem dichten Walde befand. Vom Vater Spinne fielen alle schönen Kleider ab, und er sprang schnell hinter ein Blatt. Der Sohn sprang hinter ein anderes Blatt, und daher kommt es, daß man noch jetzt Spinnen-Vater und -Sohn auf der Rückseite eines Blattes kleben sieht.

Bull. de la Soc. Neuchât. 17, 187.

7. Aus Loango.

Die Springspinne hat das Netz erfunden, hat es sich aber vom Menschen abschwatzen lassen. Nun muß sie sich ohne Netz behelfen.

Pechuel-Loesche, Volkskunde von Loango S. 105.

8. Rumänische Sage.

Ein **Storch** hatte einmal vier Eier gelegt. Da vertauschte eine Frau ein Storchei mit einem Gänseei, und es kroch auch wirklich eine junge Gans aus. Als der Storch dieses eigenartige Kind sah, tötete er es. Seitdem tötet er jedes Jahr eins seiner Jungen.

Sezătoarea 8, 53.

9. Aus Rußland.

Gott hat dem **Maulwurf** keine Augen gegeben „Wenn du mir so viele Hügel aufwirfst, wie ich Sterne habe,“ sagte er, „gebe ich dir Augen.“ Und so graben die Maulwürfe noch immer und immer wieder Hügel.

Mansura, Skazki S. 146.

10. Aus der Haute-Bretagne.

Der **Wiedehopf** und der **Grünspecht** sind gute Freunde. Einst hatten sie beschlossen, ihr Vaterland zu verlassen, um in die Fremde zu ziehen, aber sie mußten über das Meer fliegen. Als sie auf halbem Wege waren, fing der Grünspecht an, einzuschlafen, denn er war sehr müde geworden. Da rief ihm der Wiedehopf: „Huup, huup!“ zu, damit er nicht ins Wasser fiele. Er wachte auf und faßte neuen Mut. Durch diese Zurufe legte der Grünspecht die Reise ohne Unfall zurück. Da er aber den Dienst, den sein Gefährte ihm erwiesen hatte, gar wohl zu schätzen wußte, wollte er ihm nun auch seine Dankbarkeit beweisen und begann Löcher in die Bäume zu bohren, damit diese den Nestern des Wiedehopfes als Schirmdach dienen sollten. Seit dieser Zeit höhlen die Spechte die Bäume aus.

Sébillot, Trad. de la Haute-Bretagne 2, 185.

11. Kapitel.

Lichtscheue Tiere.

„Ein Paar merkwürdige Kreaturen“ nennt Max Bartels (in der Ztschr. des Vereins f. Volksk. 9, 171) den **Maulwurf** und die **Fledermaus**. Beide führen nach der kindlichen Anschauung des Volkes „ein für Tiere ihrer Ordnung ganz ungewöhnliches Leben“. Der Maulwurf „wühlt sich seine Gänge und Straßen, wie die Maikäferlarve, der Engerling, oder auch wie der Regenwurm; und dennoch ist er ein Säugetier. Wenn man doch einmal seiner ansichtig wird, dann bemerkt man, wenigstens wie das Volk fest glaubt, daß er keine Augen hat. Wozu sollte er diese auch wohl unter der Erde gebrauchen? Es fiele ihm ja doch nur Sand hinein. An seinem dichtbehaarten, einer kurzen, dicken Wurst ähnlichen Leibe sitzen ein Paar merkwürdig gestaltete Vorderextremitäten, welche an eine breite menschliche Hand erinnern.“ Nicht minder absonderlich ist die Fledermaus. „Der Bereich ihrer Lebenstätigkeit ist die Luft, wo sie sich gleich den Vögeln unter dem Himmel tummelt. Aber die Fledermaus hat, wie Konrad von Megenberg († 1374) schrieb, ‘kain vedern an dem leib noch an den flügeln; si ist ainer maus aller ding geleich’. Noch 300 Jahre später hieß es: „Die Fledermauß ist ein Mittelthier zwischen dem Vogel und der Mauß, also daß man sie billich eine fliegende Mauß nennen kan, wiewohl sie weder unter die Vögel, noch unter die Mäuß kan gezehlet werden, dieweyl sie beyder Gestalt an sich hat. (Gesneri redivivi aucti et emendati tomus II oder vollkommenes Vogel-Buch 1669.)“

Wie Bartels mit Recht annimmt, hat die absonderliche Gewohnheit beider Tiere, am Tage zu ruhen und erst mit Beginn der Dunkelheit sich für die Menschen bemerkbar zu machen, mit dazu beigetragen, daß sie als besonders merkwürdig erschienen. Zu den zahlreichen Nachweisen, die Bartels über die mit beiden Tieren verknüpften abergläubischen Meinungen gibt, bilden die Sagen ein interessantes Gegenstück. Die Ähnlich-

keit zwischen der Maus und der Fledermaus spiegelt sich in den drei folgenden Sagen wider:

1. Aus der Bretagne.

Vor langer, langer Zeit lebte eine Schwalbe; die hatte oben in einem alten, verlassenen Kamin ihr Nest. Eines Tages, als sie eben von langer Krankheit genesen war, machte sie sich daran, ihre Eier auszubrüten. Der Sommer war schon vorgeschritten, und das Korn war reif. Da kam eine Maus, die sich verirrt hatte, steckte ihr Schnäuzchen ins Nest und suchte ein Loch, wo sie die Nacht zubringen konnte.

„Gute Frau," sagte sie zur Schwalbe, „wollt ihr mich die Nacht bei euch zubringen lassen? Es ist heute Sabbath, und ich fürchte mich vor den Katzen." „Ich will es tun," sagte die Schwalbe, „aber unter einer Bedingung: ihr müßt mir drei Tage lang helfen, meine Eier auszubrüten. Mein Mann hat mich verlassen, ich bin sehr schwach und habe niemand, der mir Nahrung bringt. Ihr werdet statt meiner brüten, während ich Nahrung suche. Zum Dank für eure Mühe werde ich euch nähren und euch schöne Weizenähren bringen."

Drei Tage lang saß nun die kleine Maus auf den Eiern, während die Schwalbe Vorräte herbeiholte.

Dann ging die Maus fort. Aber was für Junge hatte sie ausgebrütet! — Kleine Ungeheuer, die statt Federn ein Fell hatten, einen Mäusekopf mit Ohren und gebogene Flügel wie der Teufel. Die Mutter wurde krank und starb bald vor Kummer. Man hielt ein feierliches Begräbnis zu Tréguier, und es war schön zu sehen, wie sie geliebt und betrauert wurde. Schwalben aus aller Herren Länder waren da, und die Kirche war ganz schwarz von dieser Menge. Sie beweinten das Unglück ihrer armen Schwester sehr, und ehe sie abreiste, ließ die Königin der Schwalben die armen Waisen in das Kloster zu Tréguier einschließen und verbot ihnen bei Todesstrafe, je ans Tageslicht zu kommen. Sie gebot auch den Schwalben, ihre Nester in Zukunft nicht an den Wegen zu bauen. Darum kommen die Fledermäuse, denn das waren die Jungen der Schwalbe, nicht ans Tageslicht, und darum bauen die Schwalben ihr Nest unter den Fenstern.

Revue des trad. pop. 1, 120. Vgl. Sébillot, Folklore de France 3, 7.

2. Aus Niederösterreich.

[Eine arme Alte hat nichts als einige Kohlstauden und Krautköpfe nebst einem Stück Speck, das im Schornstein hängt. Die Raupen fressen ihr das Gemüse ab, im Speck findet sie eine Maus. Als sie ihr unwillig den Schwanz ausreißen will, verspricht ihr die Maus, alle Raupen zu fressen, und wird in den Garten gesetzt. Doch kann sie die große Zahl Raupen nicht vertilgen.]

„Erzürnt darüber, daß das Mäuslein sein Versprechen nicht gehalten, ergriff die Frau das Tierchen, nagelte es mit den Vorderfüßen an die Tür und riß ihm das Schwänzlein aus. Da ertönte die Abendglocke, und die Frau kniete nieder, um ihr Abendgebet zu verrichten. Sie bat die Himmelskönigin, zu kommen und ihr in dieser Not zu helfen. Die Himmelskönigin erhörte sie und kam herbei. Als sie aber das arme Mäuslein so hängen sah, erbarmte sie sich des Tierchens und sprach: „Du sollst von nun an in der Luft flattern, und zwar immer abends und morgens, wenn die Glocke zum Gebet läutet." Dem Weib aber machte sie Vorwürfe wegen ihrer Grausamkeit; wenn sie solches noch einmal tue, so werde auch sie kein Erbarmen finden."

Nach Th. Vernaleken, Heimgarten 24, 780.

3. Aus Mazedonien.

Die Fledermaus ist anfangs nur eine Maus gewesen. Als sie aber einmal in der Kirche das zum hl. Abendmahl bestimmte Brot auffraß, bekam sie Flügel, damit sie in der Luft umherflattere. Auch nahm ihr der Herr zur Strafe die Fähigkeit, am Tage zu sehen, und ließ sie ihr nur für die Nacht. Zugleich verfluchte er sie, daß sie nur in öden, unbewohnten Gebäuden und Ruinen hause.

Strauß, Die Bulgaren S. 65. Revue des trad. pop. 8, 284. Vgl. Natursagen 1, 197f, 351.

Das lichtscheue Wesen der Fledermaus wird in den folgenden Sagen auf eine Bestrafung zurückgeführt, die mit der Sonne zusammenhängt.

4. Estnische Sage.

Die Fledermaus ist früher ein hübsches Tier gewesen.

Einmal hat die Fledermaus über des mächtigen Taara Handlungsweise geknurrt; sie war mit der Erschaffung der Sonne nicht zufrieden. Da sagte Taara: „Weil du klüger sein willst wie ich, sollst du das häßlichste Tier auf Erden sein. Wenn die Sonne scheint, sollst du dich nie zeigen. Alle Vögel sollen vor Sonnenaufgang aus ihren Nestern heraus sein. Wer es aber nicht ist, kann am Tag nicht fliegen, alle andern Vögel werden ihn verachten. Du aber, Fledermaus, mußt vor Sonnenaufgang in deinem Versteck sein, sonst kannst du von allen Tieren und den Menschen verfolgt werden."

Aus d. hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

5. Sage der Kazanschen Tataren.

[Einst hielt die Sonne in ihrem Lauf inne und blieb stehen, um sich zu erholen. Da sagte die Fledermaus zu ihr:] „Geh weiter! Bleib nicht stehen." Diese Ermahnung erzürnte die Sonne. „Nimm dich in acht," sprach sie, „und komm mir nicht unter die Augen, sonst werde ich deine Flügel versengen!" Seit der Zeit fliegt die Fledermaus nicht mehr am Tage, sondern nur noch nachts.

Potanin. Vost. mot. 459/60 = dess. Tanguto-tibetskaja okraina kitaja 2, 320. (Potan. erinnert an den Ewigen Juden, der deshalb zu seinen Qualen verurteilt sei, weil er Christus auf dessen Kreuzgang zugerufen habe: „Geh weiter!")

Der Maulwurf büßt gleichfalls für ein Vergehen. In den weiter unten angeführten Sagen vom **Wegebau** und von **Verwandlungen** spielt er keine geringe Rolle. Wie gespenstig er zu sein schien, zeigt die Sage (1, 157), daß er vom Teufel erschaffen sei. Gespenstige Kräfte schreiben ihm auch die Indianer zu. Es gibt folgende

6. Sage der Cherokee.

Ein Mann liebte eine Frau, die ihn verabscheute und nichts mit ihm zu tun haben wollte. Er versuchte alles, um ihre Gunst zu gewinnen, hatte aber keinen Erfolg, bis er zuletzt entmutigt war und selbst ganz krank darüber wurde. Der Maulwurf kam des Weges, und da er ihn so niedergeschlagen antraf, fragte er nach seinem Kummer. Der Mann erzählte ihm die ganze Geschichte, und als er geendet hatte, sagte der Maulwurf: „Ich kann euch helfen, und zwar wird sie euch nicht nur lieben, sondern aus freiem Willen zu euch kommen."

In der Nacht grub der Maulwurf seinen Weg unter der Erde bis zu dem schlafenden Mädchen und nahm ihr Herz fort. Er ging auf demselben Wege zu-

rück und brachte es dem Manne, der es, selbst als er es in der Hand hatte, nicht sehen konnte.

„Da," sagte der Maulwurf, „schluckt es hinunter, und sie wird zu euch kommen müssen."

Der Mann verschluckte das Herz, und als das Mädchen erwachte, dachte es von ungefähr auch einmal an ihn und fühlte ein sonderbares Verlangen, bei ihm zu sein, als ob sie sogleich zu ihm gehen müsse. Sie wunderte sich und konnte es nicht verstehen, weil sie ihn immer verabscheut hatte Aber zuletzt wuchs das Gefühl so sehr, daß sie beschloß, zu dem Manne zu gehen und ihm zu sagen, daß sie ihn liebe und seine Frau zu werden wünsche. Darauf heirateten sie, aber alle die Zauberer, die beide gekannt hatten, waren überrascht und wunderten sich, wie es dazu hatte kommen können. Als sie herausfanden, daß es des Maulwurfs Werk war, den sie alle für zu unbedeutend gehalten hatten, um ihn zu beachten, wurden sie eifersüchtig und drohten ihn zu töten, so daß er sich unter die Erde verbarg und seither nie gewagt hat, wieder an die Oberfläche zu kommen.

Mooney, Myths of the Cherokee S. 277.

Übernatürliche Kraft hat der Maulwurf auch in einer

7. Sage der Wishosk.

Der Maulwurf schämt sich, sich am Tage sehen zu lassen. Vor Zeiten fiel der Himmel einmal herunter, und er hielt ihn mit der Hand auf. Unter dem Gewicht des Himmels drehten sich seine Hände um. Daher sind seine Hände jetzt verdreht.

Journ. of Am. Folklore 18, 99.

In zwei untereinander engverwandten Indianersagen tauschen der Maulwurf und das virginische Murmeltier ihre Rollen.

8. Sage der Pawnee.

Als die Menschen noch unter der Erde waren, grub der Maulwurf eines Tages ein Loch durch die Erddecke, daß das Licht hereinströmte und er erschreckt zurückfuhr. Seitdem hat er keine Augen, das Licht hat sie getötet. Der Maulwurf wollte nicht mit hinauf kommen, aber die andern gingen durch sein Loch hinauf.

Grinnell, Journ. of Am. Folklore 6, 124.

9. Sage der Iroquois.

Als die Indianer zuerst aus der Erde ans Licht kamen, wollte ein Tier nicht mitgehen, das virginische Murmeltier. Darum lebt es unterirdisch.

Journ. of Am. Folklore 3, 179.

(Aus American Antiquarian, Oct. 1881: Mitteilung von A. S. Gatschet aus dem Mskr. des Missionars Christopher Pyrlaeus vom J. 1743).

Zu diesen merkwürdigen Kreaturen stellt sich eine dritte, die den Volksglauben nicht minder beschäftigt, die **Eule.** Die Feindschaft zwischen ihr und den übrigen Vögeln (s. u., sowie Bd. IV), ihr geisterhaft klagender Ruf, ihr Aufenthalt in der Öde unheimlicher Einsamkeit, die ganze Schrecknis ihres Wesens mußte die Phantasie des Beobachters aufs heftigste erregen. Besonders gab sie den Stoff zu allerlei schaurigen Verwandlungssagen (s. u.). Nur selten zeigt ein leiser Humor, daß man den Vogel auch als gewöhnlichen Sonderling aufzufassen wußte, als „komischen Kauz", dessen

Eigenart Anspruch auf besondere Bewertung machen darf. In den Sagen, die seine Scheu vor dem Tageslicht erklären, findet sich dieser Zug nur einmal, in der folgenden

10. Sage aus Polen.

Die Eule fragte einmal die Mücke, weshalb sie am Tage und nicht bei der Nacht fliege. Die Mücke antwortete: „Deshalb, weil sie fett sei". Als aber die Mücke die Eule fragte, weshalb sie bei Nacht und nicht am Tage fliege, erklärte sie es mit ihrer außergewöhnlichen Schönheit, von welcher sie fürchtete, daß sie beschrien würde.

S. Ciszewski, Krakowiacy 1, 323, Nr. 273.

In Gemeinschaft mit der Fledermaus erscheint die Eule in einer

11. Sage aus Wales.

Taube und **Eule** reisten einmal zusammen und kamen zur Abenddämmerung an einen alten Schuppen, wo sie zu übernachten beschlossen. In diesem alten Schuppen hauste der Häuptling eines **Fledermaus**-Stammes mit seiner Familie, und als er die Fremden bemerkt hatte, lud er sie ein, mit ihm zu Abend zu speisen. Als die Eule genug von den leckeren Speisen und starken Getränken genossen hatte, erhob sie sich und begann den Häuptling in folgender Weise zu loben: „O du hochedle Fledermaus, deine Freigebigkeit ist groß, dein Ruhm unaussprechlich. Ich halte keinen dir gleich, dir und deiner erlauchten Familie. Auch kenne ich nicht deinesgleichen an Weisheit und Gelehrsamkeit. Du bist tapferer als der Adler und schöner als der Pfau, und deine Stimme ist lieblicher als selbst die der Nachtigall." Der Fledermaushäuptling war außerordentlich stolz über dies Loblied, und nun erwartete er, daß die Taube ihn ähnlich anreden sollte, aber die Taube saß still am Tische, ohne zu beachten, was die Eule sagte, und ohne etwas dazu zu bemerken. Endlich wandte sie sich um und dankte dem Fledermaushäuptling für seine Gastfreundschaft und Freigebigkeit, ohne sonst etwas hinzuzufügen. Da sah die ganze Sippschaft voll Ärger auf die Taube und blickte sie gar zornig an und warf ihr Mangel an Erziehung vor, weil sie den Häuptling der Fledermäuse nicht in zierlicher und höflicher Weise loben könne, wie es die Eule getan habe — doch alles, was die Taube darauf sagte, war, daß sie Schmeicheleien hasse.

Darauf gerieten alle in große Wut, schlugen und verwundeten sie und warfen sie hinaus in die dunkle und sturmvolle Nacht, wo sie hungerte und fror bis zum Morgen.

Bei Tagesanbruch flog sie zum Adler und klagte über die Fledermaus und die Eule, der Adler aber schwur: wenn sich die Fledermaus und die Eule jemals bei Tage zeigten, so sollten alle Vögel der Erde sie mißhandeln und verachten, aber den Tauben bewilligte er, daß sie immer in Schwärmen leben dürften, und er liebte und achtete sie von dieser Zeit an wegen ihrer Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe; aber ein Schwarm von Fledermäusen oder Eulen ist seitdem nicht mehr gesehen worden.

Jolo Manuskripts S. 583.

Vgl. Notes on the Folklore of the Raven and the Owl by Clouston. Privately printed 1893, S. 27.

Von anderen Sagen, soweit sie nicht zu besonderen Motivgruppen zu stellen sind, gehören folgende hierher:

12. Aus Rumänien.

Die Schleiereule war ursprünglich Königin der Vögel; aber da sie sehr schlecht und grausam war, erhob sich ihr Volk gegen sie und vertrieb sie vom Throne. Sie versteckte sich, und noch heute kommt sie nur nachts aus ihrem Verstecke hervor. Zeigt sie sich aber einmal bei Tage, so wird sie sofort von allen Vögeln verfolgt.

Marianu, Ornitologia 1, 234.

13. Aus Pommern.

Einst war eine reiche Dame gestorben, die von Menschen und Tieren in gleicher Weise betrauert wurde. Die Vögel berieten unter sich, wen von den Ihren sie der Verstorbenen zu Ehren als Leichenwächter schicken sollten. Man warf das Los, und dasselbe entschied für die Eule.

Diese waltete auch anfangs ihres Amtes mit gewissenhafter Sorgfalt; endlich wurde ihr jedoch die Zeit zu lang, sie sprach bei sich: „Ek well ein Ôg tau mäuke, un met dem andere war ek wachte.“ Wie sie gesprochen, tat sie auch, nur schade, daß das andere Auge bald ebenfalls zuschlug und die Eule auf diese Weise in tiefen Schlaf verfiel. Der Morgen dämmerte, die anderen Vögel kamen herbeigeflogen und sahen die große Schande, daß der von ihnen gestellte Leichenwärter sein Ehrenamt so unehrenhaft verwaltet hatte. Zornig flogen sie auf den pflichtvergessenen Vogel zu, jagten ihn in die Flucht und schwuren ihm ewige Rache. So ist es gekommen, daß die Eule nur des Nachts sich hervorwagt und auf Raub ausgeht.

Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 467.

14. Sage der Cherokee.

Als die Tiere und Pflanzen erschaffen wurden — wir wissen nicht von wem —, wurde ihnen befohlen, sieben Nächte zu wachen, so wie die jungen Leute jetzt fasten und wachbleiben, wenn sie zu ihrer Medizin beten. Sie versuchten es, und fast alle wachten die erste Nacht, aber in der nächsten Nacht schliefen viele ein und in der dritten noch mehr, bis in der siebenten Nacht von allen Tieren nur die Eule, der Panther und noch ein paar wachten. Die bekamen die Kraft, im Dunkeln zu sehen und umherzugehen und die Tiere und Vögel zu erbeuten, die des Nachts schlafen müssen. Von den Bäumen wachten zuletzt nur noch die Zeder, die Tanne, die Fichte, die Stechpalme und der Lorbeer, und ihnen wurde es gegeben, immer grün zu sein und reich an Heilkräften, aber den anderen wurde gesagt: „Weil ihr nicht bis zum Ende ausgeharrt habt, sollt ihr jeden Winter euer Haar verlieren!“

Mooney, Myths of the Cherokee 1, 240.

15. Aus Loango.

Die Eule hat falsches Zeugnis abgelegt. Seitdem ist sie ausgestoßen von den andern Vögeln und verkriecht sich scheu bei Tage. Wo sie sich sehen läßt, wird sie beschimpft und zerzaust.

E. Pechuël-Loesche, Volkskunde von Loango 1907, S. 106.

16. Aus Madagaskar.

Als die Vögel einen König wählen wollten, brütete das Eulenweibchen gerade, und das Männchen erschien nicht zur Versammlung. Daher stießen ihn die Vögel aus ihrer Gemeinschaft aus und verfolgen sie, so daß sie nicht mehr bei Tage ausfliegt.

Folklore 3, 342.

12. Kapitel.

Suchende Tiere.

Eine auffallende Erscheinung unter den Tieren sind die Sucher. Hühner, die ihre Nahrung am Boden erlesen, Reiher und Storch, die am Rande der Gewässer auf Beute lauern, Raubvögel, die in den Lüften kreisen, um dann jäh wie der Blitz herabzustoßen, der klopfende Specht, der tauchende Tümmler, und unter den Wühlern der Maulwurf und das Schwein — sie alle fesseln die Phantasie des Beobachters. Es liegt etwas Menschliches in diesem zweckbewußten Eifer, dieser unablässigen Emsigkeit. So sucht auch der Mensch, wenn er etwas verloren hat. Ruhelos müht er sich ab, es quält ihn der Wunsch, zu dem Seinigen zu gelangen. Solche Erfahrungen werden beim Anblick der suchenden Tiere wieder lebendig, und auf einmal entsteht der poetische Gedanke: diese Wühler und Scharrer, diese Taucher und Späher, suchen nach einer verlorenen Sache, und das Suchen wird dauern bis ans Ende der Welt. Nie werden die Tümmler Salomos Ring im Meer auffinden (2, 331), nie wird der Wasserspecht die Arche Noahs wiedersehen, aus der er entflohen war (1, 286).

Solche Deutungen sind reizvoll und darum gern erzählt worden. Ein Märchen, in das das Suchmotiv ursprünglich gar nicht gehört, hat durch dessen Eindringen eine besondere Wendung erhalten. Es erklärt, warum die Schweine im Erdboden wühlen, während die Urform und eine große Anzahl verschiedener Fassungen einen ganz anderen Verlauf zeigen.

I. Der fliehende Pfannkuchen.

An die Spitze zu stellen ist eine, wie mir scheint, vorzügliche Aufzeichnung aus Rußland. Wir begleiten dann die Wanderung des Märchens nach Westen.

1. Russisches Märchen.[1])

Es war einmal ein Mann und eine Frau. Der Mann bat: „Backe einen Pfannkuchen[2]), Alte.“ — „Woraus denn backen? Wir haben kein Mehl.“ — „I was, Alte! Kratz den Mehlkasten aus, kehr den Scheunenverschlag aus (einen in der Scheuer abgeteilten Raum zum Korneinschütten)! Es wird schon Mehl zusammenkommen.“ — Da nahm die Alte einen Flederwisch, kratzte den Mehlkasten aus, und es kamen noch so zwei Hände voll Mehl zusammen. Das rührte sie mit Milch an, buk es in Butter und setzte das Gebäck ins Fenster zum Abkühlen. Der Pfannkuchen lag dort eine Weile, auf einmal rollte er hinab, vom Fenster auf die Bank,

1) Die Übersetzung verdanke ich Herrn Geheimrat Leskien, der sie in jungen Jahren für eine von R. Koehler geplante umfassende wissenschaftliche Märchensammlung angefertigt hat.

2) Für das russ. Kolobok, eine Art rundlichen Milchbrotes. Pfannkuchen ist hier in dem Sinne des kugeligen Gebäckes genommen, das man in Mitteldeutschland so nennt. Leskien übersetzt: Topfkuchen.

von der Bank auf den Fußboden, am Boden hin zur Tür, sprang über die Schwelle in den Hausflur, vom Flur auf die Vortreppe, von der Treppe in den Hof, vom Hof zum Tor hinaus und lief immer weiter. So rollte der Pfannkuchen den Weg entlang. Da begegnete ihm ein Hase: „Pfannkuchen, Pfannkuchen, ich will dich essen." — „Du sollst mich nicht essen, schiefbeiniges Häschen; ich will dir ein Liedchen singen," sagte der Pfannkuchen und hub an:

„Aus dem Kasten kratzt' man mich,
Aus dem Verschlage kehrt' man mich,
Mit der Milch mischt' man mich,
In der Butter buk man mich,
An dem Fenster kühlt' man mich,
Bin dem Alten weggelaufen,
Bin der Alten weggelaufen:
Dir, Häschen, kann ich leicht entlaufen."

Damit rollte er weiter, und der Hase verlor ihn aus den Augen. Auf dem weiteren Wege begegnete ihm ein Wolf . . . . Es wiederholt sich nun dieselbe Szene mit dem Wolf und noch einmal mit einem begegnenden Bären. Das Lied wird demgemäß bei dem Wolfe fortgesetzt:

„Dem Hasen bin ich entlaufen:
Auch dir, Wolf, kann ich leicht entlaufen";

bei dem Bären:

„Dem Hasen bin ich entlaufen,
Dem Wolf bin ich entlaufen,
Dir, Bär, kann ich leicht entlaufen."

Endlich begegnet dem Pfannkuchen ein Fuchs, der ihn anredet: „Guten Tag, Pfannkuchen, wie bist du hübsch!" — Darauf begann der Pfannkuchen sein Lied:

„Aus dem Kasten kratzt' man mich usw.
Dem Bären bin ich entlaufen.
Dir, Fuchs, werd ich erst recht entlaufen."

„Was für ein schönes Liedchen," sagte der Fuchs, „aber weißt du, Pfannkuchen, ich bin alt geworden und höre schlecht. Setz dich doch auf meine Schnauze und sing noch einmal ein bißchen lauter!" Der Pfannkuchen sprang dem Fuchs auf die Schnauze und stimmte dasselbe Lied an. — „Danke, Pfannkuchen. Das Lied ist wunderschön, ich möchte noch zuhören. Setz dich doch auf meine Zunge und sing es noch einmal her, zum letztenmal!" — So sprach der Fuchs und steckte seine Zunge heraus. Der Pfannkuchen in seiner Dummheit hüpfte ihm auf die Zunge, und der Fuchs schnappte zu und verspeiste ihn.

Afanasjev 1, 54.

2. Deutsche Märchen ohne naturdeutenden Schluß (sämtlich Häufungsmärchen).

a) Aus Ostpreußen.

Drei Mädchen backen zusammen ein Kuckelchen. Keine hat Lust, es aus dem Ofen zu nehmen. Während sie darüber beraten, wer es tun soll, entläuft das Kuckelchen. Es begegnet einem Fuchs, der es fragt: „Bruder Kuckel, wo läufst du hin?" Es antwortet: „Fuchs-Puchs, ich bin drei faulen Mägden weggelaufen, ich werd' auch dir weglaufen." Darauf trifft es nacheinander einen Hasen (Has-Pas), einen alten Hund und ein Schwein. Das rief ihm zu: „Bruder Kuckel, wo läufst du hin?" Nun wurde aber mein Kuckelchen schon ungeduldig

und sagte ärgerlich: „Ach, du dummes Schwein, ich bin drei faulen Mägden weggelaufen, ich bin dem Fuchs-Puchs weggelaufen, ich bin dem Has-Pas weggelaufen, ich bin dem alten Hund weggelaufen, ich werd' auch dir weglaufen." — „Was?" fragte das Schwein und richtete sich auf. „Was erzählst du da? Ich kann nicht gut hören. Komm doch ein bißchen näher und sag mir's noch einmal!"

Mein Kuckelchen ging richtig näher heran — ja du mein Gott! Da schnappte das Schwein zu und verschlang es.

E. Lemke, Volkstüml. in Ostpreußen 2, 218.

Variante.

Twey olle Wiwerkens beckte sich enmool ene Pankok. Als sei ober fertig weer, un sei em op dei Schettel legde, so wer gerad dei Deer ope, un hei leep ene weg. Do begegend sei enen Holthauer, dei Holthauer segt: „Pankok, wo rennst hen?" — „I, eck si entlope twey olle Wiewer, un die Holthauer dem Schedder wer eck uck woll entlope." — Begegend sei enen Redder, dei segt: „Pankok, wo rennst hen?" — „I, eck si entlope twey olle Wiewer, Holthauer dem Schedder, un di Ritter dem Redder wär eck woll uck entlope." — Begegend sei enem Hos, dei segt: „Pankok, wo rennst hen?" — „I, eck si entlope twey olle Wiewer, Holthauer dem Schedder, Ritter dem Redder, un di Hoske Wepersch war eck woll uck entlope." — Begegend sei ene olle Su, dei segt: „Pankok, wo rennst hen?" — I, eck si entlope twey olle Wiewer usw., und di ole Su wer eck woll uck entlope." — Do segt de Su: „Wat segst du, lewer Pankok? Eck si e beske dof, seg doch noch e mol!" Do well dei Pankok der Su dat ent Ohr sege, aber do schnapt dei Su to, un fret em op. Da wer met em aller.

Neue Preuß. Provinzialbl. 1, 446, 1846.

b) Aus der Niederlausitz.

Zwei Frauen in Jetzschko buken einen Eierkuchen, und als er ziemlich gar war, bekamen sie Streit um ihn, weil jede ihn ganz haben wollte. Die eine sagte: „Den Eierkuchen nehm' ich mir!" Die andere: „Nein, den will ich ganz haben." Ehe sie sich's versahen, bekam der Eierkuchen Füße, sprang zum Tiegel heraus und lief fort. Da begegnete er dem Fuchse. Dieser sagte zu ihm: „Eierkuchen, Eierkuchen, wozu? wozu?" Der Eierkuchen erwiderte: „Ich bin zwei alten Weibern fortgerannt, dir werde ich auch fortrennen!" Darauf begegnete er einem Häschen. Das rief auch: „Eierkuchen, Eierkuchen, wozu?" Dieser antwortete: „Ich bin zwei alten Weibern fortgerannt, dem Fuchse-Kanell, und dir werde ich auch fortrennen." Der Eierkuchen lief weiter und kam an ein Wasser. Auf dem kam ein Schiff mit Leuten geschwommen. Diese schrien auch: „Eierkuchen, Eierkuchen, wozu?" Er sagte wieder: „Ich bin zwei alten Weibern fortgerannt, Fuchse-Kanell, Hasen gar schnell, und euch werde ich auch fortrennen." Jetzt begegnete ihm ein großes Schwein, das rief ihn auch an: „Eierkuchen, Eierkuchen, wozu? wozu?" — „Ach," sprach er, „ich bin zwei alten Weibern fortgerannt, Fuchse-Kanell, Hasen gar schnell, Schiffe mit Leiten, dir werd' ich auch noch entschreiten!" Das Schwein sagte: „Eierkuchen, ich höre nicht gut, du mußt mir's ins Ohr sagen." Da ging der Eierkuchen nahe heran, und waps! waps! hatte das Schwein ihn weg und fraß ihn auf, und damit hat die Geschichte ein Ende.

Gander, Niederlausitzer Volkssagen 122, Nr. 319.

c) Aus Pommern.

Dat ware drei Mäkens, dei backde sich Pannkoken und were dabi inschlapen, un dei Pannkok dei leip en weg. Da kam ein Holthauger un seggt: „Fett Pannkok, wo leppst du hen?“ Dei Pannkok säd: „Ick bin drei fule Mäkens weglope, un di lop ick uck . . .“ Es folgen Hund, Katze, Bäcker, Ochs. Da kam ein Ochs un seggt: „Fett Pannkok, wo leppst du hen?“ Dei Pannkok säd: „Ick bin drei fule Mäkens weglope, Holthauger, Hundehauger, Kattmiauger, Klitskebäcker, un die lop ick uck.“ Dei Ochs seggt: „Wat seggst du? Ick kann nich recht here!“ un ging neger to den Pannkok ran. „Wat seggst du?“ un schnappt to un schluckt em up. De drei Mäkens wagde up un hadden nischt up de Pann. — Hierzu gehört die Rügensche Redensart: „En oll ful Wiew un twe oll fule Dierns löppt de Pannkoken weg.“ (Eine Alte und zwei Mädchen kommen in der unten angeführten Fassung aus Ditmarschen vor, sie müssen aber auch in Rügen so vorgekommen sein.)

Blätter f. pomm. Volksk. 9, 62.

d) Aus Hannover.

Der dicke, fette Pfannkuchen entläuft drei alten Weibern und begegnet dem Häschen Wippsteert, dem Wulf Dicksteert, der Zicke Langbart, dem Perd Plattfaut, der Sau Haff. Jedesmal Frage und Antwort mit entsprechender Häufung. Zuletzt kommen drei arme Waisenkinder und bitten: „Lieber Pfannkuchen, bleib stehen! Wir haben noch nichts gegessen den ganzen Tag.“ Da sprang der dicke, fette Pfannkuchen den Kindern in den Korb und ließ sich von ihnen essen.

Colshorn Nr. 57 = Dähnhardt, Deutsches Märchenbuch 2, 23.

e) Vom Niederrhein. Märchen mit Lokalnamen (Dülkener Mundart).

Fei Jenneken bocket eene Kook. Du woar deä so fett, dotte ute Pann loope geng. Du leip e bi Heumoon, den aa Gries. „O,“ säät deä, „do kömmt Brauär Kook!“ — „O,“ säät Brauär Kook, „ich bön Fei Jennecke loope gegange, ich sall dich aa Gries ooch wahl loope goan.“ — Du leip e bi Schmecken Bellken. On du säät di ooch allwerr: „O, doa kömmt Brauär Kook! Ho, ich bön Fei Jenneke loope gegange, on ich bön Heumoon den aa Gries loope gegange, on sall dich Schmecken Bellken ooch wahl loope goan.“ — On du leip e werr bis bi Bokkese Puus, on du säät dö Puus: „Ho, doa kömmt Brauär Kook!“ — Du säät e: „Ich bön Fei Jenneke loope gegange, ich bön Heumoon den aa Gries loope gegange, ich bön Schmecken Bellken loope gegange, ich sall dich, Bokkese Puus, ooch wahl loope goan.“ — Du leip e en der Muäsel. On du koam der decken Töller on reip: „Halt, halt, halt, doa kömmt Brauär Kook.“ — Du säät e: „Ich bön Fei Jenneke loope gegange, ich bön Heumoon den aa Gries loope gegange, ich bön Schmecken Bellken loope gegange, ich bön Bokkese Puus loope gegange, ich sall dich decken Töller ooch wahl loope goan.“ — Du leip e, du leip e on koam en öt Goostes bi Frinkesmännken, deä koam möt dör Carabiner on wau öm duät scheiten. Du säät e: „O, ich bön Fei Jenneken loope gegange, ich bön Heumoon den aa Gries loope gegange, ich bön Schmecken Bellken loope gegange, ich bön Bokkese Puus loope gegange, ich bön den decken Töller loope gegange, on du Frinsmännken kriggs mich ooch neit.“ — Du leip e werr bös an dö Poart. Du koam der Kuur (Nachtwächter) Päsers Friddes möt öt Hoaren on wau öm öt Hoaren drop schloan. Du koam e Friddes ooch derduär on leip de Poart ut bis an et brook bi de Wäschwiever on säät: „Ich bön Fei Jenneken loope gegange, ich bön Heumoon usw., ich

bön Päsers Friddes loope gegange, on ör Wäschwiewer kriggt mich ooch neit.“ Du koamen die Wäschwiever möt de Geitklömp on leipen öm noa on kriägen öm doch neit. Du leip e bis an öt Helgenhüsken an öt Reulen-Enk. Du koam ed aat Buremännken on säät: „O Brauär Kook, kömms du ooch. Jong! Nu welle wör os get setten on os räesten.“ Du trock dot Buremännken höäschkes e Knippken ut de Teäsch on schniät Brauär Kook medsen duär on oat öm op.

Hans Zurmühlen, Niederrheinische Volkslieder (2. Ausg. von Des Dülkener Fiedlers Liederbuch) 1879, S. 145. Den Hinweis auf diese versteckte Variante verdanke ich Rich. Wossidlo.

3. Norwegisches[1]) Märchen.

Frau und sieben Kinder laufen dem flüchtigen Kuchen nach; er trifft einen Mann, Henne, Hahn, Ente, Gans, Gänserich, Schwein. Das Schwein erbietet sich, ihn über den Bach zu setzen, nimmt ihn auf den Rüssel und verschlingt ihn.

Asbjörnsen, Norske Folke-Eventyr, ny Samling 1871 Nr. 104: ‘Pandekagen’ = Norske Huldre-eventyr og Folkesagn 1870 = Auswahl norwegischer Volksmärchen, übers. von Denhardt 1881 S. 53.

4. Dänische Märchen.

a) Es war einmal ein Mann und eine Frau mit vielen kleinen Kindern. Sie buken einen großen Kuchen, der wurde so groß, daß er aus dem Ofen sprang, lebe wohl rief und weglief. Ihm begegnete ein Wandersmann. „Guten Tag, Wandersmann.“ „Woher bist du?“ fragte er. „Ich bin einem Mann, einer Frau und vielen kleinen Kindern entlaufen; jetzt entlaufe ich dir, Wandersmann.“ — Danach begegnete ihm ein Reitersmann. . . „Dem Wandersmann bin ich entlaufen, und jetzt entlaufe ich dir, Reitersmann!“ — Darnach begegnete ihm eine Sau. . . „Ietzt entlaufe ich auch dir, Sau Siprów [mit hängendem Hintern].“ — Am Ende gelangte er an eine Stelle, wo man die Aue durchwaten mußte, konnte nicht hinüber und mußte warten, bis die Sau kam. „Setze dich auf meinen Rücken!“ sprach die Sau. Das Wasser reichte hoch auf, und der Kuchen schrie: „Ich ertrinke!“ — „Setze dich zwischen meine Ohren!“ — „Ich ertrinke, ertrinke!“ — „Setze dich auf meine Schnauze!“ — „Ich ertrinke, ertrinke!“ schrie der Kuchen. — „Schnapp!“ sprach die Sau und verschlang den Kuchen.

(Haderslebener Gegend.) Grundtvig, Gamle danske minder 1861, 1, 226 nr. 252.

b) Eine Frau hatte fünf kleine Kinder, sie buk eines Tages und machte auch einen kleinen Kuchen mit einem Kreuz daran für die Kinder. Es fiel ihm ein, sich auf die Wanderung zu begeben. Zuerst begegnete ihm ein Gehender. „Wollen wir um die Wette laufen?“ sprach dieser. „Ja, ich bin von Frau und fünf kleinen Kindern weggelaufen und entlaufe mit Leichtigkeit auch dir.“ Der Kuchen fing zu laufen an und lief am Gehenden vorüber. Dann kommen ein Fahrender, ein Reitender, ein Hase, ein Fuchs, ein Wolf. „Wollen wir um die Wette laufen?“ fragte der Wolf. „Jawohl,“ antwortete der Kuchen, „ich bin von Frau und fünf Kindern weggelaufen, von einem Gehenden und Fahrenden, von Hasen und Fuchs,

1) Sämtliche nordische Varianten hat mir Herr Prof. Bolte freundlichst mitgeteilt. In diesen skandinavischen Kindermärchen beruht der Reiz auf dem Dialog, in dem der Pfannkuchen jedem Begegnenden einen reimenden Zunamen gibt: im norwegischen z. B. God Dag, Pandekage, sagde Manden. Gud signe, Mand Brand, sagde Pandekagen. — God Dag, Høne Pøne. — God Dag, Hane Pane, — Ande Vande — Gaase Vaase — Gasse Vasse — Gilte Grisesylte.

ich kann wohl auch dir entlaufen." Und der Kuchen fing an zu laufen, der Wolf war aber geschwinder, er holte den Kuchen ein und verschlang ihn.

(Aus dem nördl. Jütland, Vendsyssel.)
Ebd. 2, 123, Nr. 119.

c) Die faulen Schwestern hören nicht auf den Pfannkuchen, der sie auffordert, ihn umzuwenden; er klettert aus dem Schornstein, begegnet einem Fuchs und einer Sau, entläuft ihnen und bleibt in den Brennesseln stecken.

Skattegraveren udg. af E. T. Kristensen 2 (Kolding 1884), 31 nr. 233: De tre lade møer.

d) Der Pfannkuchen begegnet einem alten Manne mit Brennholz, einer Butterfrau, Eierfrau, Sau. „Raps," sagt die Sau und frißt ihn.

Ebd. 2, 127 nr. 663: Pandekagen.

e) Frau und fünf kleine Kinder. Der Kuchen begegnet einem Fußgänger, Reiter, Fuhrmann, Hasen, Fuchs, Wolf; der Wolf heißt ihn sich auf seinen Rücken, Nacken, Kopf, Nase, Schnauze setzen und frißt ihn.

Ebd. 12 (1889), 220 nr. 804: Kagen.

f) Der Kuchen begegnet einer Henne mit Küchlein, Hahn, Hase, Fuchs, Sau mit Ferkeln, ist müde und setzt sich auf den Rücken der Sau. „Ich falle, ich falle." „Setz dich auf mein Kinn, Schinken, Ohren, Schnauze!" „Ich falle, ich falle." „Ja, fall nur; du warst so schlecht gegen die kleinen Kinder und bist ihnen entlaufen." Der Kuchen fällt ins Wasser, und nun frißt ihn die Sau.

Kristensen, Danske Dyrefabler og Kjæderemser 1896 S. 58 nr. 113: Kagen, der løb sin Vej.

g) Wanderer, Reiter, Fuhrmann, Hase, Fuchs, Sau.

Ebd S. 224, nr. 597: Kagen og Soen.

h) Frau und sieben kleine Kinder. Kuchen entflieht und trifft Henne, Hahn, Ente, Gans, Gänserich, Fuchs. Der Fuchs heißt ihn sich auf seinen Schwanz setzen, auf den Rücken, Nacken, Kopf, Nase und verschlingt ihn.

Ebd. S. 225 nr. 598: Kagen, der blev slugt.

i) Frau und sieben Kinder. Torfträger wirft seinen Torf nach ihm, Eierfrau ihre Eier, Sau, Fuchs. Fuchs will ihn auf der Schnauze übers Moor tragen, läßt ihn fallen und verzehrt ihn.

Ebd. S. 226 nr. 599: Pandekagen of Ræven.

k) Drei alte Frauen. Der Pfannkuchen trifft Mann mit Brennholz, Eierfrau, Buttermann, die ihre Last nach ihm werfen; die Sau macht 'Grabs'.

Ebd. S. 227 nr. 600: Mosjö Pandekage.

5. Aus England und Schottland.

a) Aus Ayrshire: Eine alte Frau bäckt zwei bunnocks (Haferkuchen).[1]) Ihr Mann kommt und bricht einen durch, der andere läuft weg. Die Frau ihm nach. Er läuft in ein Haus, drei Schneider sitzen am Ofen. Die Frau ruft: „Fangt ihn, so geb ich euch Milch!" Sie können ihn aber nicht erreichen. Der bunnok trifft darauf einen Weber mit seiner Frau, ein Weib, das buttert, einen Müller, einen Schmied, läuft in mehrere Farmhäuser, deren Bewohner ihm nach-

1) bunnock = bannock, a cake baked of dough in a pretty wet state and toasted on a girdle.

eilen, und gerät zuletzt, als es dunkel wird, in ein Fuchsloch. Der Fuchs frißt ihn auf.

b) Aus Dumfriesshire: Der bunnock, dem Topf und Pfanne nachgeworfen werden, entläuft Mann und Frau, begegnet zuerst zwei Brunnenwäschern und entläuft ihnen mit dem Lied:

I fore ran
A wee wee wife and a wee wee man
A wee wee pot and a wee wee pan,
And sae will I You, an I can.

Es begegnen ihm mehrmals Bauern und Arbeiter, je paarweise, und es wiederholt sich das Entlaufen mit jedesmal verlängertem Liede. Endlich frißt ihn der Fuchs.

c) Aus Selkirkshire: Der bunnock entläuft Mann und Frau, die sich streiten, und begegnet dem Schaf, der Ziege, dem Fuchs. Das letzte Häufungslied lautet dann:

I 've beat a wee wife,
And I 've beat a wee man,
And I 've beat a wee sheep,
And I 've beat a wee goat,
And I 'll try and beat Ye too, if I can.

Der Fuchs sagt: „Steig auf meinen Rücken, ich will dich tragen." — „Nein." — „Tu's nur, ich trag dich über den Bach." — Er tut es. Der Fuchs dreht sich um und beißt ein Stück von ihm ab. — „O du knabberst, du knabberst!" — „Ich kratze mich nur!" — Er beißt wieder ein Stück ab. Der Kuchen sagt wieder: „O du knabberst, du knabberst!" Aber der Fuchs versichert, er kratze sich nur, und beißt noch ein ganz klein bißchen weiter, und da fällt der bunnock in den Bach.

Chambers, Popular rhymes of Scotland p. 82 = Brueyre, Contes pop. de la Grande-Bretagne 1875 p. 349. Die Var. a) auch bei Jacobs, More english fairy tales p. 66 nr. 57.

d) Der bunnock läuft erst zu drei Schneidern, dann zu einem Weber, dann zu einer Frau, die buttert, dann zu einem Müller, dann zu einem Schmied usw., bis er endlich in ein Krötenloch fällt, wo ihn die Kröte verschlingt.

Chambers, p. 55.

e) Aus Aberdeenshire (Schottland).

Es war einmal ein winzig kleiner Mann und eine winzig kleine Frau, die buken zusammen einen Pfannkuchen und stellten ihn hinaus zum Abkühlen. Da sprang er hopp! und holter di polter lief er fort, bis er zu zwei Brunnengräbern kam, die waren schön hungrig und sagten: „Willkommen, lieber Pfannkuchen, und woher kommst denn du?" „Oh," sagte der Pfannkuchen, „ich entlief einem winzig kleinen Mann und einer winzig kleinen Frau, und ich denke, ich werde euch wohl auch noch entlaufen." Da wollten sie ihn mit Kübeln fangen, aber es ging nicht. Da sprang er hopp! und holter di polter lief er fort, bis er zu zwei Dreschern kam, die waren schön hungrig. „Willkommen, lieber Pfannkuchen, und woher kommst denn du?" „Oh," sagte der Pfannkuchen, „ich entlief einem winzig kleinen Mann und einer winzig kleinen Frau, dazu zwei Brunnengräbern, und ich denk, ich werde euch wohl auch noch entlaufen." Da wollten sie ihn mit Dreschflegeln fangen, aber es ging nicht. Da sprang er hopp! und holter di polter lief er fort, bis er zum Loch der Kröte kam, die war schön hungrig. „Willkommen, lieber Pfannkuchen, und woher kommst denn du?" „Oh, ich entlief einem winzig kleinen

Mann . . . und zwei Dreschern und ich denk, ich werde euch wohl auch noch entlaufen." „Komm ein bißchen näher, lieber Pfannkuchen," sagte die Kröte, „ich höre nicht gut, und sag es mir noch einmal." „Oh, ich entlief usw., und ich denke —". „Haps,"[1]) sagt die Kröte und frißt ihn.

Folklore Journal 2, 71, 1884.

f) Der Pfannkuchen, der schon anderen entlaufen ist, trifft zuletzt am Ufer eines Sees den Fuchs. Dieser erbietet sich, ihn überzusetzen. Als der Pfannkuchen sich in seinen Mund begibt, frißt er ihn auf.

J. F. Campbell, Popular tales of the West Highlands 3, 100.

g) Johnny-cake entläuft und begegnet nach und nach zwei Brunnengräbern, zwei Grabenarbeitern, Bär, Wolf und Fuchs und macht jedesmal geltend: ich bin dem und dem entlaufen und kann dir auch entlaufen. Der Fuchs tut, als höre er nicht gut, läßt ihn immer näher kommen und verschlingt ihn.

Joseph Jacobs, English Fairy Tales p. 155, aus Journ. of Am. Folklore 2, 60 entlehnt. Ebd. 2, 217. 3, 291. 6, 253 noch andere englische Fassungen.

h) [Ferner stehend:] Der Pudding rollt im Ranzen des Kesselflickers hin und her, bis er zerbricht und ein Feenkind zum Vorschein kommt.

Addy, Household tales nr. 7. Vgl. Lenz, Englische Märchensammlungen 1902, S. 52 f. u. 75.

6. Aus Irland.

Die Henne springt dem Fuchs auf den Rücken, dann auf den Kopf und wird gefressen.

Folklore 10, 117.

7. Aus Nordamerika (Negermärchen).

„Ich will dir etwas sagen, Bruder Fuchs."

„Komm auf meinen Schwanz, kleiner Sperling," sagte der Fuchs, „ich bin auf einem Ohr taub, und auf dem anderen kann ich nicht hören. Komm auf meinen Schwanz."

Da hüpfte der kleine Sperling auf den Schwanz des Fuchses.

„Komm auf meinen Rücken, kleiner Sperling, denn ich bin auf einem Ohr taub usw."

Da hüpfte der kleine Spatz auf den Rücken des Fuchses.

„Komm auf meinen Zahn . . ."

Da hüpfte der schwatzhafte Sperling auf den Zahn des Fuchses und wurde gefressen.

Uncle Remus 75, Nr. 19.

Aus all diesen Varianten kann man ohne Mühe erkennen, daß der Schluß der Urform lautete: Der **Fuchs** fraß den Pfannkuchen auf. Was im übrigen echt und unecht in den verschiedenen Fassungen ist, wird sich später zeigen.

Anstatt des Fuchses ist in einigen Varianten (aus Ostpreußen, der Niederlausitz, Dänemark und Norwegen) das **Schwein** gesetzt: es packt zu und verschlingt den Ausreißer. Hier setzt nun eine **Sagengabelung** ein,

1) Bei dem Worte „Haps" ergreift der Erzähler das Kind, dem die Geschichte erzählt wird.

und wir hören den **naturerklärenden Schluß**, daß der Pfannkuchen dem Schwein entkam, sich in den Erdboden machte, und daß das Schwein seit jener Zeit in der Erde wühlt, um den Kuchen zu finden.

1. Aus Mecklenburg.

a) Bei einem Bauern waren im Herbst die Dreschleute an der Arbeit. Und die Hausfrau wollte den fleißigen Tagelöhnern, wie das so Sitte war, einen tüchtigen Pfannkuchen backen. Als die Pfanne schon auf dem Feuer stand, mußte die Hausfrau auf einen Augenblick das Herdfeuer verlassen, um zu dem Buchweizenteig eine Handvoll Salz zu holen. Diesen unbewachten Augenblick nahm der Pfannkuchen wahr, um auszureißen. Als die Hausfrau zurückkam, sah sie ihn gerade zur Tür hinauseilen und rannte hinterher. Aber so sehr sie sich auch abmühte, sie erreichte ihn nicht. Sie rief die Dreschleute; die waren schon längst stutzig geworden, als sie den angenehmen Duft auf einmal nicht mehr gespürt hatten. Sie rannten hinterher, konnten aber den Ausreißer auch nicht mehr fassen. Ein Hase, der gerade den Weg des Flüchtlings kreuzte, nahm die Verfolgung auf, doch so flink er auch war, der Pfannkuchen lief schneller. Gleich darauf kam der Pfannkuchen an einem Fuchsloch vorbei. Der Fuchs hatte schon lange Hunger verspürt, ihm kam der Bissen ganz gelegen, dann brauchte er nicht auf dem Bauernhof sein Leben aufs Spiel zu setzen. Er konnte ihn aber auch nicht kriegen.

Zuletzt tanzte ein Schwein hinter ihm her. Darüber mußte der Pfannkuchen tüchtig lachen. Er rief dem Borstenvieh zu: „Du dumme Schweineschnauze! Wenn die Hausfrau und die Dreschleute, wenn Hase und Fuchs mich nicht einholen können, kannst du es erst recht nicht. Plag dich doch nicht unnütz ab!“ Da sagte das Schwein: „Was meinst du? Ich kann es nicht verstehen. Du sprichst so leise, und ich habe meine Ohren erkältet; du mußt mir ins Ohr rufen.“ Und richtig! Der Kuchen kommt und will es dem Schwein ins Ohr sagen. Als er noch eben seinen Spottvers wieder hersagt, beißt das Schwein zu und hat schon den halben Kuchen in der Schnauze. Da war der Kuchen zornig, daß er durch seine eigene Dummheit so hereingefallen war, und da er nicht mehr weglaufen konnte, wühlte er sich tief in die Erde. Das Schwein wühlte den Boden auf, konnte aber den Kuchenrest nicht mehr finden. Es lief flink hin und holte die anderen Schweine, die auch sogleich kamen und mitsuchten. Den Kuchen fanden sie nicht, haben ihn bis heute auch noch nicht wieder. Wo ein Schwein aus dem Stalle kommt, wühlt es gleich in der Erde, um die andere Hälfte zu bekommen.

Plattdeutsch erzählt in Niedersachsen, Jahrg. 14, 1908/9, Heft 4. Die Mitteilung der Sage in der oben abgedruckten Form verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Wrasmann in Berlin.

b) Dor sünd ens dre Wiwer west, de hebben vör luter Fulheit kenen Pannkoken trecht krigen künnt; de en will nich schälen, de anner nich riben, de drüdd nich backen. Endlich un toletzt krigen se doch enen farig; öwer ken will em äten.

Dunn löppt de Koken weg. Unnerwegs begegent em 'n Rider: „Tüffelkoken, wo wißt du noch hento?“ „Ik bün dre oll ful Wiwer entlopen, ik ward di Ritter den Rider ok noch entlopen.“ Nahst kümmt em 'n Holthauger in de Möt: „Tüffelkoken, wo wißt du noch hento?“ „Ik bün dre oll ful Wiwer, Ritter den Rider entlopen, ik ward di Splitter den Schüwer ok noch entlopen.“

So geht es weiter: es kommen nun zahlreiche Tiere, jedes erhält seinen Scheltnamen, und immer länger wird die spottende Antwort des Kuchens: „Has Wupp-wupp, Voß Dickswanz, Gos Gigack, Hahn Kunkeldan, Ant Snater int Sand“ usw.

Zuletzt kommt die Sau Die stellt sich schwerhörig: „Wat seggst du?“ Dor buckt ehr de Koken vör't Uhr: „Un di oll Säg Slurrup ward ik ok noch entlopen.“ Bauz, happst de Säg to un krigt den halben Pannkoken to fat't, de anner halw löppt na de Ird rin, den söken de Swin hüt un dissen Dag noch, dorvon wäuhlen se ümmer in de Ird rüm.

Rostocker Zeitung Nr. 131 vom 19. März 1893. Mitgeteilt von R. Wossidlo mit dem Zusatz, daß zahlreiche Abarten davon umgehen.

2. Aus Westfalen.

Da waren einmal zwei Dirnchen, die buken sich einen Pfannkuchen und setzten ihn ins Fenster, daß er bald kalt werden sollte. Aber der Pfannkuchen kniff aus und entlief in die Berge. Da kam ihm ein altes Männchen entgegen und fragte: „Pfannküchelein, wo willst du hin?“ Da sprach dieses: „Ich bin zwei Dirnchen entlaufen, dir Männchen Graubart will ich auch wohl entkommen,“ und damit lief's weiter. Auf ein kurzes traf es einen Hasen, der fragte auch: „Pfannküchelein, wo willst du hin?“ Da sprach's: „Zwei Dirnchen bin ich entlaufen und dem Männchen Graubart; dir Häschen Weißkopp soll ich auch noch wohl entkommen.“ Wieder über ein Weilchen kommt ihm der Fuchs Dicksterz entgegen. Darauf das Schwein, das Vögelchen Wicksterz, dann der Wolf (ohne Beinamen) und der wilde Eber. Alle fragen und erhalten ihren Bescheid. Aber der letzte schnappt zu und erwischt den halben Pfannkuchen. Die andere Hälfte entkommt in die Erde, darum wühlen die Säue noch immer.

Woeste, Volksüberlieferungen der Grafschaft Mark 1848 = Rochholz, Naturmythen S. 252; vgl. Westfälischer Bauernkalender 1882, 126.

Dieselbe Geschichte wurde zuerst erzählt von Adalb. Kuhn, Sagen aus Westfalen 2, 235, aber besser, nämlich mit ausführlicher Wiedergabe der Häufungsrede und mit Weglassung des Schweins, das doch nur eine Wiederholung des wilden Ebers ist.

3. Aus Ditmarschen.

Der Kuchen entläuft, als er halb gar ist, einer alten Hexe und zwei schmucken Mädchen, begegnet dem Has Wippsteert, dem Fuchs Dicksteert, dem Reh Blixsteert, der Kuh Swippsteert. Sie alle wollen ihn fangen, fallen um und sind tot. Endlich kommt er an die Sau und bohrt sich in den Grund. Do fangt de oel Sæg an to wræten (wühlen) unn wull em der heruut hebben, kunn em awers nich krygen. Un vun disse Tyt an wræten de Swyn noch all inne Grunt unn wüllen de Koek heruet söken, hebbt em awer noch nich wedder funden.

Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder S. 469.

Ein wesentlicher Zug, der in den drei vorhergehenden Fassungen noch an die erste, nicht-ätiologische Sagenreihe erinnert, fehlt in Ditmarschen: das Zuschnappen und Erfassen.

4. Eine andere wesentliche Eigenart, die Häufungsrede, fehlt in einer Variante aus Rügen:

In einem Dorfe lebten mehrere Frauen, die überaus faul waren. Als sie eines Tages Kuchen buken, waren sie zu faul, den Kuchen, der auf der einen Seite

bereits braun gebacken war, umzuwenden. Schließlich taten sie es doch, ohne dabei aufzustehen; dazu waren sie zu faul. Infolge dieser Nachlässigkeit riß der Kuchen auseinander, und die eine Hälfte desselben fiel zur Erde. Alsbald schnappte die Mutt (weibl. Schwein), die dicht dabei stand, nach dem zur Erde gefallenen Stück und fraß es auf. Aber das Schwein merkte sogleich, daß es nur ein halber Kuchen war, und fing an, nach der anderen Hälfte umherzuschnüffeln. Da diese aber nicht zu finden war, so schnüffelt und wühlt es bis auf den heutigen Tag weiter danach.

Haas, Schnurren S. 102.

5. Ein friesisches Märchen[1]) klingt in dem Zwiegespräch zwischen Schwein und Pfannkuchen wieder mehr an das russische an.

Eine alte Frau bäckt einen Pfannkuchen, läuft aber davon, um Sirup zu holen. Da sie lange ausbleibt, wird's dem Pfannkuchen in der Pfanne zu heiß, er springt durch den Schornstein hinaus und rollt den Weg entlang. Ein Mann fragt ihn: „Pfannkuchen, wo kommst du her?" Er antwortet: „Ich bin aus der heißen Pfanne gesprungen und bin einer alten Frau entflohen und werde dir wohl auch entkommen." Ebenso erwidert er einem Hunde und anderen ihm Begegnenden. Endlich trifft er ein Schwein, das fragt: „Traust du dich wohl auf meinem Rücken zu sitzen?" — „Warum nicht?" sagt der Pfannkuchen und springt hinauf. — „Traust du dich auf meinem Nacken zu sitzen?" — „Gewiß, auch das." — „Komm mal auf meinen Kopf!" — „Denkst du, daß ich das nicht wage?" — „Du bist mutig, das gesteh ich; aber ich weiß, auf meiner Schnauze zu sitzen, getraust du dich nicht." — „Ach, warum nicht?" sagte der Pfannkuchen und setzte sich auf die Schnauze. „Hap!" machte das Schwein, biß die Hälfte vom Pfannkuchen ab und fraß sie auf. Die andere Hälfte fiel auf die Erde und verkroch sich da. Da begann das Schwein danach zu suchen und wühlte mit der Nase so lange in der Erde herum, bis die Nase entzwei ging. Nun steckte ihm sein Herr einen eisernen Ring durch die Nase. Solchen Ring tragen die Schweine noch heut, damit sie nicht in der Erde wühlen; aber sie wollen's doch nicht lassen, denn sie suchen noch immer nach der anderen Hälfte des Pfannkuchens.

W. Dykstra, Uit Frieslands volksleven 2, 135: 'Hoe de zwijnen wroeten hebben geleerd' = Volkskunde 8, 187. 1895—96.

6. Niederländische Variante.

[Zu der folgenden Fassung bemerkt W. Zuidema, der sie in der Ztsch. f. Volksk. 18, 195 veröffentlicht: Freilich kenne ich sie nur aus einem verschollenen Kinderbuch[2]); der Verdacht literarischer Zustutzung liegt sehr nahe. Eine Übersetzung ist weniger wahrscheinlich, weil keine der deutschen Formen stimmt und auch ein hochdeutsch nicht mögliches Wortspiel vorkommt; plattdeutsche gedruckte Märchen gab's ja damals noch nicht.]

Vor langer, langer Zeit wohnten einmal eine alte und eine junge Frau zusammen in einem ganz kleinen Häuschen. Einmal fand die alte Frau im Kehricht ein Kwartje[3]). „Was sollen wir damit machen?" sagte sie zur jungen. „Hab noch

1) Für gütige Übersetzung dieses Märchens bin ich wiederum Herrn Prof. Bolte zu herzlichstem Danke verpflichtet.

2) O wat mooije sprookjes! Een vijftal verteld door eene goede grootmoeder. Sneek, van Druten en Bleeker (um 1860). 3) Silberne Scheidemünze, etwa 42 Pf.

niemals Pfannkuchen gegessen," war die Antwort; „holen wir Mehl, Fett und Zucker und backen uns ein recht schmackhaftes Pfannküchlein!"

Gesagt, getan. Nun war aber damals das Fett gar wohlfeil, und sie bekamen davon so viel, daß es wohl für zehn Pfannkuchen ausgereicht hätte. Die Alte setzte sich zum Backen. „I, wie herrlich es duftet!" sagte bald die Junge. „Ja, das glaube ich schon." — „Ist's bald fertig?" — „Beileibe nicht; muß es erst noch umkehren." — „Umkehren? Wie machst du das?" — „Schau mal!" und sie wollte den Kuchen hochwerfen und im Umdrehen wieder auffangen; allein das viele Fett floß aus der Pfanne ins Feuer und zischte und sprudelte, daß der Pfannkuchen vor Schrecken zum Kamin hinausflog.

Bald begegnete er sieben Dreschern auf dem Felde. Die riefen ihn zu sich, weil sie ihn essen wollten; er aber sagte: „Bin schon einem alten und einem jungen Weibe entlaufen; traue mir wohl zu, auch euch zu entlaufen," und rollte davon. (Dann kommt der Hase, wie im Deutschen; nur sagt der Pfannkuchen): „Bin schon einem alten und einem jungen Weibe und sieben Dreschern entlaufen; traue mir wohl zu, auch dir zu entlaufen." (Dann kommt der Fuchs, und als der Pfannkuchen nicht zu ihm kommen will, sagt er): „Hör mal, du siehst so schön und freundlich aus; gib mir einen Kuß zum Abschied! Wir sehen uns vielleicht niemals wieder." — „Ja, guten Morgen! Bin schon einem alten und einem jungen Weibe und sieben Dreschern und einem Hasen Wackelschwanz (wipstaart) entlaufen; traue mir schon zu, auch dir, Fuchs Dickschwanz (dikstaart), zu entlaufen." (Dann aber kommt die Sau mit ihren Ferkeln, und der Pfannkuchen sagt): „Bin schon einem alten und einem jungen Weibe, sieben Dreschern, einem Hasen Wipstaart und einem Fuchs Dikstaart entlaufen; traue mir schon zu, auch dir und deinen Kindern zu entlaufen." — „Bin taub," grunzte die Sau, „setz dich auf mein Ohr und sprich laut!" Und der Pfannkuchen tat's in seiner Eitelkeit. Kaum aber hatte er gesagt: „Bin schon . . .", da schnappte die Sau nach ihm und biß ein Viertel heraus. Im Todesschrecken flog das übrige fort und in ein Maulwurfsloch. Seitdem wühlen alle Schweine mit der Schnauze in der Erde, um es wiederzufinden.

Diese deutschen und niederländischen Märchen verdienen Beachtung. Je weniger das internationale Wesen der Märchenstoffe es gestattet, sichere Schlüsse hinsichtlich des Charakters eines sie erzählenden Volkes zu ziehen, um so sorgfältiger muß die Art der Stoffbearbeitung bei einzelnen Völkern ins Auge gefaßt werden. Hier haben wir ein Beispiel, das klipp und klar den derb humorvollen Zug der Norddeutschen enthüllt. Denn liegt nicht eine köstliche Bauernlaune in dieser phantastischen Auffassung des grunzenden Wühlers, ein schnurriges Behagen in dem Gedanken, daß er gerade einen Pfannkuchen sucht, die beliebte Mehlspeise des wohlhäbigen Bauern? Mit innigem Verständnis mag dieser jenes unablässige Sehnen seines Schweines begreifen, wenn er ihm zuschaut, die Pfeife in den Mundwinkel gequetscht. Ein für den Großstädter entzückendes Bild: dort die geschäftige Sau, hier der Buer in Holsken, und in seinem Kopfe spukend ein neckisches Märchen. Er ahnt nicht, daß die Wissenschaft es kennt — besser kennt als er selber, und er würde den Studierten für nicht ganz richtig halten, der ihm sagte: Das Märchen ist von Rußland, vielleicht

noch weiter her gekommen. Im Ernst, die russische Fassung ist die beste, sie stellt die Urform dar.

Hier finden wir Mann und Frau, wie in England, hier finden wir das Fenster, in das der Pfannkuchen zum Abkühlen gesetzt wird, hier finden wir nur die Waldtiere, Hase, Wolf, Bär und Fuchs, die anderswo mit Menschen oder mit Haustieren zusammen erwähnt sind, hier finden wir die List des Fuchses: Ich höre nicht gut, komm doch ein bißchen näher usw., wie in so manchen anderen Fassungen auch. Die anderen haben immer nur einzelne dieser Märchenzüge aufzuweisen, das russische hat sie alle zusammen. Interessant ist, wie die einzelnen Abweichungen allmählich größer geworden sind. Aus dem zum Abkühlen weggesetzten Kuchen — also aus dem halbfertigen — wurde ein halb garer (Ditmarschen, Niederlausitz) oder ein halbbraungebackener (Rügen). In weiterer Entstellung ließ man die Hälfte dieses Kuchens herunterfallen, und nur sie wurde (wie in der ersten Sagenreihe der ganze Kuchen) aufgefressen (Rügen). Anderswo ergab sich die neue Einzelheit, daß der Mann den Kuchen durchbricht und die andere Hälfte wegläuft (Schottland). Interessant ist auch, wie aus der Beratung von Mann und Frau, wovon der Kuchen gebacken werden soll (Rußland), die Beratung wird, wer ihn backen soll (Ostpreußen), und wie auf diesem Wege das Motiv der Faulheit entsteht.

Was endlich die Hauptveränderung, die willkürliche Erklärung des Wühlens betrifft, so zeigen die folgenden Sagen, daß der dichtenden Volksphantasie eine gewisse Vorliebe für das Suchmotiv eigen ist.

II. Die Bestrafung des Neugierigen.

Auch der **Storch**, der sich seine Nahrung mühsam zusammenlesen muß, sucht eine verlorene Sache. Diese Sage scheint namentlich bei den slawischen Völkern heimisch und dort auch entstanden zu sein.

1. Russische Sagen.

a) Als Gott allerlei Schlangen, Frösche, Würmer u. dgl. erschuf, packte er sie in einen Sack zusammen, band ihn zu und übergab ihn dem Menschen mit dem Auftrage, den Sack, ohne hineinzuschauen, zum Meere zu tragen und dort auszuleeren. Der Mensch trug den Sack zum Meere hin, wurde aber unterwegs so neugierig, zu erfahren, was in dem Sacke stecke, daß er ihn öffnete. Kaum hatte er den Sack geöffnet, als das ganze Gewürm herauskroch und auseinanderlief. Der Mensch wollte die einzelnen Tiere einfangen; es war ihm aber nicht möglich, denn während er einer Schlange nachlief, schlichen sich zehn andere Schlangen aus dem Sacke auf und davon. Jetzt sah der Mensch ein, daß seine Mühe vergeblich sei, und er blieb daher stehen und begann zu weinen. Da kam Gott daher und sprach zu ihm: „Du hast meinen Befehl nicht befolgt; nun mögest du dafür in aller Ewigkeit Schlangen, Frösche, Würmer usw. fangen!“ Sogleich verwandelte sich der Mensch in einen Storch, und darum ist es eine große Sünde, den Storch zu töten.

Aus dem Dorfe Berhomet am Prut.

Am Urquell 3, 18. Im wesentlichen durchaus übereinstimmend: Dragomanov, maloruss. pred. S. 8, Nr. 26, Etnograf. Zbirnyk 12, Nr. 27 (galiz.-rutenisch), wo außer der Erzählung vom Storch auch dieselbe Erzählung vom Kranich bezeugt ist. Schluß: Und der Kranich (Storch) geht nun umher und sammelt bis auf den heutigen Tag, ist aber bis ans Ende der Welt nicht imstande, alles aufzulesen.

b) Als der Teufel den Wolf geschnitzt hatte, sammelte Gott die vielen Späne (vgl. Natursag. 1, 153, V b) in einen Sack und übergab ihn Adam, damit er ihn in den Fluß werfe. Doch dürfe er ihn nicht aufbinden. Adam trug ihn zum Fluß. Dort aber packte ihn die Neugier, was darin sein möchte, und er konnte nicht widerstehen. Als er nun den Sack aufband, krochen Frösche, Reptilien, Eidechsen, Schlangen — alles heraus. Adam erschrak sehr und lief zurück. Gott, der alles gesehen hatte, verwandelte ihn in einen Storch und sprach: „So lange wirst du sammeln, bis du sie alle beisammen hast. Dann wirst du wieder zum Menschen werden."

Federowski 1, Nr. 583 (weißrussisch).

c) Als der Herr auf Erden ging, trat zu ihm eine große Sünderin; die begann zu bereuen, begann zu weinen. Da fühlte der Herr Mitleid und verzieh ihr; die Sünden aber machte er alle zu Fröschen, Kröten und Schlangen und befahl ihr, sie in einen Sack zu sammeln und in den Fluß zu tragen. Es begegnete ihr eine Nachbarin und fragte: „Sag, was trägst du da?" Allein sie schwieg, wie der Herr es ihr befohlen hatte. Da schlich die neugierige Nachbarin hinter der Sünderin her, und als jene die Schlangen aus dem Sack schüttelte, eilte die Nachbarin hinzu, meinend, daß da irgendein Schatz sei. Der Herr wurde zornig über die weibliche Neugier und machte sie zu einem Storch: sie verschlingt noch bis heute alles mögliche Sumpfgetier und wandelt auf langen Beinen.

W. N. Jastrebow, Mat. po ethnogr. noworuss. kraja S. 18 (kleinrussisch).

d) Dem Erzengel Michael wurde von Gott dem Herrn aufgetragen, einen Sack mit unbekanntem Inhalt ins Wasser zu werfen; es wurde dem Engel verboten, den Sack zu öffnen und hineinzusehen. Allein Michael war neugierig, er öffnete den Sack, und Fliegen und Mücken kamen zum Vorschein. Der Versuch, die Entfliehenden wieder zu fangen, mißlang. So ließ er alle hinaus in die Gotteswelt — zur Plage der Menschen.

Archiv für Anthropologie N. F. 5, 290: aus Dobrowolski, Die Kerftiere und Würmer im russ. Volksleben (Etnogr. Obozrĕnie 49, 159—164, 1901, 12. Jahrg.).

2. Aus Polen.

a) Einst sammelte der Herr alle Reptilien und befahl einem Bauern, welcher Wojtek (= Storch) hieß, sie ans Meer zu fahren und ins Wasser zu werfen. Als aber Wojtek aus Neugierde in den Wagen schaute, lief alles Gewürm hinweg. Dafür verwandelte ihn Gott in den Storch und befahl ihm, bis ans Ende der Welt zu sammeln.

A. Pleszczyński, Bojarzy mi dzyrzeccy, S. 155, Nr. 8.

b) Christus verwandelt einen Verleumder in einen Storch und befiehlt ihm, die Erde von unreinen Geschöpfen zu befreien. Daher das Sprichwort: „Ich bin kein Storch, der die Welt reinigt!"

Die Natur, N. F. 5, S. 190.

3. Lettische Varianten.

a) In alten Zeiten ließ der Teufel eine Menge von furchtbaren, schädlichen Mücken, Fliegen und anderem Geschmeiß auf die Erde los. Gott wollte die Menschen

von dieser Plage befreien, sammelte alle Mücken, Bremsen, Fliegen, Frösche und Schlangen in einen großen Sack, band ihn zu und gab ihn einem Menschen, damit dieser ihn in den Fluß versenke, doch sollte der Mensch sich nicht unterstehen, nachzuschauen, was in dem Sack enthalten sei. Der Mensch gehorchte. Aber noch hatte er nicht den Sack in das Wasser getaucht, als er schon die Schnur lockerte und sah, was sich in dem Sack befand. Im selben Augenblick waren alle Mücken, Fliegen und alles Geschmeiß weg aus dem Sack. Der Mensch quälte sich ab, sie wieder einzufangen, aber alles war vergebens.

Für diesen Ungehorsam bemalte Gott des Menschen Beine mit Teer bis zu den Hüften und ließ ihn als Storch umherlaufen, damit er Frösche und Insekten fange, die er selbst losgelassen hat. An dieser Aufgabe müht sich der Storch bis heute; wenn er aber alles eingefangen haben wird, erhält er seine menschliche Gestalt zurück.

Živaja Starina 5, 440 = Lerchis-Puschkaitis 5, Nr. 69.

b) Der Storch ist früher eine Jungfrau gewesen, darum schießt und ißt man ihn nicht.

Gott gab einst einem Mädchen ein Faß voller Reptilien und befahl ihr, es in den See zu werfen, jedoch nicht ins Faß hineinzugucken. Aus Neugier aber schaute sie hinein, und die Reptilien entflohen und verbreiteten sich über die Erde. Zur Strafe wurde das Mädchen zu einem Storch und muß nun die Entsprungenen einsammeln; die schwarzen Federn an den Flügeln und am Schwanz wurden ihr aber zum Andenken an den Rock gegeben, den sie als Jungfrau getragen hat.

Ebd. S. 440 f. (aus Ulanowska 1, 85) = Zbiór 15,265, Nr. 7 (lettische Sage aus poln. Livland).

c) Der Teufel versammelte alle Stechfliegen, Mücken und Fliegen, die sein Vieh peinigten, steckte sie in einen Sack, gab sie dem Krebs und sprach zu ihm: „Trage sie an den Fluß und ersäufe sie; nimm dich aber wohl in acht, daß du den Sack nicht öffnest.“ Der Krebs nahm den Sack und ging fort. Er zieht ihn hinter sich her und denkt: „Was kann denn wohl darin sein?“ Er legt den Sack auf die Erde und öffnet ihn. Aber kaum hatte er das eine Ende aufgebunden, so kam eine Mücke heraus. Der Krebs erschrak und lief hinter der Mücke her. Inzwischen flogen alle anderen Insekten aus dem Sack. Nun ging der Krebs zu dem Teufel und erzählte ihm weinend sein Unglück. Aber der Teufel wurde böse, nahm den Krebs und warf ihn ins Wasser, wo er seitdem lebt.

Revue des trad. pop. 2, 483, vgl. Naturs. 1, 191, Var. VI.

Ebd. auch noch Var. VII (neugier. Hase; springt noch heute, als fange er Mücken), VIII (Storch; erhält zur Strafe rote Stiefel und muß Ungeziefer einfangen).

d) Gott zürnte einst den Mücken und befahl dem Hasen, das in einem Sack gesammelte Ungeziefer zu ertränken. Der Hase öffnete aus Neugier den Sack. Die befreiten Mücken drehten sich vor Freude in der Runde, was ihnen seither zur Gewohnheit ward. Nachher will sich der Hase aus Gram ertränken, aber ein Krebs kneift ihn in die Lippe, die seitdem gespalten ist.

Lerchis-Puschkaitis 1, 171, Nr. 163; in russ. Übers. auch Živaja Starina 5, 440. (Über den Schluß s. Bd. IV: Äsopische Fabeln.)

4. Litauische Sage.

Nachdem der höchste Gott die Welt erschaffen hatte, bemerkte er, daß er doch zu viel schädlicher Amphibien geschaffen habe, und bedauerte den begangenen

Fehler. Um ihn zu verbessern, sammelte er eine große Menge dieser schädlichen Geschöpfe, legte sie in einen großen ledernen Sack und gab diesen dem Bauer Stonelis mit dem Auftrage, ihn in den nächsten See zu werfen. Stonelis dachte, als er den Sack trug, daß es ja nichts schaden könne, wenn er sich überzeuge, was darin enthalten sei. Er legte ihn also auf den Boden, öffnete ihn, und in demselben Augenblicke entschlüpften auch alle in ihm enthaltenen Amphibien. Da erzürnte Gott und verwandelte den neugierigen Stonelis zur Strafe in einen Storch, der die durch ihn befreiten Frösche und Schlangen sammeln und vertilgen muß.

Die Natur, N. F. 5. Jahrg., S. 190. Vgl. Natursagen 1, 191, Var. IX, wo der Riese Stonjelis in den Storch verwandelt wird und durch einen Schlag, den ihm Gott mit einem Brand versetzt, einen schwarzen Flecken erhält.

5. Estnische Sagen.

a) Der Teufel sah, daß die Menschen und Tiere an einem heißen Tage ruhig sich im Schatten ausruhten und sehr zufrieden aussahen. Der Teufel konnte es nicht vertragen, wenn namentlich die Menschen zufrieden aussahen. Er sann nach, wie er die Ruhe der Menschen und Tiere im Schatten stören könnte. Er schuf die Mücken oder Stechfliegen, welche nun scharenweise jeden Ruhenden schon allein mit ihrem eintönigen Summen: „uno, uno, uno!“ oder „pini, pini, pini!“ störten. Was aber noch unangenehmer wirkte, war, daß die Tierchen blutdürstig waren und mit ihren kleinen Rüsselchen einem jeden etwas Blut auszusaugen versuchten. Aber auch den Teufel verfolgten sie, denn auch sein Blut schmeckte ihnen. Nun tat es dem Teufel leid, daß er die Mücken erschaffen hatte, denn nirgends fand er Ruhe vor ihnen. Er wollte sie wieder vernichten. Zu dem Zweck schlachtete er mehrere Ochsen, nähte ihre Häute zusammen zu einem Sack, in welchem er alle Mücken sammeln und ertränken wollte. Als der große Sack fertig war, sandte der Teufel seine Diener aus, die Mücken zu fangen. Bald war der Sack bis oben voll. Das Gesumme darin war so stark, daß der Teufel sich die Ohren verstopfen mußte, als er den Sack auf die Schulter warf und mit ihm zum See schritt. Dort angekommen, setzte er den Sack hin und suchte nach einem großen Stein, welchen er am Sack anbinden wollte, um die zum Tode verurteilte Legion Mücken zu ertränken. In diesem Augenblicke sprang ein Hase herbei, der unwillkürlich dem Trauergesang der Mücken lauschen blieb. Der Teufel gab dem Hasen den Auftrag, den Sack zu hüten, bis er einen Stein gefunden hätte. Kaum war der Teufel außer Sehweite, als den Hasen die Lust anwandelte, zu sehen, was wohl in dem Sack summe.

Er öffnete den Sack ein wenig. Da wurde das Gesumme so laut, daß er erschreckt den Sack ganz öffnete. Nun stürmten natürlich die Mücken alle ins Freie und ließen sich so leicht nicht wieder fangen, obwohl es der arme Hase in Seelenangst auf allerlei Weise versuchte. Als schließlich alle Mücken den Blicken des Hasen entschwunden waren, lief er selbst auch davon und ließ den leeren Sack liegen.

Den Teufel packte teuflische Wut, als er mit einem großen Stein zurückkehrte und den leeren Sack fand. Aber ein zweites Mal nahm er das Fangen der Mücken nicht mehr vor. Und so sind sie leben geblieben und quälen Menschen und Vieh und verärgern den Teufel. (Kirchspiel Wastselinn.)

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

b) Ein Weib, das von Gott beauftragt wird, Reptilien in einem Sack zu beseitigen, schaut aus Neugier hinein, die Reptilien entweichen. Gott verwandelt das

Weib in einen Storch für die Lüge, daß sie seinen Befehl ausgeführt habe, und läßt zum Beweise dessen ein Zeichen auf den Flügeln: die schwarzen Federn — der Rock des Weibes.

Etnogr. Obožr. 2, 3, 144. Vgl. Veckenstedt, Mythen 225, Nr. 20.

6. Böhmische Sagen.

a) Gott übergab dem Bauer Stonelis einen Sack voll Frösche, die er in einen See werfen sollte. Statt dieses zu tun, öffnete er neugierig den Sack und schaute hinein. Die Frösche entflohen, und jetzt muß Stonelis sie einsammeln, da er in einen Storch verwandelt worden ist.

Nach Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler S. 4. Vgl. oben die Var. 2a).

b) Der Storch war ehedem ein Mensch, der seine Nächsten verleumdete. Zur Strafe dafür hat ihn Gott verurteilt, als Vogel die Erde von unreinen Geschöpfen zu reinigen.

Ebd. S. 4.

7. Rumänische Sagen.

a) Gott sammelte alle kriechenden Tiere wie Schlangen, Frösche, Nattern, Muscheln, Eidechsen u. dgl. in einen Sack, den er einem Menschen gab mit dem Befehl, ihn ins Meer zu werfen, aber ja nicht hineinzusehen. Der Mensch sah aber doch in den Sack und wurde zur Strafe in den Fischreiher verwandelt, der mit einem Sack am Schnabel alles kriechende Getier fängt.

Marianu, Ornitologia 2, 340.

b) Als Gott einst mit Petrus über die Erde ging, machte dieser ihn auf die Häßlichkeit und Zwecklosigkeit der Frösche aufmerksam. Gott gab ihm Recht, sammelte alle Frösche in einen Sack und gab ihn einem des Weges kommenden Mann mit dem Befehl, den Sack ins Meer auszuschütten, aber ja nicht unterwegs hineinzusehen. Der Mann übernahm den Auftrag, aber von Neugier überwältigt öffnete er den Sack: alle Frösche sprangen sogleich hervor und zerstreuten sich über die Erde hin. Da verwandelte Gott den ungehorsamen Menschen in den Storch, der nun Flüsse und Sümpfe nach Fröschen durchsuchen muß.

Marianu, Ornitologia 2, 310.

c) Es war einmal eine Frau, die „ihre Nase überall hineinsteckte". Ihr übergab der liebe Gott einen Sack, in den er alle Insekten der Welt getan hatte, und befahl ihr, ihn so, wie er war, ins Meer zu werfen, ohne nach dem Inhalte zu sehen. Die Frau versprach es zu tun; aber bald überkam sie die Neugier: sie öffnete den Sack, und befreit flogen alle Insekten heraus und versteckten sich, wo sie nur konnten. Erschrocken suchte die arme Frau die Tiere wieder zu fangen; aber schon kam Gott hinzu und verwandelte die Ungehorsame in einen Specht, und zwar auf so lange Zeit, bis sie alle Insekten wieder eingefangen hätte. Noch heute sucht der Specht (im Rum. femin.) von Baum zu Baum die Insekten, noch immer in der Hoffnung, wieder zur Frau zu werden.

Marianu, Ornitologia 1, 81 (Aus der Bukowina) = Revue des trad. pop. 8, 42.

III. Verschiedenes.

A. Aus Asien.

1. Aus Annam.

a) Nach einem annamitischen Märchen ist der **Moskito** eine treulose Frau, der ihr Mann von seinem eigenen Blute zu trinken gab, um sie ins Leben zurückzurufen, als sie gestorben war. Auf der Heimreise vom Paradies wird sie ihm un-

treu. Buddha befiehlt, sie solle das genossene Blut wiedergeben; doch sie gibt nicht alles wieder und wird nach ihrem Tode in einen **Moskito** verwandelt. Darum saugt der Moskito das Blut aus, weil er das, was er noch schuldig ist, wiedergeben muß.

Landes, Contes annamites S. 207 ff. Vgl. Natursagen 1, 230.

b) Ein Oger lebte mit seiner Mutter in den Bergen; täglich ging er in den Wald, Wildbret für sie zu holen. Eines Tages, als die Mutter allein zu Hause war, kam ein Bonze, der ausgezogen war, das westliche Paradies zu suchen. Die Mutter verbarg ihn vor ihrem Sohn; doch der entdeckte ihn und fragte ihn nach dem Ziel seiner Wanderung. Der Bonze erzählte, daß er das Paradies suche, und rührte den Oger durch seine Worte also, daß er ihn fragte, was Buddha von den Menschen fordere. „Ihr Herz," erwiderte der Bonze. Da öffnete der Oger seine Brust und gab dem Bonzen sein Herz, daß er es Buddha bringe.

Durch dieses Opfer wurden der Oger und seine Mutter Buddhas. Der Bonze aber trug das Herz bis zum Meeresufer; dort warf er es fort, denn es roch schlecht. Bei seiner Ankunft im Paradies fragte ihn Buddha, ob ihm nichts anvertraut worden sei, und sandte ihn zurück, das Herz des Oger zu suchen.

Der Bonze kehrte zum Meeresufer zurück und tauchte ins Meer, konnte das Herz aber nicht wiederfinden. Er wagte nicht, ohne das Herz zurückzukehren, und wurde in einen **Tümmler** verwandelt. Deshalb taucht der Tümmler unaufhörlich unter und kehrt dann wieder an die Oberfläche zurück.

Landes, Contes annamites S. 137. In einer V. werden eine böse Zauberin und ihr Mann in Tümmler verwandelt, die stets ins Meer springen, weil sie über den Verlust ihrer Schätze trauern.

2. Singhalesische Sage.

Ein Korawakâ (eine Art Wassergeflügel) ging einst zu seinem Onkel und bekam Betelnüsse zu verkaufen. Er beauftragte einige Gänse, sie ans Wasserufer zu tragen, und mietete eines Spechtes Boot, um sie hinüberzufahren. Das Boot schlug um, und die Ladung war verloren. Die **Gänse** hatten durch das Tragen der schweren Säcke mißgestaltete Hälse bekommen, der **Specht** sucht Holz, um ein neues Boot zu machen, und das **Korawakâ** klagt noch um die verlorenen Betelnüsse.

Indian Antiquary 33, 230.

3. Sage der Visayan (Philippinen).

Der Dapay oder die Brahmanenweihe (ein Vogel, der dem Adler ähnlich, aber etwas kleiner ist) sagte einst der **Henne**, daß er sie liebe. Er suchte sie, und als er sie gefunden hatte, sagte er: „Ich möchte dich zur Frau haben!"

Die Henne sagte: „Es ist mir recht, aber erst müssen mir Flügel wachsen, wie deine, damit ich ebenso hoch fliegen kann!" Der Dapay erwiderte: „Als Zeichen unserer Verlobung gebe ich dir diesen Ring; nimm ihn gut in acht, bis ich wiederkomme." Die Henne versprach es, und der Dapay flog fort.

Am nächsten Morgen begegnete der Hahn der Henne. Als er den Ring um ihren Hals sah, war er sehr erstaunt und sagte: „Wo hast du den Ring her? Ich glaube, du bist mir nicht treu. Erinnerst du dich nicht, daß du mir versprochen hast, meine Frau zu sein. Wirf den Ring fort!" Da warf sie ihn fort.

Am Ende der Woche kam der Dapay mit schönen Federn, um die Henne zu bekleiden. Als sie ihn sah, erschrak sie und verbarg sich hinter der Tür. Der

Dapay kam herein und sagte: „Wie geht es dir, meine liebe Henne? Ich bringe dir ein schönes Kleid!“ und er zeigte es der Henne. „Aber wo ist dein Ring? Warum trägst du ihn nicht?“ Die Henne konnte zuerst gar nicht sprechen, aber dann versuchte sie ihn zu täuschen und sagte: „O verzeih mir! Gestern ging ich im Garten und begegnete einer großen Schlange. Ich erschrak und lief schnell nach dem Haus. Als ich dahinkam, merkte ich, daß ich den Ring verloren hatte, und suchte ihn überall, aber ich habe ihn noch nicht gefunden.“ Der Dapay sah die Henne scharf an und sagte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß du so handeln könntest. Ich verspreche dir, wenn du den Ring gefunden hast, komme ich wieder herunter und nehme dich zur Frau. Als Strafe, daß du dein Versprechen gebrochen hast, sollst du immer im Sande scharren und den Ring suchen, und wo ich junge Hühner finde, werde ich sie dir rauben. Dabei bleibt es. Lebe wohl!“ Damit flog er fort, und seitdem haben alle Hennen der Welt gescharrt, um den Ring des Dapay zu finden.

Journal of Am. Folklore 20, 100.

B. Aus Afrika.

1. Aus Madagaskar.

Ein **Huhn** borgte sich von der Gabelweihe (kite) eine Nadel und verlor sie. Da sagte die Weihe: „Es paßt mir nicht, daß du meine Nadel verloren hast.“ Darum scharrt das Huhn immer auf der Erde, und darum trägt die Weihe zum Ersatz für die Nadel die Küchlein weg. Und wenn es Frühling ist, schreit die Weihe: Filokòhokòho (filo = Nadel, akòho = Huhn) und verlangt von dem Huhn ihre verlorene Nadel.

J. Sibree, Folklore of Malagasy Birds = Folklore 3, 364.

2. Aus dem Akwapimlande.

[Ein Mann sagt, wenn seine Mutter stürbe, wolle er ihr zu Ehren den Schwanz der Elefantenkönigin abschneiden und sie dann begraben. Er tut es, als der Fall eintritt, und wird dafür von den Elefantenuntertanen verfolgt. Eine alte Frau hilft ihm und gibt ihm ein Amulet.]

Die (Elefanten-) Königin machte nun eine Kalabasse zurecht, die einen Stiel hatte. Diese nahm sie in die Hand und streichelte sich damit, bis sie sich in einen Menschen und zwar in ein sehr schönes Mädchen verwandelte. Als solches ging sie mit der Kalabasse in der Hand in das Dorf, wohin man ihren abgehauenen Schwanz gebracht hatte. Als die Jünglinge des Ortes sie sahen, priesen sie sie über die Maßen, und jener Mann erklärte, er wolle sie heiraten. Aber das schöne Mädchen sagte: „Wer mit einem Pfeil die Mitte der Kalabasse, die ich dorthin lege, trifft, der soll mich zum Weibe haben.“ Alle Jünglinge nahmen nun ihre Bogen, der eine schoß und fehlte, der andere schoß, und es ging neben vorbei; keiner traf. Da sagte einer: „Wenn der Schwanzbrecher da wäre, der würde längst getroffen haben!“ Eine kleine Weile nachher kam dieser vom Feld, hob seinen Bogen auf, zielte gut, schoß und traf. Die Jünglinge alle erkannten an, daß er den Preis verdient habe, und er heiratete das Mädchen. Als nun die Zeit des Pflanzens kam, halfen ihm alle Jünglinge, den Busch umzuhauen und das Land zum Bau herzurichten. Sie hatten nur noch die Klötze zum Verbrennen aufzuhäufen und bereits den Anfang damit gemacht, da verlangten sie nach dem Feierabend und sprachen: „Wir sind müde, laß uns nach Hause gehen!“ — Er versetzte: „Gehet ihr voran! Ich will nur noch diesen Holzhaufen mit Feuer an-

stecken und dann nachkommen." Nachdem nun alle die Jünglinge gegangen waren, rief ihn jenes Mädchen, sein Weib, und fragte ihn: „Ist's wahr, nennt man dich den Schwanzbrecher?" — Er sagte: „Ja." — „Also bist du es, der mir meinen Schwanz abgebrochen hat, und du und ich werden nun sogleich sehen, was geschieht." — Das Weib verwandelte sich nun in einen Elefanten und jagte den Mann um den angezündeten Holzhaufen herum. Der Schwanzbrecher fragte sein Amulet: „Was soll ich tun?" Es erwiderte: „Schlage mit deiner Hand ins Feuer." Er tat so und verwandelte sich in einen Habicht (asausa) und flog davon. Indem er aber mit seiner Hand ins Feuer schlug, fiel auch sein Amulet hinein, und daher kommt es, daß, wenn jemand auf seiner neuen Pflanzung Busch und Gehölz, das er umgehauen, verbrennt, der **Habicht** erscheint, das ins Feuer gefallene Amulet zu suchen.

Barth, Petermanns Mitteilungen 1856, S. 468.

3. Aus Kamerun.

Die Antilope fand viele Nüsse (nußartige Früchte) und steckte sie in eine Tasche. Darauf besuchte sie die Mutter des Schweines. Als sie im Hause des Schweines war, nahm sie immer eine Nuß aus der Tasche und machte sie auf.

Wenn sie eine Nuß aß, sagte sie jedesmal: „Die Augen meiner Mutter sind sehr süß!"

Das hörte das junge Schwein und sagte zur Antilope: „Mein lieber Freund, gib mir auch etwas ab vom Auge deiner Mutter!" Die Antilope antwortete aber dem Schwein: „Ich will dir eins von den Augen meiner Mutter geben, du mußt mir aber dafür ein Auge deiner Mutter geben, damit wir es zusammen essen."

Das Schwein willigte ein. Es rief seine Mutter und fragte sie: „Wenn ich Schulden habe und du hast Geld, würdest du dann meine Schulden für mich bezahlen?" Die Mutter des Schweines erwiderte: „Ich würde es tun."

Da erzählte das Schwein seiner Mutter: „Die Antilope und ich sind Freunde geworden. Alles, was einer von uns beiden hatte, das brachte er, und wir verzehrten es gemeinsam. Zuletzt haben wir folgendes ausgemacht: sie solle ihre Mutter blenden, und wir wollten dann beide ihre Augen essen. Danach wollten wir deine Augen blenden und sie essen. Die Augen der Mutter der Antilope haben wir gegessen, und nun sagt die Antilope zu mir: 'Blende auch deine Mutter!' Darum rief ich dich."

Allein die Mutter des Schweines war damit nicht einverstanden. Die Antilope drängte das Schwein jeden Tag, daß es seine Mutter blende.

Als nun die Mutter des Schweines sah, wie die Antilope täglich ihr Kind bedrängte und ihm drohte, rief sie die Antilope und sprach: „Kommt und blendet mich!"

Nun blendeten sie die Mutter des Schweines. Dem Kind des Schweines tat es leid, daß es seine Mutter geblendet hatte. Weil nun seine Mutter blind war und große Schmerzen hatte, trug es sie nach Hause.

Unterwegs trafen sie den Elefanten. Derselbe fragte das Kind des Schweines: „Wen trägst du da?" Da antwortete es dem Elefanten: „Meine Freundin, die Antilope, ersann folgenden Plan: wir wollten beide unsern Müttern die Augen blenden. Darum kann meine Mutter nicht sehen und gehen, und ich trage sie."

Der Elefant sagte zum Schwein: „Ich verstehe es, deine Mutter wieder sehend zu machen." Da wurde das Schwein froh und sagte: „Laßt uns schnell nach Hause gehen. Gib dort meiner Mutter die Medizin, die du hast!"

Als sie nun dorthin kamen, sagte der Elefant: „Sucht zwei Steine und Kokosnüsse!“ Die Leute (Sklaven) des Schweines gingen aus und suchten, sie fanden aber nur zwei Steine, keine Kokosnüsse.

Die Antilope hörte von dieser Sache. Sie ging aus, die Mutter des Schweines zu besuchen. Als sie hineinkam, grüßte sie alle, die im Hause waren. Die beiden Steine aber, die gebracht worden waren, warf sie fort in den Wald.

Nun kam der Elefant und hatte die Kokosnüsse gefunden. Er sandte Leute aus, die Steine wiederzusuchen. Doch niemand konnte sie finden.

Das **Schwein** sucht aber bis heute nach den Steinen. Es wühlt fortwährend mit dem Rüssel in der Erde und sucht danach.

Lederbogen, Kameruner Märchen S. 68.

4. Aus Loango.

Der schwarz- und weißgescheckte **Eisvogel** hat dem Menschen verraten, wie man Fische fängt. Nun fischen die Menschen überall, und die Eisvögel leiden Not. Wenn sie, nach Beute spähend, über stillen Gewässern rütteln, meinen sie unter sich den Verräter zu sehen und stoßen erbost auf ihn hinab.

Pechuël-Loesche, Volkskunde von Loango S. 106.

C. Negermärchen aus Nordamerika.

Es gab einmal vor langer Zeit zwei Farmen, die lagen dicht nebeneinander, und auf jeder Farm gab es eine Menge Geflügel. Diese Tiere waren dazumal sehr gesellig, und so geschah es, daß das eine Geflügel eine Gesellschaft gab, zu der es seine Nachbarn einlud.

Als also der Tag gekommen war, krähte der **Hahn** alle seine Leute zusammen und stellte sie in einer Reihe auf. Der Hahn war der Anführer, dann kam die alte Henne mit den Hühnchen, der Pfau, der Kollertruthahn, das Perlhuhn und die Wackelente und wie sie alle heißen. Als sie aufbrachen, liefen sie alle noch recht unordentlich durcheinander, aber allmählich kriegten sie den richtigen Tritt, und dann gingen sie am Bach vorbei und an den Ställen und waren bald dort, wo der Lärm und die Lustigkeit schon begonnen hatten.

Da tanzten sie nun und spielten und sangen viele Lieder. Als sie sich genug daran erfreut hatten, flog der alte Vater Pfau auf das Scheunentor und blies zum Mittagessen. Sie wuschen sich alle Gesicht und Hände im Hinterhof und gingen dann hinein. Drinnen war aber nichts weiter auf dem Tisch als ein großer Haufen Brot. Da war eine Schicht auf der anderen, und ganz oben darauf, da war ein mächtiger Aschkuchen. Herr Hahn, der sieht sich dies an, zieht die Nase kraus und geht hinaus. Das alte Fräulein Perlhuhn hat ihn aber beobachtet und ruft:

„Gucke da! Gucke da!
Der Hahn bleibt nicht da!“

Darüber gibt es nun großes Hallo; Henne und Hühnchen gackern, der Truthahn kollert, und die Wackelente schüttelt den Schwanz und sagt: „Quicki, Quack! Quack!“

Aber der Hahn nahm seinen Mantel um und marschierte weiter. Das wirkte ja ein bißchen niederschlagend auf die anderen, doch noch ehe der Hahn außer Hör- und Sehweite gekommen war, machten sie sich schon über den Brothaufen, und sieh nur! unter dem Brothaufen da war viel Fleisch und Gemüse und Kartoffeln und Rüben. Der Hahn hörte, wie sie alle etwas bewunderten, kehrte um und guckte durch eine Ritze. Da sah er ja dann, was er sich eingebrockt hatte, und war sehr

unglücklich. Die anderen aber riefen ihm alle zu, er solle wieder hereinkommen, doch er war sehr hochmütig, reckte den Kopf in die Höhe, krähte und ging wieder davon. Er hatte aber eine Lehre dabei erhalten, die hat weder er noch seine Familie vergessen. Und wo man einen seines Geschlechtes findet, da scharren sie, ob sie wohl was zu essen finden, ja, sie scharren sogar, wenn ihre Nahrung vor ihnen liegt. Seit jener Zeit hat sich kein Hahn und kein Huhn mehr durch das täuschen lassen, was obenauf ist.

Harris, Nights with Uncle Remus Nr. 11.

D. Aus Europa.

1. Aus Schweden.

Der **Häher** (garrulus) verwahrt Nüsse; um sie wieder zu finden, sucht er in den Wolken das Merkmal. Die Wolke aber treibt weg, und er weiß dann nicht, wo die Nüsse sind.

Cavallius, Wärend II, xxiv.

2. Aus Rumänien.

Als Gott die Welt erschaffen hatte, bestimmte er jedem Vogel seine Nahrung, der **Kohlmeise** Kürbiskerne. Die freute sich, daß sie so süße Speisen essen sollte, und dachte nicht an die Schwierigkeit, die Kerne aus der harten Frucht herauszuholen. Als sie nun durch die Welt zog und an ein Kürbisfeld kam, wollte sie die Früchte sogleich mit ihrem Schnabel öffnen; aber alle ihre Bemühungen waren vergebens, denn die Kürbisse waren zu hart. Deshalb mußte sie ihren Hunger mit kleinen Fliegen stillen. So ging's, bis Jesus Christus zur Erde kam; ihm klagte die Meise ihre Not und bat ihn, er möchte ihr doch ein Loch in die Kürbisse machen, damit sie die Kürbisse herausholen könne. Christus erfüllte ihre Bitte und machte in einen großen und schönen Kürbis ein Loch; durch das schlüpfte die Meise alsbald hinein und fraß alle Kerne gierig auf. Seit dieser Zeit fliegt die Meise von einem Kürbis zum andern und sucht einen, der ein Loch hat; in den schlüpft sie hinein und stillt ihren Hunger. Da sie aber vergessen hatte, Christus zu bitten, zwei Löcher zu machen, eins zum Hineinschlüpfen und eins als Ausgang, so wird sie oft von den Kindern überrascht, wenn sie in einem Kürbis sitzt, und so gefangen.

Marianu, Ornitologia 2, 146.

3. Aus Nivernais.

a) Es waren einmal drei Brüder, der **Kuckuck**, der **Maulwurf** und der **Karpfen**. Sie lebten mit ihrem Vater in gutem Einvernehmen. Eines Tages war der Vater fort und kam nicht wieder. Die drei Brüder waren untröstlich und wollten ihn suchen. Um sich ihre Nachforschungen zu erleichtern, teilten sie sich in die Aufgabe. Der Kuckuck sagte: „Ich werde ihn im Walde suchen, wo er vielleicht aufgehängt ist.“ „Und ich,“ sagte der Karpfen, „im Wasser, denn ich fürchte, daß er ertrunken ist.“ — „Und ich,“ sagte der Maulwurf, „in der Erde, wo er vielleicht vergraben ist.“

Der Karpfen und der Maulwurf suchten vergebens; aber ihre Liebe hat sich noch nicht entmutigen lassen, sie setzen ihre Nachforschungen fort. Der Kuckuck fand endlich seinen Vater an dem Aste einer Eiche hängen, und er war davon so betroffen, daß er das Land verließ. Jedes Jahr kommt er indessen zurück und singt während dreier Monate Klagelieder auf seinen unglücklichen Vater.

Revue des trad. pop. 2, 26 = Sébillot, Folklore de France 3, 9.

b) Der Kuckuck, der Fisch und der Maulwurf waren die Kinder eines Mannes, der viel Mühe hatte, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Der Müller hatte ihm drei Scheffel Getreide vorgeschossen, die er unmöglich wiedergeben oder bezahlen konnte. Der arme Mann hängte sich vor Verzweiflung im Walde auf. Die drei Kinder, die ihren Vater sehr lieb hatten, machten sich, untröstlich über sein Verschwinden, auf die Suche und teilten sich in die Aufgabe.

„Unser Vater ist in der Erde vergraben, im Wasser ertränkt oder in der Luft aufgehängt," sagten sie, „der Kuckuck wird nachsehen, ob er nicht an einem Aste aufgeknüpft ist, der Maulwurf wird in der Erde suchen und der Fisch im Wasser."

Der Maulwurf und der Fisch haben ihren Vater nicht gefunden, aber ihr Kummer hat sich nicht vermindert, sie setzten ihre Nachsuchungen fort. Nur der Kuckuck hat ihn entdeckt, an einer dicken Eiche aufgehängt. Vor Kummer hat er, ohne jemanden zu benachrichtigen, das Land verlassen, wohin er nur noch einmal des Jahres zurückkehrt, um im Walde zu singen, während der drei Frühlingsmonate, an dem Jahrestage seines Todes. Vielleicht würde er sich länger aufhalten, wenn er nicht die Forderungen des Müllers fürchtete, der nie für seine drei Scheffel Getreide bezahlt worden ist. Da der Kuckuck nicht für die Schuld seines Vaters aufkommen kann, macht er sich lieber davon, wenn er den Klang der Sicheln hört.

Revue des trad. pop. 3, 262, Nr. 26.

c) In einer dritten Variante werden die drei als reiche und mächtige Brüder dargestellt, die in ihrem Übermut von Gott verlangen, er solle seine Macht mit ihnen teilen. Gott straft sie dafür, indem er sie in die niedrigsten Wesen verwandelt, in einen Kuckuck, eine Eule und einen Maulwurf, die beständig einander suchen, ohne sich zu finden.

Ebd.

d) In mehreren Varianten von Nivernais tritt an die Stelle des Fisches bald die Eule bald die Bachstelze, und es heißt von ihnen, daß der Maulwurf, der Kuckuck und die Eule, drei Brüder, ihren Vater verloren, als sie cocu-maillard spielten. Der Kuckuck ruft ihn am Tage, die Eule des Nachts, und der Maulwurf sucht ihn in der Erde.

Ebd.

e) Eine andere Variante lautet: Die Bachstelze, der Kuckuck und der Maulwurf sind drei Brüder, welche Vater und Mutter getötet haben; darum hat Gott, um sie zu bestrafen, ihnen die menschliche Gestalt genommen. Der Maulwurf sucht sie nun in der Erde, der Kuckuck singt ihnen Totenlieder, und die Bachstelze trägt Trauer.

Ebd.

4. Aus dem rutenischen Galizien.

Das **Ochsenäuglein** ist ein verwandeltes Kind, das seinen Vater sehr liebte. Vor langer, langer Zeit überfielen die Tataren das Dorf, verbrannten die Hütten und töteten die Menschen, auch den Vater des Kindes. Dessen Körper warfen sie ins Feuer, den Kopf vergruben sie irgendwo unter einer Wurzel. Darum hüpft das Ochsenäuglein unten an den Wurzeln herum, indem es gehörig ausschaut und den Kopf des Vaters sucht. Es will ihn dort, wo der Körper verbrannt war, begraben. Noch heute kann es den verlorenen Kopf nicht finden. Wenn es ihn aber gefunden hat, wird es ihn begraben und kann wieder ein Mensch werden.

Zbirnyk 12, 191 Nr. 189 = Soria 1885, S. 129 f.

13. Kapitel.

Die Nahrung der Tiere.

Verschieden wie die Lebensweise der Tiere ist auch deren Nahrung. Die Sage erklärt das teils durch gewisse Vorschriften, die Gott den Tieren gegeben habe, teils durch Abmachungen, mit denen die Tiere einander verpflichteten. Daß der Wolf rauben darf und die Biene den roten Klee vermeidet, ist göttlicher Wille. Daß die Bremse das Blut des Ochsen saugt, ist ein von ihr erworbenes Recht. Eine Anzahl Sagen, in denen erzählt wird, daß ein Tier dem anderen nachstellt und so seine Nahrung findet, gehört in die weiter unten behandelte Gruppe von der Feindschaft der Tiere.

I. Was der Wolf fressen darf.

Aus Estland.

a) Der Wolf litt großen Hunger. In seiner Not kam er zum lieben Gott und bat um Speise. Der liebe Gott fragte ihn: „Was möchtest du denn fressen?“ „Darf ich das anfallen, was Wolle und Hufe trägt?“ „Nein, das darfst du nicht, denn es ist mein allerfrömmstes Tier!“ „Darf ich die Schnauzenträger rauben?“ „Nein, auch nicht, denn sie sind die Hauswächter der Menschen!“ „Was soll ich denn aber nehmen und essen?“ heulte der Wolf. „Von jedem Bauernhof, wo Brot gebacken wird, sollst du einen Laib erhalten,“ sprach der liebe Gott. „Bist du mit diesem Essen zufrieden?“ „Juchhei!“ schrie der Wolf, „das ist mir recht!“ und ging seines Weges. Jetzt führte Isegrim ein herrliches Leben. Er schlang und schlief, wie es nur ein reicher Faulpelz tut.

Einer Bauernfrau war es aber leid um das Brot, das der Wolf jedesmal erhielt. Als er nun wiederkam, warf sie ihm statt des Brotes einen glühenden Stein vor. Der Wolf versengte sich das Maul und lief heulend und fluchend in den Wald. Seitdem hat er auch einen schwarzen Rachen.

Dann kam er wieder zum lieben Gott, klagte ihm seine Not und sprach: „Für Brot gab man mir einen glühenden Stein, woran ich mir das Maul versengte. Da getraue ich mich nicht mehr hin! Was soll ich aber jetzt essen?“ „Nun, wenn die Dinge so stehen,“ sprach der liebe Gott, „so darfst du überall einbrechen, wo Rauch aufsteigt und eine Tür angebracht ist.“

Seitdem würgt der Wolf alles nieder, was ihm nur in die Krallen fällt.

Harry Jannsen, Märchen und Sagen des esthnischen Volkes. 2. Lieferung 1888. S. 60 f.

b) Daß der Wolf Schafe frißt, ist die Schuld einer faulen und vorwitzigen Wirtin. Früher tat er es nicht, sondern hütete die Schafe wie der treueste Wächterhund. Zum Lohn dafür bekam er allabendlich von der Wirtin ein warmes Brot. Der Wolf verkehrte harmlos mit den Menschen und ging in ihren Stuben friedlich ein und aus. Als er einmal wieder wie gewöhnlich am Abend durch das Fenster (ein Schiebefenster aus Holz, so wie man sie in früheren Zeiten in Bauerstuben hatte) hereinkam, warf ihm die Wirtin statt des Brotes einen glühenden Stein in den Rachen und verbrannte ihm den ganzen Rachen, der daher heute noch

schwarz ist. Seitdem zerreißt der Wolf die Schafe und rächt sich an dem ganzen Geschlecht der Wirtinnen. (Aus Saara.)

c) Vor Zeiten, als der Wolf noch ein gutes Tier war, hütete er die Herden der Dorfbewohner und erhielt dafür zum Lohn ein Laib Brot aus jedem Gesinde. Ein Kätnerweib versuchte, das zu umgehen. Sie suchte einen Stein, der einem Laib Brot ähnlich sah, machte ihn im Feuer schwärzlich, so daß er auch die Farbe des Brotes hatte, und gab ihn dem Wolfe. Der Wolf verbrannte sich das Maul an dem heißen Steine, so daß seine Lippen ganz hell wurden. Darum hat der Wolf heute noch weiße Lippen und rächt sich, indem er die Haustiere zerreißt. (Aus Turgel.)

d) Gott hatte alle Tiere erschaffen, nur den Wolf nicht. Der Teufel fragte Gott: „Warum blieb der Wolf ungeschaffen?“ Gott sagte: „Schaff ihn selbst!“ Der Teufel nahm eine Radfelge und einen Zaunstecken und machte aus ihnen einen Wolf, deswegen ist der Wolf noch jetzt steif. [Vgl. hierzu und zum flgd. Bd. 1, 151.]

Beseelen kann der Teufel den Wolf nicht. Er fragt Gott und bittet ihn, den Wolf zu beseelen. Gott sagt, wie der Wolf beseelt werden kann. Der Teufel berührt den Wolf, ruft aber: „Wolf, geh, friß Gott!“ Der Wolf rührt sich nicht. Zuletzt klettert der Teufel auf einen großen Baum, berührt den Wolf mit einer langen Stange und ruft: „Wolf, komm, friß den Teufel!“ Sofort war der Wolf lebendig und wollte den Teufel packen, aber er erreichte ihn auf dem hohen Baume nicht. Und der Wolf ging die Wälder durchstreifen. Aber er fand nirgends zu essen, der Hunger tat weh, und er ging und klagte Gott, warum er und kein Essen für ihn geschaffen sei. Und Gott ordnete an, daß eine jede Hausfrau, wenn sie Brot backe, ein Brot für den Wolf backen und auf den Pfosten der Pforte legen solle.

Bald aber wurden die Frauen überdrüssig, dem Wolf auch Brot zu backen, und gaben ihm nichts mehr.

Der Wolf klagte wiederum Gott, daß er nichts zu essen habe. Gott sagte: „Geh und friß diesen Schneider!“ Der Wolf kam zum Schneider und sagte: „Gott befahl mir, dich aufzuessen!“ Der Schneider: „Steh still, ich nehme zuerst Maß, ob ich in deinen Magen passe.“ Und dabei schlug er den Wolf mit seiner Elle, daß der Wolf mit Mühe davonkam. (Vgl. oben S. 43.)

Der Wolf klagte wieder Gott, er habe vom Schneider Prügel bekommen, habe ihn nicht essen können und sei hungrig. „Geh und friß jenes Roß!“ sagte Gott. Der Wolf kam zum Roß und sagte: „Gott befahl mir, dich aufzuessen!“ Das Roß sagte: „Geh hinter mich und lies; unter meinen Hufen steht, wie alt ich bin.“ Der Wolf tat es, da schlug ihm das Roß die Backenknochen ein.

Als der Wolf wieder Gott klagen ging, erlaubte er dem Wolf den Widder zu fressen. Mit derselben Anrede begrüßte der Wolf den Widder wie den Schneider und das Roß. Der Widder sagte: „Stehe du hier unten am Berge, das Maul aufgesperrt, ich werde dir von oben geradeswegs in den Magen laufen.“ Der Widder lief mit seinen Hörnern ins Maul des Wolfes und gab ihm einen solchen Stoß, daß der Wolf kopfüber fiel. Als er sich vom Fall erholt hatte, schrie er: „Auu, auu! ging er nun in den Magen oder ging er vorüber?“

Zuletzt sagte Gott dem Wolf, er solle das Schwein fressen. Das Schwein bat, ob es bevor etwas weinen könne, ehe es gefressen werde. Auf das Geheul des Schweines kamen die Dorfweiber zusammen, und der Wolf wurde aufs neue durchgeprügelt. Ganz zerschlagen an allen Gliedern kam der Wolf wieder zu Gott. Und nun sagte Gott: „Gehe in den Wald und friß, was du festbekommst.“

Seit der Zeit hat der Wolf das Recht, alle Tiere zu fressen, die ihm in den Weg kommen. (Aus St. Katharinen.)

e) Der Wolf fragte Gott, welche Tiere er fressen dürfe, welche nicht. Gott erlaubte ihm, alle Tiere zu fressen, mit denen er fertig zu werden glaube. „Darf ich den Menschen auch fressen?“ fragte der Wolf. Statt der Antwort schlug Gott mit einem feurigen rollenden Stab den Wolf, so daß ihm die Haare versengt wurden. „Den Menschen darfst du nie und nimmer anrühren, auch dann nicht, wenn du den größten Hunger hast, darum soll dein Fell einen starken Geruch haben, damit man schon von weitem merken kann, wenn der Bösewicht kommt!“ (Aus Alt-Odenpäh.)

b) bis e) aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt. In diesen Zusammenhang gehört auch folgender Glaube der Schweden in Estland:

Wenn die Wölfe sehr heulen, so glaubt man, sie riefen Gott um Nahrung an, und er werfe ihnen aus dem Himmel Klumpen wie Schleifsteine zu.

Rußwurm, Eibofolke S. 201.

2. Lettische Sagen.

a) Ein Bauer hatte 4 Knechte: den Wolf Waldmann als Kuhhirten, den Hund Packan als Großknecht, den Kater Hinz als Rijenheizer, den Hahn Vögelchen als Hausaufseher. Eines Tages ärgert er sich über seine Knechte und jagt den Hahn auf den Boden, den Kater auf den Ofen, den Wolf in den Viehstall, und dem Hund verweigert er das Futter. Der Wolf fordert dreist seinen Lohn, der Bauer wirft ihm statt dessen einen glühenden Stein in den Rachen, so daß ihm der Bart versengt wird und die Schnauze noch heute die Spuren davon trägt. Der Wolf läuft erzürnt in den Wald.

(Der Hund klagt ihm seine Not, daß er schlecht gefüttert wird. Der Wolf gibt ihm den Rat, ihm ein Lamm abzujagen; zum Dank läßt der Hund ihn bei einer Hochzeit ein, so daß er sich sattfressen kann, aber in der Betrunkenheit fängt der Wolf zu singen an und wird halb totgeschlagen.)

Lerchis-Puschkaitis II, 7.

b) Der Teufel schafft den Wolf mit Hilfe eines Zaunpfahls usw. Gott gibt ihm Leben, da der Teufel ihn zum Schafhirten bestimmt hat. Als Lohn bestimmt ihm Gott das Ausschrapsel aus dem Backtrog der Bäuerin.

Aber die geizige Bäuerin gibt ihm den ausbedungenen Lohn nicht.

Da erlaubt ihm Gott sich an den Schafen schadlos zu halten. Die Bäuerin rächt sich für den Schaden, indem sie dem Wolf einen glühenden Stein in den Rachen wirft. „Den Stein spie er zwar sofort wieder aus, aber Zunge und Rachen sind dem Kerl bis zum heutigen Tage rot. Er lief in den Wald und verschwor sich, nie wieder Hirtendienste zu übernehmen, aber die Schafe wolle er zausen bis aufs äußerste. Dann möge die Wirtin seinethalben auf einer Radnabe pfeifen!“

Ebenda.

c) In alten Zeiten diente der Wolf als Hirt. Einstmals fühlte er das Verlangen, sich zu sättigen, ging zur Hausfrau und bat sie um Essen. Doch diese war ein geiziges und schlechtes Weib: sie ergriff die Brotschaufel und stieß sie dem Wolf in den Rachen. Sofort lief der Wolf zu Gott und fragte ihn, was er nun tun solle. Der Herr antwortete: „Da die Hausfrau dich so beleidigt hat, so gehe zum Hirten und nimm ohne zu fragen das, was ich dir geben werde.“ Der Wolf erwiderte: „Rohes Fleisch! Man kann es nicht einmal essen.“ Da sagte Gott: „Nimm es drei-

mal in den Mund und sprich dazu: 'und gebraten und gekocht!' (Te cepts te vārits.)" Und bis auf den heutigen Tag macht es der Wolf gewöhnlich so.

Živaja Starina 5, 429, Nr. 2.

d) Es wird erzählt, daß der Teufel den Wolf erschaffen und ihm an Stelle des Rückgrates einen Zaunpfahl eingesetzt habe. Als alles fertig war, versuchte er, das Tier zu beleben, allein es gelang ihm nicht. Da bat er Gott um Leben für sein Geschöpf. Der Herr weigerte es ihm anfänglich und wollte erst die Bestimmung des Tieres erfahren. Der Teufel erwiderte, daß es Hüter der Schafe sein solle. Daraufhin gab Gott dem Teufel Leben für sein Geschöpf und bestimmte, daß jede Hausfrau, bei welcher der Wolf als Schafhirt dienen würde, beim Brotbacken jedesmal ein Brot aus zusammengescharrtem Mehl ihm als Lohn geben solle. — Der Teufel gab sein Geschöpf als Schafhirten zu einer bösen Hausfrau. Der neue Hirt kam seinen Pflichten vorzüglich nach, aber die Hausfrau gab ihm durchaus nicht jedesmal beim Backen ein Brot, so daß der Arme fast vor Hunger starb. Der Hirt ging zu Gott und beklagte sich. Da erlaubte ihm der Herr jedesmal, wenn er seinen Anteil an Brot nicht bekäme, sich ein Schaf zu nehmen, — dabei solle er es dreimal gegen den Boden schlagen und dazu sprechen: „Halbgebraten, halbgekocht" ('puscepts, pusvārits') und es dann an Stelle des Brotes auffressen. Der Hirt war entzückt von dieser Entscheidung und nahm jedesmal das beste Schaf. Die böse Hausfrau bemerkte die Abnahme der Herde, achtete auf den Hirten und sah, wie dieser es trieb. [Auf die Erklärungen des Wolfes hin verspricht die Hausfrau, den Lohn gewissenhaft zu zahlen, hält aber ihr Versprechen nicht, sondern] nahm einen weißglühenden Stein auf die Brotschaufel und schrie dem Wolf zu: „Sperr dein Maul so weit auf, wie du kannst, ich werde dir das Brot hineinwerfen!" Der Hirt öffnete sein Maul bis zu den Ohren, aber die Hausfrau warf ihm den glühenden Stein in den Schlund. Der Wolf wurde fast verrückt vom furchtbaren Schmerz, lief in den Wald und kehrte nicht mehr zurück. Dafür aber, daß die Hausfrau ihn betrogen, beschloß er, nicht mehr als Hirt zu dienen, sondern lieber im Walde umherzuschweifen und vom Raub der Schafe zu leben. Der Stein aber, welchen ihm die Hausfrau in den Rachen geworfen hatte, war so heiß gewesen, daß er ihm die Schnauze versengt und das Maul und die Kehle ausgebrannt hatte. Darum hat der Wolf bis heute noch eine schwarze Schnauze, ein rotes Maul und eine weite Kehle. Der Stein stak sehr lange in der Kehle, weswegen der ausströmende Dampf das Fell am Unterkiefer versengte. Darum also hat jetzt dieser frühere Hirt ein weißes Kinn.

Als dieses Teufelsgeschöpf nicht mehr als Schafhirt diente, wollte man es nicht mehr den Hüter nennen, doch wußte man nicht, wie man es nennen solle; darum blieb es eine Zeitlang ganz ohne Namen. Einstmals packte dieser Ungenannte ein so großes Schaf, daß er es nicht tragen, sondern nur auf der Erde schleppen konnte. Der Hirt, welcher dies gesehen hatte, schrie dann zu Hause: „Er schleppte (vilka) das Schaf in den Wald! Er schleppte das Schaf fort (evilka) in den Wald!" Nach diesem Worte: „schleppte" (vilka) gab man ihm den Namen: „Wolf" (vilks).

Živaja Starina 5, 428 Nr. 1. (Aus Rakstu Krājums. 3, 111—112; ähnlich ebd. 2, 123—124.)

e) Man erzählt, daß man früher weder der Hirten noch der Pferdeknechte bedurfte. Morgens ließ die Wirtin das Vieh auf die Weide. Der Wirt trieb die Pferde auf die Weide. Und dort weidete und beaufsichtigte sie der Wolf. Abends trieb er sie pünktlichst heim, und jede Wirtin hatte für ihn ein kleines gebackenes Laib Brot,

nicht größer als der Handteller. Der Wolf öffnete den Rachen, sie warf ihm das Brot hinein, und das war sein ganzer Lohn für seine Mühe. Aber eine Wirtin wurde es zuletzt überdrüssig, diese Laibe zu backen. Sie nahm also eines Tages ein rundes Steinchen, erhitzte es im Ofen und warf es ihm in den Rachen. Der Wolf ergrimmte furchtbar, und seitdem hörte er auf zu weiden und fing an, den Menschen das Vieh zu rauben.

Zbiór wiadomósci 15, 271 (Aus Polnisch-Livland).

Die eigentümliche Vorstellung, daß Gott dem Wolf die Erlaubnis zum Rauben gegeben habe, entspricht einem in Rußland verbreiteten Glauben, wonach Sankt Georg als Beschützer der Herden[1]) und der Wölfe angesehen wird. Er erteilt ihnen die Weisungen, wo und womit sie sich ernähren sollen. In der volkstümlichen Rede heißt es: „Was der Wolf frißt, hat ihm Georg gegeben," oder — indem Georg mit Gott vertauscht wird — „der Wolf frißt kein einziges Geschöpf ohne Gottes Erlaubnis". (Afanasiev, Nar. russk. skazki 4, 155.) Dementsprechend gibt es folgende

Russische Sagen.

a) Ein Hirt beobachtet von einer Eiche aus, wie Georg die Wölfe nach allen Seiten aussendet und jedem befiehlt, wovon und wo er sich nähren soll. Ein lahmer Wolf fragt: „Was erhalte ich?" „Für dich sitzt es auf dem Baume!" Der Wolf wartet einen Tag, zwei Tage, bis der Hirt herabkomme. Schließlich versteckt er sich im Gebüsch. Als der Hirt nun herunterkommt, frißt er ihn auf.

Afanasiev, Narodn. russk. skazki 4, 44.

b) In den ersten Tagen der Schöpfung wußten die Tiere noch nicht, wie sie sich zu benehmen und was sie zu tun hatten, waren noch nicht mit den Leuten und an ihrem Aufenthaltsort eingelebt und kannten nicht einmal Ordnung und Obrigkeit unter sich. Keiner wußte, wer den andern verschlingen und mit wem man friedlich leben, mit wem man sich verstehen und nicht verstehen, wen man erwürgen und wen man fürchten solle.

Ein grauer Wolf, abgemattet durch dreitägiges Hungern, konnte das sehnsuchtsvoll gehoffte, ihn von seinem Fasten lossprechende Fetwa nicht erwarten und entschloß sich, einen kleinen Ausflug in die weite Welt zu machen. Denn wie der Fuchs, der mit einem Huhn im Maul an seinem Lager vorüberlief, ihm zugeflüstert hatte, sprach dort der tapfere Georg Urteil und Recht und hielt über klein und groß Gericht.

Der Wolf erreichte glücklich sein Ziel. Aber als er die lärmende Tiermenge erblickte, dachte er bei sich: Da wird nichts für dich zu machen sein. Es ist besser, ich lebe nach meiner Weise fort. Ich bin kein Narr. Ich weiß recht gut, daß man mir und allen Leuten gesagt hat: 'Du kannst ewig leben und ewig lernen, und

1) Hierher gehört folgende Sage der Chewsuren:

Einstmals verfolgte der hl. Georg Teufel, die [seine?] Herde forttrieben; es gelang ihm, sie einzuholen. Er brachte die Herde zurück und befahl seinem Hetzhund, sie zu hüten. Selbst ging er fort, aber der Hund bewachte die Herde. Darum wird dem hl. Georg zweimal geopfert, dem Hunde aber einmal.

In einer Variante kriecht der heilige Georg in den Mund eines Pferdes, das ihn ungesehen zu den Teufeln hinträgt.

Veselovskij, Razyskanija II (Abhdl. der Abt. f. russ. Sprache und Lit. der Kais. Akad. d. Wiss. 21, 2, 60, 1881. Aus Radde, Die Chewsuren. Kassel 1878, S. 110 f.).

wirst doch wie ein Narr sterben!' Solange ich noch Zeit habe, solange mein Tod noch nicht da ist, will ich kein Narr sein.

Es scheint, daß Herr Isegrim schon damals kein reines Gewissen hatte. Und somit begab er sich wieder nach Hause, warf sich auf die Seite und begann zu seiner Unterhaltung mit den Zähnen knackernd seinen Pelz zu besichtigen. Die Nacht brach ein, und der Wolf überlegte, daß er auf diese Weise nicht satt würde. „Welcher Jammer!" brummte er in sich hinein. Er kroch aus seiner Höhle und lebte etwas auf, als ein scharfer Nachtwind ihm durch den Pelz fuhr. Er durchstrich ein breites Tal und witterte bald etwas Lebendiges. Es war da eine Herde von Ssaigaks (Kamelpardern), die damals sehr dumm und sehr fromm waren, wie heutzutage die Schafe. So konnte sie der Wolf mit der größten Bequemlichkeit überfallen und erwürgen, so viel er wollte. Von dem angstvollen Geschrei der Ssaigaks wurden die übrigen Tiere herbeigerufen, und als es tagte, überraschten sie den Mörder bei seiner blutigen Arbeit. Alle wehklagten über das unerhörte Unglück, und man verurteilte ihn zur Prügelstrafe, die der Bär an ihm vollziehen sollte. Der Wolf fragte zwar, womit er sich denn in Zukunft ernähren solle, aber er erhielt keine vernünftige Antwort. Man schrie ihm nur einstimmig zu, er solle nie wieder Blut vergießen, sondern sich redlich und ehrenhaft aufführen. Nach vollzogenem Urteil gingen sie jeder nach Hause. Der Wolf aber saß kummervoll und nachdenklich da. „Nein, das ist nicht recht," sagte er; „dabei kann nichts Gutes herauskommen! Warum setzte man mich Sünder auf die Welt mit diesen Zähnen!" Er richtete sich auf und beschloß, bei dem tapferen Georg sein Recht zu suchen.

„Georg!" sprach er, nachdem er sich verneigt hatte, „ich komme mit einer Bitte zu dir. Ich will essen, und niemand gibt mir, daß ich satt werde. Warum hab' ich Zähne und Klauen, Maul und Magen? Befiehl, daß man mich satt mache, oder ich nehme, was mir vorkommt: Fleisch, Schafe, was es auch sei."

Der tapfere Georg verwies ihn an seinen Wojewoden, den braunen Stier; der werde ihn satt machen.

Der Wolf ging hin und richtete Georgs Befehl aus, seinen Hunger zu befriedigen. „Nun, so stelle dich einmal dorthin und kehre mir eine Seite zu," sagte der Stier. Der Wolf tat es. Der Stier schwenkte den Schwanz in die Höhe, riß die Augen auf, machte einen Satz, erfaßte den Wolf mit den Hörnern und warf ihn über sich durch die Lüfte. „Bist du nun satt, wie?" fragte er, als der Wolf, der sich dreimal in der Luft überschlagen hatte, sich am Boden wälzte. Kaum konnte der arme Wolf sich aufrichten, er schleppte sich fort wie eine alte Frau auf Krücken.

Nachdem er drei Tage gebraucht hatte, sich zu erholen, ging er wiederum zum tapferen Georg, um Recht und Gerechtigkeit zu suchen, und diesmal schickte ihn der Held zum wilden Pferd. Das werde ihm Fleisch geben.

Der Wolf begab sich zu einer nahen Pferdeweide. Ein Hengst, mit gespitzten Ohren, brausenden Nüstern, sprang auf ihn los und schlug, noch ehe er zu Worte kam, dermaßen mit den Hinterfüßen aus, daß er kaum Zeit hatte, auszuweichen. Schreiend eilte er zu Georg zurück und klagte über die neue Mißhandlung.

Georg ward zornig auf den Wolf, daß er ihm keine Ruhe ließ. „Du bist ein Vielfraß und möchtest alles um dich her verschlingen. Sieh dir doch die anderen an, wie die sich gesittet betragen und der Obrigkeit nicht zur Last fallen. Marsch, geh zum Ältesten der Schafe und bitte artig, daß man so gut sei und dir etwas zu beißen gebe, aber mich laß in Ruhe, oder ich erkläre dich für einen Ruhestörer

und nehme es schriftlich von dir, daß du in Zukunft für nichts mehr Genugtuung fordern willst."

Als der Wolf zum Schaf-Ältesten kam, befahl ihm dieser, er solle sich an den Rand eines steilen Felsens hinstellen und ihm den Rücken zukehren. Der Wolf tat es. Das Schaf aber machte hinter ihm einen Satz und gab ihm einen Stoß mit den Hörnern, daß er hinunterstürzte und wie tot liegen blieb. Bis zur Nacht lag er so; endlich schlug er die Augen auf und stöhnte, bis es hell wurde; dann schleppte er sich mühsam fort und fand sich abermals beim tapfern Georg ein, um sein Recht zu suchen. Dieser sandte ihn zu einer Herde wilder Schweine. Doch es erging ihm nicht besser. Man verdarb ihm seinen grauen Pelz und brachte ihm eine Wunde in der Seite bei. Wieder kehrte er zu Georg zurück, diesmal mit dem Vorsatz, ihn selbst zu verschlingen, wenn er ihm auch jetzt sein bescheidenes Recht weigerte. Georg war guter Laune, klopfte ihm auf den Pelz und befahl ihm, bei den Menschen um Unterstützung zu bitten. „Geh in die nächste Landstadt," sprach er, „und bitte gute Leute um dein tägliches Brot; bitte aber anständig und bücke dich hübsch und fletsche nicht die Zähne, sträube nicht die Haare empor und benimm dich nicht wie ein wildes Tier!"

„Ach, Vater Georg," erwiderte der Wolf, „du kennst ja mein Unglück, wie gern würde ich mich bücken, aber mein verdammtes Genick ist ja so steif. Und wie sollen sich meine Haare nicht sträuben? Wenn ich vor Hunger dampfe, so richtet sich mein Haar empor. Gott sei mein Richter, wenn ich dir die Unwahrheit sage!"

„Nun geh nur, geh nur," sagte Georg, „die Menschen sind ein gutes, mitleidiges Volk, sie werden dir nicht nur hinlänglich zu essen und zu trinken geben, sondern dir auch besser als ich sagen können, wie du dich künftig ernähren sollst."

Das hörte der Wolf gerne, aber es war ihm doch nicht ganz wohl zumute. Er traute dem Vater Georg nicht mehr recht, er fürchtete, wieder in die Klemme zu geraten. Aber was half es? Der Hunger quälte ihn, und er machte sich auf den Weg. Bei der Landstadt angelangt, lief er in die erste, beste Tür hinein und fand in einem großen Zimmer viele Arbeitsleute, denen er sein Anliegen vortrug; er erzählte, wie er ohne seine Schuld die ganze Welt wie ein Schuldiger durchziehen müsse, wie gerne er nicht sündigen würde, wenn der Magen nicht bellte, daß der tapfere Georg ihn früher nur zum Narren gehalten, jetzt aber endlich sich seiner erbarmt und ihm befohlen habe, sich zu den Menschen zu begeben und sie um Hilfe zu bitten. Die Leute, denen er dies alles vortrug, waren aber Soldaten, denn er war in eine Kaserne geraten, mitten in eine Werkstatt. Die Arbeiter umringten ihn, der Zuschneider selbst warf seine Arbeit weg und wollte sich über den Anblick des Wolfes zu Tode lachen. Nach mancherlei Späßen kamen alle dahin überein, man wolle dem Wolf den schiefen Taraß schenken. Dieser war in der Werkstatt angestellt, mußte den Schneidern die Bügel heiß machen und Wasser in die Küche tragen und wurde von jedermann zum besten gehalten. Mit lautem Gelächter hetzten sie den Wolf auf Taraß los: „Pack' ihn, das ist ein guter Fraß für dich!" Der Wolf sprang auf ihn zu, und fast wäre der Arme durch diesen schlechten Scherz ums Leben gekommen, aber er flehte den Wolf um Schonung an: „Was hast du davon, wenn du mich jetzt verschlingst? Ich bin nichts als Haut und Knochen, und bald hast du von neuem Hunger. Laß mich lieber los, und ich will dir zeigen, wie du jeden Tag am besten leben kannst. Ich will aus dir einen solchen Kerl machen, daß alles, was lebt, dir von selbst in den Rachen fliegt und du nichts weiter zu tun hast, als ihn nur recht aufzureißen." Der Wolf überlegte und

gab endlich nach. „Mache mit mir, was du willst, aber lehre mich, wie ich satt werde.“

Der schiefe Taraß holte ein Hundefell herbei, wischte seine Nadel am Rockschoß ab und nähte den Wolf in das Fell, das ihm seit dieser Zeit verblieben ist. „Siehst du,“ sagte Taraß, „jetzt bist du wie ein ordentlicher Hund, niemand wird vor dir erschrecken, und du kannst dich überall mit Anstand zeigen. Jedermann wird brüderlich mit dir leben, und trittst du in den Wald, so wirst du sehen, wie Schnepfen und Birkhühner dir ins Maul fliegen.“ Schon wollte der Wolf seinem Schneider danken, als die anderen Soldaten auf ihn zusprangen und auf den neuen Rock losschlugen, so daß der Wolf mit Mühe ins freie Feld entkam. Zu spät sah er, daß er betrogen war.

Jetzt war er weder ein wildes Tier, noch ein Hund. Die Hunde verleugneten ihn, weil er ihnen zu tapfer war, und wollten ihn nicht in ihre Zunft aufnehmen; wer stärker war als er, hieb auf ihn los und suchte ihm den Garaus zu machen; wer schwächer war, floh ihn, und er, in fremden Stiefeln, was bekanntlich eine verdrießliche Sache ist, konnte oft ein Schaf nicht mehr einholen. Mit einem Wort, jeder beleidigte ihn — als Wolf ward er nicht mehr anerkannt, Recht und Gerechtigkeit wurden ihm versagt, und was das Schlimmste war: vor den Hunden konnte er nirgends Ruhe finden, so daß der arme Wolf weder Wohnung noch Erwerb hatte und sich von jener Zeit an nur von Raub und Diebstahl das armselige Leben fristen konnte, bis ihm einmal die Haut über die Ohren gezogen ward.

Seit jenem Erlebnis setzt der Wolf keinen Fuß mehr zum tapferen Georg und hat alle Sitte und Religion verloren. Sein Leben ist ein wahres Spitzbubenleben und sein Grundsatz: Nimmer bringt ihr mich mehr dazu, mein Recht auf gesetzlichem Wege zu suchen. Macht mit mir, was ihr wollt, aber an der Nase führt ihr mich nicht mehr herum.

Kletke, Märchensaal 2, 63 ff. (Verkürzt) = Magazin f. d. Literatur des Auslandes, 1836, Nr. 71, 72.

Statt des heiligen Georg ist Gott selbst in folgenden Fassungen eingesetzt:

c) Wenn der Wolf einem Menschen mit einem Stück Vieh begegnet, so brüllt er sofort, — er fragt nämlich Gott, ob er dieses erwürgen darf, — und wenn nicht, so macht er sich fort.

Es ging ein Mann irgendwohin, zu Gott zu beten, und legte sich auf dem Berge schlafen, wo die Wölfe Gott um Fraß bitten; da sieht er: es sind viele Wölfe zusammengelaufen, haben die Köpfe nach oben gerichtet und heulen. Da ruft jener Mann in der grauen Mütze: „Guten Tag, meine Herde!“ Jene hörten auf zu heulen und fragten: „Dürfen wir jenen Menschen verzehren, der hier schläft?“ — „Nein, das geht nicht, er geht, um zu Gott zu beten, er wird auch für euch beten; lauft lieber in jenes Dorf und stehlt ein Lamm und auch eine Kuh, dann werdet ihr satt.“ Die Wölfe liefen auseinander, jener Mensch aber ging weiter.

W. N. Jastrebow: Materiali po ethnographii Noworossijskago kraja S. 11.

[Ebd. folgende Variante:

Noch vor Adam hatte Gott ein jegliches Tier und Rindvieh geschaffen, ebenso das Schaf, es war aber niemand da, sie zu weiden; da fand der Wolf zwei, ein Lämmchen und ein Böckchen, bewachte sie ein Jahr, das zweite, besorgte auch den

Nachwuchs und fraß ihn nicht, denn er sagte: „Mögen es ihrer mehr werden, ich bin noch jung und werde irgend was Wildes fangen.“ So hatte sich eine ganze Herde entwickelt. Wie dies Adams Sohn Abel sah, jagte er den Wolf mit seiner Sippe weg und eignete sich die Schafe an. Daher kommt es, daß, wenn der Wolf in eine Herde einbricht, man es ihm nicht verweigern kann, denn er nimmt das Seinige.]

d) Der Wolf kommt zu Christus mit der Frage: „Was soll ich essen?“ Christus schickt ihn zur Stute. Diese aber gibt ihm einen Schlag mit dem Hinterfuß. Der Wolf kehrt zu Christus zurück, und dieser schickt ihn zum Hammel, aber der Hammel stößt ihn mit den Hörnern. „So komm,“ sagt Christus, „du sollst einen Schneider aufessen.“

[Es folgt dann die oben S. 43 mitgeteilte Sage: Afanasiev, narodn. russk. legendy Nr. 32 = Gerber, Animal tales.]

e) Es war einmal ein Wolf, der war so arm, daß er beinahe vor Hunger gestorben wäre; nirgends war etwas zu erjagen. So machte er sich zu Gott auf, ihn um Nahrung zu bitten. „Gnädiger Gott,“ sagt er, „gib mir was zu essen, sonst komme ich vor Hunger um.“ — „Was willst du essen?“ fragt Gott. — „Was du gibst, das gib.“ — „Dort auf der Wiese grast die Stute des Dorfpriesters, — sie wird nicht weglaufen, — die friß!“

Da eilt der Wolf schnell hin und ruft der Stute zu: „Guten Tag, Stute! Gott hat gesagt, ich soll dich fressen.“ — „Wer bist du denn, daß du mich fressen willst?“ — „Der Wolf,“ sagt er. — „Du faselst — ein Hund!“

„Bei Gott,“ sagt er, „ein Wolf!“ — „Nun, wenn du der Wolf bist — von wo fängst du denn an, mich zu fressen?“ — „Vom Kopf,“ sagt er. — „I, Wölfchen,“ sagt sie, „Wölfchen! Wenn du schon beschlossen hast, mich zu fressen, so fang doch vom Schwanz an; so lange bis du zur Mitte kommst, werde ich weiter grasen und satt werden, dann wirst du etwas Gesättigtes fressen.“ — „Was recht ist, ist billig,“ sagt der Wolf und springt an den Schwanz. Wie er sie am Schwanz zerrt, schlägt plötzlich die Stute hinten aus und trifft ihn mit den Hufen ins Maul, daß er nicht mehr weiß, ob er auf dieser oder auf jener Welt sei. Die Stute aber macht einen Sprung, daß der Staub aufwirbelt. Da sitzt nun der Wolf da und denkt sich: „Wie bin ich doch erbärmlich dumm! — Warum faßte ich sie nicht am Hals!“ So eilt er wieder zu Gott, Nahrung zu erbitten. „Gnädiger Gott,“ sagt er, „gib mir doch ein wenig zu essen, sonst sterbe ich vor Hunger.“ — „Was?“ sagt er, „ist dir die Stute zu wenig?“ „Ja,“ bellt er, „ich soll ihr wohl das Fell lebend herunterziehen! Ich habe nicht nur nicht satt gegessen, sondern sie hat mich beinahe ganz zerschlagen.“ — „Nun, wenn es so ist,“ sagt Gott, „so geh', dort unter der Anhöhe weidet so ein satter Schafbock, den kannst du fressen.“ Der Wolf geht. Der Bock weidet unten am Hügel. — „'n Tag, — Gott sagt, ich soll dich fressen.“ — „Wer bist du denn, daß du mich fressen wirst?“ — Sagt er: „Der Wolf!“ — „Du faselst — ein Hund!“ — „Nein, bei Gott,“ sagt er, „der Wolf.“ — „Wenn du also der Wolf bist, wie wirst du mich fressen?“ — „Wie werd' ich dich fressen! Vom Kopf an und dann alles durch — nicht wahr!“ — „I, Wölfchen,“ sagt er, „Wölfchen! Wenn du schon mich fressen willst, so stelle dich besser auf diesen Hügel und sperr's Maul auf, ich werde dann selber hereinspringen; stelle dich hin.“ So stellt sich der Wolf gerade über dem Hügel auf, — solch ein Hügel! — sperrt das Maul auf und denkt sich schon: ein guter Bissen! Der Bock nimmt einen Anlauf und stößt ihn in die Stirn, der Wolf fällt pardauz! in die Grube. Da sitzt der arme Schelm und weint: „Wie bin ich doch

erbärmlich dumm! Hat man je gesehen, daß das Fleisch einem selbst in den Mund springt?“

Er grübelt und grübelt. So kommt er wieder zu Gott, um Nahrung zu bitten. „Gnädiger Gott!“ sagt er, „gütiger Gott! Gib irgend etwas zu essen, sonst sterbe ich vor Hunger!“ Gott sagt: „Bist du aber ein Esser! Soll dir das Fleisch selbst in den Mund springen? Ach, was ist mit dir zu reden! Geh, dort hat ein Mann Speck auf der Straße verloren — es sei dein!“ Er hört dies, geht zu der Stelle, — da liegt der Speck. Er kostet ihn und denkt: „Schön, ich werde ihn aufessen, aber er ist doch salzig — ich werde trinken wollen . . . Ich werde zuerst trinken und dann erst essen.“ Während er zum Bächlein ging, hatte sich jener Mann umgesehen, und da kein Speck da war, war er umgekehrt, wo er denn wäre, und hatte den Speck gefunden. Unterdes kam der Wolf zurück — der Speck ist nicht da. Da setzt er sich hin und weint: „Wie bin ich doch erbärmlich dumm! Wer hat wieder nicht gegessen? Ich!“

Er sitzt und klagt: „Wenn's nur was zu essen gäbe, ach, ach, ach . . .!“ Er geht wieder um Nahrung zum Herrn. — „Gott, du gnädiger Gott, du barmherziger! Gib, was du gibst, sonst lebe ich nicht lange!“

„Ja, was soll ich dir denn noch sagen! Geh' hin, dort unweit vom Dorfe ist ein Schwein, das kannst du fressen!“ — Er kommt dort an. — „'n Tag, Schwein!“ — „'n Tag.“ — „Gott hat gesagt, ich soll dich fressen.“ — „Wer bist du denn, daß du mich fressen wirst?“ — „Der Wolf.“ — „Du faselst — ein Hund!“ — „Nein,“ sagt er, „ein Wolf!“ — „Gibt es denn für den Wolf nichts zu fressen?“ — „Nichts,“ sagt er. — „Wenn nicht, so setze dich auf mich, ich trage dich ins Dorf. Bei uns wird jetzt die Behörde gewählt — vielleicht wählt man dich.“ — „Was gut ist, ist gut! Trag mich hin!“ — Er setzt sich aufs Schwein, das kommt ins Dorf gelaufen und fängt plötzlich an zu schreien. Der Wolf erschrickt: „Was schreist du?“ sagt er. „Das ist, damit man dich sicherer zum Oberhaupt erwähle.“ Jetzt kommen nun die Leute aus den Häusern gestürzt mit Feuerhaken, mit Schaufeln, mit Knüppeln, was ein jeder nur ergreifen kann. Dem Wolf steht der Atem still, so erschrickt er. Und er raunt dem Schwein zu: „Sag, was rennt das Volk so?“ „Ja natürlich,“ antwortet dieses, „nur für dich.“ Wie die Leute den Wolf erblicken, fangen sie an, ihn zu prügeln, daß es ihm gar übel wird: er kann kaum noch lebend entwischen.

Er reißt aus — gerade zu Gott. „Gott, du gnädiger! Gott, du barmherziger! Gib mir nur ein ganz klein wenig zu essen, sonst ist mein Ende nahe.“ Gott sagt: „Geh, dort geht ein Bursch — überfalle ihn und sättige dich.“ Sofort macht er sich auf. Er trifft ihn auf der Landstraße. „Guten Tag, Mann!“ — „Guten Tag!“ — „Gott hat gesagt, ich soll dich fressen.“ — „Wer bist du denn, daß du mich essen wirst?“ — „Der Wolf.“ — „Du lügst — ein Hund.“ — „Nein,“ sagt er, „bei Gott, „ein Wolf!“ — „Du scheinst mir aber gewaltig groß zu sein, ich will dich mal messen.“ Da ergreift der Mann den Schwanz und fängt ihn an zu drehen — er mißt und mißt ihn — der Wolf kann kaum noch atmen, jener aber setzt noch immer sein Messen fort. — „Ein Arschin!“ (Meter), und er fährt fort, so daß ihm schließlich der Schwanz in der Hand bleibt. Der Wolf kratzt aus, aber nicht mehr zu Gott, sondern zu den anderen Wölfen. „Wölfchen, Brüderchen! So und so geht es mir schlecht!“ Die beginnen nun hinter dem Burschen herzujagen. Wovor sollen sie sich denn fürchten? Jener sieht — es ist schlimm! Da steht ein Baum. Er läuft auf den Baum zu und klettert bis zum Gipfel. Die Wölfe aber umringen den Baum und fletschen nur so die Zähne. Der Wolf aber sagt: „Nein,

Brüder — dabei kommt nichts heraus. Wir wollen es so machen: ich stelle mich auf die Erde, ihr aber auf mich — einer über den anderen; auf diese Weise kriegen wir den Teufelskerl." Es stellt sich einer auf den andern, da ruft der oberste: „Aber nun steig herunter, Teufelssohn, wir werden dich fressen!" „O," ruft der Bursch, „Brüderchen, Wölfchen, habt Erbarmen, freßt mich nicht!" — „Nein, es geht nicht. Komm herunter!" „Wartet nur," sagt er, „ich werde zur Gelegenheit des Verderbens meiner Seele etwas Tabak schnupfen." Er beginnt zu schnupfen — und niest — hatschi! Dem unteren aber scheint es, daß der Bursch den oberen schon wieder mißt und „Arschin!" ruft, und er duckt sich — und die Wölfe fliegen nun alle herunter. Er reißt aus, was er kann! Die anderen Wölfe hinter ihm, fassen ihn und zerreißen ihn. Der Mann aber steigt dann vom Baume herunter. „Ich danke dir, Gott, daß du eine Christenseele nicht dem grausamen Getier überlassen!" Er geht nach Hause, wohnt mit seiner jungen Frau und ißt schöne Pfannkuchen.

Ich war da, trank Met und Wein, über den Bart floß es mir, aber in den Mund kam nichts.

[Gouv. Poltawa.]

J. Rudčenko, Skaski 1, 1—4, Nr. 1.

Auch in einer polnischen Sage bestimmt Gott dem Wolf die Nahrung. Er wird aber schlecht behandelt. Die nach der üblichen Schlußwendung zu erwartende Folge, daß der Wolf nunmehr zu rauben anfängt, tritt nicht ein.

Als Gott aller Kreatur die Nahrung bestimmte, war der Wolf am begierigsten auf das, wovon er sich nähren solle. Als der Herr zu ihm sagte: „Du wirst säen und ackern," unterbrach er ihn: „Und jetzt will ich essen." „O nein, mein Wolf, zuerst wird es wachsen, und du wirst das Gereifte mähen." Aber der Wolf sprach wiederum: „Und jetzt werd' ich essen." „O nein! Zuerst muß man die Garben mit Strohseil binden, trocknen lassen und in die Scheune fahren." Der Wolf aber rief: „Und jetzt werd' ich essen." „O nein! Zuvor mußt du dreschen und dann das Getreide in der Mühle mahlen." Der Wolf wollte das Ende nicht abwarten und sagte dem lieben Gott, daß er sich für ein solches Leben bedanke. „Wenn du nicht einverstanden bist," sagte Gott, „so geh und iß die Stute, die mit dem Füllen auf der Weide ist." Der Wolf ging zur Stute, aber sie verbarg ihr Füllen unter sich und fletschte die Zähne gegen den Wolf. Und als er sie von hinten angreifen wollte, gab sie ihm mit den Hinterbeinen einen kräftigen Denkzettel. Als der Wolf zu Gott zurückkehrte und ihm die Sache berichtete, befahl Gott ihm, den weidenden Hammel zu essen. Als der Hammel hörte, daß der Wolf ihn auf Gottes Geheiß essen solle, sagte er: „Iß mich wenigstens auf einmal auf." Der Wolf stellte sich also mit weitgeöffnetem Rachen auf, und als der Hammel einen kräftigen Anlauf nahm, prallte er so heftig gegen ihn an, daß der Wolf kaum in zwei Stunden wieder zu sich kam. Inzwischen entfloh der Hammel. Als der Wolf schließlich wieder zu sich kam, wußte er nicht mehr, ob er den Hammel gefressen hatte oder nicht.

Wisła 1892, 142f.

Auch in zwei französischen Sagen wird der Wolf mit Gott in Verbindung gesetzt.

a) Als Gott den Wolf geschaffen hatte, um die Hirten zu zwingen, besser auf ihre Herden zu achten, hatte dieser einen Schwanz, der war mehrere Meter lang. Die

Hirten wickelten ihn um einen Baum, so daß er sich nicht mehr von Schaffleisch nähren konnte. Da klagte er es Gott, der seinem Schwanz darauf die gewöhnliche Länge gab.

Sébillot, Folklore 3, 7f. = Revue des trad. pop. 17, 56.

b) Gott sah, daß die Hirten die Schafe das Getreide fressen ließen, stieß mit dem Fuß auf einen Klumpen Erde und ließ daraus den Wolf hervorgehen.

Sébillot, Folklore 3, 5.

II. Die Bienen und der rote Klee.

1. Aus Ostpreußen.

a) Die Biene ist eine Sabbatschänderin. Der liebe Gott sprach: „Sechs Tage sollst du arbeiten!“ Die Biene entgegnete: „Warum hast du, lieber Gott, es nicht auch eingerichtet, daß wir am siebenten Tage nicht zu essen brauchen? Weil wir am siebenten Tage essen müssen, darum müssen wir an diesem Tage auch arbeiten.“ „Magst du das,“ sprach Gott; „aber zur Strafe für deine unfromme Gesinnung entziehe ich dir die Blume, welche den meisten Honigstoff in sich birgt, den roten Klee.“ Daher befliegt die Biene nicht den roten Klee. (Fischhausen.)

Frischbier, Altpreuß. Monatsschrift 22, 313f.

b) Gott ging über die Erde und besah sich alles, und es war gerade Sonntag. Da sah er, wie die Biene Honig einsammelte. „Hab' ich euch nicht geboten, am Sonntag zu ruhen?“ rief Gott. „Ach,“ sagte die Biene, „ich kann am Sonntag nicht mit der Arbeit ruhen, denn in der Woch' regnets.“ Das ärgerte Gott, und er sprach: „Dafür sollst du Strafe haben!“ Und seitdem darf sie keinen Honig vom roten Klee holen, obgleich der rote Klee gerade die allermeiste Süßigkeit hat.

Lemke, Volkstüml. in Ostpreußen 2, 22 Nr. 40.

2. Aus Kujawien.

Die Bienen wollten auch am Sonntag nicht ruhen. Da verbot ihnen Gott, vom roten Klee, der honigreichsten Pflanze, zu sammeln.

Rogasener Familienblatt 1900 S. 39.

3. Aus Pommern.

Als der liebe Gott die Tiere geschaffen hatte, befahl er ihnen, daß alle den Sonntag heiligen sollten. Die Bienen aber kehrten sich nicht daran, sondern sammelten auch am Sonntag emsig ein. Da sprach der liebe Gott: „Entweder ihr feiert den Sonntag, oder ihr dürft nicht vom roten Klee Honig eintragen. Wählet nun, was ihr wollt!“ Die Bienen aber wollten nicht ruhen, und darauf machte der liebe Gott ihren Rüssel so kurz, daß sie die süßen Tropfen in den Blüten des roten Klees nicht erreichen konnten.

Blätter für Pommersche Volkskunde 8, Nr. 5, S. 66.

Vgl. Knoop, Volkssagen aus d. östl. Hinterpommern S. 87. Germania, hg. von Pfeiffer 1, 110. U. Jahn, Volkssagen S. 487:

Gerade in der schönsten Honigzeit war ein garstiges Unwetter über das Land ausgebrochen, so daß keine Biene den Stock verlassen konnte. Acht Tage lang hielten Sturm und Regen an, und als am neunten endlich die liebe Sonne wieder hervorbrach, da war es Sonntag und die Arbeit verboten. „Ach was,“ sagte jedoch die Biene, „was heißt mir Sonntag! Ich habe acht Tage feiern müssen, und nun will ich nicht auch noch den Sonntag dazu faulenzen.“ Der liebe Gott ermahnte sie,

von ihrem schlechten Vorhaben abzustehen, aber sein Reden half nichts; die Biene flog aus und sammelte den ganzen Sonntag über nach Kräften ein. Da sprach der liebe Gott: „Zur Strafe für die Verachtung des Sonntags soll dir die Blume, die den meisten Honig trägt, auf ewig verschlossen bleiben.“ Von dem Tage an ward der Kelch des roten Klees so lang und dünn, daß keine Biene den Honig heraussaugen kann.

4. Aus Mecklenburg.

De Imm kann ut'n roden Klewer un ut noch en Blom (Geisblatt) kenen Honig rut krigen. Dat kümmt dorvon: de Imm schont sik jo gor nich. Nu kümmt uns' Herr Christus ens an 'n Sünndag vör'n Immensworm un segt ehr, se sölen rauhgen. „Ne, dat dohn wi nich,“ seggen de, „de rod Klewer bläuht so schön.“ „Denn sölt ji von nu af an ut de Blomen, de den meisten Honig hebben, kenen Druppen rutkrigen.“ Un so is't ok bleben.

Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg, 1. Heft, Nr. 36.

Vgl. Bartsch 2, 160: Zur Strafe, daß die Biene am Sonntag nicht feiert, kann sie dem roten Klee keinen Honig entnehmen.

5. Aus Schlesien.

Als der liebe Gott die Bienen erschaffen hatte, fragte er sie, ob sie auch am Sonntag die Blumen befliegen und Honig sammeln wollten. Die Bienen bejahten es. Da gebot ihnen Gott, den roten Klee zu meiden, der so viel Honig in sich birgt. Deshalb sehen wir, daß die Bienen die verschiedensten Blumen befliegen, den roten Klee aber unberücksichtigt lassen.

Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch, S. 88.

6. Aus Sachsen (Vogtland).

In alter Zeit, als die Tiere noch reden konnten, war einmal heller, goldiger Sonntag. Alles hatte nach Gottes Gebot die Wochenarbeit weggelegt und hielt Sonntagsruhe. Die Menschenkinder zogen frühmorgens in die Kirche und sangen gar fromm und andächtig, und nachmittags gings mit Sang und Klang hinaus in die schöne Welt. Die Vögel feierten ebenfalls und stimmten gar herrliche Lieder an. Auch die unansehnlichsten Geschöpfe wollten den Tag genießen: im Sonnenschein gaukelten die Spinnen, und über den Wassern tanzten die Mücken.

Nur die Bienen mußten daheim in der dunklen Kammer weilen. Sie durften ja heute nicht arbeiten und darum auch nicht wie alltäglich über die Blumen fliegen, um zu sammeln!

Da hielten sie Rat, wie sie eine Änderung herbeiführen möchten, und sie sandten Boten zum Herrgott, die mußten sagen: „Lieber Vater, du bist so gut und gibst jedem Wesen einen schönen Sonntag zur Freude. Nur wir sind ohne Sonntagsfeier. Denn wir haben wohl Ruhe, aber kein Licht, keine Farbe, keine Luft, keinen Sang. Laß uns doch mit den andern hinausziehen. Wir wollen uns dafür gern einen harten Zwang auferlegen und künftig nie mehr den vollen, roten Klee berühren!“

Wie das die Boten recht fein und sittsam gesagt hatten, lächelte der Herrgott und sprach mit freundlichem Ernst: „Feiert Sonntag nach eurem Begehr, aber haltet Wort und meidet den roten Klee alle Zeit!“ Fröhlich zogen die Bienen heim und verkündeten den Ausspruch. Aus dem roten Klee hat nachher keine Biene mehr getrunken.

Bunte Bilder aus dem Sachsenlande, herausgeg. v. Pestalozziverein 2, 435.

7. Aus Schwaben.

Gott der Herr sagte zu den Bienen gleich nach der Schöpfung, sie müßten entweder am Sonntage feiern und kein Futter sammeln, oder wenn sie das nicht lassen könnten, so sollten sie für immer den dreiblättrigen Klee meiden. Da wählten die Bienen lieber das letztere, denn sie meinten, es könne leicht geschehen, daß es einmal die ganze Woche hindurch regne und nur am Sonntag gutes Wetter würde. Dürften sie dann an diesem Tage nichts einsammeln, so würden sie ja sieben Tage lang hungern müssen. So ist es gekommen, daß die Bienen noch jetzt die rote Blüte des dreiblättrigen Klees vermeiden, obwohl sie süßen Saft hat, dafür aber auch am Sonntage ausfliegen und schaffen.

E. Meier, Sagen, Sitten u. Gebr. aus Schwaben S. 222.

8. Aus Österreich.

Als der liebe Gott die Bienen geschaffen hatte, sagte er zu ihnen: „Sechs Tage sollt ihr von Blume zu Blume fliegen, um zu sammeln, wessen ihr bedürft. Doch am siebenten sollt ihr ruhen.“ Da flogen die Bienen von Blume zu Blume, arbeiteten nach Herzenslust und bereiteten Honig und Wachs, einen Tag wie den andern, ohne Rast und Ruh. Insbesondere hatten sie es auf den roten Klee abgesehen, von dem sie den besten Honig einsammeln konnten. Als nun der Tag des Herrn anbrach, kümmerten sie sich nicht um das Gebot, sondern flogen wie an den Wochentagen geschäftig umher und arbeiteten im Stock ohne Unterlaß. Da strafte Gott das ungehorsame Völklein und sprach: „Von nun an sollt ihr keinen Blumensaft mehr im roten Klee finden!“

Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich, Zeitschrift für Volkskunde hg. von Veckenstedt 3, 223.

Bei Baumgarten 1, 108 findet sich nur die Bemerkung:
„Niemals sieht man Bienen auf rot blühendem Klee.“

9. Weißrussische Sage (ferner stehend, aber wohl hierher gehörig).

Gott begegnete einer Biene und fragte sie: „Sag mir, wovon du den besten Ertrag hast?“ (Damals enthielt das Getreide den besten.) Die Biene aber dachte: „Gewiß will Gott uns den Honig nehmen! Nein, so dumm bin ich nicht.“ Und sie antwortete: „Von der Linde.“ Darauf sprach Gott: „Nun, wenn von der Linde, so gehet niemals aufs Getreide. Ich weiß besser als ihr, wo der meiste Honig ist.“ Bis heute gibt es im Getreide kein bißchen Honig.

Federowski, Lud białorusski 2, 345, Nr. 404.

III. Verschiedenes.

1. Sagen der Aino.

a) Wenn die Sonne „am Ende der Welt“, d. h. im Osten, aufgeht, kommt ein Teufel, um sie zu verschlingen; aber dann wirft ihm jemand zwei oder drei Krähen oder Füchse ins Maul. Inzwischen steigt die Sonne in die Höhe.

Die zahlreichsten Geschöpfe in der Welt sind nämlich Krähen und Füchse. Das ist nun einmal so. Zur Belohnung für diesen Dienst können **Krähen** und **Füchse** alles essen, was auch die Menschen essen. (Von der Insel Yezo.)

A. Seidels Anthologie aus der asiatischen Volksliteratur, S. 8.
(Aus Basil Hall Chamberlain, Aino Folklore und Folk-Lore Journal 6.) Vgl. Bd. 1, 145.

b) Die Kinder der Eule (des Eulengottes) und der Seeschildkröte (des Schildkrötengottes) sollen sich verheiraten. Die Schildkröte will ihnen als Nahrung Fische

aus der See in den Fluß schicken. Darum frißt die **Eule** noch jetzt die Fische, die in den Fluß kommen.

Chamberlain, Aino Folklore und Folklore Journal 6, 9.

2. Aus Nordindien.

Es gibt einen Aberglauben, daß Gott dem **Tiger** für eine Rupie täglich Nahrung erlaubt. Wenn er nun einen Ochsen im Werte von fünf Rupien tötet, so tötet er fünf Tage lang nichts; ist das Tier zehn Rupien wert, zehn Tage lang usw.

North Indian Notes and Queries 5, 133.

3. Sage der Somali.

Der **Rabe** und die Vögel hielten Rat und sprachen zusammen. Nach manchem Hin- und Herreden sagte der Rabe zu ihnen:

„Hört zu und setzt euch!“

„Was willst du uns vorschlagen?“ fragten ihn die Vögel.

„Daß alle, die kleiner sind als ich, Kräuter fressen sollen, und alle, die größer sind, Fleisch.“

Der Vorschlag wurde angenommen, und seitdem nährt sich der schlaue Rabe sowohl von Kräutern als von Fleisch, ohne der Übereinkunft zuwider zu handeln.

Basset, Contes d'Afrique p. 108 (Aus Schleicher, Die Somalisprache, 1892, S. 4).

4. Sage der Fiote (Kongomündung).

Es war einmal ein Huhn, das pflegte jeden Tag zum Ufer des Flusses hinunterzusteigen, um dort Nahrungsabfälle aufzusammeln. Eines Tages kam ein **Krokodil** in seine Nähe und drohte, es zu fressen. Da rief es: „Oh, Bruder, tue es nicht.“ Das Krokodil war so überrascht und verwirrt durch den Ruf, daß es fortging, weil es dachte, daß es wohl sein Bruder sein könne. Eines Tages kam es wieder an den Fluß, fest entschlossen, das Huhn zu verzehren. Das rief wieder: „Oh, Bruder, tue es nicht.“ „Verdammt sei das Huhn!“ schalt das Krokodil, als es wieder davonging. „Wie kann ich sein Bruder sein? Es lebt auf der Erde, und ich lebe im Wasser.“ Da beschloß das Krokodil Nzambi aufzusuchen, um die Frage zu entscheiden. Es machte sich auf den Weg. Es war noch nicht weit gegangen, als es seinen Freund Mbambi (eine Art große Eidechse) traf. „Mbambi,“ sagte er, „ich bin sehr bekümmert. Jeden Tag kommt ein hübsches, fettes Huhn an den Fluß, um zu fressen, jeden Tag, wenn ich es ergreifen, forttragen und mich davon nähren will, erschreckt es mich, indem es mich Bruder nennt. Ich kann es so nicht länger aushalten, und ich will Nzambi aufsuchen, um eine Beratung mit ihm zu halten.“ „Du Dummkopf,“ sagte Mbambi, „tue nichts dergleichen, denn du würdest nur Worte verlieren und deine Unwissenheit zeigen. Weißt du nicht, liebes Krokodil, daß die Enten im Wasser leben und Eier legen, daß die Schildkröten dasselbe tun? Auch ich lege Eier. Das Huhn auch und du auch, mein dummer Freund. Wir sind also gewissermaßen alle Brüder.“ — Darum frißt das Krokodil das Huhn nicht.

R. Basset, Contes d'Afrique p. 378 (Aus Dennett, Notes on the Folklore of the Fjort, p. 106.)

5. Aus Kairo.

Es war einmal eine Schlange von ungeheurer Größe. Die Frau dieser Schlange wurde von den Schlangenjägern gefangen und fortgetragen. Darauf ging die Schlange zum Hof des Sultans, der sehr erstaunt war, ein so ungeheures Tier zu sehen. Er

fragte, was es wolle. Es sagte nichts und stand nur auf. Da riet der Wesir, man solle alle Schlangenjäger mit ihren Schlangen bringen. Als sie kamen, sah das Tier seine Frau, glitt zu ihr hin, und sie küßten sich. Dann verließen sie den Hof, aber die Schlange kam bald wieder mit etwas Fruchtfleisch, das sie dem Sultan gab. Der wußte nicht, was es sei, aber die Schlange sagte ihm, er solle es auf die Erde legen. Das tat er, und eine Wassermelone wuchs daraus. So entstand die Wassermelone, und darum lieben die Schlangen sie auch so sehr.

Folklore 11, 377.

6. Sage der Caingang (Südamerika).

Die Cayurucré machten aus Asche die **Tapire** (oyoro) und sagten zu ihnen: „Geht und jagt.“ Aber diese hatten keine guten Ohren, hörten es deshalb nicht und fragten noch einmal. Die Cayurucré waren sehr beschäftigt, andere Tiere zu machen und sagten darum ärgerlich: „Geht und eßt Blätter und Baumzweige!“ Dies hörten die Tapire, und darum essen sie nur Blätter, Zweige und Früchte.

Journ. of Am. Folklore 18, 224.

7. Bulgarische Sagen.

Die **Möve** hatte sich einmal an Fischen satt gegessen und dann angefangen, mit ihnen zu spielen. Zur Strafe für diese Frechheit verfluchte sie Gott, daß sie täglich nur einen Fisch fange, bisweilen sich mit Fröschen begnüge.

Strausz, Die Bulgaren, S. 73.

8. Rumänische Sagen.

a) Einst lebte ein Menschengeschlecht, Juden genannt; lauter gewaltige Riesen, die so groß waren, daß sie mit einem Fuß auf einem Berggipfel standen und mit dem anderen auf einem anderen. (Vgl. Bd. 1, 242 ff.) Sie waren aber so böse, daß sie Gott durch eine Wassersflut vernichtete. Ein einziger Riese erhielt sich am Leben (vgl. Bd. 1, 283), er stand mit den Füßen auf zwei Bergen und hielt sich mit den Händen am Himmel fest. Da sandte Gott die sarcophagae carnariae, die ihm in die Augen stachen, so daß er den Himmel losließ; zwei große Würmer (Maden der sarc. carn.) bissen ihn in die Sohlen, bis er wankte, ins Wasser fiel und ertrank. Seit jener Zeit setzen sich die s. c. auf die toten Menschen, denn Gott erlaubte ihnen, die Leichen der Riesen zu fressen.

Marianu, Insectele S. 387.

b) Als die Pharisäer über den Tod Christi berieten, wurden sie von der **Biene** belauscht, die Christus alles wiedersagte. (Vgl. Bd. 1, 2. 43. 129.) Da verfluchte sie einer der Pharisäer und bestimmte, die Menschen sollten in Zukunft ihr die Nahrung wegessen, und sie sollte sich nicht wehren können. Seitdem essen die Menschen Honig und fertigen Wachskerzen.

Marianu, Insectele S. 142.

9. Estnische Sage.

Es war ein heißer Tag. Die Hirten spielten, und die Herde fraß im Schatten. Eine **Bremse**, die Hunger verspürte, flog zu einem **Ochsen** und sagte: „Gib mir einige Tropfen Blut, der Hunger tut weh.“ Der Ochs beachtete die Bremse gar nicht.

Da sagte die Bremse: „Sei nicht so hochmütig! Ich werde doch den Sieg über dich gewinnen.“ Der Ochs lachte und sagte: „Wenn du wirklich mir überlegen sein solltest, so verspreche ich mein Blut dir und deinesgleichen bis auf den letzten Tropfen.“ Sie machten dies feierlich ab, wobei die ganze Herde als Zeuge auftrat.

Der Ochs gab der Bremse das Vorrecht, mit dem Kampf zu beginnen, wobei er selbst ruhig zu fressen anfing. Die Bremse umkreiste den Ochsen mehrere Male, was dieser gar nicht beachtete. Die Bremse wurde immer mutiger, und im Nu saß sie im Ohr des Ochsen. Der Ochs schüttelte den Kopf, trampelte mit den Füßen, sprang, lief — alles half nichts, die Bremse saß sicher im Ohr und rief: „Hochmütiger Ochs, der Sieg ist mein; dein Blut gehört mir bis auf den letzten Tropfen.“ Erst als sie sich gesättigt hatte, ließ sie ihr Opfer los.

Seit der Zeit saugt die Bremse mit vollem Recht das Blut der Ochsen.

Aus d. hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

10. Finnische Sage.

Der **Hund** klagte einstmals vor Gericht wegen seines Futters. Dort wurde ihm das Recht zugesprochen, daß ihm Butter aufs Brot geschmiert werde. Als der Hund nach Hause ging, sprach er immer vor sich hin: „Nicht zu vergessen, Butter auf des Hundes Brot, Butter auf des Hundes Brot, Butter auf des Hundes Brot —“ so oft er's nur vermochte. Aber unterwegs tat er einen Fall, und als er sich wieder aufgerichtet hatte, wußte er seinen Spruch nicht mehr. Doch der Fuchs, der fix zur Hand ist und alles zustande bringt, war auch diesmal im Walde in der Nähe und hatte gehört, was der Hund vor sich her geredet hatte. Als er merkte, daß der Hund sich dessen nicht mehr entsinnen konnte, rief er ihm aus dem Walde zu: „Nichts als die Kruste und verbrannte Knochen, nichts als die Kruste und verbrannte Knochen.“ Und der Hund sagte wieder vor sich hin: „Nichts als die Kruste und verbrannte Knochen, nichts als die Kruste und verbrannte Knochen,“ und wiederholte es, bis er nach Hause kam. Und des Hundes Futter wurde um nichts besser, und seitdem grollt der Hund dem Fuchs.

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn.

11. Vlämische Sage.

Die **Katze** leidet Not und beklagt sich bei Christus, der auf Erden wandelt, daß sie nicht Nahrung genug habe, ihren Hunger zu stillen. Indem laufen Ratte und Maus vorüber, ohne guten Tag zu sagen. Um ihre Hoffart zu strafen, erlaubt Christus der Katze, fortan Ratten und Mäuse zu fressen.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 65.

12. Sizilische Sage.

Als der Herr die Welt schuf und die Tiere, setzte er den Schaden fest, den ein jedes von ihnen täglich tun könnte. Dem **Wolf** gestattete er nur für 15 Gran (= 31 centesimi) Schaden zu tun.

Eines Tages stieß der Wolf auf eine Eselin, die eben geboren hatte, mit einer Maultierstute. Und er fraß beide, indem er den Schaden anschlug auf 10 Gran für die Eselin und 5 für das Maultier. Als er hiervon eine Abrechnung geben mußte, wiederholte er es so dem Herrn. Dieser, erzürnt über solches Vorgehen, schickte den Wolf fort und wollte ihn nicht mehr sehen.

Daher kommt es, daß der Wolf mehr Schaden anrichtet als andere Tiere.

Pitrè, Usi e cost. Sicil. 3, 466.

14. Kapitel.

Ungehorsam beim Graben und Bauen.

I. Ungehorsam beim Graben des Wassers.

1. Russische Sagen.

a) Nach Erschaffung der Erde befahl Gott allen Vögeln und Vierfüßlern, Behälter für Wasser zu graben. Alle Vögel gehorchten, nur der **Milan** [milvus] nicht, und zwar aus Furcht, sich seine hübschen [gelben] Beine zu beschmutzen. Für diesen Ungehorsam erlaubte ihm Gott, das Wasser nur von den Blättern der Bäume, wenn sie vom Regen oder Tau naß sind, nicht aber aus Flüssen, Bächen, Pfützen und ähnlichen Wasserbehältern zu trinken. — Dem Milan fällt es schwer, so zu trinken, und nicht immer sind die Blätter feucht, darum dürstet ihn, und immerfort bittet er Gott um Regen.

Etnogr. Obozrěnie 3, 173. Vgl. 28, 113 (1896): er schreit picj, picj (trinken!). Weißrussisch.

b) Die russischen Landleute erzählen von einem Vöglein, daß in der trockenen Zeit überall umherfliegt und kläglich zwitschert: „pipi-pitj (trinken)!“ Als Gott die Erde erschaffen hatte und sie mit Meeren, Seen und Flüssen anzufüllen gedachte, da ließ er einen starken Regen niedergehen; darnach versammelte er alle Vögel und befahl ihnen, ihm bei seiner Arbeit zu helfen: sie sollten für ihn an bestimmte Stellen Wasser tragen. Alle Vögel gehorchten, nur jener unglückliche nicht; er sagte zu Gott: „Ich brauche weder See noch Fluß, ich trinke mich schon an einem Schilfrohr satt.“ Da erzürnte Gott und verbot ihm und seinen Nachkommen, auch nur in die Nähe eines Sees, Flusses oder Bächleins zu gehen, nur mit dem Wasser dürfe er seinen Durst löschen, das nach einem Regen in Bodenvertiefungen oder zwischen Steinen übrig bleibe. Seit der Zeit läßt das Vöglein den Menschen zum Überdruß seine klägliche Bitte hören: pitj, pitj!

Afanasjev, nar. russk. leg. (1859), S. XII = Tereščenko, byt russkago naroda 5, 47 = Ralston, Russian Folk Tales S. 331.

c) Andere Vögel gingen alle, Quellen zu graben, daß sie Wasser zu trinken hätten. Nur der Milan wollte es nicht tun, um sich den gelben Schnabel (?) nicht zu beschmutzen. Daher geben ihm jetzt die Vögel kein Wasser zu trinken; er muß pfeifend um Regen bitten.

Zapiski naukovogo tovar. ime Ševčenka 54 (Kleinrussisch).

2. Sage der galizischen Rutenen.

Die Weihe ist von Gott verflucht. Einst gab es nach Erschaffung der Welt keine Flüsse wie jetzt, sondern das Wasser stand hier und dort in großen Seen und Tümpeln. Deshalb befahl Gott, die Vögel sollten Flußbetten graben. Alle Vögel machten sich an die Arbeit, nur die Weihe gehorchte nicht, sondern sagte: „Ich werde mir die Stiefelchen beschmutzen!“ Da gebot ihm Gott, niemals Wasser aus Flüssen zu trinken, sondern nur aus Tümpeln und Pfützen. Im Sommer, wenn alle Tümpel austrocknen, hat die Weihe nirgends Wasser zu trinken und fliegt deshalb hoch auf zum Himmel und bittet Gott um Regen.

Etnogr. Zbirnyk 12, 28.

3. Mingrelische Sage (Kaukasus).

Im Monat Juli schwebt der Milan (Weihe) während eines großen Teils des Tages in den Lüften, beschreibt in der Höhe Kreise und stößt dabei sonderbar klagende Schreie aus. Das erklärt man aber auf folgende Weise.

Der Milan hatte drei Kinder, die, als sie reif waren, ein selbständiges Leben zu führen, ihre Mutter und Erzieherin überfielen und sie erdrosseln wollten. Da wandte sie sich an Gott mit der Bitte, ihren Kindern den gebührenden Lohn zu geben, und der Allmächtige verbot den Milanen, im Juli Wasser zu trinken. Darnach aber scheint dem Milan während der angegebenen Zeit jedes Wasser blutig, mit Ausnahme desjenigen, das sich in Höhlungen der Baumstämme ansammelt, und dieses darf er trinken zu jeder Zeit.

Sborn. mater. 32, 3, 119 f.

4. Slovakische Sage.

Die Vögel kamen einmal überein, daß sie alle zusammen die Quellen reinigen wollten. Die Weihe allein unterließ es zu tun. Seitdem ist ihr zur Strafe nicht erlaubt, aus Quellen oder den daraus fließenden Bächen zu trinken. Sie muß also den Regen abwarten, wenn sie trinken will.

Záturecký, Slovenské přísloví S. 26 Anm.

5. Böhmische Sagen.

a) Die Weihe (falco milvus [káně]) darf nach dem čechischen Volksglauben aus keinem Brunnen trinken, sondern nur aus Pfützen, die nach einem Regen in den Gruben des Felsens stehen bleiben. Daher wird sie in trockenen Sommern viel vom Durst geplagt und fliegt gegen den Himmel und ruft: „pít, pít, pít“ (trinken, trinken, trinken), damit Gott es regnen lasse.

Grohmann, Abergl. u. Gebr. Nr. 460 = Krolmus 1, 255.

[b) Die Gabelweihe (Milan, Königsweih) wird oft verfolgt. Denn von ihr sagt die Legende, daß sie Gott kein Wasser geben wollte, als er auf Erden wandelte und vor Durst schmachtete. Davon zeugt auch noch das Sprichwort: Er lechzt wie die Weihe nach Regen.]

Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler S. 4.

6. Wendische Sage.

Die Vögel gruben einmal ein Flußbett mit ihren Schnäbeln aus, damit Wasser hineinkommen sollte. Aber die Weihe wollte nicht dabei helfen. Darum darf sie kein Flußwasser mehr trinken. Wenn jetzt etliche Tage kein Regen kommt und die Weihe durstig ist, so schreit sie sehr und wälzt sich in der Luft herum. Dann kommt bald Regen, und nun erst darf sie trinken.

W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebr. aus dem Spreewald S. 80.

7. Aus Steiermark.

Des Göosvogels (picus virid. L.) Ruf verkündet Regen. Daher sagt auch mancher, der ihn rufen hört, der Grünspecht sei schon wieder durstig. Der Ruf lautet: Göos, göos, göos, göos, göos und bedeutet auch hohen Wasserstand.

Baumgarten 1, 102.

8. Aus Siebenbürgen.

Die **Dohle** allein weigert sich, an der Reinigung der Quellen sich zu beteiligen.

Deshalb verflucht sie Gott, sie solle nirgendher trinken können als vom herabfallenden Regen.

Müller, Siebenbürgische Sagen, 2. Aufl. S. 200.

9. Polnische Sagen.

a) Als alle Vögel mit Teichgraben beschäftigt waren, um Wasser zum Trinken zu haben, wollte der Milan (Gabel-, Königsweihe) an der gemeinsamen Arbeit nicht teilnehmen. Seitdem darf er kein anderes Wasser trinken, als was nach dem Regen auf dem Stein zurückbleibt, und er ruft durstig: „piiić (trinken!)“. Aber andere Vögel antworten: „Nie robiłaś koło stawn niiić“ (du hast am Teiche nichts gearbeitet).

Zbiór wiad. do antrop. kraj. 11, 3. Abt, 43. Vgl. Zbiór 5, 3. Abt. 24, 134. (Der Milan muß während des Regens den Schnabel öffnen und warten, bis es ihm hineinregnet.) Zbiór 7, 114, Nr. 22. (Der Milan beschmutzt eine Quelle, während die andern Vögel arbeiten. Seitdem darf er nur von den Gipfeln der Berge und dem Laube der Bäume trinken.)

b) Als der Herr einmal allen Vögeln befahl, Gräben für Flüsse und Teiche zu graben, antworteten der Milan und der Habicht, daß sie sich nicht die Kleider beschmutzen wollten. Gott gebot ihnen, nur von dem Wasser zu trinken, das sich auf Felsgipfeln und Baumblättern befindet. Bei anhaltender Trockenheit fliegen beide Vögel beständig in großer Qual und bitten Gott um einen Tropfen Regen.

Zbiór wiad. 7, 113 Nr. 21.

c) (Gegenstück zu dem gehorsamweigernden Vogel.)

Als der Herr am Anfange der Welt alle Vögel zusammentrieb, damit sie die Wälder rodeten, verrichtete der **Storch** sein Werk am eifrigsten. Als er einen besonders großen Strauch aus dem Sumpfe zog, beschmutzte er sich die Hälfte der Flügel. Zum Andenken an diesen Eifer behielt der Storch auf immer diese schwarze Hälfte.

Zbiór 7, 111, Nr. 15. — Weitere Varianten: Zbiór 14, 3, S. 202; 15, 3, S. 266, Nr. 10.

10. Lettische Sagen.

a) Als alle Vögel Flüsse gruben, wollte allein der Milan nicht an die Arbeit und versicherte, daß er vollständig genug habe mit dem Wasser auf den Blättern und Steinen. Gott der Herr geriet in Zorn darüber und verbot dem Milan, aus Flüssen zu trinken; darum schreit er jetzt immer: „Dziert', Dziert'!“ (Trinken, trinken!) Denn um zu trinken, muß er jetzt immer warten, bis vom Himmel Regen fällt.

Živaja Starina 5, 439 (aus Ulanowska 1, 86).

b) Als Gott die Erde schuf, war noch überall Wasser darauf. Gott befahl nun allen Vögeln und Tieren, die Düna und andere Flüsse und Seen zu graben, damit das Wasser abfließe und zum Trinken rein werde Da sagte der Geier (litus putinis): „Warum soll ich so schwer arbeiten? Mir genügt Tau zu trinken.“ Gott hörte das und sagte: „So soll es sein!“ Darum trinkt noch jetzt der Geier nur Tau, doch wenn es lange Zeit nicht regnet, so ruft er traurig, daß der Tau komme: „pil, pil, pil!“ (d. h. Tropfen). Anderes Wasser darf er nicht trinken, das wäre sein Tod.

Treuland, Lotyšskija skazki: Sbornik malo po etnografii Moskoa 2, 41 Nr. 37.

c) (Dunkle Erinnerung an den Vorgang beim Graben und Einmengung eines zoologischen Aberglaubens.) Als die Tiere erschaffen waren, hatte der Rabe den

Schöpfer durch irgend etwas erzürnt. Der Herr legte ihm daher folgende Strafe auf: alle Vögel würden ihre Kinder im Sommer ausbrüten, nur der Rabe die seinigen im Winter. Wenn die Nestlinge eine Woche alt wären, so müsse der Rabe am Morgen des Karfreitags soviel Meerwasser bringen, daß seine Kinder genug zu trinken hätten. Wenn jedoch zufällig das Meer vollständig zugefroren wäre und der Rabe kein Wasser erlangen könnte, so müßten seine Kinder Dohlen bleiben.

Živaja Starina 5, 437 = Lerchis Puschkaitis 3, Nr. 63. Vgl. ebd. 5, 439 = Ulanowska 1,88: Wenn die Krähe ihre Eier nicht bis zum Gründonnerstag ausbrütet, so werden aus ihren Nestlingen Möven, die nicht zu krächzen verstehen und auch viel kleiner sind.

d) Als der Herrgott den Tieren befohlen hatte, Flüsse zu graben, erschienen alle auf seinen Befehl. Es war auch der **Krebs** gekommen, aber Gott wollte sich einen Scherz machen, gab sich den Anschein, als sehe er ihn nicht, und sagte: „Wo steckt denn der Krebs? Warum ist er nicht an der Arbeit zu sehen?“ Der Krebs geriet in furchtbare Wut. „Was soll das heißen?“ fragte er, „hast du denn deine Augen hinten, daß du mich nicht sehen kannst?“ — Für diese Frechheit strafte ihn der Herrgott, daß er jetzt selbst die Augen hinten hat.

Živaja Starina 5, 438 (aus Ulanowska 1, 89) = Zbiór 15, 269 Nr. 23 (Letten im poln. Livland).

11. Estnische Sagen.

a) Als Altvater den Embach graben ließ, kamen alle Tiere und Vögel zu der Arbeit, nur der **Pfingstvogel** (piho) wollte sein schönes wachsgelbes Kleid nicht schmutzig machen und kam nicht. Zur Strafe für seine Faulheit und Eitelkeit darf er nur Tau und Regenwasser trinken; will er aus einem Fluß oder Teich trinken, so muß er ertrinken. — Wenn der Himmel sich bewölkt und es schon lange dürr und trocken gewesen ist, so schreit der Pfingstvogel: „Krää! krää!“ und singt dazwischen: „Pihhu ihhu, ilus ihhu“, d. h. „Pfingstvogels Körper — schöner Körper“, um dann wieder sein „Krää!“ zu rufen. Da sagen die Leute: „Der Pfingstvogel schreit um Regen.“ (Wastse Antslar.)

b) Einst versammelten sich alle Vögel des Waldes und beschlossen, mit vereinten Kräften einen Bach zu graben, daraus sie trinken könnten. Nur der **Regenpfeifer** (auch Mäusebussard) beteiligte sich nicht an der Arbeit, sondern sagte, er finde auf den Blättern genügend Trinkwasser. Die anderen gingen an die Arbeit. Der Hase steckte die Linie ab, danach gegraben werden sollte, und weil er so viel hin und hersprang nach Hasenart, so ist der Bach ebenso geworden.

Wenn es lange nicht geregnet hat und die Blätter der Bäume trocken sind, hört man den Regenpfeifer kläglich rufen.

Er hat Durst und sehnt sich nach Regen. (Sangaste.)

c) Als die Welt erschaffen war und das Wasser noch fehlte, daraus die Vögel, die Menschen und Tiere hätten trinken können, kamen alle zu einer Beratung zusammen und beschlossen, einen Fluß zu graben, daraus jeder unentgeltlich trinken könnte. Der Hase bezeichnete die Richtung, sprang viel hin und her, und der Lauf des Flusses wurde ein ebenso unbeständiger. Als alle beseelten Geschöpfe eifrig bei der Arbeit waren, kam Gott. Er bemerkte den Krebs nicht und fragte nach ihm (wie in anderen Geschichten). Der Regenpfeifer war auch nicht bei der Arbeit, sondern flog über den Arbeitern in der Luft müßig hin und her. Deshalb trinkt der Regenpfeifer nicht aus dem Fluß, sondern von den Blättern der Bäume.

Wenn es längere Zeit nicht geregnet hat, hört man den Regenpfeifer kläglich rufen, denn er hat Durst und sehnt sich nach Regen. (Gouv. Samara, Dorf Estonka.)

d) Das Estenvolk nennt den **Pirol** wihma kass, d. h. Regenkatze. Dieser Vogel hat die Eigenart, nur dann zu schreien, wenn lange kein Regen gewesen ist. Von diesem Vogel heißt es:

Als Gott die Welt schuf, da gab es zuerst keine Flüsse, und die Erde war mit Wasser bedeckt. Gott gab allen Tieren den Befehl, Flüsse zu machen, damit sich das Wasser verlaufe. Alle Tiere, außer dem Pirol, machten sich an die Arbeit. Als Gott fragte, warum er nicht arbeite, sagt der Pirol: „Ich beschmutze meine schönen Federn bei dieser Arbeit.“ Gott sagte: „Weil du dich an der Arbeit der übrigen nicht beteiligst, so soll sie dir auch keinen Nutzen bringen. Nur die Feuchtigkeit auf den Blättern der Bäume soll deine Zunge laben.“ So ist es auch. Wenn Regen oder Tau ist, so ruft der Pirol nicht. Aber wenn heiße Tage und stürmische Nächte sind, so daß kein Tau ist, so hört man den Pirol klagen: „wibu, wibu, wibu (Wasser)!“ Der Pirol bittet um Wasser. (Gouv. Twer.)

e) Als alle Tiere Flüsse auf Gottes Befehl graben mußten, ging die **Nachtschwalbe** nicht graben. Sie flog auf eine niedrige, im Sumpfboden gewachsene Fichte mit hellerer Rinde, von wo aus sie die Arbeit der anderen beobachtete. Wie die Flüsse fertig waren, strafte sie Gott für ihre Faulheit dadurch, daß er ihr verbot, aus dem Flusse zu trinken.

Der Knecht der Nachtschwalbe, der **Pirol**, war ebenfalls nicht beim Graben der Flüsse, deswegen traf ihn dieselbe Strafe. (St. Marien, Dorpat.)

f) Vor Zeiten ließ Gott einen See graben. Alle Tiere mußten mithelfen. Als Gott die Arbeit besichtigen kam, vermißte er die **Kronschnepfe** (auch Brachvogel), und zur Strafe hat Gott ihn jetzt so geschaffen, daß er nicht aus dem See trinken kann, obgleich er ein Wasservogel ist, sondern von Regenwasser den Durst stillen muß. (Tarwast.)

a—f: Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

g) Der **Rabe**, auch walge lind (weißer Vogel) genannt, war wirklich weiß geschaffen, und erst später, weil er Aas gefressen (Bd. 1, 64. 86. 283), oder nach anderen, weil er, um sich nicht zu beschmutzen, nicht mithelfen wollte, als Gott die Flüsse ausgrub, bekam er zur Strafe ein schwarzes Kleid, indem er von dem Allvater in eine Teertonne gesteckt wurde, während die Elster nur einige Schläge mit der eisernen Rute erhielt. Er hat nur noch eine einzige weiße Feder im Flügel, die er aber sorgfältig verbirgt, und, wenn er geschossen wird, wegwirft oder abnagt. Wer sie bekommen kann, erlangt damit „höik mā ilma tarkus“ (aller Welt Weisheit), und was er damit schreibt, hat die Kraft, alle zu überzeugen.

Wiedemann, Aus dem inneren und äußeren Leben der Ehsten S. 453.

h) Gott der Herr versammelte alle Tiere und befahl ihnen, den Embach (bei Dorpat) zu graben. Alle gingen ans Werk. Hase und Fuchs maßen die Richtung des Flusses ab. Der Hase sprang voran, der Fuchs lief ihm nach, und sein schleppender Schweif bezeichnete den Lauf des entstehenden Embachs. Der Maulwurf zog die erste Furche, der Dachs arbeitete in der Tiefe, der Wolf scharrte, der Bär trug das Aufgescharrte weg, und auch die Schwalbe und die übrigen Vögel alle waren tätig. Als das Flußbett fertig war, kam Gott, um es anzusehen und das Wasser hineinzutun. Er war mit allem zufrieden, lobte jeden Arbeiter und sagte: „Maulwurf und Bär, ihr scheint ja am fleißigsten gearbeitet zu haben, so daß ihr

über und über schmutzig seid. Gut, dieses schwarze Kleid bleibe euch zum Andenken als Ehrenkleid. Du Wolf, hast mit Schnauze und Füßen scharf gearbeitet, du sollst auch eine schwarze Schnauze und schwarze Füße behalten. Aber wo ist der Krebs? Er ist doch sonst ein rühriger Mann und hat viele Hände; er wird doch nicht geschlafen haben?"

Der **Krebs** war soeben aus dem Schlamme hervorgekrochen und ärgerte sich, daß der Herr ihn übersah. Er rief in seinem Unmute: „Alter, wo sind deine Augen, daß du mich nicht sahst? Du hast sie wohl hinten!"

„O du Vorwitziger!" war die Antwort, „so sollst du von nun an deine Augen hinten haben." [Vgl. ob. S. 179.]

Als der liebe Gott mit diesem Strafexempel fertig war, sah er einen Stutzer, der von Ast zu Ast flog, sein schönes Kleid in der Sonne erglänzen ließ und sein sorgenloses Lied sang.

„Stutzer, Pfingstvogel!" rief er ihm zu, „hast du sonst nichts zu tun, als dich zu zieren?"

„Alter," sagte jener, „die Arbeit ist schmutzig, und ich kann meinen goldgelben Rock nicht preisgeben und meine silberfarbigen Hosen nicht schwarz machen — was würdest du selbst dazu sagen?"

„Du Kleidernarr!" rief der Herr, „so sollst du von nun an schwarze Hosen haben und sollst zur Strafe nie deinen Durst aus dem Bache löschen, sondern nur die Tröpfchen von den Blättern mühsam trinken, und sollst dein lustiges Lied nur pfeifen, wenn die anderen Geschöpfe sich verkriechen und vor dem herannahenden Wetter schaudern."

H. Kletke, Märchensaal 2 (1845), S. 55 f. (nach Fählmann, Dorpater Verhdl. 1, 42). Vgl. Grimm, Mythologie 4, 562.

i) In alter Zeit waren die Wälder und Wiesen ganz unter Wasser, so daß die Tiere beschwerlich zu gehen und sich ihr Futter zu schaffen hatten Sie versammelten sich eines Tages und machten sich auf und gingen zu ihrem König und klagten ihm ihre Not. Der König befahl allen, an die Arbeit zu gehen und einen Graben zu schneiden, damit das Wasser ablaufen könnte. Jedes Tier wählte sich seine Arbeit. Der Bär riß Bäume aus und machte sich ans Graben. Die Hirsche und Elefanten schleppten die aufgeworfene Erde fort. Der Hase bezeichnete die Linie, nach welcher gegraben werden sollte. Und der Krebs war damit beschäftigt, die Ufer auszuhöhlen. Als die Arbeit fast fertig war, wurde der König gerufen, die Arbeit zu besichtigen, ob sie auch gut gemacht sei. Der König fand verschiedene Fehler. Erstens fand er, daß der Lauf des Grabens ganz schief und krumm sei und nicht gerade. Der Hase mußte sich verantworten. Er schob die Schuld auf die, die den Graben gegraben und gereinigt. Zweitens sah der König, daß der Fluß (Graben) nicht gleichmäßig tief sei, sondern stellenweise bald flacher, bald tiefer. Er rief nach dem Krebs, wiederholte Male und ärgerlich. Der **Krebs** aber war schon herangekrochen und saß auf einer Muschel in der Nähe. Hochmütig sagte er dem König: „Du hast wohl deine Augen hinten, daß du mich nicht siehst?" Er schob alle Schuld auf diejenigen, die den Graben reinigten, sie hätten nicht überall die Erde fortgeschafft, sondern große Haufen zurückgelassen. Auch sei ja der Oberaufseher, der Wolf, dagewesen, warum würde der nicht zur Verantwortung gezogen; und der Fuchs, der Berichterstatter, hätte doch melden müssen, daß die Arbeiter, die da schleppten, faul seien usw. Der König erzürnte, und zur Strafe setzte er dem Krebs die Augen nach hinten. So unstet, wie der Lauf des Flusses sollte

auch das Leben des Hasen fortan sein, und alle, die bei der Arbeit nachlässig gewesen, durften sich dem Fluß nicht nähern.

k) Als es noch keine Flüsse gab, ließ Gott alle Tiere, Vögel und Fische Flüsse graben.

Der Hase gab die Richtung der Flüsse an, der Fuchs mußte mit seinem Schwanz die einzelnen Teile des Flusses ausmessen, der Bär war zum Aufseher bestellt, so hatte ein jedes Tier seine besondere Arbeit.

Gott kam sehen, ob auch alle Tiere fleißig bei der Arbeit wären. Die **Schwalbe** und der **Pirol** fehlten. Deshalb erlaubte Gott ihnen nicht, aus einem Fluß oder einer Wasserlache zu trinken, nur von den Blättern der Bäume durften sie den Tau oder den Regen aufpicken.

Diese beiden Vögel sollen bis heute dieses Verbot nicht übertreten haben.

Auch der **Krebs** war nicht bei der Arbeit. Gott fragte: „Wo ist der Krebs?“ Der Krebs hatte sich in der Nähe unter einem Steine versteckt und rief: „Sind deine Augen hinten, daß du mich nicht sehen kannst!“

Gott sagte: „Weil du mir so geantwortet hast, sollen deine Augen von jetzt an hinten sein.“

Darum hat auch der Krebs die Augen hinten.

l) Gott hatte alle Tiere zum Flüssegraben angestellt, weil sie später aus den Flüssen ihr Trinken bekommen sollten. Die Gänse, Enten und andere Schwimmvögel waren sehr fleißig bei der Arbeit, deswegen erhielten sie die Erlaubnis, auf dem Wasser zu schwimmen.

Jedes Tier hatte eine Arbeit, die seinen Anlagen entsprach.

Der Fuchs gab die Richtung der Flüsse an.

Was nicht das Schwein ausgraben konnte, das tat der Bär mit seiner furchtbaren Kraft, er riß nämlich die Steine und Baumwurzeln heraus.

Das Pferd und der Ochs waren als Aufseher angestellt.

Als der Fluß fertig war, kam Gott nachsehen, ob alle gearbeitet hätten und ob der Fluß ihm gefalle.

Der Fuchs bekam einen Tadel, weil der Fluß zu viele Biegungen hatte. Der Fuchs wurde ausgelacht, deshalb ist er auch blöde und schamhaft geblieben.

„Aber wo ist denn unser alter Bruder Krebs und unser fleißiger Pirol?“ fragte Gott. Der **Krebs** war gerade in seiner Grube, als Gott nach ihm fragte; er trat hinaus und rief frech: „Ich bin ja hier. Hast du die Augen hinten, daß du mich nicht siehst!“ Seit der Zeit hat der Krebs selbst die Augen hinten.

Weil der **Pirol** aber fehlte, deswegen darf er aus keinem Flusse trinken, auch sonst, wo sich Wasser ansammelt, darf er nicht trinken, nur einzig von der Pflanze Sinau (alchemilla) darf der Pirol mit dem Tau den Durst stillen. Wenn diese Pflanze keinen Tau mehr hat und der Pirol durstig ist, so läßt er seinen Klageruf ertönen. Gott erbarmt sich gewöhnlich seiner und schickt dann Regen.

m) Der **Frosch** war einer der Fleißigsten beim Graben gewesen und hatte allen Schmutz aus dem Flußbett hinausbefördert, deswegen hat er auch das Recht, ins Wasser zu tauchen und in demselben einen Schlupfwinkel vor seinen Verfolgern zu suchen.

Als Gott seine Arbeiter beim Flusse verließ, gesellte sich auch der **Krebs** unter die Fleißigen und griff mit an; er hatte früher nicht geholfen. Nach einiger Zeit kam der himmlische Vater wieder, die Arbeit beaufsichtigen. Er erblickte den Krebs und sagte: „Ei sieh, mein Krebs ist auch zur Arbeit gekommen!“ — „Hast

du denn deine Augen hinten gehabt, daß du mich nicht gesehen hast?“ erwiderte der Krebs wichtig, „ich bin ja schon lange hier.“ Solch eine freche Antwort ärgerte Gott, und er schuf dem Krebs zur Strafe die Augen nach hinten. Deswegen muß der Krebs rückwärts gehen.

n) Als Gott die Arbeit der Tiere beim Flüssemachen besichtigte, sah er, daß der **Bär** sehr tüchtig arbeitete. Gott sagte zum Bär: „Du brauchst nicht mehr als ein halbes Jahr zu arbeiten, das andere halbe Jahr kannst du ruhen.“ Darum ruht der Bär auch im Winter und hält seinen Winterschlaf. (Gouv. Twer.)

o) Übertragung vom Vogel auf die Anemone. Als alle Vögel und Blumen damit beschäftigt waren, Seen zu graben, um sich Trinkwasser zu verschaffen, ging die **Anemone** sorglos auf den Wiesen spazieren und kümmerte sich nicht darum, daß die anderen alle im Schweiße ihres Angesichts arbeiteten, um für den Lebensunterhalt (das Trinkwasser) zu sorgen. Leichten Sinnes dachte sie, es sei doch einerlei, ob sie nun auch etwas mithülfe oder nicht; wenn die anderen doch alle schon eifrig arbeiteten, würde man sie nicht vermissen, und es würde doch gewiß auch für sie noch Trinkwasser genug geschaffen werden. Auch wollte sie ihr schönes weißes Kleid nicht beschmutzen und zog es vor, lieber auf der Wiese zu spazieren oder im Tannenwalde zu sitzen.

Als nach Mittag die Vögel und Blumen fast verschmachteten in der Sonnenglut, kam Altvater, um nach ihnen zu sehen und sie bei ihrer schweren Arbeit mit neuer Kraft zu stärken. Da bemerkte er gleich, daß die Anemone fehlte. Er wandte sich an den Aufseher, die Trollblume. Dieser sagte, die Anemone spiele und tändele im Walde und auf der Wiese. Altvater fand sie auf der Wiese und fragte streng, warum sie nicht arbeite. Die Anemone sagte, sie würde ihr schönes Kleid besudeln. Da ward Altvater böse über die Eitle, nannte sie „Üleanne“ (= Übermut, Unart) und sagte, sie werde im Sommer, wo alle anderen Blumen sich mit den schönsten Farben schmücken, ihre Schönheit verlieren und immer unansehnlicher werden, und während die anderen noch aus den Flüssen trinken, müsse sie das Zusehen haben. Von da an verliert die Anemone gleich nach dem Frühling ihr schönes Kleid. (Aus Fellin.)

i—o: Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

12. Aus Ostpreußen.

a) Von der **Gaffelweih** sagt man, daß sie zumeist in der Luft bleibt und selten mal zur Erde fliegt. Wenn sie trinken will, muß sie warten, bis es regnet. Sie kann nur aus einem hohlen Stein, in dem sich Wasser gesammelt hat, trinken. Und das ist so gekommen. Als der liebe Gott dazumal den Tieren befahl, für ihn zu arbeiten, hatte die Gaffelweih keine Lust dazu. Sie sagte, sie wolle sich nicht die Stiefel bejuxen; sie hat nämlich solche schönen gelben Füße. Der liebe Gott war darüber nicht wenig erzürnt und verdammte sie wegen ihrer Unverschämtheit. Und nun ist das so geblieben.

Lemke, Volkst. in Ostpr. 2, 20, Nr. 36.

b) Bald nach der Schöpfung kamen die Vögel des Himmels zusammen, um sich Brunnen zu graben, daraus sie trinken könnten. Alle Vögel scharrten und gruben fleißig nach dem Wasser, und so entstanden die Brunnen der Tiefe. Die Weihe aber war zu stolz, wollte sich ihre gelben Füße nicht beschmutzen und grub nicht mit; deshalb hat sie auch gelbe Füße behalten, während die anderen Vögel die ihren bei der Arbeit geschwärzt haben. Zur Strafe ihres Stolzes

und ihrer Eitelkeit verfluchte aber Gott der Herr die Weihe: sie solle nie aus einem Brunnen, Teiche oder Fluß ihren Durst stillen. Bei anhaltender Dürre hört man daher die durstende Weihe heftig und verlangend nach Regen pfeifen, denn nur mit dem in hohlen Steinen angesammelten Regenwasser darf sie — eine Folge jenes Fluches — ihren Durst löschen.

Frischbier, S. 285.

c) Als vor langen Jahren die Teiche gegraben werden sollten, ward auch der **Gietvogel** (kleine Brachvogel, numenius phaeopus) aufgefordert, den Morast ausräumen zu helfen; aber er hatte gar zu große Furcht, sich dabei seine schönen gelben Füßchen zu besudeln, und entzog sich dem Werke. Da bestimmte Gott der Herr, er sollte nun auch bis in Ewigkeit aus keinem Teiche saufen. Deshalb sieht man ihn immer nur aus hohlen Steinen oder Wagenspuren, in denen sich Regenwasser gesammelt hat, mühsam saufen. Wenn nun aber lange kein Regen fällt und sehr trockene Zeit ist, so leidet er jämmerlichen Durst, und man hört ihn ununterbrochen sein klägliches Giet (gieße, regne!) schreien.

Frischbier, S. 301. Vgl. Reusch, Sagen des preußischen Samlandes, 2. Aufl., 1863, S. 36 = Preuß. Prov.-Bl. 26, 536 = Grimm, Myth.[4] 561.

13. Aus dem preußischen Samlande.

a) Siehe die vorige Fassung.

b) Als die Vögel sich die Brunnen gruben, aus denen sie trinken wollten, da hatte die **Krähe** keinen Gefallen an dem Werke, sondern wenn ein Wall rings um den Brunnen von den andern aufgeworfen war, scharrte sie ihn mit den Füßen wieder zurück und hinderte so die Arbeit. Daher darf die Krähe kein Wasser trinken. Oft sieht man sie zwar über dem Wasser flattern, als ob sie trinken wollte, doch alsbald weicht sie wieder scheu zurück. Und so kommt es auch, daß die Krähe selbst in der nächsten Nachbarschaft eines Wassers verdurstet.

Ebd. S. 37.

14. Aus Hinterpommern.

Als der liebe Gott die Vögel erschaffen hatte, ließ er sie alle zusammenkommen und befahl ihnen, einen Teich zu reinigen, damit sie gutes und klares Trinkwasser hätten. Nur die **Weihe** weigerte sich, zu helfen, um ihr schönes Gefieder und ihre Füße nicht zu beschmutzen. Dafür aber legte ihr der liebe Gott als Strafe auf, daß sie hinfort nicht mehr aus Bächen und Teichen ihren Durst stillen durfte. Und wenn nun bei einer Dürre alle anderen Vögel den Bächen und Teichen zufliegen, um zu trinken, dann muß die durstige Weihe „Weh! Weh!“ schreiend in der Luft kreisen, weil sie in hohlen Bäumen und Steinen kein Wasser findet.

Otto Knoop, Volkssagen, Erzählungen und Märchen aus dem östl. Hinterpommern. Posen 1885. S. 87 f.

15. Rumänische Sagen.

a) Bei Erschaffung der Flüsse, Quellen und anderen fließenden Wässer befahl Gott den Vögeln, ihm zu helfen. Alle kamen, nur die Königsweihe (milvus regalis) sagte, sie wolle sich ihre Füße nicht schmutzig machen. Zur Strafe bestimmte Gott, daß sie und ihre Nachkommen nur noch Regenwasser trinken sollten; in das andere Wasser tat er etwas Salz, so daß es die anderen Vögel zwar genießen konnten, die Weihe aber nicht. Wenn es nun einmal lange Zeit nicht regnet, kann man die Weihe zum Himmel emporfliegen sehen, um Gott ihre Bitte um Regen vorzubringen.

1. Var.: In einer Versammlung aller Vögel wurde die Weihe dazu bestimmt, die Flüsse zu graben. Weil sie nicht wollte, traf sie jener Fluch. An ihrer Stelle arbeitete die Schwalbe an der Herstellung der Flüsse.

2. Var.: Für die ungehorsame Weihe ist die Krähe eingetreten. Wenn heute Krähen eine Weihe aus einem Fluß trinken sehen, dann verfolgen sie den vom Fluch getroffenen Vogel und ruhen nicht eher, als bis sie ihn töten.

Marianu, Ornitologia 1, 165. Vgl. Revue des trad. pop. 8, 43.

b) Nach Erschaffung der Welt berief Gott die Vögel, um sie die Flüsse regulieren zu lassen. Der **Bienenfresser** (Merops apiaster) wollte sich nicht die Füße schmutzig machen und kam deshalb nicht. Zur Strafe für den Ungehorsam verbot ihm Gott bei Todesstrafe, Flußwasser zu trinken. Wenn nun einmal große Trockenheit herrscht, so sieht man den Bienenfresser sich in die Luft erheben und nach Regen schreien.

Marianu, Ornitologia 1, 429.

c) Bei einer großen Dürre beschlossen die Vögel, einen Brunnen zu graben. Der **Brachvogel** aber wollte sich nicht schmutzig machen und sagte, er könne warten, bis es regne. Da verwünschten ihn die anderen Vögel und verboten ihm, jemals aus einer Quelle zu trinken. Seitdem trinken die Brachvögel nur aus Seen, Kanälen, Flüssen und im Fluge Regenwasser. Wenn sie aber aus einer Quelle trinken, sterben sie sofort.

Marianu, Ornitologia 2, 305.

d) Nachdem Gott den Himmel, die Erde, das Meer und alles, was im Himmel, auf Erden und im Meere sich befindet, erschaffen hat, ist er zur Einsicht gekommen, daß die Menschen und alle Tiere der Erde, um leben zu können, des Wassers bedürfen.

Wohl war Wasser auf Erden, aber nur in den Meeren, und da diese entfernt gelegen und ihre Wässer gesalzen waren, so hatten die Menschen und Tiere davon keinen Nutzen und Genuß. Daher soll Gott beschlossen haben, alle Enden und Winkel der Erde mit süßem und trinkbarem Wasser zu beschenken.

Solch ein Wasser sollte auf Geheiß Gottes sich in Tälern, Ebenen, auf Bergen und in Gebirgen vorfinden, nur verpflichtete Gott die Tiere der Erde, daß sie die Quellen aufdeckten, zu welchem für alle nützlichen Zwecke er alle Tiere zur Hilfeleistung herbeirief.

Auf Befehl Gottes sprangen im Nu alle Tiere der Erde und alle Bewohner der Lüfte herbei.

Während Gott die Arbeiten seiner Geschöpfe überwachte, ließ er seinen Blick auch zwischen den Vögeln schweifen, und siehe, dazwischen fehlte die **Eule**. Sofort ließ Gott die Eule herbeirufen. Im Nu erschien dieselbe vor dem Schöpfer, und befragt, warum sie beim Aufdecken der Quellen nicht mithelfe, sagte dieselbe: weil sie kein Quellwasser brauche.

Als Gott diese Worte der Eule hörte, womit dieselbe ihre Faulheit verdecken und bemänteln wollte, verfluchte er sie, daß sie in Ewigkeit kein Wasser weder aus den Quellen noch von der Erdoberfläche trinke.

Und seit jener Zeit trinkt die Eule weder Quellenwasser noch aus irgendeiner auf der Erde befindlichen Pfütze, wenn sie auch verdursten sollte. Weil sie aber, so wie jedes andere lebende Wesen, um leben zu können, Wasser braucht, so schreit sie, von einem unsäglichen Durst gequält, während der Sommerdürre, wenn die

Leute ihr Heu machen, und bittet Gott um Regen, damit sie von ihrer Durstnot erlöst werde.

Wenn der Romäne ihr verzweifeltes Schreien nach Regen hört, so sagt er: „Siehst, jetzt schreist du, warum hast du beim Aufdecken der Quellen nicht helfen wollen!“

Und wenn Gott in seiner Barmherzigkeit regnen läßt, dann hebt die Eule ihren geöffneten Schnabel in die Höhe dem Himmel zu und fängt darin das Regenwasser gierig auf, oder sie trinkt es von ihrem Gefieder weg.

Zeitschrift für öst. Volksk. 6, 36 (Aus der Bukowina) = Şezătoarea 5, Nr. 8 = Patria 3, 340.

16. Aus Italien.

Als der Herr im Anfang der Welt die Quellen für alle Tiere und Lebewesen geschaffen hatte, nahm er nur die **Raben** aus. „Ihr dürft nicht von den Quellen trinken, sondern nur von dem Wasser, das vom Himmel fällt. Das müßt ihr mit dem Schnabel aus der Luft aufschnappen.“ Darum stehen, wenn es regnet, diese Tiere mit dem Schnabel nach oben, und sie beobachten das Wetter, ob es Regen gibt. Wenn also der Rabe krächzt, geh heim: bald regnet's.

Cibele, Zoologia pop. Veneta S. 55.

17. Aus Frankreich.

a) Als der liebe Gott dabei war, das Meer, die Flüsse und Bäche auszugraben, beauftragte er mit dieser Arbeit die Vögel des Himmels, und alle machten sich ans Werk. Aber der **Grünspecht** war ungezogen und rührte sich nicht von der Stelle. Als nun die Arbeit fertig war, erklärte der liebe Gott, daß der Grünspecht, weil er die Erde nicht aushöhlen wollte, in Ewigkeit das Holz des Waldes aushöhlen solle; und da er nicht hatte helfen wollen, die irdischen Wasserbehälter herzustellen, dürfe er kein anderes Wasser als Regenwasser trinken, das er, so gut er könne, aus der Luft aufschnappen müsse. Daher fleht dieser unglückliche Vogel die Wolken immer um „plui — plui!“ (Regen — Regen!) an und befindet sich stets in senkrechter Richtung, um mit seinem offenen Schnabel einen Wasserbehälter zu bilden und die Tropfen, die aus den Wolken fallen, auffangen zu können.

Rolland, faune populaire 2, 63 (Gironde).

b) Nach den Sagen der Gegenden von Bordeaux und Poitou wurden die Vögel nach der Schöpfung von Gott gerufen, die Flüsse und Quellen und, nach der Überlieferung von der Gironde, das Meer zu graben. Sie gingen alle ans Werk, bis auf den Grünspecht. Zur Strafe für seine Faulheit kann er seinen Durst nur löschen, wenn das Wasser vom Himmel fällt, aus welchem Grunde er seinen Schrei hören läßt. Diese Sage ist auch in der Gegend von Saint Malo bekannt.

Sébillot, Revue des trad. pop. 16, 366.

c) Hört man den Grünspecht schreien, so sagt man: „O, der Faulenzer, er möchte wohl trinken! Warum hat er den Fluß nicht schlämmen wollen?“ Man sagt, er könne nur trinken, wenn's regnet.

Revue des trad. pop. 16, 420. (Von einem aus Bédenac, Charente infér., gebürt. Winzer.)

d) Als die Wasser der Sintflut sich verlaufen hatten, war die Erde so trocken, daß es keinen einzigen Tropfen Wasser darauf gab. Da befahl Gott allen Vögeln,

sich nach dem Paradies zu begeben, damit jedes von den Bäumen, die dort wachsen, einen Tropfen Tau nehme und diesen Tropfen an einem bestimmten Orte niederlege. Alle gehorchten, und in einigen Minuten war das Meer geschaffen. Nur der Grünspecht versagte seine Mitwirkung. Zur Strafe erklärte ihm der Herr, daß er fortan nicht trinken solle, bis der Regen zur Erde falle. Deshalb sieht man ihn, wenn ihn der Durst verzehrt und seine Schreie den Regen herbeirufen, die Baumstämme mit seinem Schnabel picken, wo er den Tropfen Wasser zu finden hofft, den er vom Paradies nicht holen wollte.

Revue des trad. pop. 16, 420. Vgl. Sébillot, Folklore de France 3, 166.

II. Sagen vom Bauen der Wege.

1. Aus der Bukowina (Rumänische Sage).

Gott soll alle Tiere der Erde zum Herrichten von Wegen und Stegen befohlen haben, und vollzählig sollen sie alle erschienen sein. Nur der **Maulwurf** wollte weder zu dem Stege- noch Wegeherrichten erscheinen, indem er behauptete, daß er, zumal er nicht auf der Erdoberfläche, sondern in der Erde lebe und auch sich niemals auf der Erdoberfläche zeige, weder Stege noch Wege brauche und auch zu deren Herrichtung nicht helfen wolle.

Als nun Gott sah, daß der Maulwurf seinem Gebot nicht Folge leisten wollte, verfluchte er denselben, auf daß er, wenn er seine Erdhügel aufwerfen und mit seiner Arbeit an einen Steg oder Weg gelangen oder auf der Erdoberfläche erscheinen sollte, zugrunde gehe. Und so ereilt denselben das Los, sobald er sich auf der Erdoberfläche zeigt oder mit dem Aufwerfen der Erdhügel an einen Weg oder Steg stößt, gemäß dem göttlichen Fluch bis heute, damit er ja nicht etwas untergrabe oder stürze, an dessen Errichtung er nicht mitgeholfen hat

Zeitschr. f. öst. Volksk. 6, 37 = Șezătoarea 5, 127 = Patria 3, 338.

2. Polnische Sage.

Im Anfang der Welt befahl Gott den Tieren, daß sie zur Bequemlichkeit der Menschen Wege machen sollten. Der Maulwurf wollte jedoch dem Befehl nicht gehorchen, indem er einwandte, es gehe auch ohne Wege. Dafür strafte ihn Gott, daß er nur unter der Erde gehen dürfe. Kommt er herauf, so stirbt er sofort.

Zbiór wiad. 7, 111, Nr. 13.

3. Lettische Sage.

Als Gott einmal die Menschen zusammenkommen ließ, damit sie Wege machten, weigerte sich ein Mensch und sagte, er brauche keine Wege, er werde auch so weiterkommen. Gott verwandelte ihn in einen Maulwurf und verbot ihm, die Wege zu betreten. Daher stirbt der Maulwurf, wenn er einen Weg überschreitet.

Živaja Starina 5, 441 (aus Ulanowska, Lot. rufl. pol. 1, 85; vgl. Treuland S. 39 f.) = Zbiór wiad. 15, 265, Nr. 3 (Letten im poln. Livland).

4. Aus Finnland.

a) Alle Tiere sollten einen Weg bauen, nur die **Spitzmaus** kam nicht. Da verfluchte sie Gott, daß sie sterben müsse, wenn sie quer über einen Weg laufe. Darum findet man so oft eine Spitzmaus tot am Wege liegen. (Nördl. Karelen.)

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn in Helsingfors.

b) Einstmals, als es noch gar keine Wege gab, beschlossen die Tiere Wege zu bauen. Der Hase wurde mit der Botschaft an alle Tiere gesandt: sie sollten zu einer Beratung zusammenkommen, um über den Wegebau zu ratschlagen. Bald waren die Tiere beisammen. Das Pferd warf die Frage auf: „Wollen alle Tiere am Wegebau teilnehmen?“ Alle waren bereit dazu mit Ausnahme der Spitzmaus, welche sagte: „Ich brauche keine Wege, ich komme auch so vorwärts.“ Als die anderen Tiere das hörten, sprachen sie: „Dieses sei ihr Urteil: wenn sie quer über einen Weg geht, soll sie sterben!“ Seitdem findet man stets tote Spitzmäuse auf Wegen und Stegen. (Aus Nyland.)

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn.

15. Kapitel.

Feindschaft und Freundschaft unter den Tieren.

1. Aus Ungarn.

a) Einmal machten sich der **Hund** und der **Hase** zusammen auf die Wanderschaft. Einstmals langten sie bei einem großen Feuer an, und sie sprachen davon, wer wohl besser hinüberspringen könnte. Der Hase sprang glücklich hinüber. Der Hund jedoch glitt irgendwie aus, und die Haare brannten ihm von den Sohlen ab. Da wurde er sehr böse auf den Hasen, denn der hat Haare auf seinen Sohlen. Und seitdem jagt er ihn immer, wo er ihn nur erblickt.

Magyar Nyelvör 27, 288.

b) Zur Zeit, als die Tiere noch alle gut Freund mit einander waren, versammelten sie sich einmal, um zu spielen: der Hase und der Hund spielten zusammen. Damals war die Fußsohle des Hundes gerade so behaart wie die des Hasen. Beim Spiel stieß der Hase den Hund ins Feuer, so daß die Haare unter dem Fuß vollkommen verbrannten. Da wurde der Hund auf den Hasen böse, und seit der Zeit macht er immer Jagd auf ihn.

Revue des trad. pop. 7, 480 = Kálmány, Széged Népe 3, 170.

c) Als der Hund und der Hase auf die Wanderschaft gingen, war es sehr kalt. Da sagte der Hase, es wäre gut, ein Feuer anzuzünden, denn ihn fröre. Da zündeten sie also ein Feuer an; der Hund legte sich dort neben das Feuer; dann wollte er den Hasen nicht hin ans Feuer lassen. Da wurde der Hase zornig, stieß ihn hinein. Der Hund sprang heraus, packte des Hasen Schwanz. Doch des Hasen Schwanz brach ab; nur ein kleines Stück blieb dran. Seitdem ist der Schwanz des Hasen kurz, und seitdem ist der Hund dem Hasen gram.

Kálmány, Széged Népe 3, 171.

2. Negermärchen aus Nordamerika.

Es ist schon lange her, da mußte der **Hase** einmal zur Stadt gehen, um etwas für seine Familie zu besorgen, und er schämte sich sehr, weil seine Schuhe ganz zerrissen waren. Es half aber nichts, er mußte ohne Schuhe gehen, versuchte ein vergnügtes Gesicht aufzusetzen, nahm einen Spazierstock und machte sich auf den Weg.

Als er nun so die Landstraße entlang ging, kam er an ein verlassenes Lagerfeuer und setzte sich daran, um sich die Füße zu wärmen, denn der Morgen war kalt. Er sah betrübt auf seine Zehen herab und tat sich selber von Herzen leid.

Es dauerte nicht lange, so kam etwas die Straße herauf getrottet, und als er aufsah, lief ein **Hund** heran, der schnüffelte und roch um das Lagerfeuer herum, um zu sehen, ob jemand etwas zu essen dagelassen hätte. Er hatte seine allerbesten Sonntagskleider an, und dazu sogar zwei Paar funkelnagelneue Schuhe. Als der Hase nun die Schuhe sah, wurde ihm ganz traurig zumute, aber er ließ sich nichts merken. Er verbeugte sich sehr höflich vor dem Hund, und dieser verbeugte sich ebenfalls, und dann fragte er ihn, wie es ihm ginge, denn sie waren alte Bekannte. Der Hase fragte: „Bruder Hund, wo gehst du hin, so schön angezogen?“ „Ich gehe in die Stadt, Bruder Hase, und wo gehst du hin?“ „Ich wollte auch in die Stadt gehen, um mir zwei Paar neue Schuhe zu kaufen, denn die meinigen sind ganz zerrissen, daß ich sie nicht mehr tragen kann. Du hast sehr schöne Schuhe, woher hast du die denn?“ „Aus der Stadt, Bruder Hase, aus der Stadt.“ „Sie passen dir vorzüglich; würdest du wohl so gut sein und mich einmal einen anprobieren lassen?“ Der Hase fragte so höflich, daß der Hund sich gleich auf die Erde setzte, einen Hinterschuh abnahm und ihm den Hasen gab. Der zog ihn an und lief damit eine kleine Strecke, dann kam er wieder und sagte zum Hund, daß er wohl ganz gut passe, aber so ein einzelner Schuh mache ihn ganz schief laufen. Da zog denn der Hund noch den anderen Hinterschuh aus, und der Hase probierte ihn auch an und lief noch ein Stück. Dann kam er wieder und sagte: „Sie sind sehr schön, Bruder Hund, aber es ist mir so komisch, sie nur hinten zu haben, und ich weiß nicht recht, wie sie alle vier zusammenpassen werden.“ Da wollte der Hund recht höflich sein und zog auch die Vorderschuhe aus, und der Hase zog sie an und sagte: „Na ja, nun merkt man, daß man Schuhe anhat“ und lief die Straße hinunter. Dort aber, wo er hätte umkehren müssen, legte er die Ohren an und war bald außer Sicht. Der Hund rief und rief, er solle zurückkommen, doch der Hase lief weiter. Und bis heute jagt der Hund dem Hasen nach, und wenn man mit einem Hund in den Wald geht, und er riecht eine Hasenfährte, dann bellt er und ruft, der Hase solle zurückkommen.

Harris, Nights with Uncle Remus Nr. 61.

3. Aus Afrika (Sage der Temne).

Es war einmal eine **Eidechse** und ein Hund. Die Eidechse war in einem Wäldchen in der Nähe der Stadt. Der Hund war in der Stadt.

Die Eidechse hörte immer die Stimme des **Hundes** in der Stadt, sie hörte immer, wie man ihn beim Namen rief. Als sie ihn sah, sagte sie zu ihm:

„Freund, bist du glücklich in der Stadt?“

„Ja,“ sagte der Hund, „gehen wir dahin!“

Sie gingen hin. Der Hund sprach wieder:

„Ich will dich auf dem Rücken tragen, denn du wirst nicht wissen, wie du dich in der Stadt bewegen mußt.“

Er trug sie auf dem Rücken und brachte sie in eine Küche, da fanden sie Leute, die Fleisch in eine Schüssel taten. Der Hund nahm das Fleisch in der Schüssel. Das Kind schrie:

„Meine liebe Mutter, der Hund hat das Fleisch genommen!“

Die Frau nahm ein brennendes Holz und schlug die Eidechse auf dem Rücken des Hundes. Der lief aber fort, und sie setzten sich draußen hin. Man tat etwas gekochten Reis in einen Napf und gab ihn dem Hund. Aber weil es nicht viel war, genügte es nicht für zwei. Als man das Fleisch gegessen hatte, nahm man die Knochen und warf sie dem Hunde hin. Der sagte zur Eidechse:

„Bruder, essen wir dies Fleisch!“

Die Eidechse antwortete:

„Das ist kein Fleisch für mich, ich habe keine Zähne, um Knochen zu fressen.“

Als der Hund die Knochen gefressen hatte, sagte er:

„Gehen wir da unten hin!“

Sie gingen in einen anderen Hof und fanden die Leute beim Essen. Der Hund fing an von der Suppe zu lecken, man nahm eine Peitsche und schlug die Eidechse. Da diese auf dem Rücken des Hundes war, so konnte die Peitsche ihn selbst nicht treffen. Der Hund ging fort, und sie setzten sich draußen hin.

„Ich will umkehren,“ sagte die Eidechse.

„Geh nicht fort, mein Freund,“ sagte der Hund, „ich bin glücklich, du wirst heute ein Geschenk bekommen.“

Es gab Knochen, man warf sie ihnen hin. Der Hund sagte zu ihr:

„Komm, Freund, laß uns das Fleisch essen!“

„Iß allein,“ antwortete die Eidechse, „was mich anbetrifft, so habe ich keine Zähne.“

Als der Hund die Knochen gefressen hatte, sagte er:

„Gehen wir dort unten hin in den andern Hof!“

Sie gingen hin und fanden, daß es gekochten Reis gab. Der Hund warf die Suppe um, man nahm eine Peitsche und schlug ihn, aber nur die Eidechse bekam die Schläge. Man verfolgte den Hund, er lief fort. Da sagte die Eidechse zu ihm:

„Ich will umkehren.“

„Gehe nicht fort,“ sagte der Hund, „unser Geschenk ist noch in Aussicht, gehen wir weiter!“

Sie gingen zu einem anderen Hof und fanden die Leute beim Essen. Die Eidechse war auf dem Rücken des Hundes. Der stieß die Suppe um, man ergriff ihn, schlug ihn und zog ihn dabei nach draußen. Der Hund lief und ging in den Busch, wo sie hergekommen waren, er und die Eidechse.

„Gehen wir weiter!“ sagte er.

„Ich gehe nicht zurück, es ist schlecht in der Stadt,“ sagte die Eidechse und lief, um sich zu verstecken.

„Ich gehe fort,“ sagte der Hund.

„Geh,“ sagte die Eidechse, „es ist schlecht in der Stadt, ich kehre nicht wieder dahin zurück.“

„Komm nur,“ sagte der Hund, „weil du gesagt hast, ich sei glücklich in der Stadt!“

„Ich gehe nicht wieder dahin.“

Darum wagt die Eidechse nicht mehr, sich irgend jemand zu nähern, damit sie nicht wieder in die Stadt gebracht wird, sie wohnt nun im Busch. Der Hund aber ergreift die Eidechse, sobald er sie sieht, um sie in die Stadt zu tragen, dann kommt man und ißt sie ganz auf. Man fragt den Hund:

„Warum quälst du die Eidechse?“

„Ich habe ihr gezeigt, was das Glück ist,“ sagte er, „denn sie sagte, ich sei glücklich.“

Darum wagt die Eidechse nicht mehr, sich irgend jemand zu nähern. Sie wagt sich nicht in die Nähe des Hundes, sie wagt sich nicht in die Nähe der Stadt.

René Basset, Contes d'Afrique, p. 192 = Schlenker, A Collection of Temne Traditions.

4. Aus Madagaskar.

Einstmals begegneten sich ein **Krokodil** und ein **Hund** auf dem Wege. Da sagte das Krokodil: „Woher kommst du, o jüngerer Bruder?“ „Aus der Gegend hier, mein älterer Bruder,“ antwortete der Hund. Darauf fragte der Hund auch das Krokodil: „Woher kommst du, älterer Bruder?“ „Ich komme gerade von da und da, jüngerer Bruder,“ antwortete es.

Nun sagte der Hund: „Was denkst du über meinen Vorschlag? Wirst du ihn annehmen oder nicht?“ „Was für einen Vorschlag meinst du, jüngerer Bruder?“ „Laß uns Freunde werden!“ sagte der Hund. „Ja, schön,“ sagte das Krokodil, „wenn ein kleiner Kerl wie du weiß, was recht ist, wie vielmehr ein älterer wie ich. Also, komm, junger Freund.“ „Abgemacht,“ sagte der Hund. Also wurden die beiden Freunde und unterhielten sich weiter miteinander. „Wer dem anderen untreu wird,“ sagte das Krokodil, „der soll verachtet werden.“ „Abgemacht,“ sagte der Hund.

Nach einer Weile sagte das Krokodil: „Komm, junger Freund, „ich will dir eine Mahlzeit bereiten.“ Also versorgte es den Hund mit Nahrung. Als der Hund genug gegessen hatte, sagte er: „Komm, trag mich hinüber (übers Wasser), alter Freund.“ Also trug ihn das Krokodil hinüber, aber auf halbem Wege hielt es an und sank ins Wasser. Da mußte der Hund sich sehr anstrengen, kam aber doch ans andere Ufer. Sobald er dort angelangt war, tauchte das Krokodil aus dem Wasser auf. Da sagte der Hund: „Du hast den Vertrag gebrochen, alter Bursche.“ „Wieso? Ich war trotzdem doch immer unter dir! Ich wünsche, daß du schwimmen kannst.“ Hätte aber der Hund nicht schwimmen können, so wäre er ertrunken.

So sagte denn der Hund: „Nun komm, alter Bursche, und gehe morgen mit mir fort.“ „An welchem Ort wollen wir uns treffen, junger Freund?“ „Da und da,“ sagte der Hund. „Schön,“ meinte das Krokodil. Am nächsten Morgen führte der Hund es also eine Strecke fort bis dahin, wo der Boden mit den schleppenden Kürbisranken bedeckt war. Er wollte ihm aber heimzahlen, was er an ihm getan. Darum sagte er: „Alter Freund, ich will dir ein Zeichen sagen: wenn ich belle, mußt du fortlaufen, denn dann kommen Leute.“ Nun hatte aber das Krokodil Frau und Kinder mitgebracht. Als nun alle da waren, setzte der Hund ihnen Nahrung vor, aber als sie mitten beim Essen waren, fing er an zu bellen. Also liefen sie alle fort. In den schleppenden Kürbisranken aber verstrickten sich einige der Jungen und wurden getötet.

Als sie ans Wasser kamen, sagte das Krokodil: „Was soll dies heißen, Bursche.“ „Es ist keine Vergeltung, nur kehrt die Vergangenheit zurück (There's no retribution, but the past returns; Sprichwort in Mad.),“ sagte der Hund. Da antwortete das Krokodil: „Wenn meine Nachkommen und Erben nicht von nun an die Hunde vernichten, so möge ich keine Nachkommen haben!“ Und so fing die Feindschaft zwischen Hund und Krokodil an.

Sibree, Folktales of the Malagasy, Folklore Journal 1, 208.

5. Sage aus Unjoro.[1])

Der **Leopard** vertraute seine drei Jungen der Wache des **Hundes** an, indem er ihm versicherte, er werde ihn zum Lohne für diesen Dienst mit Fleisch versehen, jedoch unter der Bedingung, daß er keine Knochen fresse. Die Sache ging eine Zeitlang ganz gut; aber eines Tages gab der Hund der Versuchung nach, vergriff sich an

1) Die Sprache der Wanjoro gehört zu den Bantusprachen.

einem Knochen, und ein Splitter, der sich losgelöst hatte, traf ein Junges am Kopfe und tötete es. Bei der Rückkehr wurde es ihm nicht schwer, die Mutter zu täuschen, indem er die zwei Überlebenden nacheinander zum Säugen trug. Aber bald traf einen zweiten Sohn dasselbe Los. Da sah sich der Hund bloßgestellt, ergriff die Flucht und suchte Schutz bei dem Menschen, der ihm versprach, ihn zu schützen und zu verteidigen, wofern er das Haus nicht verließe. Der Hund versprach es, aber wenige Tage nachher sah er einen Haufen Knochen in geringer Entfernung; da brach er das gegebene Versprechen und ging vom Hause fort. Der Leopard, der seit einiger Zeit nach ihm suchte, um den Tod seiner Kinder zu rächen, erwischte, tötete und verzehrte ihn. Seit jenem Tage hört der Leopard nicht auf, Hunde zu bekriegen und ihr Fleisch zu fressen.

Casati, Zehn Jahre in Äquatoria 2, 41.

6. Sage der Georgia-Neger (Amerika).

Der Bussard geht fischen, und während er einen zweiten Fang tut, stiehlt ihm das **Kaninchen** den vom ersten Fang gefüllten Korb. Mit diesem begegnet es dem Fuchs, dem es sagt, es hätte die Fische mit dem Schwanz aus dem Wasser gefangen, und es fügt hinzu, der lange Schwanz des **Hundes** würde sich besonders gut zum Fischen eignen. Der Hund versucht es, und der Schwanz friert im Eise fest, daß seine Kinder ihn herausbrechen müssen.

Seitdem jagt der Hund die Kaninchen.

Journ. of Am. Folklore 12, 112. Vgl. Bd. IV der Natursagen.

7. Negermärchen aus Nordamerika.

Fuchs und **Hase** arbeiten. Da hören sie von ferne die Gans waschen. Der Fuchs geht sogleich unter irgendeinem Vorwand weg. Der Hase merkt, daß es der Gans wegen ist. Er läuft zur Gans und benachrichtigt sie. Er rät ihr, ein Bündel Wäsche in ihr Bett zu legen und selber auf einen Dachsparren zu fliegen. Sie tut es, und als der Fuchs kommt, läuft er mit dem Bündel davon. Vor der Tür aber steht der Hund, den der Hase benachrichtigt hat, und jagt es ihm wieder ab. Daher die Feindschaft zwischen Hund und Fuchs.

Harris, Nigths with Uncle Remus 23, Nr. I.

8. Aus Finnland.

Die **Maus** ist bei der **Katze** als Schneider. Die Maus lügt, sie bringe keinen Überzieher, keine Hosen, kein Leibchen, keine Tasche, nichts als nur einen Feuerzeugbeutel fertig. Die Katze schlägt die Maus tot. Seit der Zeit sind sie Feinde.

Aus Vehlsalahti mitget. von Herrn Prof. K. Krohn.

9. Aus Madagaskar.

Es heißt, daß einst die **Wildkatze** und die **Ratte** zusammen spielten; die Ratte hütete das Haus, und die Katze war der Jäger. Die Katze ging also auf die Jagd, und die Ratte grub unterdessen ein Loch, ohne daß die Katze es wußte. Nun hielten sie beide miteinander Rat und beschlossen, einen Ochsen zu stehlen. — Also gingen sie auf den Raub aus und verschafften sich einen fetten Ochsen. Die Ratte wurde von der Katze übervorteilt, denn diese aß das Fleisch und gab der Ratte nur die Knochen. Als sie beide gegessen hatten, blieb noch viel übrig. Da bat die Ratte um etwas Fleisch, aber die Katze gab ihr nur die Haut. Dann dörrte die Katze das Fleisch, nähte es in einen Korb, hing es vor den Giebel des Hauses und ging auf die Jagd.

Als die Katze fort war, machte die Ratte ein Loch in den Korb und fraß all das gedörrte Fleisch. Als nun die Katze von der Jagd kam, sagte sie: „Komm, laß uns gedörrtes Fleisch zu unserem Reis essen, mein Freund.“ Aber sieh da, sie fand keins mehr. Da wurde die Katze sehr böse und stürzte sich auf die Ratte, aber die schlüpfte in ihr Loch und entwischte. Da rief die Katze einen Fluch auf sie herab und sagte: „Wer meine Nachkommen auch sein mögen, Ratten müssen sie töten.“ Und darum heißt es, daß die Katzen die Ratten fressen.

Folklore Journal 1, 312.

10. Aus Deutsch-Guinea.

Die **Hyäne** hatte ein Kleines, das starb. Die **Wildkatze** hatte auch ein Kleines, das starb. Die Wildkatze erfaßte Widerwillen gegen ihr Land wie auch die Hyäne, und beide zogen aus, einen besseren Ort zu suchen. Die Hyäne kam an einen Ort und sagte: „Hier wird es gehen. Morgen bei Tagesanbruch will ich das Gras abreißen.“ Die Wildkatze kam zufällig an denselben Ort, der ihr auch gefiel; sie riß das Gras ab und ging fort zum Schlafen. Am nächsten Morgen kam die Hyäne wieder. „Oh,“ sagte sie, „welch schöner Platz! Ich wollte das Gras abreißen, und das Gras hat sich von selbst abgerissen.“ Sie ergriff davon Besitz, kehrte den Boden ab und ging fort. Nun kam die Wildkatze wieder und sagte: „Oh, welch schönes Land! Ich wollte den Boden abkehren, und der Boden hat sich selbst abgekehrt.“ Sie schlug einige Bäume ab, legte sie auf den Boden und ging fort. Die Hyäne kam wieder, pflanzte die Stämme in den Boden und ging zum Schlafen fort. Als die Wildkatze wiederkam, sagte sie: „Die Bäume haben sich selbst eingepflanzt.“ Sie schnitt einige Bambusrohre ab und legte sie auf den Boden. Die Hyäne kam und befestigte sie an den Baumstämmen. Als die Wildkatze wiederkam, sagte sie: „Ah, die Bambusstäbe haben sich von selbst befestigt.“ Dann nahm sie Gras und bedeckte das Haus damit. „Wie kommt das?“ sagte die Hyäne, als sie ankam, „das Haus ist fertig.“ Sie teilte das Haus in zwei Teile, nahm den einen für sich und den anderen für seine Frau. Als die Wildkatze wiederkam, sagte sie: „Gut, das Haus ist in zwei Teile geteilt, ich will diesen Teil für mich behalten und den anderen für meine Frau lassen. In fünf Tagen will ich alles, was ich habe, hierherbringen und das Land anbauen.“ Die Hyäne aber beschloß dasselbe. Als der fünfte Tag gekommen war, nahm die Wildkatze alles, was ihr gehörte, und kam mit ihrer Frau. Die Hyäne tat dasselbe. Sie ging in ein Zimmer und die Wildkatze in das andere. Jeder glaubte, daß niemand weiter im Hause sei. Zur selben Zeit zerbrachen sie beide etwas und sagten: „Wer zerbricht da etwas im Nebenzimmer?“ Und beide entflohen. Sie liefen so weit wie von Ketu nach Amontino, und dann begegneten sie sich. „Was machst du, Hyäne?“ fragte die Wildkatze. „Ich habe ein Haus gebaut,“ sagte sie, „und etwas hat mich verjagt, ich weiß nicht, was.“ „Das ist mir auch passiert,“ sagte die Wildkatze, „ich habe Bäume abgeschlagen, und die Stämme haben sich von selbst gepflanzt.“ Die Hyäne sagte: „Ich habe einen Platz gefunden, der mir gefiel, und ich wollte das Gras abreißen, aber als ich ankam, hatte sich das Gras von selbst abgerissen.“

Da fingen Wildkatze und Hyäne wieder an zu laufen.

Seitdem können sie einander nicht leiden.

Basset, Contes d'Afrique, p. 210.

11. Sage der Bornu.

Die **Katze** verließ ihr Haus, ging zum **Huhn** und sagte zu ihm: „Laß uns Freundschaft machen!“ Das Huhn antwortete der Katze: „Werd' ich dir als Freund

recht sein?“ Die Katze sagte: „Ja!“ und ging weg; als sie aber eine Weile daheim gesessen hatte, schickte sie ihr Kind zum Huhn, indem sie sprach: „Geh und sage dem Huhn, daß es morgen bei Zeiten aufstehen, zu mir kommen und mich zur benachbarten Stadt begleiten solle.“ Das Kind machte sich auf, ging zum Huhn und grüßte es. Das Huhn erhob sich und fragte: „Du, Katzenkind, kommst du in Frieden zu mir?“ Das Katzenkind erwiderte: „Ich komme in Frieden. Meine Mutter hat mich zu dir geschickt.“ Das Huhn sprach zum Katzenkind: „Sag' mir, weshalb deine Mutter dich zu mir geschickt hat. Laß mich's wissen.“ Nachdem das Katzenkind es dem Huhn erzählt hatte, sagte dieses: „Ich will nun gehen!“ stand auf und ging nach Hause.

Als es gegangen war, erhob sich das Huhn, rief eines ihrer Kinder herbei und sagte: „Geh und frage die Katze, um welche Zeit wir zur Nachbarstadt gehen sollen!“

Als sich das Kind bereits auf den Weg machte, rief die Mutter es nochmals zurück und sprach: „Komm zurück, ich muß dir noch etwas sagen.“ Das Kind kehrte um, und als es zu seiner Mutter kam, sagte diese zu ihm: „Wenn du zur Katze gehst, mach' deine Ohren hübsch auf und höre gut zu, was sie sagt, und komm und sage mir's wieder.“

Das Kind ging zur Katze und begrüßte sie, und als die Katze sich erhob und zu ihr herauskam, stand das Kind des Huhnes vor ihr. Die Katze fragte das Hennenkind: „Warum schickt dich deine Mutter zu mir?“ Das Hennenkind sagte: „Meine Mutter sagt, ich soll kommen und dich fragen, wie frühe wir zur Nachbarstadt gehen sollen.“ Die Katze sprach zum Hennenkind: „Geh und sag' deiner Mutter, sie solle beim Hahnenschrei aufstehen und zu mir kommen; es wird sie schon niemand fressen.“ Das Hennenkind kehrte zur Mutter zurück und sagte zu ihr: „Höre, ich ging zur Katzenwohnung, wohin du mich schicktest, und komme nun zurück.“ Die Henne sprach zum Kind: „Was sagte die Katze? Laß mich hören, welche Worte sie sprach.“ Das Kind antwortete: „Liebe Mutter, die Worte, die die Katze sprach, sind diese: Geh und sage deiner Mutter, sie solle beim Hahnenschrei zu mir kommen, daß wir gehen können; es wird sie schon niemand fressen!“ Die Mutter, das Huhn, sagte zu ihren Kindern: „Liebe Kinder, legt euch zu Bett, denn ich habe nun gehört, was die Katze gesagt hat.“ Die Kinder der Henne gehorchten ihrer Mutter, gingen und legten sich zu Bett, und auch die Mutter ging zur Ruhe. Sie schliefen, bis der Hahn krähte. Und als die Katze das hörte, stand sie auf, machte sich fertig und wartete auf das Huhn. „Möge es kommen,“ dachte sie, „daß wir gehen können.“

Der Hahn krähte zum zweitenmal, und die Katze sah auf den Weg hinaus, den das Huhn kommen mußte. „Möge es kommen,“ dachte sie, „daß wir gehen können.“ Aber die Henne stand daheim noch nicht auf, und der Tag brach an.

Als es Tag geworden war, machte sich die Katze auf, ging zum Hause des Huhnes und sagte zu ihm: „Huhn, du schicktest dein Kind zu mir und fragtest, wann wir aufbrechen würden, und ich sagte zu deinem Kind: 'Geh und sag' deiner Mutter, sie solle kommen, wenn der Hahn kräht, daß wir gehen können.' Hat es dir nicht erzählt, was ich gesagt habe, daß du noch daheim sitzest, wiewohl es Tag geworden ist?“ Das Huhn sprach zur Katze: „Schwester Katze, wenn du mich zum Freund zu haben wünschest, so laß mich niemals zur Nachtzeit aufstehen und herauskommen.“ Die Katze sagte zum Huhn: „Was fürchtest du, daß du sagst: 'Ich will niemals bei Nacht herauskommen?' Was ist dir im Wege?“

Das Huhn hörte zu, was die Katze sprach, machte sich fertig, rief ihre Kinder

und sagte: „Kommt und laßt uns die Katze zur Nachbarstadt begleiten.“ Alle Kinder erhoben sich, und als sie sich auf den Weg gemacht hatten, ging die Katze voraus, und als sie ein wenig gegangen war, ergriff sie zwei Kinder der Henne, und die Henne sah, daß die Katze zwei ihrer Kinder packte. Da sagte die Henne zur Katze: „Schwester Katze, wir haben uns kaum auf den Weg gemacht, und du packst zwei meiner Kinder?“ Die Katze erwiderte: „Deine zwei Kinder, die ich nahm, haben nicht Kraft genug zu gehen; deshalb nahm ich sie an meine Brust, daß wir weiter gehen können.“ Das Huhn sagte zur Katze: „Wenn du so handelst, müssen wir unsere Freundschaft auflösen.“ Die Katze erwiderte: „Wenn du keinen Freund haben willst, werd' ich dich nicht nach Hause gehen lassen.“

Und als nun das Huhn umkehren wollte, machte die Katze einen Sprung und packte das Huhn beim Kopf, worauf es um Hilfe schrie. Alle Leute aus der Stadt hörten es, machten sich auf und rannten herzu; wie sie nun zur Stelle kamen, hielt die Katze den Kopf der Henne fest. Aber als sie die Leute aus der Stadt sah, ließ sie das Huhn los, rannte weg und barg sich im Walde.

Da stand nun das Huhn, und die Leute aus der Stadt sagten zu ihm: „Du Närrin, bist du — eine Henne! — mitgegangen und hast mit der Katze Freundschaft gemacht? Wenn wir nicht dein Schreien gehört hätten und zu dir gekommen wären, würde sie dich getötet und all deine Kinder in den Wald geschleppt haben!“ Das Huhn sprach zu den Leuten: „Gott segne euch! Ihr habt mich aus dem Maul der Katze gerettet.“ Die Leute aus der Stadt sagten zu ihm: „Heut' hat unser Herrgott dich noch befreit, aber in Zukunft mach' nicht wieder Freundschaft mit der Katze. Die Katze ist zu schlau für dich, nimm dich fürderhin vor ihr in acht!“

Ich habe alte Leute sagen hören, daß die Katzen und die Hühner an diesem Tage ihre Freundschaft aufgelöst haben.

Koelle, African native literature, S. 154.

12. Sage der Bornu.

Eine ausführliche Erzählung berichtet, wie die **Buschziege** [Antilopenart] das Fürchten lernt. Dabei wird durch die **Spinne** die Wut des **Leoparden** gegen sie erregt, die Buschziege ihm zugetrieben und von ihm getötet. Seit jenem Tage stellt der Leopard den Buschziegen nach.

Die Kinder der getöteten Buschziege aber gingen zur **Katze** und erzählten ihr, was für eine schlechte Person die Spinne sei, die ihre Mutter ins Unglück gebracht habe. Seit jenem Tage stellt die Katze der Spinne nach und frißt sie, wo immer sie sie findet.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 108—114 = Schlenker, Collection of Temne Traditions, p. 73—87 (London 1861).

13. Aus Finnland.

Die **Katze** und der **Hase** begaben sich einstmals zusammen auf die Wanderschaft. „Was für Beute wollen wir nun zuerst im Walde suchen?“ fragte der Hase, und die Katze antwortete: „Ich fange das Wild, das mir zuerst begegnet.“ „Bist du imstande, alles zu nehmen?“ fragte der Hase. „Ich fürchte mich nicht; wenn ich kann, nehme ich alles,“ entgegnete die Katze, „ich werde schon geschickt genug sein, um alles zu fangen.“ Darauf kam eine Spitzmaus über den Weg. „Nimmst du dies Tier?“ fragte der Hase. „Nein,“ sagte die Katze, „das mag ich nicht, es ist zu wenig für mich.“

Als sie ein Stück weiter gegangen waren, kam eine Maus daher. Der Hase sah sie zuerst, dann die Katze. „Johann, willst du dieses Tier jetzt fangen?“

fragte die Katze. „Nein, das will ich nicht, es ist so schwer, es zu verfolgen.“ „Laß mich nur mein Gewehr reinigen, und dann werde ich es tun,“ sagte die Katze. Sie leckte ihre Pfoten und wusch damit ihre Augen. „Johann, sieh, wohin der Schuß geht.“ Johann riet ihr, richtete das Gewehr, und sie ging langsam vorwärts. „Wirst du sie auf diese Weise erlegen?“ fragte der Hase. „Ganz so nehme ich sie,“ sagte die Katze. Als sie an den Ort kamen, schoß sie das Gewehr ab und fragte den Hasen: „Konnte man Pulverdampf sehen?“ Man konnte weder Pulver noch Rauch noch sonst irgend etwas sehen.

„Aber auf welche Weise willst du jetzt deine Beute kochen?“ „Soll man dies kochen oder braten?“ sagte die Katze; „es ist zart genug, es auch so zu essen, wie es ist.“ Da sagte der Hase: „Für mich ist es so nicht genießbar.“ Die Katze biß darauf den Kopf der Maus entzwei und sagte: „Man muß mit dem Kopf anfangen bei Tieren, die man im Walde fängt.“

Darauf verzehrte sie die Maus ganz und gar, so daß nichts übrig blieb als Darm und Magen. Der Hase fragte: „Warum läßt du einen Rest?“ Die Katze sagte: „Ich bin an schieres Fleisch gewöhnt.“

Sie gingen nun in einen Espenwald. Die Katze fragte: „Was sollen wir hier machen?“ „Ich nehme mir hiervon Mehl.“

Und er begann an der Espe zu nagen und langsam zu beißen. Da sagte die Katze: „Du läßt ja auch nur den abgeschälten Baumstumpf übrig, du frißt alles, was nur zu fressen ist.“ Der Hase aber sagte: „Ich bin noch gutmütig, wiewohl ich die Rinde zernage; wenn der Baum verdorrt, erhält man gutes Brennholz für die Frauen.“

Die Katze sagte darauf: „Du bekommst ja niemals Kuhmilch, aber ich bekomme welche, mir gehört der vierte Teil des Ertrages eines Kuheuters.“ (Vgl. ob. S. 72 f.) Da sagte der Hase: „Nein, das bekomme ich nicht, sondern ich habe reichlich Brotnahrung; im Sommer erhalte ich von dem Gerstenfeld des Säers und Pflügers einen Teil, und im Winter habe ich mein Mehl von den Windmühlen, und wenn dann der Wind die Mühle treibt, so rasselt und klappert es, damit ich mich zur betreffenden Stelle hinfinden kann.“ Da sagte die Katze: „Aber ich nehme auch Teil daran, wenn ich dahin komme; mir gehört auch ein Teil des Gerstenfeldes; wenn dorthin ein feindliches Tier kommt, welches zu viel von der Gerste fressen will, so lassen mich der Säer und Pflüger das Tier töten.“ Als das der Hase hörte, sagte er: „Dann gehe ich nicht mit dir weiter auf die Wanderschaft, du bist ja mein Feind!“

Und so trennte sich der Hase von der Katze. Und wenn nun die Katze irgendwo einen Hasen sieht, so ist sie so tüchtig, daß sie ihn mit beiden Pfoten fest am Genick packt und tötet, den Kopf zerquetschend, und sie frißt ihn und läßt nur den Magen übrig.

Krohn, Suom. Kansaus. 1, Nr. 173.

13a. Parallele zu dem finnischen Märchen vom gemeinsamen Essen:

Der Fuchs und der Pavian machten einen Streifzug und vereinbarten: „Was immer wir finden, essen wir gemeinschaftlich.“

Auf dem Wege kamen sie zu einer Sykomore mit reifen Früchten. Der Pavian stieg hinauf und sprach: „Iß da, Fuchs!“

„Ich für meinen Teil esse da nicht,“ sagte der Fuchs.

Der Pavian erwiderte: „Wie lautet denn unsere Vereinbarung? Was wir finden, essen wir gemeinschaftlich! War es nicht so?“

„Ich wenigstens esse nur Fleisch. Sagte ich dir etwa: Wir wollen Früchte essen?“ sagte der Fuchs.

Der Pavian erwiderte: „Sagte ich dir etwa: Wir wollen Fleisch essen? Sagten wir denn nicht: Was immer wir finden, essen wir gemeinschaftlich?“

„Ich wenigstens esse nur Fleisch. Früchte mögen für Affen gut sein,“ sprach der Fuchs.

„Nun, so laß es,“ sagte der Pavian, aß seine Feigen, und da er satt war und sie weiterzogen, kamen sie zu einem reifen Maulbeerbaum.

„Iß jetzt, Fuchs,“ sagte der Pavian.

„Mein Essen ist das nicht,“ erwiderte der Fuchs und setzte sich. Der Pavian aber aß wiederum.

„Ich gehe heim,“ sagte der Fuchs. Auch der Pavian kehrte heim, nachdem er den ganzen Tag gegessen hatte, und stieg, um zu schlafen, auf seine Felswand. Der Fuchs aber kam zum Löwen.

„Nun, wo ist denn eure Beute?“ fragte ihn der Löwe.

Der Fuchs erwiderte: „Der Pavian führte mich zu Früchten. Obwohl ich ihm sagte: Führe mich zum Standort der Kühe, führte er mich nur zu Früchten. Er selbst aß. Mich aber ließ er verhungern. Nun komme ich verhungert an. Den Pavian aber ließ ich dort.“

Der Löwe sprach dann, auf daß der Fuchs sich freue — innerlich lachte er über ihn —: „Wart', du Pavian! Meine Tochter, den Fuchs, ließest du hungern? Getröste dich! Ich bin dein Vater.“

So blieben sie beisammen.

Reinisch, Die Bilinsprache 1, 220 f. Vgl. 230 f.:

Der Hornrabe und der Fuchs ziehen miteinander auf die Streife. Der Hornrabe erlegt eine Schlange und ißt sie, der Fuchs geht leer aus und beklagt sich beim Löwen. Dieser gibt ihm die Lehre: man könne nur mit seinesgleichen anständig leben.

14. Aus Indien.

Alle **Katzen** sind Tanten der **Tiger**, und die Katze in dieser Geschichte war die Tante des Tigers in dieser Geschichte. Sie war die Schwester seiner Mutter. Als die Mutter des Tigers im Sterben lag, rief sie die Katze zu sich, und indem sie ihre Pfote ergriff, sprach sie: „Wenn ich tot bin, mußt du für mein Kind sorgen.“ Die Katze antwortete: „Das will ich!“ Und die Tigermutter starb. Sprach der Tiger zur Katze: „Tante, ich bin sehr hungrig. Geh' und hol' etwas Feuer. Wenn ich gehe, die Menschen um Feuer zu bitten, fürchten sie sich vor mir und laufen weg und wollen mir nichts geben. Du aber bist so ein kleines Geschöpf, daß kein Mensch vor dir Angst hat, und so werden sie dir Feuer geben, und dann mußt du mir's bringen.“ „Nun gut,“ sagte die Katze, machte sich auf und ging in ein Haus, wo die Leute gerade beim Mittagessen waren. Sie hatten die Knochen weggeworfen, und die Katze begann sie zu essen. Dieses Haus stand aber in der Nähe des Ortes, wo der Tiger lebte, und während er um die Ecke blickte, sah er, wie die Tante die Knochen aß. „Oh,“ sagte er, „ich schickte meine Tante aus, Feuer zu holen, daß ich mein Mittagessen kochen könnte — denn ich bin sehr hungrig — und nun sitzt sie da und ißt die Knochen und denkt gar nicht mehr an mich.“ Darauf rief der Tiger laut: „Tante, ich schickte dich aus, Feuer zu holen, und da sitzt du und ißt die Knochen und läßt mich hungern. Wenn du je wieder in meine Nähe kommst, werde ich dich sofort töten.“ Da rannte die Katze weg, indem sie

schrie: „Ich will nie wieder zum Tiger zurückkehren, denn er wird mich töten!“ Seitdem fürchten sich alle Katzen vor dem Tiger oder allem, was ihm ähnlich ist. Und darum lief die Katze in der folgenden Geschichte fort, so schnell sie konnte, als sie ihren Neffen, den Tiger, mit dem Menschen kämpfen sah.

[Es folgt eine unätiologische Geschichte. Um das Weglaufen der Katze darin zu erklären, ist obige Geschichte vorher erzählt.]

Maive Stokes, Indian Fairy Tales 1880, S. 15 ff.

15. Sage der Kongoneger.

Der **Leopard** wettete einst um sein Leben, daß die **Antilope** ihn nicht finden würde, wenn er sich versteckte. „Gut,“ sagte die Antilope, „die Wette nehme ich an. Geh und verstecke dich.“ Da ging der Leopard in die Wälder und versteckte sich. Die Antilope suchte ihn und fand ihn nach kurzer Zeit. Der Leopard war sehr böse auf die Antilope und sagte, nun solle sie nur gehen und sich verstecken; sie werde schon sehen, wie schnell er sie finden würde. Der Antilope war es recht, aber sie sagte dem Leopard, sie würde ihn töten.

So machte sich nun der Leopard auf die Suche nach der Antilope. Er durchsuchte alle Wälder, aber er konnte sie nicht finden. Zuletzt, als er ganz erschöpft war, sagte er: „Ich bin zu dick, um noch mehr zu laufen, und ich bin auch sehr hungrig. Ich will von diesen nonje-Nüssen pflücken, sie zu meinem Wohnort tragen und dort verzehren.“ Damit füllte er den Sack, den er unter dem Arm trug, und ging nach Hause. Dort angekommen, beschloß er, alle seine Leute zusammenzurufen und die Antilope nach dem Frühstück weiter zu suchen. Also schlug er den ngongo und befahl seinem Volke, von dem neugeborenen Kind bis zu den Kranken, die in der Hängematte getragen werden müssen, sich zu versammeln. Als alle versammelt waren, befahl er seinen Sklaven, die Nüsse zu knacken. Aber aus der ersten Nuß sprang ein wunderschöner Hund heraus. Nun war der Leopard mit vier Frauen verheiratet. Mit einer nach allgemeiner Zustimmung, mit der zweiten nach dem Boomba Ritus, mit der dritten nach dem Funzi Ritus, mit der vierten nach dem Lembe Ritus. Jede dieser Frauen hatte ihre Kochhütte. Als nun der Hund aus der Nuß sprang, lief er in die Hütte der ersten Frau. Sie schlug ihn, daß er fortlief. Dasselbe taten die zweite und dritte Frau. Die vierte tötete ihn. Als der Hund starb, verwandelte er sich in ein schönes Mädchen. Als der Leopard sie sah, sehnte er sich, sie zu heiraten, und bat sie gleich, seine Frau zu werden. Das schöne Mädchen antwortete: „Töte erst die vier Frauen, die den kleinen Hund getötet haben.“ Der Leopard tötete sie sogleich. Dann sagte das Mädchen: „Wie kann ich einen Mann mit solch schrecklichen Nägeln heiraten! Bitte, laß sie herausnehmen.“ Der Leopard liebte das Mädchen so sehr, daß er ihr willfahrte.

„Was für schreckliche Augen hast du, mein lieber Leopard! Ich kann nicht leben, wenn mich diese Augen ansehen. Bitte, nimm sie heraus.“

Der Leopard seufzte und gehorchte.

„Ich sah noch nie so häßliche Ohren, warum läßt du sie nicht abschneiden?“

Der Leopard ließ sie schneiden.

„Du hast sicher die plumpesten Füße, die man auf Erden sehen kann. Kannst du sie nicht abhacken lassen?“

Voll Verzweiflung ließ der Leopard sie abhacken.

„Und nun, mein lieber, lieber Leopard, bitte ich dich nur noch um eins. Hast du noch nicht bemerkt, wie häßlich deine Zähne sind, wie sie dich entstellen? Bitte, laß sie ausziehen.“

Der Leopard war schon sehr schwach, aber er war so bezaubert von dem Mädchen und hoffte, daß er sie durch dieses letzte Opfer erringen würde, daß er aus der Kochhütte einen Stein bringen und die Zähne heraushauen ließ.

Nun sah das Mädchen, daß der Leopard im Sterben lag.

Da verwandelte sie sich in eine Antilope und redete ihn so an: „Lieber Leopard, du wolltest mich töten, statt mir, wie versprochen, dein Leben zu geben, als ich dich gefunden hatte. Sieh, wie ich dich überlistet habe. Ich habe dich und deine Familie vernichtet."

Darum tötet der Leopard jetzt die Antilope, sobald er sie sieht.

Dennett, Folklore of the Fjort, p. 71.

16. Aus Angola.

Das Junge der **Ziege** kommt immer zum Jungen des **Leoparden** zum Spielen. Der alte Leopard hört davon und rät dem Jungen, das Ziegenjunge beim Spiel in einen Sack kriechen zu lassen und zu töten. Der kleine Leopard versucht es mehrmals, läßt die Ziege aber immer heraus, wenn sie droht, den Sack zu beschmutzen. Zuletzt sagt sie zum Leoparden, er solle nun einmal in den Sack gehen und tötet ihn. Sie verhüllt sich und läßt den alten Leopard seinen Sohn essen, dann läuft sie fort.

Seitdem haßt der Leopard die Ziegen.

Chatelain, Folktales of Angola, p. 191.

17. Sage der Batéké (frz. Kongogebiet).

Der **Panther**, der **Hund** und die **Schildkröte** hatten zusammen eine Reise gemacht, aber Mangel an Lebensmitteln herrschte im Lande. Außerdem lief der Hund den ganzen Tag im Walde herum, und da die Schildkröte vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne schlief, hatten sie nichts gepflanzt. Nun schrieen aber der Hund und seine Kinder vor Hunger, während die Schildkröte mit den ihrigen wohl gedieh. Es geschah, daß ein junger Hund eine kleine Schildkröte sah, die die Frucht einer wilden Mangostane aß. Als sie gefragt wurde, wo die Frucht herkäme, erzählte sie, daß die Schildkröte, ihre Mutter, jede Nacht einen großen Sack mitnehme und ihn vor Tagesanbruch voll dieser köstlichen und nahrhaften Früchte wiederbringe. Der Hund, der dies von seinem Jungen hört und die Schlechtigkeit der Schildkröte kennt, hütet sich wohl, sie um ihr Geheimnis zu befragen. Er benutzt den Schlaf der Schildkröte, um einen Sack voll Asche anzubinden, in den er ein Loch gemacht hat. Am nächsten Morgen folgt er ihrer Spur. Er kommt zu einem großen Baum und überrascht sie, wie sie ihren Sack füllt. „Unglücklicher, was machst du hier?" sagt sie, sobald sie ihn erblickt. „Dieser Baum gehört dem Häuptling des Dorfes, das du hier sehen kannst, und wenn er dich überraschte, so würde er dich töten. Da du mein Geheimnis nun kennst, verrate es niemandem; wir werden teilen. Aber sei so still du kannst, damit der böse Häuptling oder eins seiner Kinder unsere Gegenwart an diesem Ort nicht bemerke." Der Hund verspricht, nicht zu bellen, aber wie ein Windstoß die Zweige der Mangostane schüttelt und eine große Frucht ihm gerade auf die Nase fällt, stößt er ein klägliches Geheul aus. „Wir sind verloren," sagt er, indem er sich davon macht. Die Schildkröte weiß das wohl, sie macht die größten Anstrengungen, um sich von dem verhängnisvollen Baum zu entfernen. Aber ach! es ist zu spät. Die Dorfleute kommen herbeigelaufen und bemächtigen sich ihrer. „Da ist also unser Dieb," sagt der Häuptling, „man führe sie ins Dorf, morgen wird man ihr den Hals abschneiden und ihr Fleisch

den Frauen zu kochen geben." Der Befehl wird sogleich ausgeführt, und die Schildkröte wird in eine feste Kiste verschlossen, um den Morgen zu erwarten. Der Häuptling und seine Leute kehren zurück, ohne sie zu bewachen. Ein Kind des Häuptlings tritt in das Haus und hört die kläglichen Seufzer, die die Schildkröte ausstößt. „Ich ersticke, ich ersticke!" ruft sie dem Kind zu. „Warum schließt ihr mich hier ein? Ich kann kaum atmen, und wenn ich während der Nacht sterbe, wird mein Fleisch schlecht sein. Ich versuche nicht, mich zu retten, und wenn du gut bist, sperre mich in den alten Korb ein, den ich gesehen habe, als ich hereinkam." Das Kind, das die Bosheit der Schildkröte nicht kennt, tut, was sie verlangt. Kaum ist die Schildkröte aus der Kiste heraus, als sie anfängt, den Korb zu benagen, und in kurzer Zeit ist sie wieder frei. Sie entflieht, und der Tag findet sie in tiefstem Dickicht. Seit Abend hat sie nichts gegessen oder getrunken. Ermüdet ruht sie sich am Fuß eines Palmbaums aus, in dessen Zweigen der Panther eine Kürbisflasche befestigt hat, um den Palmwein einzuernten. Die Schildkröte überlegt sich hunderterlei, um sich der kostbaren Flasche zu bemächtigen, aber alle sind unausführbar. Die Antilope streicht in der Umgegend umher, die Schildkröte ruft sie: „Ich möchte gern von diesem Palmwein trinken, aber ich kann diesen Baum nicht erklettern, nimm mich auf deine Hörner und klettere hinauf. Wir wollen zusammen austrinken, was in der Flasche ist. Der Baum gehört dem Panther, der tagsüber in seinem Hause ruht und schläft." Die Antilope klettert in den Gipfel des Baumes mit der Schildkröte auf dem Kopfe, und beide beginnen den Inhalt der Kürbisflasche zu leeren. Unglücklicherweise hatte der Panther beschlossen, sich ein wenig zu berauschen, und kam, um seinen Baum zu besuchen. „Halt," sagt er, als er die Antilope sieht, „ich glaube, ich habe für andere gearbeitet. Aber du mußt heruntersteigen, und ich werde dich fressen." „Wozu all dieser Zorn," antwortet die Antilope, „ich bin dein ergebener Diener, und als ich dich kommen sah, kletterte ich auf den Baum, um dir die Mühe zu ersparen. Sieh mir ins Gesicht, so wirst du sehen, daß ich nicht lüge." Der Panther hebt den Kopf und bekommt die Schildkröte ins Gesicht, die die Antilope fallen läßt. Dem Panther wird die Nase plattgedrückt, und zwei Zähne zerbrechen Die Antilope benutzt seine Bestürzung, um zu entfliehen, während die Schildkröte betäubt am Fuße des Baumes liegt. „Ah, bei meiner Mutter!" ruft der wütende Panther, „der Diebe waren zwei, ich habe einen, der mir für beide bezahlen wird." Er vertraut die Schildkröte seinen Kindern an, um sie den Frauen zu bringen, die eine für die Zähne ausgezeichnete Brühe davon machen sollen. Auf dem Weg zum Dorfe sagt die Schildkröte zu den Kindern: „Wartet einen Augenblick auf mich, ich will in dies Buschholz gehen, um ein Bedürfnis abzumachen." Die Kleinen des Panthers setzen sich an den Rand des Weges, um sie zu erwarten. Die Schildkröte, die wieder befreit ist, geht zum Dorf und sagt zu den Frauen des Panthers: „Ich bin eben eurem Manne begegnet, der sich zu einer großen Beratung begab. Er bat mich, ihm seinen Hut und den hübschen Schurz, den ihm die Weißen von der Küste geschickt haben, zu bringen. Er will auch ein Auge von jeder von euch, um seinen Fetischdienst abzuhalten, damit die Beratung ihm günstig sei." Die zitternden Frauen geben ihm Hut und Schurz, retten sich aber in die Tiefe des Waldes, um ihre beiden Augen zu behalten. Das wollte aber die schlaue Schildkröte gerade. Sie benutzte ihre Abwesenheit, um sich eines großen Elefantenzahnes zu bemächtigen, den der Panther in nächster Zeit an die Küste schicken wollte. Die Schildkröte macht sich nun, aufgeputzt mit dem Hut und dem herrlichen Schurz des Panthers, zusamt ihren Frauen und Kindern, die den Zahn tragen, auf den Weg nach der Küste. Beim Tauschen

gaben ihr die Weißen in der Faktorei Waren, und sie ging fort und lebte glücklich in einem anderen Land, wo Überfluß herrscht, und wo man viel Fleisch ißt. Als der Panther wieder ins Dorf kam und merkte, wie ihm von der Schildkröte mitgespielt worden war, so daß er zum Gespött der Kinder des Nachbardorfes wurde, da starb er vor Wut in drei Tagen und ließ seinen Kindern die Aufgabe, ihn zu rächen.

Wenn ihr im Walde das weiße Skelett einer Antilope oder den leeren Rückenschild einer Schildkröte seht, so heißt das, daß die Rache des Panthers noch nicht befriedigt ist, und daß die Blutrache fortdauert.

Basset, Contes d' Afrique, p. 384.

18. Sage der Eskimos an der Beringstraße.

Ein Grashalm ist unzufrieden mit seinem Lose zur Zeit, da die Gräser gesammelt werden, und wünscht sich, ein Kraut zu werden. Der Wunsch geht in Erfüllung (Näheres darüber fehlt). Als auch die Kräuter von Frauen gesucht werden, möchte er zur Maus werden und wird es. Als einst die Eule ihr Leben bedroht, wünscht sie eine Eule zu werden und wird es. Als sie einmal beim Fliegen sehr müde wird, wünscht sie zuletzt ein Mann zu werden und wird es. Als solcher nennt sie sich Chunuluhk. Dieser hilft sich nach Robinsonart durchs Leben und hat solche Kraft, daß er Renntiere mit den Händen fängt. Als er alles Notwendige beisammen hat, fühlt er sich einsam, geht auf die Wanderung und findet einen anderen Menschen, der gleichfalls allein haust. Zuerst leben sie sehr gut miteinander, dann wird aber der andere auf Chunuluhks Kraft eifersüchtig, und sie trennen sich. Dabei verwandelt sich Chunuluhk in einen **Vielfraß**. Der andere wird zum grauen **Wolf**. Bis heute wandern sie im selben Lande, aber niemals zusammen.

Inhaltsangabe nach der ausführlich und gut erzählten Sage bei Nelson, The Eskimo about Beering Strait, S. 505. Der erste Teil der Sage — die Verwandlungen — ist wohl indischer Herkunft. Vgl. Hertel, Tantrākhyāyika III, IX (Bd. 2, 125) u. die Nachw. Bd. 1, 138.

19. Aus dem Sudan.

Die **Hyäne** war einst beim **Esel** zu Gast geladen. Doch das Essen mundete ihr nicht, immer schaute sie den Esel wieder an, so daß dieser sie endlich fragte: „Warum langst du nicht zu, Base? Hast du etwa Furcht vor mir?“ Die Hyäne erwiderte: „Du hast so lange Hörner, wie der Büffel, und ich fürchte, du könntest mich, wie dieser einst, verwunden.“ „Du brauchst dich nicht zu fürchten,“ sagte hierauf der Esel; „was du für Hörner hältst, sind Ohren. Überzeuge dich selbst dadurch, daß du ein Stückchen von ihnen kostest.“ Die Hyäne kostete und fraß beide Ohren ab. So hatte der Esel durch eigene Dummheit der Hyäne die Furcht genommen und wird seit jener Zeit von ihr verfolgt und gefressen.

Globus 39, 382.

20. Sage der Bilin (Afrika).

Die **Hyäne** kam zum **Esel**; dieser aber spitzte seine Ohren, als er sie erblickte. Da entfloh sie.

Den folgenden Tag kam die Hyäne abermals zum Esel. Wiederum spitzte er seine Ohren vor der Hyäne. Diese aber blieb vor Angst stehen.

„Fürchte dich nicht und sei nicht so dumm. Ich habe ja gar nichts,“ sagte der Esel zur Hyäne. Da legte er seine Ohren, die er gespitzt hatte, wieder zurück und sagte: „Das da ist's. Glaube ja nicht, daß sie stechen!“

Da fraß die Hyäne den Esel.

Ehedem hatte sie Respekt vor den Ohren. Jetzt aber wird der Esel deshalb gefressen. So verhält es sich mit dem Esel und der Hyäne.

Leo Reinisch, Die Bilin-Sprache 1, 198 f.

21. Sagen der Bornu.

a) [**Hyäne** und **Schakal** geraten wegen Beuteteilens in Streit. Die Hyäne wird gewalttätig, der Schakal weiß sie durch Drohungen für alle Zeiten einzuschüchtern.] Seit der Zeit weichen sich Hyäne und Schakal stets aus, sooft sie einander im Walde begegnen.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 87—92 = Koelle, African Native Literature, p. 41—45 (London 1854).

b) [**Wiesel** und **Hyäne** schließen Freundschaft. Als die Hyäne mit erlegtem Wild zum Wiesel kommt, weiß dieses es durch List einzurichten, daß es die Beute für sich allein behält, die Hyäne aber den Schwanz und ein Ohr verliert.] Seit jenem Tage war die Freundschaft zwischen der Hyäne und dem Wiesel zu Ende.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika S. 99 = Koelle, African Native Literature, p. 45.

22. Sage der Bilin.

Die **Kühe** gehörten ehedem, und zwar seit ihrer Schöpfung an, der **Hyäne**. Die Hyäne aber dang als Hirten den Menschen.

Der Mensch nun, nachdem er den Tag über gehütet hatte, kehrte allabendlich mit einer Holzladung zum Zweck der Feuerung heim, und jedesmal lief da die Hyäne davon. Nach einer kleinen Weile kehrte sie aber stets wieder zu ihrem Lager zurück. Der Hirt nun erwog diesen Umstand und dachte sich: „Ich werde die Hyäne ganz verjagen und die Kühe dann selbst nehmen", packte wieder Holz auf und kehrte heim. Die Hyäne aber stand auf und entfloh. Hierauf setzte ihr der Hirt nach und verjagte sie. Da sprach bei sich die Hyäne: „Meine Rache treffe dich, da du mich verjagt hast; von jetzt an werde ich das Euter der Kuh fressen und werde ihr Hinterteil herausfressen. Wart' du nur, der du mich von meinen Kühen verjagt hast!" (Aus dem Bogoslande.)

Leo Reinisch, Die Bilinsprache 1, 67 f.

23. Sage der Yao (Deutsch-Ostafrika).

Die Wayao geben allgemein an, daß der **Hyänenhund** in Rudeln jagend auch **Löwen** und **Leoparden** angreife und diese sich vor ihm fürchten. Der Grund hierfür findet sich in einer Erzählung, in der Hyänenhund und Leopard in Streit geraten und der Löwe, aus Furcht vor dem Leoparden, das Urteil fällt, daß dieser nicht schuldig sei. Auch die übrigen versammelten Tiere schweigen.

Da stand die Schildkröte auf und sprach: „Hyänenhund, du hast die Wahrheit gesprochen; der Leopard ist schuldig. Aber die anderen haben Furcht vor ihm, darum sprechen sie nicht gerecht. Wohlan! Geh deines Weges, Hyänenhund! Aber wenn ihr zusammenkommt, du, o Löwe, und der Hyänenhund, dann wird der Löwe fliehen; und wenn der Leopard zusammenkommt mit dem Hyänenhund, so wird er fliehen, sobald er seine Stimme hört, ja sogar auf die Bäume klettern!"

Man ging auseinander. Aber seit diesem Tage fliehen Löwe und Leopard vor dem Hyänenhund.

Mitt. d. Or. Sem. III, 3. Abt., S. 112.

24. Aus Kamerun.

Eines Tages ging der **Tausendfuß** umher. Er traf einen schlafenden **Elefanten**, der seinen Rüssel auf die Erde gelegt hatte. Der Tausendfuß schlüpfte tief in den Rüssel hinein.

Als nun der Elefant aufwachte, merkte er, daß sich etwas in seinem Rüssel bewegte. Es kitzelte ihn gewaltig. Er sog den Rüssel voll Wasser, um dadurch den Tausendfuß zu vertreiben. Allein es gelang ihm nicht. Darauf schlug der Elefant seinen Rüssel mit Baumzweigen. Dadurch wurde sein Schmerz so groß, daß er starb.

Von dieser Zeit an fürchten sich die Elefanten vor den Tausendfüßern. Beim Schlafen legen sie nie mehr den Rüssel auf die Erde.

Lederbogen, Kameruner Märchen Nr. 48.

25. Aus Angola.

Der **Löwe** log einst. Der **Wolf** wies ihm die Lüge nach. Seitdem hassen sie einander.

Vgl. Chatelain, Angola Folktales p. 201.

26. Sage der Bantu.

Der **Hase** trinkt in der Nacht heimlich von des Königs (des Elefanten) Wasser, bestreicht dann Lippen und Knie des Springhasen, der neben ihm schläft, mit Schlamm und beschuldigt ihn am nächsten Tage der Tat. Seine Knie seien kotbedeckt, weil er sich gebückt habe, um das Wasser zu erreichen, und er habe so viel getrunken, daß der Schlamm des Sees noch an seinen Lippen hänge. Der Springhase erleidet zur Strafe den Tod. Einige Tage nachher spielt der Hase auf der Flöte, die er sich aus dem Schienbein seines Opfers gemacht hat, und singt dazu: „Tuh, tuh, tuh! Dies Flötchen ist aus dem Bein des Springhasen gemacht. Häschen, was bist du geschickt! Springhase, was bist du dumm!“ (Vgl. ob. S. 140. 211.) Als die anderen das hören, suchen sie ihn zu fangen, aber er entkommt. (Es folgt eine Geschichte vom Bündnis zwischen dem Hasen und dem Löwen. Der Hase weiß ihn durch List zu töten, dann zieht er sich die Löwenhaut an (!), verrät sich aber, indem er sich seiner Schlauheit und List rühmt. Seit der Zeit verfolgen ihn alle Tiere.)

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 75 ff. = Eugen Casalis, Études sur la langue Séchuana p. 100 ff. (Paris 1841) und Les Bassoutos p. 366 ff. (Paris 1859).

27. Lettischer Vierzeiler.

Caune mežu pārdevusi	Der Marder verkaufte den Wald
Vāverej nezinot.	Ohne Wissen des Eichhörnchens.
Ir šodēn caunes bērni	Bis heute leben die Kinder des Marders
Ar vāveres ēnaidā.	Mit denen d. Eichhörnchens in Feindschaft.

Živaja Starina 5, 437.

28. Aus Indien.

a) Es war einst eine Frau **Schakal** und eine Frau **Hühnerweihe**, die lebten auf demselben Baum, der Schakal am Fuße des Baumes und die Hühnerweihe auf dem Wipfel. Keins von beiden hatte Kinder. Eines Tages sprach die Weihe zu Frau Schakal: „Laß uns gehen und Gott anbeten und fasten; dann wird er uns Kinder geben.

„Schön!“ sagte der Schakal.

Die Hühnerweihe aß an diesem Tage nichts, auch in der folgenden Nacht nicht. Der Schakal indessen brachte nächtlicherweile ein totes Tier herbei und verzehrte es, unter dem Baume sitzend, in aller Seelenruhe. Allmählich bemerkte die Weihe, wie er die Knochen zermalmte, statt zu fasten.

„Was hast du da," fragte sie, „daß du solchen Lärm machst?"

„Nichts," sagte der Schakal, „das sind nur meine Knochen, die rasseln in meinem Leibe, sobald ich nur eine Bewegung mache."

Die Weihe legte sich wieder schlafen und beachtete den Schakal nicht weiter. Am nächsten Morgen nahm sie einige Nahrung im Namen Gottes zu sich.

In der Nacht brachte der Schakal wieder ein totes Tier. Die Weihe rief laut hinunter: „Was zermalmst du da? Warum machst du solchen Lärm? Ich bin sicher, du hast etwas zu essen!"

„O nein!" sagte der Schakal. „Es sind einzig und allein meine Knochen, die in meinem Leibe rasseln." Und die Hühnerweihe legte sich wieder schlafen.

Einige Zeit später hatte die Hühnerweihe sieben kleine Söhne, wirklich kleine Söhne, aber Frau Schakal hatte keine, weil sie nicht gefastet hatte.

Ein Jahr darauf ging die Weihe hin und betete zu Gott, daß er seine Kinder behüten möge. Eines Tages setzte die Weihe sieben Teller hin. Auf den einen legte sie Kokosnüsse, auf einen andern Gurken, auf einen dritten Reis usw. Dann gab sie jedem ihrer sieben Söhne einen Teller und hieß sie die Teller zu ihrer Tante, der Frau Schakal, bringen.

Sie nahmen die sieben Teller, brachten sie zu ihrer Tante und riefen: „Tante, Tante, sieh her! Die Mutter schickt dir diese Dinge."

Der Schakal nahm die Teller und schlug den sieben Söhnen die Köpfe ab, dazu die Hände, Füße, Nasen und Ohren, auch riß er ihnen die Augen aus. Dann legte er ihre Köpfe auf einen Teller, ihre Augen auf einen anderen, ihre Nasen auf den dritten, ihre Ohren auf den vierten, ihre Hände auf den fünften, ihre Füße auf den sechsten und ihre Leiber auf den siebenten. Hierauf deckte er alle Teller zu, brachte sie zur Weihe zurück und rief aus: „Hier hab' ich dir etwas zurückgebracht! Du sandtest mir ein Geschenk, und hier send' ich dir ein Geschenk."

Die arme Weihe ahnte, daß der Schakal all ihre sieben Kinder getötet habe, und rief: „O, es ist jetzt zu dunkel, um zu erkennen, was du gebracht hast. Setz' die Teller in meinem Baum nieder."

Der Schakal setzte sie nieder und ging heim.

Da machte Gott die Söhne alle wieder lebendig, und sie liefen zu ihrer Mutter und waren heil und gesund. Und anstatt der Köpfe und Augen, der Nasen und Ohren, der Hände und Füße waren wieder Kokosnüsse, Gurken, Reis usw. auf den Tellern.

Nun kriegte der Schakal die Söhne wieder zu packen, und diesmal tötete er sie, kochte sie und aß sie; und wieder brachte Gott sie zum Leben. Der Schakal war höchlichst erstaunt, sie lebendig zu sehen, wurde böse und sagte zur Hühnerweihe: „Ich werde deine sieben Söhne hernehmen und ins Wasser werfen, und sie werden ertrinken."

„Schön," sagte die Weihe, „nimm sie. Mich soll es nicht bekümmern. Denn Gott wird sie behüten."

Der Schakal nahm sie, warf sie ins Wasser und ließ sie sterben, während die Weihe zusah, ohne zu weinen. Aber wiederum machte Gott sie lebendig, und der Schakal war völlig verblüfft. „Hab' ich diese Kinder nicht ins Wasser getan und sie ertrinken lassen?" sagte er. „Und hier sind sie und leben!"

Da wurde Gott zornig über den Schakal und sagte zu ihm: „Mach' dich fort aus diesem Dorfe! Und wo immer du gehst, sollen die Menschen auf dich schießen, und du sollst dich immer vor ihnen fürchten."

So mußte der Schakal denn weggehen, und die Weihe lebte seitdem mit ihren Kindern glücklich und in Freuden.

Maive Stokes, Indian Fairy Tales, London 1880, S. 21.

b) Die **Schakale** führten vor langer, langer Zeit, von den Bewohnern des Waldes unterstützt, einen Krieg mit den wilden **Hühnern**, die einen Trupp Menschen zu Hilfe riefen. Einer von diesen ergriff den König der Schakale, warf ihn an einen Felsen und zerbrach ihm die Kinnlade. Als das Tier den Schlag empfing, schrie es: „apoi magê hakka, hakka, hakka." (O meine Kinnlade!)

Dieser Ruf und die Feindschaft zwischen Schakalen und Hühnern haben sich erhalten bis auf den heutigen Tag. (Singalesisch.)

Indian Antiquary 33, 230.

29. Sage der Tee-Wahu.

Einst lebten viele **Krähen** in einem Waldwinkel. Ein Stückchen weiter in die Ebene hinaus stand ein sehr großer Baum, unter dem viel Sand lag. Eines Tages ging dort ein **Präriehund** vorbei, hörte, wie die Krähen unter diesem Baume sangen und tanzten, und ging hin, sie zu beobachten. Sie tanzten in einem Kreise, und jede Krähe hatte auf ihrem Rücken einen großen Sack. „Ihr lieben Krähen, was tut ihr da?" fragte der Präriehund, den das sehr interessierte. „O, wir tanzen mit unsern Müttern," sagten die Krähen. — „Wie hübsch, wollt ihr mich auch mittanzen lassen?" fragte der Präriehund den Anführer des Tanzes. — „O ja," sagte die Krähe. „Geh, tu deine Mutter in einen Sack und komm zum Tanzen." Der Präriehund lief nach Hause. Da saß seine alte Mutter in einer Ecke am Feuer. Der dumme Präriehund nahm einen Stock, schlug sie auf den Kopf, tat sie in einen Sack und eilte mit ihr zum Tanzen. Die Krähen tanzten dort vergnügt und sangen: „Ach, Mutter, du wirst geschüttelt, du wirst geschüttelt." Der Präriewolf trat mit dem Sack auf dem Rücken in den Reigen ein und sang wie die Krähen: „Ach, Mutter, du wirst geschüttelt, du wirst geschüttelt." Aber zuletzt fingen die Krähen an zu lachen und sagten: „Was bringst du in deinem Sack?" „Meine Mutter, wie ihr mir gesagt habt," erwiderte der Präriewolf und zeigte sie. Da leerten die Krähen ihre Säcke, die nur mit Sand gefüllt waren, und flogen lachend auf den Baum. Da sah der Präriewolf, daß sie ihm einen Streich gespielt hatten, ging nach Hause und rief immer: „O weh, o weh!" Als er heimkam, nahm er seine Mutter aus dem Sack, versuchte sie in die Herdecke zu setzen und rief dabei: „O weh, o weh, warum sitzt du nicht wie vorher?" Aber sie konnte nicht, denn sie war tot. Als er nun sah, daß sie nicht mehr aufrecht sitzen konnte, schwor er, die Krähen zu verfolgen und sie zu fressen, solange er lebe. Und seitdem hat er sie bis zum heutigen Tag immer gejagt und ist immer Krieg zwischen ihnen.

Aus: St. Nicholas, an illustrated magazine for young folks. Conducted by Mary Mapes Dodge. Vol. XVIII. New York and London 1891, S. 834. Mitgeteilt von Charles Lummis.

30. Sage der Aino.

Eine **Eule** hatte sich etwas von einer schönen Speise aufgehoben, um am nächsten Tage davon zu essen. Aber eine **Ratte** kam und stahl die Speise.

Da wurde die Eule sehr zornig, ging sogleich zur Wohnung der Ratte und

drohte ihr mit dem Tode. Die Ratte entschuldigte sich und sagte: „Ich will dir diesen Bohrer geben und dir zeigen, wie viel mehr Vergnügen du dir durch den Bohrer verschaffen kannst, als du durch deine Speise gehabt hättest, die ich dir ungezogenerweise auffraß. Sieh mal her! Du mußt den Bohrer mit der Spitze nach oben am Fuße dieses Baumes in die Erde stecken, dann flieg auf die Spitze des Baumes und gleite am Stamm herunter."

Damit ging die Ratte weg, und die Eule tat, wie die Ratte ihr gesagt hatte. Aber als sie den Baum herunterrutschte, wurde sie auf den scharfen Bohrer aufgespießt und litt große Schmerzen. Voll Wut ging sie zur Ratte, um sie zu töten, aber die Ratte entschuldigte sich wieder und bot ihr als Friedenspfand eine Haube an.

Seit dieser Begebenheit tragen die Eulen ein dickes Büschel aufrechter Federn auf dem Kopfe und leben in ständiger Feindschaft mit den Ratten.

Folklore Journal 6, 7.

31. Aus Samoa.

Da waren einst drei Freunde, eine Maus, eine Schnepfe und ein Einsiedlerkrebs. Die bauten sich ein Schiff und segelten auf dem Meer, und ihr Schiff schlug um im Riffwasser. Da flog die Schnepfe davon, denn sie hat Flügel, der Einsiedlerkrebs ging nieder aufs Riff, die Maus aber schwamm oben und fing an zu singen:

„Wir hatten gemacht uns einen Kahn
Aus dem Brotfruchtzweig, einen Fauzweig dran, —
Aufs Riff sank die schwere Krabbe dann,
Weg flog die Schnepf, weil sie fliegen kann,
Und ich schwimm jetzt ans Land hinan."

Da kam ein Tintenfisch geschwommen und sagte: „Komm, setz dich auf meinen Kopf!" Und der Tintenfisch schwamm oben, und die Maus setzte sich ihm auf den Kopf. Und da saß sie und aß und machte Unrat auf den Kopf des Tintenfisches. Und als sie ans Land kamen, sagte der Tintenfisch: „So, nun mach, daß du fortkommst!"

Da fing aber die Maus folgenden Gesang an:

„Tintenfischchen, Tintenfischchen,
Fühl doch mal auf deinen Kopf,
Was ist das weiche Zeug darauf?"

Da fühlte der Tintenfisch nach seinem Kopf und merkte, was die Maus gemacht hatte. Da rief der Tintenfisch voll Zorn:

„Eule vom Land, komm herunter,
Eule vom Meer, komm her,
Eule vom Wasser, komm her,
Eule vom Osten, komm her,
Eule unter der Erde, komm herauf,
Eule in der Luft, komm herunter!
Kommt und freßt das verwünschte Ding da auf!"

Da versammelten sich alle die Eulen und machten sich daran, die Maus zu suchen. Die Maus hatte sich aber unter eine Kokosschale, mit der Meerwasser geschöpft wird, verkrochen. Eine der Eulen spürte sie aber dort auf, und die rief den übrigen zu: „Kommt alle hierher!" Da kamen die Eulen und brachen die Kokosschale in Stücke. Und da saß die Maus, und da fraßen die Eulen sie auf.

Wegen dieser Geschichte stellen die **Eulen** noch heutigen Tages den **Mäusen** nach. Den Fleck auf dem Kopfe zeigen die Eingeborenen ihren Kindern noch heute.

Sierich, Internat. Archiv f. Ethnographie 15, 185.

32. Sage der Cheyenne.

Vögel und Tiere berieten einst untereinander, daß sie Freundschaft halten und miteinander leben wollten wie Brüder. Dies wurde der Freundschaftsrat der Tiere genannt. Die Mehrzahl wollte gerne in Frieden leben, aber die Raubvögel: Adler, Falke, Elster, Krähe widersprachen ihnen. Der Falke sagte, der Krieg sei eine edlere Sache, und flog fort, um seine Nahrung unter den anderen Vögeln zu suchen. Da sprach auch der Adler gegen die Freundschaft, und die Versammlung wurde aufgelöst. Die verschiedenen Vögel und Tiere suchten Verstecke und sind seitdem die Beute der Raubvögel gewesen

Journal of Am. Folklore 13, 162.

33. Aus Kamerun.

a) Der **Habicht** hatte einen Sohn. Dieser hieß Ewane. Eines Tages wurde Ewane sehr krank. Der Habicht rief alle klugen Leute herbei, daß sie seinen Sohn gesund machen möchten, doch keiner konnte die Krankheit des Ewane heilen. Der Habicht wurde darüber sehr traurig.

Da kam ein Mann zu ihm und sprach: „Ich habe jemand, der es gut versteht, schwere Krankheiten zu heilen. Allein ich will dafür Bezahlung haben."

Da sagte der Habicht: „Wenn ich dir nun Bezahlung gebe, und mein Kind wird doch nicht geheilt, was dann?"

Der Mann antwortete: „Dann gebe ich dir alles zurück, was du mir gegeben hast."

Nun gab der Habicht diesem Mann 2 Kru Waren (Wert: 24 Mark).

Der Mann ging in das Haus der Spinne und sagte zu ihr: „Ewane, der Sohn des Habichts, ist schwer krank. Gehe zu ihm und gib ihm Medizin, daß er wieder gesund wird."

Die Spinne entgegnete dem Manne: „Du mußt mich hintragen; denn wenn mich das **Huhn** unterwegs sieht, so wird es mich aufpicken."

Aber der Mann wollte durchaus nicht. Er sprach zur Spinne: „Was für eine Streitsache ist zwischen dir und dem Huhn?" Die Spinne antwortete: „Weißt du denn nicht, daß das Huhn bekannt gemacht hat, es würde jeden Käfer aufpicken, den es sähe?" (Die Kameruner zählen die Spinnen mit zu den Käfern (betanda).

Der Mann glaubte aber der Spinne nicht. Er dachte, sie sei nur zu faul zum Gehen.

Die Spinne machte sich nun auf den Weg. Sie nahm ihre Tasche mit der Medizin unter den Arm. Unterwegs traf sie das Huhn. Sie schlich sich seitwärts durch das Gras. Das Huhn sah aber im Grase die Spuren der Spinne und fand sie selbst. Es fing die Spinne und rief seine Kinder herbei. Sie verzehrten zusammen die Spinne.

Der Habicht wartete vergebens bis mittags auf den Mann mit der Medizin. Dann ging er fort zum Hause des Mannes, der die Medizin senden wollte. Als er auf den Weg kam, fand er die zerbrochenen Flaschen, in welchen die Medizin gewesen war, und einen Brief. Er las diesen Brief. Es stand darin, daß die Spinne in das Haus des Habichts gehe. Niemand hatte den Brief berührt. Der Habicht ging nun wieder heim.

Am anderen Tage kam auch die Heuschrecke vorbei. (Die Kameruner zählen auch die Heuschrecke zu den Käfern.) Das Huhn fand sie und fraß sie auch auf.

Das Kind des Habichts starb. Darum haßt der Habicht das Huhn. Er ließ allen vierfüßigen Tieren und allen Vögeln bekannt machen: „Wenn ihr das Huhn oder eines seiner Kinder seht, so sollt ihr es töten und auffressen; denn das Huhn hat verschuldet, daß mein Sohn gestorben ist."

Darum fürchtet sich das Huhn vor dem Habicht, vor allen Vögeln und vor allen vierfüßigen Tieren sehr. Wenn es sie sieht, so läuft es davon und versteckt sich.

Lederbogen, Kameruner Märchen Nr. 27.

b) Wombe, der Singfalke, hatte einen einzigen Sohn, welcher Ewane hieß. Einst waren Wombe und Ewane zur großen See geflogen, um dort ihre fröhliche Mahlzeit, bestehend aus allerlei kleinen Fischen, zu halten. Da begegnete ihnen ein Jäger, welcher schon ganz verzweifelt war und in demselben Augenblick seine Flinte wegwerfen wollte, weil er sie den ganzen Tag vergeblich mit sich herumgetragen hatte. Und da der Jäger den Flügelschlag der beiden Vögel über sich vernahm, ward er hoch erfreut und legte seine Flinte an. Piff! paff! klang es, und die Kugel drang in Ewanes Brust. Allein er fiel nicht herunter, und der Jäger sah den beiden Raubvögeln noch eine Weile mißmutig nach und ging dann weiter. Der arme Ewane aber sprach mit großem Schmerz zu Wombe: „Mein Vater, ich kann nicht mehr weiterfliegen, denn ich bin verwundet." Der Vater war sehr erschrocken, denn er liebte Ewane über alles, und der Gedanke, daß er nun sterben könnte, war ihm so schrecklich, daß er kaum sprechen konnte. Als Ewane seinen Vater so traurig sah, fragte er mit schwacher Stimme: „Werde ich sterben, lieber Vater? Sieh doch, wie schwer mir das Fliegen wird, und laß uns irgendwo ausruhen." Da ermannte sich Wombe und tröstete den armen Ewane freundlich und sprach: „Hab' nur ein Weilchen Geduld, bald sind wir zu Hause. Dann hole ich gleich einen Doktor, der dir die Kugel aus der Brust schneidet." Und so flogen sie weiter und kamen wirklich nach Hause. Nun brachte Wombe seinen Sohn schnell zu Bett, rief seine Frau und sagte ihr, daß sie ihn pflegen sollte. Dann flog er wieder fort.

Unterwegs begegnete ihm ein kleiner grüner Vogel, den redete Wombe mit vor Angst zitternden Lippen an: „Freundchen, weißt du wohl einen tüchtigen Doktor, der mir in einem ganz besonders schweren Falle helfen kann?" — „Was ist dir geschehen?" sprach der Vogel, und Wombe klagte ihm seine Angst um Ewane. „O," sprach da der kleine Vogel, „da kann ich dir nur raten, dich an die Schildkröte zu wenden, sie wohnt dort in dem Wald, der vor uns liegt — gleich vorne an wirst du ihr kleines Häuschen finden. Sie soll ihre Sache vortrefflich verstehen; aber sie ist leicht empfindlich, und ich rate dir, ihr nicht zu widersprechen und ihre Anordnungen recht pünktlich zu befolgen." — „Gewiß werde ich das," sprach Wombe, „habe Dank, tausend Dank, ich begebe mich sogleich zu ihr."

Der schnell fliegende Wombe breitete seine Flügel aus, und nach einigen Minuten sehen wir ihn schon neben der Schildkröte sitzen, um ihr seine Geschichte zu erzählen. Die Schildkröte versprach gerne ihre Hilfe. „Aber," sprach sie, „eine Bedingung mache ich, die du erfüllen mußt. Es ist mir nämlich ganz unmöglich, zu deiner Wohnung zu gehen, ich käme wohl nie an, wollte ich es versuchen; darum mußt du mich abholen und auch wieder hierher zurückbringen. Komm nur recht früh, ich bin jeden Augenblick gerüstet." — „Also erst morgen willst du kommen," sprach Wombe traurig. „Ja, morgen," erwiderte die Schildkröte, „heute

wird's mir zu spät.“ So flog Wombe davon, saß mit vieler Trauer am Bette seines Sohnes und hörte seine Klagen die ganze lange Nacht.

Am nächsten Morgen gönnte er sich zum Frühstück nur einige Mücken, die gerade in der klaren Morgenluft spielten, und flog dann zur Schildkröte. Diese war auch fertig und fragte sehr teilnehmend nach Ewanes Befinden. „O, es geht ihm schlecht,“ sprach Wombe, „laß uns nur eilen!“ Sie nahm ihre Tasche, in welche sie allerlei Werkzeuge, heilende Kräuter und Medizinfläschchen hineingelegt hatte. Wombe faßte sie mit dem Schnabel bei ihrer harten Schale, und davon ging's in scharfem Fluge.

Als sie in der Wohnung des Wombe ankamen, hörten sie gleich, daß es Ewane immer schlechter und schlechter gehe, und Wombe sprach seufzend zu der Schildkröte: „Wirst du ihn gesund machen können?“ — „Wir wollen erst sehen,“ war die Antwort. Sie ging zu Ewane hinein, doch als sie ihn so blutend und von Schmerz entstellt liegen sah, befiel sie eine große Angst, und sie hob ihre Augen traurig zu Wombe auf und sprach: „Ich will nicht erst mit meinen Mitteln beginnen, lieber Wombe, denn dein Sohn ist sehr krank, ja, er liegt schon im Sterben, und ihm kann nichts mehr helfen. Wollte ich gleich noch eins von meinen Heilmitteln anwenden, es wäre umsonst, und du würdest vielleicht denken, ich hätte ihn vergiftet. Ich bin nur eine arme Frau, lieber Wombe. Darum bitte ich dich: bring mich nach Hause zurück, denn ich fürchte, ich werde hier vor Angst ohnmächtig.“ Aber der arme Wombe sah sie ganz trostlos an und sagte nichts. Da sagte die Schildkröte: „Ich will dir noch einen andern Doktor vorschlagen, es ist der berühmteste, den es gibt.“ — „O sprich,“ entgegnete Wombe. „Dort,“ sprach die Schildkröte, „siehst du doch ein dicht bewachsenes Rohrfeld. Fliege hin, und bald wirst du ein Tierchen pfeifen hören, zu dem gehe. Es ist das der Doktor Grashupfer; er hat schon ganz ungeheure Kuren gemacht und weiß vielleicht auch hier noch Hilfe.“ — „Hab' Dank,“ sprach Wombe, „ich will gleich hinfliegen — ich werde dich unten am Baumstamm niedersetzen, von da mußt du dann schon alleine nach Hause gehen.“ — „Was,“ schrie da die Schildkröte, „ich soll alleine gehen? Hältst du so dein Versprechen?“ Aber Wombe packte sie, flog mit ihr vom Baum und setzte sie trotz aller Klagen unten nieder. Er war zu sehr in Sorge um seinen Sohn, als daß er hätte auf die Scheltworte der Schildkröte hören mögen. Während er nun den Doktor Grashupfer aufsuchte, saß die Schildkröte noch immer unter dem Baum, rang die Hände und verwünschte die Undankbarkeit der Welt. Niemand hat es erfahren, ob sie jemals wieder nach Hause gekommen ist, oder was sonst aus ihr geworden ist.

Aber wir wollen sie getrost ihrem Schicksal überlassen und hören, wie es Wombe weiter erging. Er fand richtig die Wohnung des Doktor Grashupfer, klopfte an und trat auf das leise gezirpte „Herein!“ des Doktors hastig ein. „Ach, lieber Wombe, was führt dich hierher?“ so empfing ihn der Doktor. Wombe wischte sich den Angstschweiß von der Stirn und erzählte dem Doktor kurz sein Leid und bat ihn dann so dringend wie möglich, doch gleich mitzukommen. „Die Schildkröte,“ so schloß der arme Wombe seine Rede, „sagte, daß du der einzige seist, der noch helfen könnte.“ — „Die Schildkröte ist eine gutmütige Närrin,“ sagte der Doktor gemessen, „ich verspreche dir nichts weiter, als daß ich gleich mitkommen will und an deinem Sohne so handeln, als ob es mein eigner wäre.“ — „Habe vielen Dank,“ sprach Wombe und atmete erleichtert auf, „komm, wir wollen eilen, ehe es zu spät wird.“ Die Frau Doktor Grashupfer hatte unterdessen mit nassen Augen und zitternden Händen die Gerätschaften ihres Mannes zusammengepackt. Sie war

eine gutmütige Frau, und ihr ging das Leid des Wombe mächtig zu Herzen; aber das war es nicht allein, was ihr das Herz so schwer machte; sie hatte trübe Ahnungen, als ob dieser Gang ihres lieben Mannes zum Unglück ausschlagen könnte. Doch sagte sie nichts davon, sondern wünschte ihm nur ein ganz besonders freundliches Lebewohl und ließ ihn mit Wombe von dannen gehen. Ein Stückchen führte der Weg noch durch das dichte Rohrfeld. Doch als sie aus demselben heraustraten, kamen sie in einen großen Hof, da mußten sie hinüber. Auf dem Hof aber liefen viele hübsche Hühner hin und her, und ein schöner großer Hahn war auch da. Als der die beiden, den Wombe und den Doktor Grashupfer, ankommen sah, machte er sich sehr breit und fing heftig an zu schelten. Der Doktor klammerte sich ängstlich an Wombe und sprach: „Beschütze mich, denn du bist stärker als er.“ — „Sei unbesorgt,“ sprach Wombe und deckte einen Flügel über den kleinen Doktor, und so kamen sie glücklich über den Hof. Als sie wieder im Freien waren, sagte der Doktor zu Wombe: „Ja siehst du, so hat jeder Mensch auf Erden seine Sorgen. Meine Frau und ich, wir könnten nun so glücklich leben; aber wir haben beide keine Ruhe vor den Hühnern. Sie trachten uns nach dem Leben, und wenn ich in meiner Verwandtschaft so herumsehe, ach! welche schmerzlichen Lücken entdecke ich da, und immer waren es die Hühner, welche meine lieben Verwandten umbrachten. Ich könnte dir endlose Geschichten erzählen, doch will ich dein trauriges Herz nicht noch trauriger machen.“ — „O,“ sprach Wombe, „erzähle nur, lieber Doktor, es kürzt den Weg.“ Und der Doktor erzählte ihm viele Beispiele, wo die Hühner aus reiner Bosheit seine ganz friedlich einherkommenden Onkel, Vater, Großvater und Geschwister getötet hatten. Unter solchen Geschichten erreichten sie den Baum, auf dem Wombe wohnte. So sanft wie möglich hob Wombe den Doktor hinauf, und seine erste Frage war nach dem Sohne. „Er schläft,“ sprach weinend die Frau, „ich warte schon lange, aber er will gar nicht wieder erwachen.“ — „Was ist das, Doktor,“ rief Wombe, „er ist doch nicht tot?“ — Doktor Grashupfer trat an Ewanes Lager. „Nein, er ist nicht tot,“ sprach er, nahm aus seiner Tasche ein Fläschchen und gab dem Ewane einen Tropfen ein. Da schlug dieser die Augen auf und sah seinen Vater freundlich an. Und als sie ihn befragten, wie es ihm ginge, sagte er: „Etwas besser, aber ich bin noch so müde.“ Der Doktor sprach: „Ich werde morgen wieder kommen, bis dahin laßt ihn nur ruhig schlafen. Wenn er morgen nochmals einen Tropfen eingenommen hat, dann denke ich, daß er gesund sein wird.“ — „O Doktor, wie danke ich dir,“ sprach Wombe, „sage, was ich tun soll, und ich gebe dir mein Wort, nichts wird mir zu schwer oder zu viel sein.“ Der Doktor lächelte und sprach: „So bitte ich von dir, daß du mich heute heimgeleitest und auch morgen wiederkommst, um mich abzuholen. Ich habe dir ja genug von unsern Feinden und ihrer Grausamkeit erzählt; so wirst du auch meine Angst vor ihnen begreifen und mich darum nicht für feige halten.“ — „Gewiß nicht,“ sprach Wombe, „es ist wenig, was du verlangst, ich tu es sehr gerne.“ Und als sie sahen, daß Ewane schon wieder fest schlief, machten sie sich auf den Weg.

Es war spät, als Wombe heimkehrte, und er war sehr müde und begab sich gleich zur Ruhe. Aber nach einigen Stunden erwachte er schon wieder von dem Schmerzensgeschrei des Ewane. Wombe und seine Frau dachten nun wirklich, Ewane werde sterben, denn er schrie ganz gewaltig.

Die Sonne war längst in vollem Glanze aufgegangen, und noch immer schrie Ewane, und Wombe stand zum Tode betrübt neben ihm. Endlich mahnte die Frau: „Willst du nicht gehen und den Doktor rufen?“ — „Sowie es Tag ist,“ ant-

wortete Wombe. — „Tag ist ja längst," entgegnete die Frau, „hast du es nicht gemerkt?" — „Wirklich?" sagte Wombe und sah sich verstört um. Er hatte es in seiner Angst nicht gemerkt. Nun machte er sich aber sogleich auf den Weg.

Als er in das Haus des Doktors trat, fand er dessen Frau allein. Sie sah ihn erstaunt an und sprach: „Hat mein Mann etwas vergessen, was du holen wolltest?" Wombe fuhr sich mit der Hand an die Stirn — ja, war er denn noch immer im Traum — was meinte die Frau nur? Dann aber besann er sich und sagte: „Ich wollte den Doktor holen, denn es steht sehr schlecht mit meinem Sohn." — „Aber du meine Güte," erwiderte da die Frau, „er ging ja schon vor einer Stunde zu dir, wo ist er denn?" — „Ach," sagte Wombe, „ängstige dich nur nicht gleich, dann haben wir uns verpaßt, und er ist schon bei meinem Sohn." Und er grüßte die Frau und flog gradeswegs davon nach Hause.

Schon von weitem hörte er das Angstgeschrei seines Sohnes. Der Tropfen will heute nicht so gut helfen als gestern, dachte er und trat ein. Aber da sah er nur seine Frau, die schon ganz verzagt war und ihm entgegen rief: „Wenn der Doktor nicht bald kommt, dann stirbt er." Da flog Wombe davon, den Doktor zu suchen. Eine qualvolle Angst schnürte ihm die Brust zusammen, denn er sagte sich, daß dem Doktor ein Unglück zugestoßen sei. Darum flog er auch gleich zu dem Hof und durchsuchte denselben mit scharfem Auge. Da sah er plötzlich die Medizinflasche des Doktors und dort seine Flügel und Reste von seinen Beinen. Ja, die Hühner hatten ihr Werk an dem armen Doktor getan. Also darum waren sie bei Wombes Erscheinen alle so schreiend auseinander geflogen und hatten sich versteckt! „O ihr mordsüchtigen Kreaturen!" sagte Wombe, und ein heftiger Zorn erfaßte ihn.

Doch jetzt mußte er zuerst an Ewane denken. Er raffte die Medizinflasche auf und eilte nach Hause. Aber vor der Türe schon trat ihm seine Frau entgegen und sprach: „Ewane ist gestorben." Da ließ Wombe die Tasche fallen und setzte sich still und stumm hin. Und so saß er mehrere Tage. Als aber Ewane begraben war, erging ein Brief von Wombe an alle Tiere. Darinnen stand zu lesen, daß Feindschaft sein sollte zwischen allen Raubtieren und den Hühnern. Das lasen sie alle — der Fuchs und der Marder, der Iltis und die Weihe, der Habicht und der Adler, alle, alle!

Und sie haben es sich gemerkt, und wo sie ein Huhn oder einen Hahn oder ein niedliches kleines Küchlein sehen, da fangen sie es, und es muß sein Leben lassen, weil durch ihre Schuld Ewane, der Sohn Wombes, gestorben ist. Und bis zum heutigen Tage kann man im Duallaland den Wombe klagen hören: „A ye Ewane am e wo. Das heißt: „Ach, mein Ewane, nun bist du tot!"

Meinhof, Märchen aus Kamerun, S. 31.

c) Das **Huhn** und der **Käfer** zankten sich. Das Huhn fragte den Käfer: „Warum hast du nicht nur zwei Flügel wie ich? Du hast vier Flügel und bist doch nicht so groß wie ich. Ich glaube, wegen deiner Unbeholfenheit gab dir Gott vier Flügel."

Der Käfer erwiderte: „Ich werde dir nicht den Grund sagen, weshalb ich nicht zwei, sondern vier Flügel habe; denn du bist zu dumm dazu, das zu verstehen. Wenn du nicht so furchtbar dumm wärest, so könnten dich die Menschen nicht so beherrschen und ausnutzen."

Das Huhn entgegnete: „Die Menschen lieben mich, weil ich ihnen Nutzen bringe." Da fragte der Käfer: „Welchen Nutzen hast du für sie?" Das Huhn antwortete: „Mein Nutzen besteht darin, daß sie mich essen."

Der Käfer sprach: „Betrachte nur einmal die Dummheit, die du eben gesprochen hast. Du denkst, die Menschen lieben dich, weil sie dich essen?“

Das Huhn sprach weiter: „Ich habe noch etwas zu sagen vergessen.“ Der Käfer sprach: „Sage, was du noch hinzuzufügen hast.“

Das Huhn sagte: „Die Menschen lieben mich, denn sie verkaufen mich und bekommen dafür Geld.“

Der Käfer aber rief: „Hört nur die Dummheit, die es spricht!“ Da wurde das Huhn zornig und gebot dem Käfer: „Wenn du noch einmal so sprichst, so schlage ich dich!“

Doch der Käfer verhöhnte das Huhn wieder. Da packte das Huhn den Käfer und wollte ihn aufpicken.

Da kam die Ente hinzu und wollte den Streit schlichten. Als sie aber die Klage des Käfers hörte, da fing sie an, über das Huhn zu lachen. Das machte das Huhn zornig, und es kämpfte nun mit der Ente, und diese und der Käfer schlugen auf das Huhn los.

Seit dieser Zeit herrscht große Feindschaft zwischen dem Huhn und der Ente und auch zwischen dem Huhn und dem Käfer.

Wenn das Huhn einen der beiden wiedersieht, so beginnt es, mit ihm zu streiten.

Lederbogen, Kameruner Märchen Nr. 26.

34. Estnische Sage.

Die **Morastschnepfe** sah, wie der **Rabe** einmal seinen Jungen aus dem Ei half. Als sie dem Raben etwas zugesehen hatte, sagte sie: „Koori, koori! ma piston siis pojad mokka; on hea suu täis.“ Das heißt: „Schäle, schäle! ich werde dann deine Jungen verzehren; sie geben einen schönen Bissen.“ Darüber ärgerte sich der Rabe so, daß er seine Jungen stehen ließ und auf die Schnepfe sprang, um sich zu rächen. Wie ein zerlumpter Lappen, so zerzaust, entwischte die Morastschnepfe endlich dem Raben.

Seit der Zeit sind Morastschnepfe und Rabe Feinde.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

35. Aus Madagaskar.

Man erzählt sich, daß eine **Falkin** einen Sohn gebar, und eine **Henne** kam, um sie zu pflegen. Nachdem die Falkin sich eine Woche hatte pflegen lassen, ging sie aus, um sich ein bißchen Bewegung zu machen, und gab der Henne ihren Sohn zur Beaufsichtigung. Als es aber heller Tag wurde und die Falkin noch nicht wiederkam, wurde die Henne böse und tötete das Kleine.

Als nun die Falkin kam und ihr Junges tot sah, wurde sie zornig und schlug die Henne; die Henne aber widerstand ihr, denn sie waren gleich in Kraft. Als sich nun die Falkin nicht mehr zu helfen wußte, rief sie einen Fluch auf die Henne herab: „Die meine wahren Nachkommen sein wollen, die müssen die Jungen der Hennen töten, weil sie mein Junges getötet hat!“

Darum, so heißt es, fressen die Falken junge Hühner, aber keine Hennen.

Folklore Journal 1, 314.

36. Aus Indien.

a) Der **Seidenschwanz** (dicrurus, ind.: karudu panikkiya oder kaputu bênâ) war ein Barbier (in einer früheren Geburt), und jetzt packt er seinen unehrlichen Kunden, die **Krähe**. (Singhalesisch.)

Indian Antiquary.

b) Die **Heuschrecken** pflegten gefährlich die Felder zu verwüsten, wenn die Ernte beginnen sollte. Die Gebete des Volkes veranlaßten die Hindu-Gottheit, sie im Westen des Himalaya gefangen zu halten, in einem Tal, das von unübersteigbaren Bergen umgeben war und dessen Ausgänge von den **Staren** (tilias) bewacht wurde. Dann und wann, wenn die Wächter ihre Pflicht vernachlässigen, entkommen die Heuschrecken und werden von den Staren heiß verfolgt, die sie alle vernichten, da sie sie nicht in ihr Gefängnis zurücktreiben können.

Daher soll die Feindschaft der Heuschrecken und Stare stammen.

North Indian Notes and Queries 2, 64, wo vermutet wird, daß der Ursprung der Sage in der Tatsache liege, daß die Heuschrecken und Stare zu gleicher Zeit und aus derselben Richtung kämen.

c) Ein **Schakal** täuschte einst ein Krokodil, indem er ihm versprach, ihm eine Frau zu verschaffen, und wurde so mehrere Tage über den Fluß getragen, bis er den Leichnam eines Elefanten am anderen Ufer gefressen hatte. Das Krokodil versuchte vergeblich, Rache zu nehmen, da unternahm es ein **Taschenkrebs** (crab) ihm zu helfen. Er bereitete ein Fest und lud den Schakal ein. Nach der Mahlzeit schlug der Wirt, der absichtlich nicht für Wasser gesorgt hatte, dem Schakal vor, nach dem Fluß zu gehen, um zu trinken. Der Schakal willigte ein, aber er sah seinen Feind auf der Lauer liegen. Der Krebs wurde wegen Verrates getötet, und der Krieg zwischen Schakalen und Taschenkrebsen dauert fort bis heute. (Singhalesisch.)

Indian Antiquary 33, 230.

37. Sage der Visayan (Philippinen).

Ein Spinnenmännchen liebte einst ein Fliegenweibchen. Er erklärte ihr oft seine Liebe, aber er wurde immer abgewiesen, da die Fliege sein Gewerbe nicht liebte.

Als sie ihn eines Tages kommen sah, schloß sie Tür und Fenster und nahm einen Topf kochenden Wassers.

Das Spinnenmännchen bat, eingelassen zu werden, aber die Antwort der Fliege war, daß sie das heiße Wasser auf ihn goß.

„So werde ich und meine Nachkommen mich an dir rächen. Wir werden dich keinen Augenblick in Ruhe lassen.“

Die **Spinne** hielt ihr Wort: bis heute sehen wir, wie sie die **Fliege** haßt.

Journ. of Am. Folklore 20, 101.

38. Aus Madagaskar.

a) Einstmals verschlang eine mänditra-Schlange einen Frosch, und der Frosch schmähte sie so:

„Was für ein gefleckte Äußere du hast, und was für einen plumpen Kopf und glotzende Augen! Was ist aus deinen Füßen und Händen geworden!“ Da antwortete die Schlange: „Meine Füße habe ich beim Froschverfolgen abgelaufen, meine Augen stehen vor, weil ich sie mir nach euch herausgesehen habe, meine Haut ist gefleckt, weil ich voll deiner kostbaren Vorfahren bin.“

Da wurde der **Frosch** böse und verfluchte die **Schlange**, und darum wird er von den Schlangen so eifrig verfolgt.

Sibree, Folklore Journal 1, 337.

b) Das **Chamäleon** und die **Eidechse** waren Schwesterkinder, und eines Tages saßen sie zusammen am Fuß eines Baumes. Die Eidechse begann die Unterhaltung: „Wie schön ist das Leben, guter Freund!“ Das Chamäleon antwortete: „Das Leben

wäre schon schön, wenn es nicht voller Gefahren wäre.“ Die Eidechse war darüber erstaunt und sagte: „Das denkst du wohl, Bursche, weil du so dünn bist und vorstehende Augen hast.“ Das Chamäleon erwiderte: „Und du denkst es dir, weil du häßlich und braun bist, darum.“ So schmähten sie einander, bis ein Mensch kam, da erschraken sie. Die Eidechse kroch in ihr Loch, das Chamäleon kletterte auf einen Baum, und seitdem, heißt es, sind sie einander feind.

Folklore Journal 1, 316.

39. Aus Indien.

Während der heißen Jahreszeit spielte ein Kind in einem Wasserfaß, und eine **Cobra** trank daraus, ohne das Kind zu verletzen. Eine **Viper** (palongâ) begegnete ihr auf dem Rückweg, der erzählte sie, wo sie ihren Durst gestillt hatte, unter der Bedingung, daß das Kind nicht verletzt werden dürfte. Als die Viper trank, schlug das Kind sie im Spiel mit der Hand und wurde zu Tode gebissen. Die Cobra tötete die Viper, da sie ihr Wort gebrochen hatte, und die Feindschaft besteht noch heute.

Indian Antiquary 33, 231.

40. Sage der Singhalesen (Ceylon).

Es gibt viele Arten Schlangen, darunter edle und großmütige Naturen, aber die **Cobra** ist die edelste unter ihnen. Sie ist den Menschen wohlgesinnt, liebt die Musik und ist für erwiesene Freundlichkeit dankbar. Die **Polanga** dagegen ist die geringste unter den Schlangen. Diese beiden leben beständig in Feindschaft. Diese Feindschaft begann folgendermaßen:

Es war ein sehr trockenes, regenarmes Jahr. Die Flüsse waren ganz schmal geworden, der Boden der Zisternen hart und braun, die Brunnen vertrocknet. Da traf eine Polanga, die vor Durst und Hitze beinahe umkam, eine Cobra, die frisch und munter aussah. „Hast du irgendwo Wasser gefunden?“ stieß die Polanga hervor. Die andere antwortete bejahend. „Wo? Wo ist es? Ich flehe dich an, sage es mir, ich sterbe vor Durst.“ — „Ich kann es dir nur sagen, wenn du mir versprichst, keinem lebenden Wesen etwas anzutun, das sich bei dem Wasser aufhält.“ „Was das anbetrifft,“ antwortete die Polanga, „so will ich dir alles versprechen, wenn ich nur diesen schrecklichen Durst löschen kann.“ Und sie gab ein feierliches Versprechen ab. „Nun wohl,“ sagte die Cobra, „hinter jenem Gebüsch ist ein großer irdener Wasserbehälter, worin ein Kind spielt. Geh und trinke, aber hüte dich, daß du dem Kinde nichts tust.“ Damit gingen sie auseinander. Nachdem aber die Cobra ein Stückchen weiter gegangen war, kamen ihr Zweifel an der Ehrlichkeit der Polanga, denn sie kannte ihren verräterischen Sinn und ihre Gereiztheit, und sie kehrte um, um ihr zu folgen. Aber sie kam zu spät. Die Polanga hatte nicht nur von dem Wasser getrunken, sondern war auch in den Behälter gekrochen, wo das Kind mit ihr zu spielen begann. Dabei wurde sie heftig und biß das Kind so stark, daß es in einigen Minuten starb. Voll Entrüstung griff die Cobra die Polanga an und strafte sie, indem sie ihr ein Stück des Schwanzes abbiß. Seitdem haben die Polangas Stumpfschwänze, und Cobras und Polangas sind Todfeinde. Wenn Leute sich tödlich hassen, so sagt man sprichwörtlich von ihnen: Sie sind wie Cobra und Polanga.

Steele, Kusa Jātakaya, p. 252.

41. Sage der Berbern.

Einstmals heiratete die Schildkröte den **Frosch**. Eines Tages zankten sie sich;

der Frosch flüchtete und zog sich in ein Loch zurück; die betrübte Schildkröte ging vor die Tür ihres Hauses und blieb dort bekümmert sitzen.

Zu jener Zeit redeten die Tiere noch. Der Bartgeier kam vorüber und sagte ihr: „Was ist mit dir? Du bist bekümmert heute morgen.“ „Nichts, als daß meine Frau, der Frosch, fortgelaufen ist.“ Der Bartgeier erwiderte: „Ich werde sie zurückbringen.“ „Du würdest mir damit einen großen Dienst erweisen.“ Der Bartgeier machte sich auf den Weg und langte beim Loch des Frosches an; er kratzte an der Tür. Der Frosch hörte ihn und fragte: „Wer wagt es, bei der Tochter der Könige anzupochen?“ „Ich bin's, der Bartgeier, Sohn des Bartgeiers, der kein Aas sich entgehen läßt.“ „Fort von hier zu deinen Leichen; ich, die Tochter des Königs, werde nicht mit dir gehen.“ Er ging auf der Stelle fort.

Anderntags kam der Geier bei der Schildkröte vorüber und fand sie bekümmert vor ihrer Tür; er fragte sie aus. Sie antwortete ihm: „Meine Frau, der Frosch, ist fortgelaufen.“ „Ich werde sie dir zurückbringen,“ sagte der Geier. „Du würdest mir damit einen großen Dienst erweisen.“ Er ging fort, und als er beim Hause des Frosches angelangt war, begann er mit den Flügeln zu schlagen. Der Frosch sprach: „Wer kommt bei Sonnenaufgang und macht solchen Lärm bei der Tochter der Könige und läßt sie nicht schlafen, wie's ihr beliebt?“ „Ich bin's, der Geier, der Sohn des Geiers, der die Küchlein unter ihrer Mutter fortschleppt.“ Der Frosch erwiderte: „Fort von hier, Vater des Düngers. Nicht du wirst eine Königstochter geleiten.“ Der Geier ärgerte sich und ging sogleich unzufrieden fort: er kehrte zur Schildkröte zurück und sagte ihr: „Sie weigert sich mit mir zu kommen; suche jemand anderen, der in ihr Haus hineingehen und sie veranlassen kann, herauszukommen; dann kann ich sie schon zurückbringen, selbst wenn sie nicht kommen will.“

Die Schildkröte suchte die **Schlange** auf, und als sie sie gefunden, fing sie an zu weinen. „Ich werde es schon machen, daß sie herausgeht,“ sagte die Schlange. Sie begab sich sogleich zum Loch des Frosches, scharrte an der Tür. „Wie heißt man den da?“ fragte der Frosch. „Ich bin's, die Schlange, Sohn der Schlange; komm heraus, oder ich komme hinein.“ „Warte ein wenig, daß ich die Festgewänder anlege, mich mit dem Gürtel gürte, die Lippen mit Nußschale einreibe, Koh'eul auf die Augen auflege, dann komme ich mit dir.“ „Beeile dich,“ sagte die Schlange, dann wartete sie ein Weilchen. Dann wurde sie böse, trat ein, verschlang ihn.

Seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag lebt die Schlange mit dem Frosch in Fehde: sobald sie ihn erblickt, geht sie auf ihn los und verschlingt ihn.

Basset, Nouveaux contes berbères Nr. 65.

42. Sage der Eskimo an der Beringstraße.

Der **Rabe** fliegt einem Walfisch ins Maul und trifft im Innern des Tieres dessen Inua (Geist, Schatten), eine Frau, die ihm zu essen gibt und ihm verbietet, eine dort hängende Röhre zu berühren. Eines Tages reißt er sie herunter und tötet dadurch das Herz des Walfisches. Dieser treibt ans Land. Es kommen Leute, die ihn aufschneiden; der Rabe entkommt unbemerkt und mischt sich in Menschengestalt unter die Leute und bringt sie mit List dazu, daß sie weglaufen und er das Fleisch allein erhält. Nun braucht er einen Sack, um den Walfischtran hineinzutun, und sucht einen Seehund. Er trifft einen **Mink**. Sie schließen Freundschaft, und der Mink hilft bei der Verarbeitung des Walfisches. Darauf wollen sie ein Fest feiern, und der Mink lädt die Seehunde ein. Diese kommen in Gestalt kleiner Menschen in das Haus des Raben. Der Rabe entschuldigt sich, daß es dunkel sei, und reibt ihnen die Augen, damit sie besser sehen können. In der Tat aber können

sie gar nicht mehr sehen. Nur einer entkommt. Danach tötet der Rabe alle, wobei sie sich wieder in Seehunde verwandeln. Ihre Häute werden danach zu Transäcken benutzt. Seitdem besteht große Freundschaft zwischen dem Raben und dem Mink. Ein Rabe ißt das Fleisch eines Minks nicht, wenn er auch noch so hungrig ist. Auch werden beide oft zusammen auf den Tundren gefunden.

Inhaltsangabe nach Nelson, The Eskimo about Beering Strait 464 ff.

43. Sage der Zuñi (Neumexiko).

[Da, wo in unabsehbarer Menge in den nordamerikanischen Prärien die Erdhügel der Präriehunde sich erheben und diese munteren Nager ihre graziösen Spiele treiben, fehlt auch selten die Prärieeule und eine Klapperschlange. Alle drei finden in derselben vom Präriehund gegrabenen Höhle Unterkunft und leben in der Regel friedfertig zusammen. (Die südamerikanische Pampaseule, welche genau dasselbe Tier ist wie die nordamerikanische Prärieeule, lebt nicht nur in den Höhlen der Viscachas, sondern auch in den Gruben der Ameisenbären und Gürteltiere.) Die Prärieeule gehört zur Gruppe der amerikanischen Tageulen; sie ist von der Größe unseres Steinkauzes, ihr Gang ist leicht und gewandt, ihr Flug wellenförmig und zuckend, bisweilen von der Schnelligkeit eines Habichts, geht aber selten höher als 5—6 Fuß über der Erde her. Ihr Betragen ist dem des Steinkauzes ähnlich, indem sie gleich diesem im Sitzen häufig Bücklinge macht und mit dem Schwänzchen schnellt. Globus 1871, S. 229.]

Von diesen Prärieeulen und Hunden erzählt folgende Sage:

Vor langer, langer Zeit gab es ein Präriehundedorf im Präriehundeland. Dies Land liegt südlich von Zuñi bei den Grease-Bergen, und inmitten dieses Landes, das einer unserer kleinen Wiesengründe ist, steht ein Berg, d. h. für uns ein Hügel. Um den Fuß dieses Berges zogen sich die Luftlöcher, Türen und Pfade der Großväter der Präriehunde. Und oben auf dem Berg wohnte ein alter Prärie-Eulenmann mit seiner Frau. Eines Sommers nun regnete und regnete es, daß die schönen Felder voll wilder Portulaks immer frisch blieben und die Präriehunde reichen Genuß dieser ihrer Lieblingsnahrung hatten. Sie wurden dick und glücklich und schwelgten in dem Regenwetter, das ihnen so reiche Ernte beschert hatte. Aber es regnete immer weiter, und zuletzt, als sie zu den Portulakfeldern heruntergingen, merkten sie, daß sie nasse Füße bekamen, was sie schon damals ebensowenig liebten wie jetzt. Nun wißt ihr doch, daß es an einigen Orten des Wiesenlandes der Präriehunde kleine Ausbuchtungen gibt, in denen sich das Wasser ansammelt, wenn es sehr stark regnet. An diesen Orten waren die Portulakfelder. So regnete es und regnete, bis nur noch die Spitzen der Pflanzen aus dem Wasser herausguckten. Da verfluchten die Präriehunde den Regen und verloren ihre Dicke, denn sie konnten nicht mehr auf die Felder gehen, um ihre Nahrung zu suchen, und die Vorräte in ihren Scheunen nahmen ab. Da wurden sie ganz mager und hungrig und konnten kaum aus ihren Löchern hervorkommen, und zuletzt hatten sie gar keine Vorräte mehr. — Die ältesten der Präriehunde, die Großväter, beriefen eine Versammlung, drei oder vier von ihnen kamen aus den Häusern, stellten sich auf den Berg davor und riefen: „Wek wek — wek wek — wek wek!“ mit kreischender Stimme, daß die Frauen und Kinder in den Löchern riefen: „O Himmel, die Alten berufen eine Versammlung!“ Und jedermann begab sich zum Versammlungsort, der am Fuß des Eulenberges lag. „Ihr seht,“ begann der Hauptredner, „wie man elenderweise Regen heruntergießt, bis unsere Portulakfelder überschwemmt sind. Man sollte doch dort wissen, daß wir kurzbeinig sind, daß

wir aus dem See keine Nahrung holen können und nun hier verhungern. Unsere Frauen sterben, unsere Kinder schreien, und kaum können wir von Hütte zu Hütte gelangen. Was sollen wir tun? Wie können wir den Regen aufhalten? Das ist die Frage.“ So redeten sie lange und machten viele Pläne, die als unbrauchbar wieder verworfen wurden; die meisten hatte man auch schon versucht. Zuletzt machte ein alter grauer Präriehund den Vorschlag, daß man den Großvater Eule befragen solle, der oben auf dem Berge wohnte. „O hört!“ riefen sie einstimmig, und der alte Mann wurde als Bote zur Eule geschickt. Mit manch einer Rast zum Ausruhen kletterte er den Berg hinauf und kam endlich an die Tür. Er setzte sich in achtungsvoller Entfernung auf die Hinterbeine, faltete die Hände über die Brust und rief: „Wek wek — wek wek!“ Der alte Eulengroßvater war nicht allzu gut gelaunt, kam heraus, blinzelte mit den Augen und fragte, was es denn gebe: „Es ist nicht eure Gewohnheit, an mein Haus zu kommen und solchen Lärm zu machen, wenn ich auch oft euren Lärm da unten höre. Du kannst nicht umsonst hierher gekommen sein; also was ist eure Botschaft?“

„O Großvater,“ sagte der Präriehund, „wir haben zusammen beraten, wie man den Regen aufhören lassen könne, aber all unsere Pläne sind unnütz, darum müssen wir uns an Euch wenden.“ „Ah so,“ sagte die alte Eule und kratzte mit der Pfote im Augenwinkel herum. „Geh nach Hause, und ich will sehen, was ich morgen früh tun kann. Ihr wißt ja, daß ich ein Priester bin. Ich will vier Tage ansetzen für Fasten, Betrachtung und hl. Werke. Ihr müßt dann das Resultat abwarten.“ Der alte Präriehund verabschiedete sich sehr bescheiden und machte sich wieder auf den Weg ins Dorf. Am nächsten Tag sagte der Eulenmann zu seiner Frau: „Alte, setze eine Menge Bohnen an, kleine, von der Art, die nicht gut riechen, und koche sie gut.“ Dann sagte er „Guten Morgen!“ und ging fort. Lange Zeit blieb er aus und spürte an den Strauchwurzeln herum. Endlich fand er einen von jenen schlecht riechenden Käfern mit dem Kopf zwischen den Wurzeln. Er packte den armen Kerl trotz seines Widerstrebens und nahm ihn mit nach Hause. Dort angekommen, sagte er zu ihm: „Mein Freund, du machst zu viel Lärm um dies Ereignis, ich will dir gar nichts tun, nur werde ich dir soviel Nahrung vorsetzen, wie du nur irgend aufnehmen kannst.“ „Du liebe Zeit!“ sagte der Kippkäfer (tip-beetle), steckte den Kopf in die Erde und streckte den Körper in die Luft. [Vgl. ob. S. 227.] Dann setzte er sich hin, wie erlöst und sehr zufrieden. „Alte,“ rief die Eule, „tu eine Schüssel mit Bohnen auf die Erde.“ Das geschah. „Nun lang zu, mein Freund,“ sagte die Eule zum Käfer, „und mach dich satt.“ Der Käfer kippte noch einmal und setzte sich dann an die Bohnen. Er aß und schluckte und schlang, bis die Schüssel leer war und sein Leib ziemlich anzuschwellen begann. „Noch nicht satt?“ fragte die Eule. „Alte, bring noch eine Schüssel!“ Ein zweiter großer Napf Bohnensuppe wurde vor den Käfer gestellt, der schlang und schlang, bis nichts mehr da war. Jetzt sah er aber schon aus wie ein aufgeblasener Sack. Doch als die Eule fragte: „Wäre es im Bereich der Möglichkeit, noch etwas zu essen?“ erwiderte er: „Ja, etwas schon noch; wenn ich noch eine Kleinigkeit bekommen könnte, würde ich wohl satt sein.“ „Alte,“ rief die Eule, „noch ein bißchen!“

Die Alte setzte dem Käfer noch eine Schüssel vor; da aß er und aß und schluckte und schlang und würgte, aber trotz allem Kopfrecken und -drehen konnte er doch die Schüssel nicht leeren, und zuletzt wischte er sich den Schweiß von der Stirne und sagte: „O danke, danke, ich bin satt!“ „So, wirklich?“ meinte die Eule. Die Eulenfrau und auch der Käfer hatten aber bemerkt, daß der Alte während des Essens ein rundes Stück Bukskin zurechtgeschnitten und einen Faden rings-

herum durchgestochen hatte, wobei er an jeder Seite zwei Fäden hängen ließ, wie die Fäden, mit denen man einen Beutel zusammenzieht. Gerade als der Käfer sich bedankte, war der Alte fertig. „Mein Freund," wandte er sich an den Käfer, „du hast nun zur Befriedigung gegessen, und es scheint mir, nach deinen Bewegungen zu urteilen, daß du dich recht unbequem fühlst, da du eine größere Ausdehnung erreicht hast, als für einen Kippkäfer gut und sicher ist. Vielleicht weißt du auch nicht, daß jemand, der tüchtig Bohnensuppe gegessen hat, die Fähigkeit besitzt, hinterher noch mehr anzuschwellen. Ich würde dir darum raten: wenn ich jetzt den Beutel mit der Öffnung nach dir zu auf die Erde lege, stecke deinen Kopf hinein und gib so viel Wind wie möglich von dir. Um es dir zu erleichtern, will ich dich leicht drücken." Dem Käfer gefiel zwar der Vorschlag nicht allzugut, aber er weigerte sich keineswegs, ihm nachzukommen. „Siehst du, du wirst einerseits vor den ernsten Folgen deiner Gefräßigkeit bewahrt," sagte die Eule, „andrerseits bezahlst du mir so deine Nahrung." „Ja, das ist ein guter Gedanke, das ist wahr," erwiderte der Käfer und sprang in den Beutel. Die alte Eule ergriff ihn und drückte ihn sanft und mit der Zeit etwas stärker, bis der Umfang des Käfers sehr zurückgegangen war, aber siehe da! Der Sack war so angeschwollen, bis er so prall voll von Wind war, daß man ihn kaum zuschnüren konnte. Draußen regnete es weiter.

Da sagte der Alte zum Käfer: „Mein Freund, wenn dir der Regen nichts macht, was ich voraussetze, so kannst du nun nach Hause gehen. Schönen Dank für deine Hilfe." Der Käfer bedankte sich ebenfalls und machte sich dann davon.

Am Morgen des vierten Tages regnete es noch immer, ja noch stärker als zuvor; da nahm die Eule den Sack mit Wind vors Haus.

Nun weiß doch jeder, daß ein Kippkäfer, wenn er gestört wird, sich auf Vorderbeine und Kopf stellt und einen so stinkenden Wind von sich gibt, daß niemand ihm widerstehen kann. Wehe der Nase des Menschen, der sich in der Nähe befindet! Sie wird so von dem überwältigenden Geruch ergriffen, daß er nicht niesen kann, ob er es noch so gern möchte. Auch wißt ihr, daß, wenn ihr einen wütenden Kippkäfer angefaßt habt, sämtliches Wasser des Zuñiflusses die Erinnerung an ihn nicht auslöschen kann, wenn ihr den Finger in die Nähe der Nase bringt. Und dann wißt ihr auch, wie gekochte dickhäutige kleine Bohnen wirken. Also stellt euch die Kraft der Medizin im Sack vor!

Die alte Eule nahm einen Stock und schlug an den Sack. Die dicken Wolken voll Blitz und Donner wurden dünner, schoben sich auseinander, und die Sonne blickte durch. Noch einmal schlug die Eule an den Sack, da waren die Wolken schon bei den fernen Bergspitzen, ehe sie den Stab gesenkt hatte. So tat sie einen letzten Schlag, der den Sack ganz leerte, und der Himmel war so klar wie an einem Sommertag mittags in der trockenen Zeit der Dürre. So mächtig war die Kraft des alles durchdringenden, unwiderstehlichen Geruches gewesen, daß die Regengötter selbst dem nicht standhalten konnten; sie zogen ihre Streitkräfte zurück und verschwanden.

Aus den Löchern kamen die Präriehunde, setzten sich auf die Hinterbeine um den Berg herum und kreischten mit Macht: „Wek wek — wek wek — wek wek!" zum Lobe ihres großen Priesters, des Alten, der Eule.

So geschah's in den Zeiten der Alten. Darum sind Präriehunde und Eulen seitdem stets gute Freunde gewesen, und die Eulen halten keinen Ort der Welt für so geeignet zum Ausbrüten und Aufziehen ihrer Kinder als die Löcher der Präriehunde.

So endet meine Geschichte.

Cushing, Zuñi Folktales, p. 269.

44. Aus Ostpreußen.

Eule und **Fledermaus** haben miteinander Brüderschaft gemacht, denn da, wo viele Eulen sich aufhalten, finden sich auch zahlreiche Fledermäuse, die unter dem Schutze jener stehen.

Frischbier, Altpreuß. Monatsschr. 22, 287, welcher (ebd. S. 248) verweist auf sein Preuß. Wörterbuch 1, 195.

16. Kapitel.

Tierstimmen.

I. Klagende Vögel.

Unter den mannigfaltigen Stimmen, die in der Natur dem lauschenden Ohre ertönen, gibt es kaum etwas Eindrucksvolleres, als die Klage eines Vogels. Lastet ein Schicksal auf ihm? Gedenkt er fremden Unglücks? Erneut sich eigenes Leid? Die Phantasie hat tausend Antworten auf solche Fragen. Ja, sie erscheint unerschöpflich, sobald sie an gewisse abergläubische Vorstellungen anknüpft und in dem Vogel einen verwandelten Menschen erblickt (s. Kap. 17). Aber auch die rein natürliche Betrachtung des Vogels fordert zum Nachdenken über die Ursache seiner Klage auf, und es entstehen Sagen, in denen die Vögel teils als Zuschauer schmerzvoller Ereignisse, teils als Träger eines Mißgeschicks gedacht werden.

1. Aus Luxemburg. (Der Vogel ist Zuschauer des Mißgeschicks.)

Die **Turteltaube** hatte einst eine Stimme, ähnlich dem Gesang der übrigen Vögel. Eines Tages trieb ein junger Bursche drei Kühe auf die Weide. Infolge der Hitze wurden sie von den Fliegen so geplagt, daß sie ausrissen, um in den Stall zurückzukehren. Aber nur zwei kamen zurück, die dritte hatte sich verirrt. Der Bursche durchsuchte die ganze Gegend und wagte erst sehr spät zurückzukehren, aus Furcht vor dem Zorn seines Vaters. Dieser mißhandelte ihn auch auf die grausamste Weise, aber währenddessen warf eine Turteltaube, die auf einem nahen Baume saß, dem Vater seine schlechte Handlungsweise vor und rief ihm zu: „Loß den Hirt goen, t'Koe keent."

Diese Worte, mit einem gewissen Rhythmus gesungen, ahmen den Ruf der Turteltaube nach. Aber der Vater schlug immer noch seinen Sohn; er ließ ihn in traurigem Zustande auf dem Platze, um sich von neuem auf die Suche zu machen. Erst bei der Rückkehr dachte er an seinen Sohn; dieser aber war den erhaltenen Schlägen erlegen, und der Schmerz des Vaters war erschütternd. Die Turteltaube hatte nicht aufgehört, die ganze Nacht hindurch ihre Klage zu girren, und seitdem hat sie ihre alten Weisen vergessen und wiederholt unaufhörlich denselben Refrain: „Loß den Hirt goen, t'Koe keent."

Revue des trad. pop. 12, 328 Nr. 4.

2. Aus dem Pandjab. (Der Vogel ist Träger des Mißgeschickes.)

Der klagende Ruf des **niaula** soll sein Klagen über den Verlust eines Prozesses sein.

Panjab Notes and Queries 1, 47.

3. Aus der annamitischen Provinz Quangbinh.

Das **Rebhuhn**, der **Weißreiher**, die **Rohrdommel** und der **große Uhu** lebten einst in schönster Eintracht und teilten sich brüderlich in die Frösche, Fische und Krabben der Reisfelder. Eines Tages kamen sie jedoch auf den unglücklichen Gedanken, zu spielen. Die Rohrdommel, das Rebhuhn und der große Uhu verloren gegen den Weißreiher. Da sie im Augenblick nichts zu zahlen hatten, gaben sie Ehrenscheine, die aber von der Ratte, die den Bankhalter machte, gefälscht wurden. Die Rohrdommel z. B. hatte nur wenige Sapeken verloren, sagen wir sechs Schnüre. Die Ratte schrieb ihr achtzig an. Ebenso notierte sie fälschlich, daß der große Uhu seine Reisfelder verpfändet hätte. Als der Verfalltag kam, konnten die Schuldner nicht zahlen. Ihr Hab und Gut, sowie der Nießbrauch der Reisfelder fiel dem Weißreiher zu. Aus Gnade und Barmherzigkeit gestattete er jedoch der Rohrdommel, daß sie sich nachts auf seinen Äckern Nahrung suche. Auch der große Uhu durfte noch die Exkremente der Büffel durchstöbern, wohingegen das arme Rebhuhn gänzlich aus den Reisfeldern verbannt wurde und sein Leben fortan auf dem dürren Lande fristen mußte. Seit jener Zeit stoßen die drei geprellten Tiere so klägliche Laute aus. Wenn die Rohrdommel sich abends hervorwagt, so beteuert sie in ihrem Ruf, daß sie nur die wenigen Sapeken verloren habe. Ebenso beklagt der große Uhu ächzend sein Unglück, und das arme Rebhuhn jammert, daß es sich nicht mehr die vortrefflichen Krabben der Reisfelder gut schmecken lassen darf.

Globus 81, 302.

4. Aus Nordindien.

Eines Tages war das **Taubenweibchen** in ihrem Hause mit Mahlen und Stoßen beschäftigt. Ihr Geliebter kam, klopfte an, erhielt aber keine Antwort und mußte wieder umkehren. Als sie mit ihrer Hausarbeit fertig war, ging sie aus dem Haus und erfuhr durch einen Nachbarn die Umkehr ihres Geliebten. Sie war sehr traurig und beklagt seitdem seine Abwesenheit. Es heißt, sie rufe:

„Písun thi, kútún thi,
Ayá thá, chalá gayá."

(Ich mahlte und stieß, er kam und ging.)

North Indian Notes and Queries 3, 161.

5. Lettische Sage.

Eine Frau hatte eine faule Tochter. Einst schickte sie die Tochter in den Viehstall, ihre beiden Kühe zu füttern. Das Mädchen warf aber nur der einen Futter vor, so daß die andere brüllte. Da fragte die Mutter: „Was brüllt da?" — „Nichts brüllt, der Uhu schreit," antwortete das Mädchen.

Der **Uhu**, der in der Nähe hockte, hörte, wie das Mädchen log; er sagte der Mutter, daß das Mädchen die eine Kuh nicht besorgt habe. Das Mädchen griff in seiner Wut nach einem Stecken und schleuderte ihn nach dem Uhu. Der schrie in seinem Schmerz: „Wai, wai!" und so klagt er noch heute.

Lerchis-Puschkaitis IV, 64 (vgl. Var. III, 58); dasselbe russisch übers. in Živaja Starina 5, 437.

6. Polnische und rutenische Sage.

Es entstand ein Streit zwischen dem **Uhu** und dem Raben. Da kam die Eule [sie gilt als des Uhu's Braut] mit einer Harke herbeigeflogen, um ihrem Geliebten zu helfen, doch bekam sie einen so gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß sie tot

zu Boden stürzte. Seit jener Zeit sitzt der Uhu schlaflos und weinend während der ganzen Nacht.

Die Natur, N. F. 5. Jahrg.

7. Aus Finnland.

Die **Elster** hatte einst die **Krähe** zu einem Gastmahl in den Wald eingeladen, um dort im dunklen Dickicht Tannenmoos zu fressen. Aber der Krähe gefiel es nicht, und sie sagte: „O weh, o weh, liebe Elster, dein Gastmahl ist ja gar nichts wert. Da ist doch das meinige anders, wenn wir vor die Scheune des reichen Bauern fliegen, — aber freilich muß man sich dort beim Picken vorsehen.“ Da war die Elster bereit, mit ihr dorthin zu fliegen.

Kaum waren sie jedoch angekommen, so wurde die Krähe von einem Schuß getroffen. Die Elster aber lachte und schnatterte: „Mich hast du gewarnt und hast doch selber den Schaden!“ Da krächzte die Krähe in ihrer Todespein: „Ach! Ach! Ach!“

Und so ist es geblieben. Die Elster lacht, und die Krähe ruft klagend: „Ach! Ach! Ach!“

Krohn, Suom. Kansans 1, 250.

8. Wallonische Sage (Aus Condroz).

Die Hungersnot verwüstete das Land. Die **Holztaube** litt darunter mehr als jeder andere Vogel. Die Meise suchte sie auf und bot ihr eine Saubohnenschale an, wenn sie ihr dafür ihre Schwester austauschte.

Die Holztaube konnte vor Hunger nicht widerstehen und lieferte die Schwester aus, die in die Tiefe der Wälder entführt wurde und nicht wieder zurückkam. In Erinnerung an dieses Verbrechen weint die wilde Taube unter ihrem Laubdach über ihre arme Schwester und girrt kläglich: „Pauvre soû!“

Wallonia 2, 208; auch Sébillot, Folklore de France 3, 161, Monseur, Folklore wallon 17.

II. Nachahmende Vögel.

Die Ähnlichkeit der Vogelstimmen mit menschlicher Rede führt zu der Vorstellung, daß die Vögel ihre Töne den Menschen abgelauscht haben.

1. Aus Estland.

a) Als Gott (Wana Taat) die Vögel singen lehrte, fehlte die **Nachtigall**. Alle Vögel verstanden schon ihre Lieder, da kam sie zu Gott. Gott war mit ihrer Verspätung unzufrieden und sagte: „Weil du dich verspätet hast, gebe ich dir keine Weise; du sollst sie selbst suchen. Nach dem Laute, den du am frühen Morgen zuerst hörst, sollst du singen.“ Vor Sonnenaufgang stand die Nachtigall auf. Da hört sie, wie ein fleißiger Knecht mit zwei Ochsen auf dem Felde pflügte und seinen Ochsen, die noch etwas schläfrig zu sein scheinen, zuruft: „Kiri, küit, käi wagu; öö olli muidugi pikk; tüdruk too piits; no, noh; sahk, sahk“. („Kiri“ nennt man das Vieh, das schwarzbunt ist, und „küit“, das weiße Rückenstreifen hat. „Käi wagu!“ ist ein Zuruf an Pferde oder Ochsen, welche beim Furchenziehen falsch treten. „Öö olli muidugi pikk“ — die Nacht war ohnehin lang. „Tüdruk too piits“ — Mädchen, hol die Peitsche. „No, noh“ — Zuruf zum Antreiben. „Sahk“ — Pflug.) Das ahmte die Nachtigall nach.

Aus dem handschr. Nachlaß von J. Hurt.

b) Während Gott allen Vögeln ihre Singweise lehrte, schlief ein kleiner, grauer Vogel. Als er aufwachte, konnte ein jeder Vogel schon singen, nur er nicht. Der

kleine Vogel flog traurig hin und her und flog schließlich in ein Dorf vor eine Schmiede auf eine hohe Birke. In der Schmiede arbeitete der Schmied mit seinem Lehrling. „Kilks, kolks! Kilks, kolks!“ klang es hinüber. Der Schmied schlug mit einem kleinen Hammer aufs Eisen: „Kilks!“ der Lehrling mit einem großen Hammer: „kolks!“ Das gefiel dem kleinen, grauen Vogel, und er sagte: „Ich will es dem Schmied ablernen.“ Einen ganzen Tag saß der Vogel auf der Birke vor der Schmiede und sang die Laute nach, die aus der Schmiede drangen, bis er sie schließlich auswendig konnte.

Noch heute singt der kleine, graue Vogel: „Kilks, kolks! Kilks, kolks!“ und heißt, weil er vom Schmiede das Singen lernte, „Eisenschmied“ (**Grasmücke** im Deutschen).

c) Die **Grasmücke** hatte die Zeit verschlafen, wo sie das Singen von Gott hätte erlernen können. Darum lernte sie ihren Sang von einer Melkerin. Ihr Gesang lautet:

„Silks, solks, silku leiba,
Soldat söögu welt ja leiba,
Mina ise piima leiba.“

(„Silks, solks, Strömling und Brot, der Soldat esse Wasser und Brot, ich selbst esse Milch und Brot.“)

d) Noch ein anderer größerer Vogel, die **Nachtschwalbe**, blieb ohne Gesang. Sie flog von Vogel zu Vogel, von Tier zu Tier und bat, daß jemand sie doch singen lehrte. Aber niemand wollte es. Sie kam auch zum Pferde und bat auch dieses. Das Pferd war bereit, dem Vogel zu einem Gesang zu verhelfen. Es harnte und sagte, der Vogel solle den Laut, den er höre, in seinem Gesang nachahmen.

Bis heute ahmt der Vogel den damals gehörten Laut nach und heißt darum „hobu soristes“ (das Geriesel des Pferdes).

e) Als jeder Vogel von Gott (Wana-Taat, alter Vater) die Gabe des Singens und die Art seines Liedes erhalten hatte, da blieben die **Nachtigall** und die **Nachtschwalbe** ohne diese Gabe. Sie trauerten sehr darüber.

Da sagte die Nachtigall: „Wir wollen denjenigen Laut, den jeder von uns am nächsten Morgen zuerst hört, in unserem Liede nachsingen und danach heißen.“

Die Nachtigall wachte schon früh auf. Da hörte sie, wie ein Arbeiter mit seinen Ochsen zu pflügen anfing und die Ochsen mit folgenden Worten antrieb: „Kiri, küüt! Käi wagu! Kus piits, kus piits? Plaks, plaks, plaks!“ (Kiri = bunt, küük = gestreift, käi wagu = Zuruf beim Pflügen, damit die Tiere richtig treten. Kus piits = wo ist die Peitsche? Plaks = Knall der Peitsche.)

So singt auch die Nachtigall.

Vom ersten Laut: „kiri, küüt“ hat die Nachtigall ihren Namen. Sie heißt im Estnischen „kiriküüt“ oder „ööpikk“ = „die Nacht ist lang.“

Die Nachtschwalbe schlief aber recht lange. Sie erwachte, als der Arbeiter zur Frühstückspause vom Felde gekommen war. Die Ochsen harnten. Deswegen singt die Nachtschwalbe nur: „Sorr, sorr, sorr!“ Die Nachtschwalbe heißt auch im Estnischen „sorr“.

a) bis e): aus dem handschr. Nachlaß von J. Hurt.

f) Alle Geschöpfe „wurden“ zu einer Versammlung „eingeladen“, um den Gesang zu erlernen, mit dem sie sich erfreuen und die Götter loben sollten. Um den Domberg von Dorpat herum kamen sie auf einem heiligen Hain zusammen. Hier ließ sich Wannemune, der Gott des Gesanges, zu ihnen herab und begann zu singen.

Der Embach hemmte seinen Lauf, der Wind vergaß seinen Haß, der Wald, die Tiere und Vögel horchten aufmerksam zu, und auch das neckende [estn. schielende] Echo guckte zwischen den Bäumen des Waldes hervor.

Aber nicht alle, die zugegen waren, begriffen das Ganze. Die Bäume des Haines merkten sich das Säuseln beim Niedersteigen des Gottes, und wenn ihr im Haine lustwandelt und dies feierliche Säuseln hört, so wisset, daß die Gottheit euch nahe ist. Der Embach merkte sich das Rauschen seines Gewandes, und sooft er im Frühling seiner neuen Jugend sich freut, braust er, wie er das Brausen dort gehört. Der Wind hatte sich die grellsten Töne angeeignet. Einigen Tieren hatte das Knarren der Wirbel von Wannemunes Zither gefallen, anderen das Klingen in den Saiten. **Die Singvögel lernten das Vorspiel, besonders Nachtigall und Lerche.** Die Fische aber steckten die Köpfe nur bis über die Augen aus dem Wasser hervor und ließen die Ohren darin; sie sahen die Bewegungen des Mundes, ahmten diese nach und blieben stumm.

Nur der Mensch allein faßte alles. Daher dringt sein Gesang bis in die Tiefe des Herzens und bis hinauf zum Wohnsitz der Götter.

Aus Dorpat: Kletke, Märchensal 2, 57 = Fählmann, Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland. Teil II. Dresden und Leipzig 1841. Wird in derselben Weise auch von den Finnländern und andern finnischen Nationen erzählt. (Kletke 2, 387.) Poet. bearb. von Platen.

2. Lettische Sagen (Aus dem östlichen Livland).

Als die Vögel erschaffen waren, sprach Gott zu ihnen: „Geht nun selbst zu den Menschen und lernt von ihnen singen.“ Sogleich zerstreuten sich alle.

Auch die **Nachtigall** (lakstigala) und die **Nachtschwalbe** (leelis) kamen überein, sich zu sputen. Die Nachtigall wollte zum Pflüger fliegen, die Nachtschwalbe zu den Mahlmägden in die Mahlkammer. Gut. Ohne sich umzuschauen, flog die Nachtigall zum Pflüger, der gerade vor seinem Pflugsterz „kli kli kli“ die Erde klopfte. „Ach! kli kli kli, das ist sehr hübsch!“ rief die Nachtigall und versuchte sofort, ihre Zunge auf dieselben Töne zu stimmen. Doch die Nachtschwalbe, der Faulpelz, dachte: Der Abend ist noch weit! Wozu die Eile? 's wird schon noch langen! Der Abend kam, da eilte sie Hals über Kopf in die Mahlkammer, aber umsonst: die Mägde waren schon beim Nachtessen. Was nun? Das Beste wird sein, sie fliegt gleich in den Viehhof und begibt sich bei den Kühen in die Lehre. Soeben besorgte da eine Kuh ihr Geschäft, und die arme Nachtschwalbe, horch! singt ihr gleich nach: „plaks, plaks, schlirrgs!“[1])

1) In Siuxt (im mittl. Kurland) erzählt man, die Weise der Nachtigall sei folgende: „Wo warst du, wo warst du?“ — „Auf dem Markt, auf dem Markt!“ — „Was kauftest du, was kauftest du?“ — „Ein Pferd, ein Pferd!“ — „Wie war's? Wie war's?“ — „Lahm, lahm!“ „Führ's in den Wald, bind's an einen Baum, setz den Knüppel an die Stirn, ruf wihlup!“

(Ku bij, ku bij? — Tirgū, tirgū. Kō pirk, kō pirk? — Sirgu, sirgu. Kāds bij, kāds bij? — Klibs, kiibs! Wed meschā, seen pee kōka, leez wāli peerē, sauz wīlup!)

Oder: „Bind an den Baum! Schlag, schlag!“ (Seen pee kōka, sit, sit!)

Oder: „Elster, du Aas, sag nicht dem Wolf, wo die Hirten hüten werden, wo der Rauch rauchen wird, wo deine Knochen verkohlen werden.“ (Schagata, maita, nesaki wilkam, kur gani ganīs, kur dūmi kūpēs, kur tawus kaulinjus grusdinās.)

Oder: „Mit weißer Stute Nach Riga fahr, Mit der Weidenrute Schlag ans Schwänzchen.“ (Ar baltu kjēw' ar baltu kjēw' us Rigu brauz us Rigu brauz; ar kārklja wiz ar kārklja wiz, sit pa ljip, sit pa ljip.)

Dazumal war auch die **Schwalbe** auf die Suche nach Liedern gegangen. Alsbald geriet sie in ein Haus, wo die Kinder soeben, während die Mutter Gäste geleitete, Fleisch an den Spieß steckten und brieten, daß das Fett nur so prasselte. Als die Mutter heimkehrte, flog ihr die Schwalbe eifrig entgegen und erzählte ihr die Unart der Kinder also:

„Während die Mutter Gäste geleitet, drehen die Kinder Fleisch (am Spieß),
Willst du's nicht glauben, so schneid mir das Köpfchen ab, tschirrks!"
(Eekam māte, weeschnjas wada, tikam bērni galju greesch;
ja netizi, nōgreesi man galwinju tschirrks!)[1])

Der **Star** flog an der Badestube vorbei, wo die Mädchen sich indes quästeten. Er schaute ein Weilchen zu, dann flog er fort und meldete den Burschen:

Ich hockte, ich hockte
Unter den Sparren der Badstube
Unter den Sparren der Badstube.
Ich sah, ich sah
Die Mädchen sich quästen,
Nackt, nackt
Der Mädchen Busen.
Sie schlugen kreuz und quer über die Brüste.

Variante: Alle Vögel verstanden schon zu singen, nur nicht die Schwalbe und der Specht. Da kam die **Schwalbe** auf den Gedanken, in ein Haus zu fliegen und irgend etwas zu erlauschen, was zum Gesang taugte. Das tat sie. Die Männer waren gerade in der Badestube, und die Weiber brieten im Hause Fleisch und sangen:

„Indes sich die Männer im Bade quästen,[2]) braten die Weiber Fleisch. Wie das Fett ins Feuer trieft, wissen sie sich nicht zu helfen, werfen ein wollenes Tüchlein darauf, daß der Fleischduft nicht bemerkbar."

Dieses Lied behielt die Schwalbe und singt es noch heute.

Die **Lerche** ging zu den Hirten, die sie so begrüßten: „Ein Mann, ein Mann,

---

Oder:
Tpru, tpru (Ruf, mit dem man das Fahrpferd anhält),
tele, tele (Kalb),
se, se, se (Lockruf für Hunde),
zui, zui, zui (Hetzruf für Hunde),
tschiwu, tschiwu (viell. verdorben aus russ. schiwo! munter!)
swelp (pfeif).

1) In Siuxt deutet man das Lied der Schwalbe auch folgendermaßen:

„Im Birkenwäldchen fing ich eine Krähe, band ihr die Flügel zusammen, brachte sie auf den Markt, erhielt einen Groschen, für einen Groschen trank ich ein Schälchen (Schnaps).

Von anderen Stimmendeutungen der Letten seien nur noch folgende zwei angeführt:
:/ Die Burschen sind in der Badestube :/
:/ Die Mädchen braten Fleisch /:
Das Fett (fließt) nur so ins Feuer, tschirrks!
(Puiseschi pirtī, puiseschi pirtī, :/ meiteschi zepj galju :/
tauki tikam ugunī tschirrks!)

Oder: Männer, Burschen baden in der Badestube; Frauen, Mädchen braten Fleisch, ich schaute durchs Fenster, man zerschlug mir das Genick, rann das Blutchen tschurrks!

(Wīri, puischi pirtī perjās, seewas, meitas galju zepa, es pa lōgu randsijōs — man pārsita pakausi, istezeja asentinji, tschurrks!)

2) Die Letten pflegen sich beim Bade mit Birkenruten (Quast) zu schlagen, um dadurch die Hauttätigkeit anzuregen.

seht da, ein ganzer Mann! Hat den Winter durchlitten, kein Feuer geheizt, keinen Kessel aufgehängt!" Die Lerche sang diese Worte gleich nach und behielt sie. (Wīrs, wīrs, ekur wīrs! seemu iszeetis, ne 'guni kūris, ne katlu kāris.)[1])

Die **Doppelschnepfe** (Becassine) flog in ein Gehöft, wo der Bäuerin soeben im Keller Milch ausgeflossen war. Die Bäuerin rief die Katze, sie aufzulecken: „kji, kji!" Aber ein Ziegenbock hatte sich zuerst herangeschlichen, den scheuchte die Bäuerin mit einer Rute fort, so daß er mit dem Schmerzensruf: „mäh, mäh!" zum Stall lief. Die Doppelschnepfe singt seitdem auch: „kji ku, kji ku, mē, mē!"

Die **Ammer** hört, wie eine Mutter ihr Kind stillt und ihm die Brust bietet: „Hier Zitze, hier Zitze!" (sche zizis), daher sein Ruf: „zi, zi, ziz!" Die **Goldammer** dagegen singt: „Dem Mädchen ist nackt die Zi-Zi-Zitz!" (meitam pliks zi zi zi zits) oder „Alter, alter Jude!" (wezs, wezs schīds).

Die **Taube** flog zu einem Gehöft, vor dessen Tür der Bauer einen Schlitten machte. Der Nachbar tritt hinzu, ihn zur Taufe zu laden. Auf dessen Frage: „Gevatter, was tust du da?" (kūm, kūm, ko tur strāda) antwortet jener: „Siehst du denn nicht?" worauf der erste: „Ich versteh, versteh, du machst dem Gevatter einen Schlitten" (prōtu, prōtu, kūmam ragawas taisi). Davon schnappt die Taube auf: „Kūm, kūm, ko tur strāda? Prōtu, prōtu."

Der **Uhu** wollte die mähenden Mädchen bei ihrem Gesang belauschen, gerät aber in den Obstgarten, wo sich ein Alter mit einem Unwohlsein quält, dessen Stöhnen ahmt er nach: „ū, ū, wai, wai!"

Der **Kranich** will bei den dreschenden Mägden ein Lied lernen, doch es ist Samstag, sie sind von der Wochenarbeit müde und singen nicht. Aber die Knechte führen Korn zu, die Karren sind eingetrocknet, knarren und quietschen. Das faßt der Unglücksvogel auf und behält es.

Der **Wiedehopf** flog den Hirten nach. Nun war das Vieh gerade ins Kornfeld geraten, und der Bauer packte den ersten Hüterbuben und bedrohte ihn mit der Gerte. Der aber wies auf den zweiten und sagte: „Du, du bist daran schuld!" Das gefiel dem Wiedehopf, und er rief auch: „tu, tu nōganiji, tu." Darauf der Bauer: „Jetzt glaube ich, daß dich die Schuld trifft, da der Wiedehopf es auch bezeugt." So bekam auch der zweite seine Prügel.

Der **Auerhahn** überfiel den Birkhahn, er solle ihm sein Lied abtreten. Dieser prahlte: Wenn er als kleiner Vogel schon so schön singen könne, wieviel leichter müsse es ihm, dem großen, werden; er wolle ihm nur den Anfang geben. Mit diesem Anfang flog der Auerhahn auf eine Fichte und knarrte wie ein Schlitten [?]; der **Birkhahn** aber blieb im Moose sitzen und sprudelte und kollerte seine Weise in einem fort.

Die **Nebelkrähe** hörte, wie eine Mutter ihr Kind schalt, das die dicke Milch vom Brot naschte und das Brot ungegessen ließ. „Du bist lecker, lecker!"

---

1) Bei Siuxt erzählt man es so: Die Lerche hat in der Fußspur eines Pferdes Bier gebraut und die anderen Vögel eingeladen, es zu kosten. Da sei die Krähe hergeflogen und habe gesagt: „:/ Besser als Wasser /:" (Labāks ka ūdens). Der Rabe lobte es: „Prächtig, prächtig!" (Brangs, brangs!) Die Elster: „Das Bier ist gut, das Bier ist gut!" (:/ Karascha pīwo /: verstümmeltes Russisch!)

Eine weitere Deutung des Lerchengesangs ist: „Mann, Mann, breit aus den Pelz, breit aus den Pelz, die Lerche wird bald herabfallen." (Wīrs, wīrs, :/ paklāj kaschōk /: zīrulis kritīs drīs.)

(Es tupeju, es tupeju — pirts paspārnē, pirts paspārnē — es redseju, es redseju — meitas pēras — pliks, pliks meitan pups. — Sita, sita schkjērsam pupeem, garjam pupeem, pliuks, pliuks!)

(tu esi kārs, kārs.) „Kārs, kārs!“ krächzte auch die Krähe und flog auf ein Rübenfeld, wo sie eine Taube traf. Diese hatte sich tags zuvor auf einem Gerstenfeld gütlich getan und schimpfte über das gemeine Feld, wo man sich die Augen aus dem Kopf suchen könne, ohne etwas zu finden. Aber eine Krähe erwiderte: „Du bist lecker (tu esi kārs, kārs), du bist eine Prahlerin! ‘Ein halbes Lof Eier, sagst du, habe ich gelegt’, und schaut man näher zu, so sind es nur zwei.“

Der **Zaunkönig** kam folgendermaßen zu seinem Lied:

Die Elster, die Klatschbase, hatte den Marquard (Häher) verklagt, so daß man ihn zum Galgen schleppte. Der Zaunkönig aber folgte ihm und klagte in einem fort: „Der Marquard wird gehängt“ (sīli kārs). Da kam ein Richter und sagte: „Was klagst du unnütz! Nie und nimmer wird der Marquard gehängt! Da müßte man ja verrückt sein, um eines alten Weibes (der Elster) willen einen klugen Mann zu hängen! Wer kennt denn nicht die Elster, die liederliche Person! Die rennt den deutschen Burschen nach! Wollen wir die Hexe ins Inland zurückschicken, den Marquard aber lassen wir in Deutschland umherreisen!“

So kam der Marquard frei und war den ganzen Winter über in Deutschland auf Besuch, aber die Elster mußte daheim bleiben. Und der Zaunkönig erzählt noch heute von diesem Erlebnis, indem er singt: „Der Marquard wird gehängt“ (sīli kārs).

Der **Pirol** flog an die Dünen, um von den Schiffern singen zu lernen. Doch da gerade niemand sang, kehrte er zurück und sah am Ufer einen alten Mann liegen. Er flog auf ihn zu und pickte ihn, um ihn zum Aufstehen zu bringen. Da sah er, daß es ein Ertrunkener war. Da ärgerte er sich, daß er an einer Leiche gepickt hatte, und rief: „Einer ist in die Düna geworfen, verfault, [und] ich habe [ihn] gefressen, weh, weh!“ (Eemests njerms Daugawā — sapuwis, apēdu, wē, wē.)

Die **Eule** flog auch in ein Gehöft, um von den Menschen Lieder zu lernen. Aber zufällig geriet sie in den Oberraum der Stube zu den Hühnern. Sofort fraß sie ein Huhn auf, davon wurde sie so faul, daß sie nicht mehr ans Lernen dachte und nur noch schlafen wollte. Deshalb flog sie in den Wald zurück, sich auszuschlafen, und blieb lieber ohne Lied.

Der **Kuckuck** flog zu einem Pflüger, der vor Alter stocktaub war, und fragte ihn, wo die Viehmägde seien. Der Alte verstand ihn nicht und fragte: „Was, was?“ (ko, ko?) Da spuckte der Kuckuck vor Wut und spottete: „kū, kū — kū ku!“ Deshalb soll er noch heute beim Fortfliegen spucken.

Der **Wendehals** flog in ein Gehöft, wo eben die Hüter vor der Tür Mittag aßen. Nun hatte die geizige Bäuerin ihnen keine Milch zur Grütze gegeben. Da rief ein Hütermädchen: „Milch, Milch, Milch zur Grütze!“ (peena, peena! — peena putrai!) Das hielt der Wendehals fest und wollte schon wegfliegen, da bemerkte er, daß der Bauer im Hause Bier bereitete. Und während er dort zusah, kam ein Nachbar und fragte ihn: „Weshalb braust du heute Bier?“ „Morgen ist Michaelis“ (rīt’ Mikjelis), antwortete der Wirt. So lernte der Wendehals auch noch diese Worte. Deshalb hat er zwei Lieder; im Frühling singt er: „Milch, Milch, Milch zum Brei!“ und im Herbst: „Morgen ist Michaelis!“

Die **Misteldrossel** sah, wie eine böse Bäuerin im Herbst den Hüterjungen barfuß zur Hütung schickte. Der Junge zog die Füße an sich und schrie: :/ Die Füße frieren! /: Bäuerin, einen Bastschuh!“ (Kājas salst, kājas salst! saimneeze — wīschu!) So singt die Misteldrossel noch heute im Herbst, wenn der Reif fällt.

Der graue (kleine) **Schwätzer** (pelēkais tschakstens) flog in ein Gehöft, wo die Bäuerin gerade mit dem Ruf: „Fort ans Brüten!“ (tisch perēt!) die Hühner

vom Mistbeet scheuchte. Der Schwätzer bezog es auf sich und flog eiligst in sein Nest. Dort fand er das unverschämte Kuckucksmütterchen vor, das, als ob es im eigenen Nest wäre, ein Ei legte. Da wurde der Schwätzer böse und rief: „Fort! brüten!“ Frau Kuckuck ließ sich wenig stören, sondern antwortete: „Wer schreit da?“ (kas kūkōs?) und flog davon, wie wenn nichts geschehen wäre. Deshalb verfolgt noch heute der Schwätzer, während sein Weibchen brütet, den Kuckuck mit dem Ruf: „tisch perēt,“ daß er ihm nicht wieder ein Ei ins Nest lege.

Das **Birkhuhn** kam in ein Gehöft, wo gerade Fleisch im Kessel kochte und sich beim heftigen Wallen des Wassers im Kreise drehte. Das gefiel dem unruhigen Gesellen sehr, er flog an den Rand des Morastes, wo ihn niemand sah, und begann sich auch lachend im Kreise zu drehen, wobei er rief: „bur, bur, bur, bur!“

Die **Bachstelze** beobachtet einen alten Bauern beim Pflügen, ob er vielleicht etwas singen werde. Doch alte Leute schweigen lieber. Aber eins fällt ihr auf: ab und zu zieht das Pferd stärker an, dann schwankt der kraftlose Alte nach vorn, und der Pflug knirscht, indem er sich an Steinen reibt. Das hat sich die Bachstelze eingeprägt, und noch heute wippt sie beim Laufen hin und her und ruft zuweilen: „tschiwi! tschiwi!“ oder „ziliks, ziliks, glūdgalwinj, glūdgalwinj!“ (Glattköpfchen!)

Der **Buchfink** folgte von den Zweigen einer Eiche dem Hütermädchen, ob sie wohl singen werde. Nein, doch statt dessen kam ein Bursche, umfaßte und küßte sie. Gleich ahmte der Fink das Schmatzen nach, das er beim Küssen vernommen hatte, und gelobte im Wegfliegen: „Bis, bis, bis in den Herbst will ich Gott preisen!“ (Līds, līds, līds pat rudenim Deewu teikschu!)

Das **Haselhuhn** (Feldhuhn?) fliegt schon in der ersten Morgendämmerung in einen Garten, um die Mädchen singen zu hören. Doch die Hausfrau ist streng, da ist keins zum Singen gestimmt. Sie müssen Kohl aus der Erde holen, alle sind sie stumm, nur die Messer knirschen beim Schneiden, und das hat das Haselhuhn angenommen und singt noch heute :/ „schujirks, tschirks!“ /:

Das **Morasthuhn** flog, um die Hirtenpfeife des Hüterbuben zu hören. Doch der hatte diesmal nur eine Schnarre. Das Morasthuhn lauschte nun auch darauf und flog schnarrend davon.

Die **Meise** flog auf den Hof, um den Gesang der Mädchen zu belauschen; doch sie schwiegen, in ihre Arbeit vertieft. Nur zwei Kinder waren sich in die Haare geraten, und eins zauste das andere, indem es rief: „tschi! tschi!“ Als nun die Mutter nach Hause kam, flog die Meise ihr entgegen, pickte sie in die Füße und berichtete ihr, was sie gesehen: „tschi! tschi!“ Deshalb erzählt sie noch heute, wenn sie heimkommt, irgendeine Neuigkeit.

Die **Elster** beobachtet auf dem Hof, wie ein Eber, von der Weide heimkehrend, in den Pferdestall zum Hengst stürmt. Dieser sucht unter zornigem Gewieher den Eindringling mit seinen Hufen zu verscheuchen; der aber grunzt freundschaftlich: „urksch, urksch!“ Auf den Lärm kommt der Bauer herbei, und die Elster, die Klatschbase, fliegt ihm entgegen und will ihm den Vorfall melden. Aber in der Eile verhaspelt sie sich und bringt nur ein Gemisch von der Sprache des Hengstes und des Ebers heraus.

Die **Schneeammer** ging auf eine Hochzeit, um singen zu lernen. Leider war ein heftiger Schneesturm, so daß man vor dem Fenster den Gesang nicht hören konnte. Erst als ein Bursche pfeifend heraustrat, um die Pferde zu besorgen, be-

kam sie was zu hören und flog pfeifend davon. Noch heute pfeift die Arme beim Schneewehen.

Der **Rabe** flog vor eine Haustüre und lauschte, ob man wohl drinnen singen würde. Unterdessen hackte die Bäuerin in der Stube knochiges Fleisch: kram! kram! und der Rabe wiederholte scherzweise: „kram, kram!“ Zuletzt schnitt die Frau den Halsknorpel heraus und warf ihn dem Raben hin, deshalb nennt man dieses Stück noch heute „Rabenbissen“. Der Rabe verspeiste es lüstern und vergaß darüber ganz, weshalb er gekommen war, deshalb versteht er auch heute nur „kram, kram“ zu rufen.

Die **Grasmücke** sah einen Burschen eggen. Sie schlüpfte in das niedere Gebüsch und hörte zu, wie der Bursche trällerte und unter mancherlei Bewegungen pfiff. Sie versuchte, es dem Burschen nachzumachen, und hat seitdem Gesang und Gewohnheit behalten: immer hält sie sich in niederem, feinem Gestrüpp auf und pfeift mit sanftem Zischen (Flüstern?).

Lerchis-Puschkaitis, Latweeschn tantas teckas un pasakas — lettische Volkssagen und -märchen, Bd. V, Nr. 28.

III. Erfolg und Mißerfolg zweier gesanglernender Vögel.

Die einfache Erfindung, daß ein Vogel den Gesang zu erlernen sucht und dabei mehr oder weniger oder gar nicht vom Glück begünstigt ist, ließ sich leicht durch das vielbeliebte Mittel des künstlerischen Gegensatzes erweitern.

Anstatt daß jeder Vogel für sich allein ausflog und sich dem Zufall anvertraute, unternahmen nun zwei gemeinsam die Erlernung, wobei einer Erfolg, der andere Mißerfolg hatte.

1. Lettische Sage.

Alle Vögel hatten sich ihren Gesang erwählt, nur der **Nachtschwalbe** (caprimulgus europaeus) und der **Nachtigall** fehlte er noch. Da machten sie miteinander ab: Was sie in der Frühe des nächsten Tages zuerst hören würden, das wollten sie als ihren Gesang festhalten. Gut. Die Nachtschwalbe stand sehr früh auf — die Hirten melkten soeben ihr Vieh: „rihruh, rihruh!“ und die Kuh ließ indessen: „tschurr, tschurr, plaks, plaks!“ Das klang der Nachtschwalbe sehr lieblich, sie flog in den Wald und sang sofort: „rihruh, rihruh, tschurr!“ und schlug mit den Flügeln: „plaks, plaks!“

Aber die Nachtigall stand erst auf, als die Hirten das Vieh schon angetrieben hatten und aufs lieblichste sangen. Da konnte die Nachtigall ihren Gesang sorgfältig belauschen, und schau! deshalb verstehen sie auch so lieblich am Bachufer zu singen.

Lerchis-Puschkaitis, ebd.

2. Russische Sage.

Es wettete die **Taube** mit der **Nachtigall**, wer von ihnen früher zu singen anfinge. Die Nachtigall stand schon vor Morgengrauen auf, die Taube aber schläft sich eins. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, die Taube gab noch keinen Laut von sich; da kam der Bauer aufs Feld, um zu säen, und ruft seinen Ochsen: „prr! — prr!“ zu. Die Taube erwacht und schreit auch: „prr! — prr!“ Und seit jener Zeit girrt sie.

Ethnograph. Sbornik 1, 24.

3. Bulgarische Sage.

Einmal besprachen sich der **Sperling** und die **Nachtigall**, daß sie allerlei Sprachen lernen wollten, und gingen deswegen auf die Landstraße und setzten sich auf einen Baum, damit sie hörten, was die vorbeiziehenden Reisenden sprächen. Später fragten sie einander, was sie gelernt hätten. Die Nachtigall sang allerlei Lieder her, aber der Sperling konnte nur dies eine hersagen: „Gra! gra! gra!“ Denn als sie sich auf den Baum gesetzt hatten, schlief der Sperling ein; und als er erwachte, da sah er einen Menschen, der Schweine stahl, die stets nur dies eine grunzten: „gra! gra! gra!“ Deshalb kann der Spatz auch heute noch nur zwitschern.

Strauß, Die Bulgaren, S. 74 = Sbornik umotv. 4, 90.

4. Rumänische Sagen.

a) Ein Kaiser besaß eine **Nachtigall** und einen **Storch**, die er täglich spazieren gehen ließ; bei Einbruch der Nacht aber mußten sie zu Hause sein. Einmal waren sie doch von der Nacht im Walde überrascht worden; sie beschlossen, dort zu bleiben. Der Storch machte den Vorschlag, sie wollten bei dieser Gelegenheit alle die Gesänge lernen, die sie hörten. Die Nachtigall schlief zwar vor Müdigkeit ein, der Storch aber lauschte. Doch er hörte vor dem Gequake der Frösche keinen anderen Gesang, und so lernte er weiter nichts als „bea caca, bea caca“. Um Mitternacht schlief er ein. Die Nachtigall aber lauschte von da an; die Frösche hatten aufgehört zu quaken, und so konnte die Nachtigall die herrlichsten Gesänge der Vögel hören. Sie lernte sie alle, und als die beiden am Morgen wieder heimkamen, entzückte die Nachtigall durch ihre Gesänge alle Welt, über das „bea caca“ des Storches aber lachten alle, und deshalb beschloß der Storch, die Frösche fortan zu strafen, weil sie ihn in seinen Gesangsstudien gestört hatten.

Papahagi, din lit. pop. a Aromînilor S. 780.

b) Zwei Mädchen, Zaică (**Eichelhäher**) und Turturică (**Turteltaube**) mit Namen, erzählen sich, daß sie beide geträumt haben, sie würden zu Vögeln. Sie gehen eine Wette ein: Wer am anderen Morgen zeitiger aufstünde, solle als Vogel am schönsten singen (d. h. die Stimmen vieler Vögel nachahmen, also technisch ein besserer Sänger sein) können. Zaică geht zeitig zu Bett, schläft gleich ein, erwacht beizeiten und wird zum Eichelhäher, der im Nachahmen von Stimmen und im kunstvollen Fluge sehr geschickt ist. Turturică will gleich munter bleiben, aber nach Mitternacht übermannt sie der Schlaf; sie erwacht erst, als die Hirten ausziehen, und hört eine Frau ihre Kuh treiben mit dem Zurufe: „pturr! pturr!“ Das Mädchen wird traurig und verwandelt sich in die Turteltaube, die nur die Weise jener Kuhtreiberin zu singen versteht: „pturr! pturr!“

Marianu, Ornitologia 2, 70. Vgl. Revue des trad. pop. 9, 621.

c) Die **Taube** baut ihr Nest sehr lose, nur aus einigen Reisern; der **Eichelhäher** dagegen hat ein sehr schönes und warmes Heim. Diese beiden Vögel vertauschten einmal ihre Nester, um zu sehen, welches besser wäre. Das geschah gerade zu der Zeit, als Gott die Vögel singen lehrte. Als nun der Eichelhäher im ärmlichen Nest der Taube vor Kälte nicht schlafen konnte, hörte er die Stimmen von zwölf verschiedenen Wesen, die er alle nachahmen lernte: Ziege, weinendes Kind usw. Die Turteltaube aber schlief im warmen Neste des Eichelhähers ausgezeichnet bis zum Morgen und hörte deshalb nur noch eine Frau, die ihre Kuh molk und dabei „tur, tur“ sagte. Deshalb kann die Turteltaube nur „tur, tur“ machen.

Şezătoarea 5, 85.

In dieselbe Sagengruppe gehört auch folgende Variante, die nur in der Einkleidung abweicht, in der Idee aber nichts anderes will als die vorhergehenden.

5. Aus Malta.

Es waren einmal zwei Vögel, die es sich von Gott dem Meister erbeten hatten, mit menschlichen Stimmen reden zu dürfen. Nun war aber der eine Vogel gut gesinnt, der andere neidischen Herzens. Und der Herr, der Meister, sagte: „Geht hin und bedenkt, daß ihr stets nur das wiederholen werdet, was ihr zum erstenmal aussprechet.“ Und so verging einige Zeit, ohne daß sie das Sprechen erlernt hätten. Eines Tages aber nahte sich ihnen der Herr, der Meister, und der eine Vogel rief in der Freude: „Baba'lghazizi gie (mein geliebter Vater ist gekommen!), baba'lghazizi gie!“ Der neidische Vogel aber wollte ihm den „Vater“ absprechen und entgegnete: „Torr, torr!“ womit er sagen wollte: „Du hast keinen, hast nichts!“

Aber der Herr, der Meister, sprach zu dem gut gesinnten Vogel: „Du sollst von heute an für die Menschen den Willkommensgruß haben, und alle werden dich lieben.“ — „Du aber,“ sprach er zum boshaften, „sollst stets unglückbringende Worte schwätzen und den Menschen verhaßt sein!“ So geschah es. Und deshalb sprechen die Nachtigallen so verschiedene Sprachen.

Wie ein vergleichender Überblick über die angeführten Varianten zeigt, beruht die Ahnlichkeit, die sie untereinander verbindet, nicht auf Zufall. Sie sind sämtlich aus einer Urform hervorgegangen, deren Hauptinhalt das Übereinkommen zweier Vögel bildete, die zuerst gehörten Töne als Gesang anzunehmen. Und zwar überließen sie — wie die Vögel im vorigen Abschnitt — dem Zufall die Entscheidung; von einer Wette, wer von beiden früher erwache und zu singen anfange, war gewiß noch nicht die Rede. Dies Motiv, das ja nur in einigen Fassungen auftaucht, wird vielmehr aus einer anderen Sagengruppe stammen (s. S. 146 ff.), wie ja auch noch zwei andere hineingeraten sind: das Motiv der Verwandlung und das Motiv der Verfolgung der Frösche durch den Storch. Als handelnde Personen hat die Urform vermutlich die Nachtigall und einen anderen Vogel enthalten. Während nun die Nachtigall in den meisten abgeleiteten Sagenformen unveränderlich war, da sie vor allen anderen als klangreiche Sängerin in Betracht kam, konnte der gegensätzige Vogel beliebig wechseln. Auf ihn kam so wenig an, daß der maltesische Erzähler ihn nicht einmal mit Namen nennt. Über die Heimat der Urform läßt sich wohl nichts Sicheres feststellen.

IV. Verschiedene Stimmdeutungen.

Die von der Sage behauptete Ähnlichkeit zwischen Vogelgesang und menschlicher Rede findet sich ohne das Motiv des Erlernens in folgenden Stimmdeutungen.

1. Aus Frankreich.

a) Die **Nachtigall** singt während der Nacht, weil sie früher einmal auf einem Zweig eingeschlafen war, um den sich eine **Waldrebe** (Clematis vitalba) rankte.

Die Ranken dieser Pflanze kletterten während der Nacht und verwickelten ihr die Füße so, daß sie nicht fortfliegen konnte. Um nun zu vermeiden, daß sie wieder so festgehalten wird, singt sie: „dormiraï pu, pu, pu, pu . . . me toursounaïo la vique = je ne dormirai plus . . . m'entortillerait la vigne“ (ich werde nicht mehr schlafen, sonst würde mich der Weinstock umschlingen).

(Aus Périgord.) Rolland, faune populaire 2, 270 = flore populaire 1, 11 = La Tradition 18, 275. Dasselbe ohne den Wortlaut des Nachtigallenschlages bei Desaivre, Croyances, présages etc. p. 26 (aus Echiré) Pineau, Revue des trad. pop. 5, 571 (aus Poitou), Poumarède, Manuel des termes usuels 1860, p. 313 = La Tradition 18, 276 = Swainson, British Birds p. 20 (aus Toulouse; die Pflanze ist dort tamnus communis).[1])

b) Eines Abends schlief die Nachtigall auf einem Weinstock. Während des Schlafes wickelten sich die Ranken um ihre Füße, und bei Tagesanbruch fand sich der Vogel gefangen.

Da die Weinrebe so gefährlich ist, sagte sie sich: „Solange der Weinstock treibt, wird die Nachtigall nicht schlafen!“

Und seitdem singt die Nachtigall, während der Weinstock treibt, die ganze Nacht, um sich wach zu halten:

„Vign', pouss', pouss', pousse,
vit', vit', vite!“

(Aus Nivernais.) Revue des trad. pop. 7, 171.

c) Als die Nachtigall einmal sehr lange geschlafen hatte, hatten sich ihre Füße in den Ranken des Weinstockes verwickelt. Seit der Zeit schläft sie nicht mehr, solange der Weinstock treibt. Dem Winzer ruft sie zu: „teille vite, teille vite, que peuille dormir!“ (schneide schnell, schneide schnell, damit ich schlafen kann). Später singt sie mit sanfterer Stimme: „vigneron, tai veigne pousse, pousse, pousse . . . dans lou beuchet, dans lou bouchet.“

Aus der Franche-Comté: Rolland, faune pop. 2, 270 = Perron, Proverbes de la Franche-Comté = La Tradition 18, 276.

d) Dieselbe Erzählung, doch kommt ein anderer Vogel und befreit die gefangene Nachtigall. Eingedenk der Gefahr, der sie entronnen ist, schläft sie nachts nicht mehr und singt:

„M'i pausarèi plus, plus, plus
Sus la ramo de vit!“
(Je ne m'y poserai plus, plus, plus
Sur la rame de vigne!)

---

1) Swainson, Folklore of British Birds, p. 21 führt noch folgende Stellen an:

Thomas Adams of Wellington (Works II, 485):

Es heißt, die Nachtigall schläft mit einem Dorn gegen die Brust, um Schlangen zu vermeiden.

Aneau, Description philosophale de la Nature, Paris 1571.

Au printemps, doux et gracieux,
Le rossignol a pleine voix
Donne louange au dieu des dieux,
Tant qu'il faict rententrir les boys.
Peur du serpent il chante fort
Toute nuict et met sa poictrine
Contre quelque poignante espine
Qui le réveille quand il dort.

Shakespeare, Lucrece.

And whiles against a thorn thou bear'st thy part
To keep thy sharp woes waking.

oder:

„La vinho pousso, la vinho pousso, la vinho pousso!
Jou voli plue m'endroumi!"
(La vigne pousse . . . je ne veux plus m'endormir).

Aus Agenais: La Tradition 18, 276.

e) [Erzählung fehlt.] Die Nachtigall singt:

„Droumirèi plus, plus, plus, plus, plus, plus sus l'aubre de la vinho!" (Je ne dormirai plus, plus . . . sur l' arbre de la vigne!)

Aus der Gascogne: La Tradition 18, 276.

f) [Erzählung fehlt.] Der Ruf lautet:

„Pi, pi, pi! garo la bitz! Txou, txou, txou! garo la fourmic!" (Pi, pi, pi! gare la vigne! Txou! txou! txou! gare la fourmi!)

Aus Caorsin: La Tradition 18, 276.

In diesem Zusammenhang ist folgende mingrelische Sage aus dem Kaukasus anzuführen:

Für irgendeine Sünde, die niemand bemerkt hat und von allen vergessen ist, muß die Nachtigall die ganze Nacht hindurch wachen oder verbringt die Zeit mit Gesang.

Sborn. mater. 32, 3, 117.

2. Aus Luxemburg.

Nach der Überlieferung soll die **Wachtel** einst Dienstleistungen beim lieben Gott versehen haben. Während großer Dürren, wenn kein Wasser mehr im Himmel war, holte sie ihm welches herauf. Dieser Dienst machte sie stolz und trotzig. Eines Tages, als es lange nicht geregnet hatte, litt Gott an Durst. Die Wachtel schwang sich träge in die Lüfte, weigerte sich aber, Wasser hinauf zu bringen: sie tat so, als stiege sie sehr hoch empor. Dann ließ sie sich wieder zur Erde herab und wiederholte unaufhörlich den Fluch: „Sacré Dieu, sacré Dieu!" Endlich zeigte Gott seinen Zorn und entzog dem trotzigen Vogel seinen Botentitel und gab ihn einem anderen, sehr zierlichen Tiere, welches seitdem seine Dienste mit der größten Pünktlichkeit versieht. Dies ist der **Marienkäfer**, welcher seitdem den Namen „Tier des lieben Gottes" angenommen hat. Seitdem hört die Wachtel nicht auf, den Himmel mit ihren Klagen zu erfüllen. Man sieht sie in der schönen Jahreszeit sich unablässig in die Lüfte erheben; sie steigt, so hoch sie kann, und bittet Gott um Verzeihung mit den Worten: „Mei leiwe Gott, mei leiwe Gott, ech fluche mei Leiwe net me!" Aber sie kommt nicht mehr bis zu Gott, denn kaum ist sie in den Wolken verschwunden, so stürzt sie sich wieder zur Erde und nimmt dann wieder ihren lästernden Fluch auf: „Sacré Dieu, sacré Dieu!" Sie erhebt sich wieder und beginnt ohne Unterlaß, aber ohne Ergebnis, dasselbe Spiel, indem sie um Verzeihung bittet, wenn sie emporsteigt, und flucht, wenn sie sich herabläßt.

Revue des trad. pop. 12, 329, Nr. 5.

Vgl. Natursagen 2, 234 und Revue des trad. pop. 5, 571 (aus Poitou):

Wenn die Lerche in die Luft steigt, singt sie: „Dieu me tire en sus, l'bon dieu me tire en sus, je n'jurerai plus." Wenn sie sehr hoch gekommen ist, kommt sie plötzlich herunter und singt dann: „Malouette, malouette, malouette."

Ferner Lerchis-Puschkaitis 5, Nr. 28 (aus Nordwestl. Kurland):

In der **Doppelschnepfe** (Becassine) wohnt die Seele einer alten Jungfer, die zu Gott kommen möchte. Der stößt sie aber jedesmal zurück (es wird dies aus der Art, wie sich der Vogel schnell zur Erde senkt, gefolgert). Dazu stimmt die Deutung ihres Liedes: „Ich werde und ich werde in den Himmel kommen — zurück bērrks!“ (tikschu, tikschu debēsis — at pakal bērrks!)

3. Vlämische Sagen.

a) Der **Grünfink** hatte ein Wirtshaus; die **Wachtel** trank bei ihm ein Kännchen. Aber als es ans Bezahlen ging, hatte sie kein Geld und wollte sich sacht wegschleichen. Der Grünfink aber hatte es jedoch bemerkt, packte die Wachtel rasch am Schwanz und zog und zog. Die Wachtel machte Anstrengungen, sich loszureißen, und riß so lange, daß ihr Schwanz in den Händen des Grünfinks blieb. Seitdem haben die Wachteln keinen Schwanz mehr, und der Grünfink ruft: „Het geld van mijn bier, het geld van mijn bier!“ Die Wachtel aber klagt: „Kwit — kwi — dit! Wat spijt mij dit, wat spijt mij dit!“ (Was ärgert mich das, nämlich daß der Schwanz abgerissen ist.) „Kwit — kwi — dit!“

Cornelissen-Vervliet, Vlaamsche Volksvertelsels, S. 227.

b) Die Wachtel, die ehedem einen langen Schwanz hatte, die Elster, die schneeweiß aussah, und die Krähe, die ebenfalls nicht schwarz war, kommen an einem Aschermittwoch in angeheitertem Zustande zum Grünfink in dessen Wirtshaus und trinken dort weiter, bis sie nur noch lallen können. Als nun keiner von ihnen bezahlen will, schlägt der Grünfink mit dem Besen drein. Die **Wachtel** will zur Tür hinaus, wird aber noch beim Schwanz gepackt, doch die Federn bleiben in der Hand des Grünfinks, und die Wachtel rettet sich ohne ihn aufs freie Feld. Die **Elster** will durch das Fenster fliegen, fällt aber ins Kohlenbecken und kommt schwarz wieder heraus. Die **Krähe** fliegt zum Schornstein hinaus und ist auch schwarz. Seitdem sehen die drei so aus, wie sie damals geworden sind, und der Grünfink singt nicht anders als: „Ik wil 't geld van mijn bier, ik wil 't geld van mijn bier.“ Die Wachtel aber antwortet: „Wat sjert me dit, wat sjert me dat! (Was schiert das mich!) Gij trokt mijnen steert welt uit mijn ...!“

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels, S. 91 (gekürzt). Aus Wambeck bei Ternath = Volkskunde 2, 66. Var. aus Cappellebroek (Franz. Flandern) bei Leopold, Van de Schelde tot de Weichsel soll im wesentlichen übereinstimmen.

c) **Fink** und **Wachtel** kommen zum Grünfink ins Wirtshaus. „Baas, tapt een' kanne bier“ (Meister, zapft eine Kanne Bier), sagt der Fink. — „Met plezier! met plezier! zet u, u, u!“ (setzt euch). — Danach geht es wieder: „Drink et uit en tapt e nieuw!“ Zuletzt kommt Rotkehlchen, das damals ein Holzhändler war, am Fenster vorbei und bietet sein feines Reisholz feil. Der Fink läuft ihm nach und kommt nicht wieder. Die Wachtel hat kein Geld. Beim Wegfliegen verliert sie den Schwanz.

Mont en Cock, ebd. S. 93 Anm. = Rond den Herd 4, 212, 8, 335.

d) In das Wirtshaus des **Sperlings** kommen **Amsel** und **Pirol**. „Baasken, tap een' kanne bier!“ sagt die Amsel. „Tap er drie en drink een mee,“ sagt der Pirol. „De suite, de suite,“ erwidert der Sperling, der in Frankreich gewesen ist. Die beiden können aber nicht bezahlen und wollen dann in Gemeinschaft mit dem Sperling so lange trinken, bis dieser die Kellerstufen hinabstürzt. „Drink het uit en tap nog eén,“ sagt die Amsel. „Ga in den kelder en breek uw been!“ sagt der Pirol.

Wirklich bricht der Sperling die Beine. Seitdem hüpfen die Sperlinge und rufen: „De suite, de suite!“ Amsel und Pirol rufen noch immer: „Drink het uit en schenk nog éẽn; ga in den kelder en breek uw been.“

Mont en Cock, ebd. S. 94 (Aus Ternath) = Volkskunde 2, 67.

e) Der **Grünfink**, der ein Gasthaus hat, leiht dem **Specht** drei Krüge Bier; dieser gibt sie nicht wieder (vgl. Kap. 4). Sooft nun der Getäuschte den Specht sieht, ruft er: „Ik kom om't geld van mijn bier!“ Der andere aber antwortet: „Ge hebt het gehad! Ge hebt het gehad!“

Joos, Vertelsels 1, Nr. 8.

f) Die Schwalben hatten einmal so viel Schulden gemacht, daß sie ihre Häuser räumen und eine andere Wohnstätte suchen mußten. Sie versammelten sich auf dem Kirchdach und kamen überein, ihre Nester an die Sperlinge zu verkaufen. Und um recht viele Käufer anzulocken, gewannen sie den **Hahn**, vom Kirchstein herab ihre Absicht zu verkündigen. Am Sonntag nach dem Hochamt stand Meister Hahn in voller Hoheit auf dem Kirchstein und las den Verkaufsbeschluß vor. Und als er zu Ende gelesen und gekakelt hatte, schlug er noch einmal mit den Flügeln, reckte sich und rief: „Elk, elk, elk . . . elk zegge 't voort!“ (Jeder sag's weiter!) Und der Hahn des nächsten Hofes sagte es weiter, und alle folgenden Hähne auch. Und seitdem sagen's die Hähne noch immer weiter, und die Schwalben verlegen ihre Wohnungen alle Jahre aufs neue.

Mont en Cock, ebd. S. 78 (Westflandern).

g) **Schwalbe** und **Häher** (garrulus glandarius) gehen im Herbst zur Amsel, dem Advokaten, und fragen ihn um Rat, wie sie sich im kommenden Winter zu verhalten hätten. Der rät der Schwalbe, je eher, je besser nach dem Süden abzureisen und im Frühjahr wiederzukommen. Dem Häher rät er, alle Tage Eicheln zu sammeln und in einer hohlen Weide zu verstecken. Der Häher und sein Weib sammeln nun, bis sie ein ganzes Loch einer alten Weide gefüllt haben, und jedesmal, wenn sie beim Suchen einander begegnen, rufen sie: „'s ist schon ganz voll?“ ('t zit al reis om reis, wörtl.: Reis um Reis, d. h. bis an den Rand [des Loches]) und: „'s ist rasch ganz voll!“ ('t zit haast reis om reis). So sitzen denn nun die Häher in den Bäumen, unweit ihres Vorrates, und singen von früh bis abends: „'t zit al reis om reis!“ Und im Winter, wenn andere Vögel frieren und hungern, rufen sie nur immer: „'t zit nog rrrreis om rrrreis!“ Die Schwalben aber fliegen vor dem Winter nach Süden.

Mont en Cock, ebd. S. 79.

4. Aus Dänemark.

Die **Elster** macht sich lustig darüber, daß die Katze sie nicht erreichen kann. Sie fliegt so hoch hinauf, daß sie sich sicher weiß, und indem sie auf die Katze hinabschaut, ruft sie: „Kjik-op, kjik-op, hahaha!“ (Bornh. Dialekt: Guck hinauf!)

Skattegraveren 4, 75, Nr. 222.

5. Aus Schweden.

a) Die **Ringeltaube** kam zu einer Frau („hustru“), die im Begriff war, Käse zu bereiten. Sie bat um ein wenig Käse. Das Weib, welches Heuernteschmaus haben sollte, schlug es ihr ab. „Ja,“ sprach die Taube, „so werde ich alle Tage sitzen und dich ausschmähen.“ Darnach flog sie in den Wald und fing an zu rufen:

„Hu-stru, hu-stru,
Stor . . . har du.“

[Groß . . . hast du; es muß wohl ein unartiges Wort hier ausgelassen sein.]

Das Weib wollte sie bestechen und warf ihr einen Käse zu, welcher auf dem Flügel der Taube fest sitzen blieb, und noch sieht man den weißen Fleck an ihrem Flügel. Bis auf den heutigen Tag wird noch die Taube in Vestra Småland „hustru dufva“ genannt.

Cavallius, Wärend 2, XXVIII.

b) Man erzählt, daß die **Elster**, da die Welt noch ganz jung war, fünf Eier von der **Waldtaube** weggenommen hatte; seitdem ist große Feindschaft zwischen diesen Vögeln, und sobald die Taube eine Elster gewahr wird, ruft sie: „hu hu hu, du du du, som tog mina sju, sju, och blott lemnade mina tu tu!“ ([Södermanland] = du, die du meine Eier nahmst und mir nur zwei überließt!)

c) „Du du, som tagit bort mina sju sju ock lagt dit dina tu tu“ oder „ock gifvat mig dina rutna (faule) tu tu.“ (Roslagen.)

d) „Du du tog sju ock ga mä tu!“ (Jäntland.)

De Svenska Landsmålen, V. 5. 158 u. 270.

6. Aus Estland.

Früher, als die Vögel wie Menschen reden konnten, hat auch die **Krähe** nicht gekrächzt wie jetzt. Einst faßte die alte Krähe den Entschluß, auf die Freite zu gehen, und hatte sich ein schönes Lieb ausersehen. An einem Donnerstag abend machte sich der Freier zurecht, zog sich graue Hosen, hohe schwarze Stiefel und einen schwarzen Frack an, nahm noch seinen Vetter, die Elster, mit und fuhr auf die Freite. Seine Werbung ward angenommen und bis spät an den anderen Morgen gefeiert. Als sie aufbrachen, fragte die Braut, ob er sie auch würde ernähren können. Stolz wies der Freier auf die Kornschober auf dem Felde, das alles sei sein, sie brauche nur zu essen. Die Hochzeit ward gefeiert und das Heim auf einer hohen, krausen Birke gegründet. Die erste Zeit ward eine sehr glückliche, aber als der August zu Ende ging, wurden auch die Kornschober immer weniger, bis sie im November auch wirklich nur knapp das tägliche Brot noch hatten. Ein paar Schober standen noch, wovon sie täglich aßen. Eines Tages, als das Krähenmännchen ausgegangen war und seinem Weibchen noch angesagt hatte, es solle auf das Korn aufpassen, kam ein Holzknecht und führte das Korn bis auf die letzte Garbe fort. Voll Verzweiflung schrie Frau Krähe nach ihrem Mann: „Jaak, Jaak, fort wird es geführt mit zwei weißen Pferden!“ Auf ihr Geschrei eilten alle Krähen herbei, und alle schrieen: „Jaak, Jaak!“ Aber Jaak erschien nicht. In ihrer Herzensangst vergaßen sie ihre gewohnte Sprache und behielten diesen Schrei als ihr ewiges Lied bei.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

7. Aus Finnland.

Das **Schneehuhn** ruft noch immer: „Kopek, kopek, kopek!“ Es schimpfte einst einen Herrn — ich weiß nicht mehr, ob dieser betrunken war, oder was mit ihm los war — und es rief: „Ko-Pek, Ko-Pek, Ko-Pek, fort den Bart, fort den Bart!“ (Pek für Pekka = Peter.) Darum sagt man noch heutzutage, daß einer schimpft wie einst das Schneehuhn den betrunkenen Herrn.

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. Krohn.

8. Russische Sagen.

a) Als die Gemeinde bei Gott anfragte, welches Vieh einen Hirten brauche, gab Gott dem Rindvieh einen, den Schafen usw. Da kam auch der **Hahn** und bat: „Gib mir auch einen!“ Gott sagte: „Du brauchst keinen, geh hin, wohin du willst!“

Der Hahn aber bat noch einmal: „Gib mir das schriftlich, o Herr!“ „Das brauchst du nicht, geh nur ohne Bescheinigung!“ Da ging er von Gott zum Menschen auf die Saat. Dieser hatte aber gerade frisch gesät; als er den Hahn kommen sah, drohte er ihm mit dem Stock: „Hoho!“ Da rief der Hahn: „Ottotototo“ (russ. ott-togo-to, d. h. „das kommt davon“ sc., wenn man keine Bescheinigung hat).

Ethnograph. Sbornik 1, 24.

b) Der Falke legte ein Ei in das Nest der Krähe, und die Krähe brütete einen Falken aus. Sie fütterte ihn, und voller Freude über ihn rief sie aus: „Pan, Pan!“ (Herr, Herr!) Als aber die Krähe von einem Ausfluge nach Futter nicht zurückkehrte, spürte der Falke starken Hunger, und wie nun die Krähe herbeiflog, packte er sie und zauste sie. Die **Krähe** riß sich aber los und rief: „Kat, kat!“ (Henker! Henker!)

Čubinskij, Trudi 1, 63.

c) Die Krähe fing einen Krebs. Der Krebs wollte sich befreien und fing an zu bitten: „Krähchen, Mütterchen, laß mich! Ich werde dir eine Pelzjacke nähen. In Moskau war ich, für Dohlen näht' ich.“ Er wand sich hin und her und war pardauz! im Wasser. Und die **Krähe** ruft noch jetzt am Wasser: „Portnoj, portnoj, Šivalka, šivalka!“ (Schneider, Schneider! Näher! Näher!(?))

Ethnograf. Sbornik VI (1864) Abt. 1, S. 124.

9. Polnische Sage.

Im Paradiese ist ein **Hahn** mit goldenem Gefieder. Wenn Mitternacht naht, öffnet sich der Himmel, die Funken sprühen, und der Paradieshahn beginnt zu krähen. Wenn die irdischen Hähne dies Krähen hören, erwachen sie, indem sie die Flügel mit Funken besät haben, beginnen mit den Flügeln zu schlagen, und einer ruft dem andern zu: „Warst du im Paradies?“ Wenn der Hahn einmal ein Ei legte, so würde daraus der Antichrist ausgebrütet werden.

Zbiór wiad. do antr. kraj. 7, 111, Nr. 14.

10. Huzulische Variante.

Im Meere wohnt ein **Hahn**, der nach Mitternacht zu allererst kräht. Ist dies geschehen, so fühlen alle Hähne auf der Erde alsbald unter den Flügeln ein Kitzeln und beginnen ebenfalls zu krähen.

Kaindl, Die Huzulen, S. 104.

Diese Sage ist moslimischen Ursprungs. In einer Legende der Moriscos, in der Mohammed von seiner Himmelfahrt erzählt, heißt es, daß er auch den Thron Gottes gesehen habe. Unterhalb des Thrones befanden sich vier Engel, das Angesicht des einen war wie das eines Hahnes, und zwar deshalb, weil man ohne ihn die Stunden des Gebets nicht wüßte. Denn er lobpreist Gott in jeder dieser Stunden, und zugleich ruft er aus: „Gedenket Gottes, o ihr Gedankenlosen“ (arabisch: Odcuru'llah ja gafilin). Und ihn hören die Hähne der Erde, und sie rufen dann auch, und wenn er aufhört, schweigen auch sie.

Grünbaum, Neue Beiträge, S. 284 = Leyendas Moriscas sacados de varios manuscritos existentés en las Bibliotecas nacional, real y de D. P. de Gayangos, por F. Guillén Robles (3 Bände 1885—86) II, p. 269 ff.

Der himmlische Hahn wird auch bei Kazwînî, Damîrî und Alkisâi erwähnt. (Grünbaum, ebd.)

Bei Huart, Livre de la Création d'Abou-Zéïd ... p. 11 heißt es:

Ibn-Ishaq berichtet folgende Worte des Propheten: Unter den Geschöpfen Gottes ist ein Hahn, dessen Sporen unter der siebenten Erde sind und dessen Kamm unter dem Thron umgebogen ist, seine Flügel berühren die beiden Horizonte. Da er des Nachts nur das letzte Drittel ruht, schlägt er mit den Flügeln und ruft: „Ehre unserem Herrn, dem heiligen König." Die zwischen Orient und Okzident wohnen, hören es, und fangen an zu krähen.

11. Aus Nordindien.

„Raja ke dhani main dhani
Raja mera dhana ko dhani
Lechhiyo tan khaiyo kan."
(Was ist des Königs Reichtum gegen meinen?
Durch meinen Reichtum ist der König reich.
Wenn er meinen Reichtum nahm, warum konnte er ihn nicht genießen?)

Das sind die drei Zeilen, die der lebhafte kleine Vogel **pyararhi** singt. Als er einst am Boden Insekten fing, fand er eine Kupfermünze; die nahm er in den Schnabel, flog fort und sang die erste Zeile. Der König hörte es, ärgerte sich über die Frechheit und nahm die Münze weg. Er sang die zweite Zeile, und der König gab ihm beschämt die Münze wieder. Da sang er die dritte Zeile.

North Indian Notes and Queries 1, 155. Vgl. S. 376, Nr. 5.

12. Aus Annam (Provinz Quangbinh).

Früher bewohnten der **Pfau** und der **Rabe** eine kleine Pflanzung und vertrugen sich gut miteinander. Einst bemalten sie sich gegenseitig, um sich zu zerstreuen. Damals hatten aber weder Pfau noch Rabe ihr jetziges Aussehen; der Pfau war unscheinbar und wurde vom Raben in das schönste Tier der Schöpfung verwandelt, der Pfau hingegen strich den Raben ganz schwarz an. Wenig befriedigt von seiner Arbeit malte er ihm noch ein weißes Halsband. Das war alles, was er konnte. Nun sprach er zu dem Raben: „Höre einmal, ich sehe dort unten Rauch und ein großes Feuer. Es sind Leute da, die einen Ochsen braten; seine Eingeweide liegen unweit des Baches." „Halt ein mit deiner Malerei," erwiderte der gierige Rabe, „ich will das Gekröse holen; dann halten wir einen feinen Schmaus." Nichts war dem Pfau lieber. Der Rabe flog eilig fort, kam aber bald sehr niedergeschlagen zurück und brachte nichts mit, denn sein Freund hatte ihn ja betrogen.

Da der Pfau sich vor einem Racheakt seitens des Raben fürchtete, so flüchtete er sich auf einen Berg. Seit der Zeit leben die beiden Vögel getrennt. Bemerkt der Pfau einen Raben, so ruft er: „Häßlicher Rabe! Häßlicher Rabe!" Dann fährt er, sich in die Brust werfend, fort: „Wie schön bin ich! Wie schön bin ich!" Diese Sätze glaubt der Annamit aus dem Geschrei des eitlen Vogels herauszuhören.

Globus 81, 303.

13. Sage der Maori.

... Rupe flog in die Höhe und kämpfte nach oben, aber er wurde von Ngana-o-tahuhu zurückgeschlagen. Er war sehr hungrig und aß von dem Ungeziefer vom Kopfe seines Erzengers. Davon wurde seine Stimme heiser. Daher kann die **Taube**, die ein Nachkomme Rupes ist, nur klagen und „Ku, ku" sagen.

Withe, Ancient History of the Maori 1, 86.

14. Sagen aus Angola.

a) Das Wildschwein war mit seinem Verwandten, dem **Schwein**, im Walde. Dort sagte das Schwein: „Ich gehe ins Dorf, ich will bei den Menschen leben.“ Das Wildschwein sagte: „Geh' nicht ins Dorf; da hassen sie die Tiere.“ Das Schwein erwiderte: „Ich gehe ins Dorf, ich will immer die Nahrung essen, die die Menschen essen; im Busch gibt es bittre Pflanzen!“ Das Schwein machte sich auf und kam ins Dorf. Man baute ihm einen Stall; es ging hinein und blieb. Es kriegte Junge; man ergriff es und tötete es; denn es hatte ja schon Nachkommenschaft hinterlassen.

Wenn das Schwein beim Schlachten quiekt, sagt es: „Das Wildschwein warnte mich: „Geh' nicht ins Dorf,“ ich aber sagte: „Ich will doch hingehen“. Wenn es im Sterben liegt, ruft es: „Ich sterbe, ich sterbe, ich Schwein!“ Früher hatten die Leute keine Schweine; was diese in ihre Wohnungen trieb, war, daß die Nahrung, die jene essen, gut ist.

Chatelain, Folktales of Angola, S. 215.

b) Der **Schakal** war im Busch mit seinem Verwandten, dem Hund. Er schickte den Hund und sagte: „Geh zu den Häusern, hole Feuer. Wenn du damit kommst, wollen wir die Grassteppe anbrennen, damit wir Heuschrecken fangen und essen können.“ Dem Hund war es recht. Er machte sich auf, ins Dorf zu gehen, kam in ein Haus und fand eine Frau, die ihr Kind mit Brei fütterte. Der Hund setzte sich. Er wollte das Feuer nicht nehmen. Die Frau hatte ihr Kind gefüttert, kratzte den Topf aus und gab den Rest dem Hunde. Der aß es und dachte: „Ich sterbe fast immer vor Hunger im Busch, und im Dorf gibt es gutes Essen.“ Und er blieb da. Der Schakal, der zurückgeblieben war, suchte ihn, aber er kam nicht wieder. Wenn der Schakal heult, ruft er: „Ich bin erstaunt, ich, der Schakal von Ngonga. Den Hund schickte ich nach Feuer. Als er den Brei fand, ließ er sich verführen und blieb dort.“

Chatelain, ebd. S. 213.

c) Ich will euch vom **Frosch** Kumboto erzählen, der zwei Frauen heiratete. Für die eine Frau baute er im Osten, für die andere im Westen. Sein Lieblingsplatz war in der Mitte. Die Frauen kochten Essen zur selben Zeit. Die Hauptfrau schickte einen Boten: „Geh und hol' den Vater!“ Die Nebenfrau schickte auch einen Boten: „Geh und hol' den Vater!“ Die Boten machten sich auf und langten zu gleicher Zeit an. Der eine sagte: „Es wird nach dir geschickt!“ Der andere sagte: „Es wird nach dir geschickt!“ Der Frosch sagte: „Was soll ich tun? Beide Frauen haben nach mir geschickt. Wenn ich zuerst zur Hauptfrau gehe, wird die Nebenfrau schelten: Du gingst zuerst zur Hauptfrau! Wenn ich aber zuerst zur Nebenfrau gehe, wird die Hauptfrau sagen: Du gingst zuerst zu deiner Liebsten!“ Da sang der Frosch:

„Ich bin in Not, ich bin in Not, ich bin in Not, ich bin in Not!“

Wenn er quakt „kuó-kuó, kuó-kuó“, sagen die Leute: „er quakt“. Aber nein, er ruft: „Ich bin in Not!“

Chatelain, ebd. S. 217.

d) Ein Schmied hatte den Amseln Hacken verkauft. Nach drei Monaten sollte er sich dafür Bienenwachs als Bezahlung holen. Nach drei Monaten kam er und forderte seinen Lohn, aber die Amseln sagten: „Wem hast du die Hacken ver-

kauft? Nenne uns die Person.“ Der Schmied sagte: „Ich habe sie euch, den Amseln, verkauft.“

Die Sache kam vor den Richter. Der konnte nicht entscheiden. Eine **Taube** kam dazu und riet dem Schmied, alle Amseln anzubinden. Da sagte jede Amsel: „Ich bin dir schuldig!“ oder: „Binde mich los, daß ich deine Schuldner fangen kann!“ So wurde dem Schmied das Wachs bezahlt. Wenn die Taube gurrt, so heißt es: „die Taube gurrt!“ Das ist aber nicht so. Sie entscheidet die Sache des Schmiedes.

Chatelain, ebd. S. 151.

V. Einzelnes.

1. Aus Estland.

In alten Zeiten hatte die **Nachtigall** eine sehr starke Stimme gehabt. Wo sie ihren Sang ertönen ließ, hatte man außer demselben nichts mehr zu hören vermocht. Einst hatte ein Mann auf dem Felde mit Ochsen gepflügt, als plötzlich in dem Faulbeerbaum am Feldrain die Nachtigall ihr Lied zu singen begann und so laut sang, daß die Ochsen vor dem Pfluge tot niederfielen. Da hatte der Pflüger mit lauter Stimme angefangen, der Nachtigall und ihrem Schöpfer zu fluchen, der sie mit einer so starken Stimme geschaffen hatte, daß seine Ochsen daran zu Tode erschraken. Der Altvater war darüber so ärgerlich geworden, daß er die Stimme der Nachtigall um fünfzigmal verringerte. Seitdem singt sie so sanft wie jetzt.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

2. Rumänische Sage.

Der König der Vögel wollte einmal wissen, wer wohl am besten singen könnte. In einer Vogelversammlung wurden Pirol, Amsel und Nachtigall bestimmt, sich dem König vorzustellen. So kamen sie denn zum Hofe, zuerst der Pirol, weil er das schönste Gewand trug, dann die Amsel und schließlich die einfach gekleidete Nachtigall. Zuerst sang der Pirol vor dem Könige; sein Gesang gefiel, und er wurde an der Tafel obenan gesetzt. Dann sang die Amsel; sie gefiel noch mehr und bekam auch einen guten Platz. Dann kam die **Nachtigall**; der König wußte zunächst gar nicht, was sie eigentlich in dem gewöhnlichen Kleide wollte. Erst als sie ihm gesagt, daß sie als Sängerin herkäme, hörte er ihren Gesang an und war so entzückt davon, daß er sie nunmehr an den ersten Platz bei der Tafel setzte. Sie bekam das herrlichste Geschenk und wurde seitdem als der vorzüglichste Sänger allgemein geachtet.

Marianu, Ornitologia 1, 245.

3. Fabel der Mordwinen.

Ein Star flog aus dem Bauer aus der Stadt. Der **Kuckuck** fing an, ihn zu fragen, und sagte: „Sag mir, was hörtest du von uns, und wie hörte sich unsere Stimme bis zur Stadt; mir scheint es, man spricht oft davon; was sagt man von der Nachtigall?“ „Sie zu rühmen reichen Worte nicht hin.“ „Aber was von der Lerche?“ fragte der Kuckuck wieder. „Die ganze Stadt rühmt auch sie nicht wenig.“ „Aber was von der Drossel?“ „Auch sie rühmt man, doch nicht aller Orten.“ „Was hörst du, Freund, von mir?“ fragte der Kuckuck ihn. „Von dir, um die Wahrheit zu sprechen, hörte ich nirgendwo auch nur ein Wort.“ „Gut,“ sprach der Kuckuck, „ich werde selbst anfangen, von mir zu sprechen.“

Alquist, Mordvinische Grammatik, S. 119. Vgl. Gellerts Fabel.

4. Estnische Variante.

Eine Drossel, die im Zimmer groß geworden war, flog ins Freie und traf einen **Kiebitz**. Der Kiebitz fragte die Drossel: „Was sagen die Menschen von dem Gesang der Vögel?“ Die Drossel entgegnete: „Die Nachtigall wird überall geschätzt, die Lerche wird auch in Ehren gehalten, und zuweilen werde auch ich gelobt.“ „Wird von mir denn nichts gesprochen?“ fragte der Kiebitz.

„Nein, dich nennt man gar nicht,“ sagte die Drossel. „Gut! Dann werde ich mich selbst nennen,“ sagte der Kiebitz und rief:

„Kiebit! Kiebit!“

Seit der Zeit hört man den Kiebitz nur seinen Namen rufen.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

5. Aus Finnland.

Der **Mistkäfer** flog einmal mit einer Münze im Maul und traf Gott. Gott nahm sie ihm scherzend aus dem Mund, worüber der Käfer sich sehr ärgerte und sagte: „Der ist kein Mann und gar nichts, der das Gut des anderen nimmt.“ Nachdem sie ein Weilchen geredet hatten, gab Gott ihm die Münze zurück, worauf der Käfer prahlend sagte: „Der ist ein Mann, der sein Eigentum dem andern wieder wegnimmt,“ und flog auf einen Zaun, wobei er seinen Kopf zerquetschte. Davon bekam er ein Gebrechen und brummt immer noch sehr häßlich.

Krohn, Suomalaisia Kansansatuja 1, S. 285, Nr. 309. Vgl. oben S. 373, 12.

6. Litauische Sage.

Zur Zeit der Sintflut versammelten sich alle Vögel auf einem hohen Berge; nur der Vogel Kukys kam nicht und ertrank deswegen. Als das Wasser abgenommen hatte, sandten die Vögel den **Kuckuck** aus, nachzusehen, ob Kukys, ihr Feind, noch lebe. Der Kuckuck fand den Kukys tot, er setzte sich auf seine Hörner und schrie: „Kukys, Kukys!“ Und aus Freude über dessen Tod rief er noch lachend: „Krah, krah!“

Etnogr. Obozrĕnie 2, 3, 146.

7 Negermärchen aus Nordamerika.

Eine Wildkatze springt auf den Hasen. Der kommt los durch das Versprechen, **Truthähne** heranzurufen. Die Wildkatze soll sich tot stellen, und wenn einer ganz nahe herankommt, ihn ergreifen. Der Hase verständigt sie aber; sie kommen und schwatzen viel, gehen aber nicht nahehin. Der Wildkatze dauert es zu lange, sie springt nach einem Truthahn, der fliegt weg, nach einem zweiten, der fliegt auch weg, und so fort, bis sie nicht mehr kann. Dann entfernen sich die Truthähne, aber bis heute haben sie das Schwatzen beibehalten.

Harris, Nights with Uncle Remus, Nr. 48.

17. Kapitel.

Verwandlungen.

I. Sagen mit Tierstimmendeutung.

A. Trauer um Verwandte.

1. Der Kuckuck.

1. Rumänische Sagen.

a) Der Vogel, den wir jetzt Kuckuck nennen, das ist nicht der richtige Kuckuck, der goldenes Gefieder hatte und jetzt „in der anderen Welt“ lebt, sondern seine Frau Sava.

Früher lebte der Kuckuck mit seiner Frau Sava auf der Erde, doch als diese ihm untreu wurde und zu enge Verbindungen mit der Nachtigall (im Rumän. Mask.) anknüpfte, machte sich der Kuckuck auf, sie zu verlassen.

Sava war sehr traurig, daß ihr Mann weggehen wollte, und fragte ihn, wann und wo sie ihn finden könne. „Suche mich von Mariä Verkündigung bis Johanni," sagte der Kuckuck, „und wenn du mich dann nicht gefunden hast, so suche nicht mehr." Damit flog er fort, um nicht wiederzukehren.

Sava bereute ihre Untreue und sucht nun überall den Entschwundenen, indem sie von einem Baum zum anderen fliegt und sich nirgends lange aufhält. Und immerfort ruft sie ihn bei Namen: „Kuckuck! Kuckuck!"

Marianu, Ornitologia poporană română 1, S. 3. Vgl. Revue des trad. pop. 8, 40.

b) Es war einmal ein Kaiser, der hatte zwei Söhne: Kuckuck und Stephan. Beide hatten Goldhaar, auf den Schultern zwei Sterne, auf der Brust das Zeichen der Sonne und des Mondes, und ihr Gesicht leuchtete wie Diamanten. Der Kaiser mußte aber in den Krieg ziehen und wurde von dem Feinde getötet. Doch ehe er hinausgezogen war, hatte er seinen Söhnen befohlen, in Frieden zu leben, und seinen Thron dem Sohne Kuckuck vermacht.

Kuckuck bekam nun also das Reich. Aber Stephan beneidete seinen Bruder. Die Mutter versuchte, sie zu versöhnen, allein jeder wollte entweder das Reich oder den Tod. Ein erbitterter Kampf entspann sich zwischen ihnen, und Kuckuck wurde von Stephan besiegt und verjagt.

Als ihr Vater, der Kaiser, der „in der andern Welt" war, dies hörte, schrieb er einen Brief und trug dem Raben auf, ihn in diese Welt zu seinem Sohn, dem neuen Kaiser, zu bringen. Doch Stephan kümmerte sich nicht um die Ermahnungen seines Vaters, und alles blieb beim alten. Da wurde ihre Mutter schwer krank, ließ die beiden Söhne kommen und befahl ihnen, sich zu versöhnen, und als sie sich weigerten, verwünschte sie sie und sagte: „So möget ihr immer getrennt leben, der eine im Osten und der andere im Westen, und möget ihr euch niemals begegnen können!" Als sie diese Worte gesprochen hatte, starb sie.

Seitdem ruft Stephan, der Vogel, der bei uns ist, immer seinen Bruder in der anderen Welt: „Kuckuck, Kuckuck!"

Revue des trad. pop. 8, 40 wohl nach Marianu, Ornitologia S. 4, wo es ausführlich heißt: Die Mutter will ihre Söhne noch auf dem Totenbett versöhnen, sie verflucht sie, falls sie nicht einträchtig leben. Nach dem Tode der Mutter streiten sich die Brüder weiter; da werden sie durch böse Träume bedenklich gemacht. Sie versöhnen sich, aber schon ist's zu spät; ihre Mutter erleichtert den Fluch (Trennung der beiden) dahin, daß Stephan in dieser Welt bleibt, Kuckuck zu den Eltern in jene Welt kommt.

c) Eine Frau gebar einmal Zwillinge, die weinten Tag und Nacht bis zu ihrem Tode, der bald eintrat; da wurden sie in zwei Vögel verwandelt. Der eine kam ins Paradies, das ist der Kuckuck, der andere ist noch heute bei uns auf der Erde, das ist Stephan. Der ruft von Mariä Verkündigung bis Johanni nach seinem Bruder: „Kuckuck, Kuckuck!"

Marianu, Ornitologia poporană română 1, S. 4 = Revue des trad. pop. 8, 40.

d) Zwei Brüder, Kola und Goyu, beide Schäfer, liebten einander innig und weideten ihre Tiere möglichst nahe beieinander. Eines Tages entfernte sich der eine, Kola, etwas weiter als gewöhnlich und schlief, da er müde war, unter einem Baume ein. Erst nach dreihundert Jahren erwachte er wieder, suchte vergebens nach Hund und Herde und vor allem nach seinem geliebten Bruder. Betrübt

ging er ins Dorf, kehrte im Gasthaus ein und merkte beim Zahlen, daß sein Geld seit 300 Jahren außer Kurs war, daß er also so lange geschlafen hatte. Darüber wurde er traurig, ging hinaus auf die weite Flur und weinte bitterlich, so stark, daß seine Tränen einen Fluß bildeten. An dessen Ufern aber entstanden schöne Frühlingsblumen: „Kuckucksbrote“ (Oxalis acetosella). Schließlich betete er zu Gott, daß er ihn in einen Vogel verwandele, um so die Welt zu durcheilen auf der Suche nach seinem geliebten Bruder. Sein Gebet wurde erhört. Noch heute sucht Kola beständig und ruft: „Kuku, kuku“, d. i. aber „Goyu, Goyu!“ (Im Aromunischen werden Kuku und Goyu ähnlich ausgesprochen.)

Papahagi, Basme Aromâne, S. 24.

2. Aus Bulgarien.

a) In Bulgarien glauben die Bäuerinnen, daß der Kuckuck eine Frau war, die einen einzigen Sohn hatte, der hieß Gugo, d. i. Georg. Dieser starb frühe. Ihr Gram und Kummer um ihn war grenzenlos, und vor gewaltigem Leid ging sie morgens und abends aufs Grab und weinte und klagte. Da wurde Gott ihres endlosen Jammers überdrüssig, kam eines Morgens hin zu ihr und sagte: „Was plärrst und kuckst du da, närrisches Weib, so ohne Unterlaß auf dem Grabe?“ „Solange ich lebe,“ antwortete sie, „werd' ich weinen und nie verstummen! O Gugo, mein liebstes Kind, Gugo, Gugo!“ Gerührt sprach der Herr: „Du sollst gesegnet sein und dich in einen Kuckuck verwandeln und von nun an bis in alle Ewigkeit nach deinem Sohne kucken!“

Im selben Augenblick ward sie zum Kuckuck und flog davon, um zu kucken und zu klagen. Und mit jedem neuen Frühling erschallt ihre Klage um den Sohn Gugo aufs neue.

Krauß, Der Tod in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven: Ztschr. des Vereins für Volkskunde 2, 182. Vgl. Strausz, Die Bulgaren, S. 61 = Sbornik Umotvor. 3, 134.

b) In einem Liede wird erzählt, wie der Held Jankula, der neun Jahre lang an neun Wunden krank ist, seine Schwester Jana an die Donau schickt, frisches Wasser zu holen. Sie verirrt sich auf dem Rückwege, und nachdem sie drei Tage und drei Nächte im Walde verbracht hat, bittet sie Gott, daß er sie in den grauen Kuckuck verwandle. Nun fliegt sie von Baum zu Baum, sucht ihren Bruder „Jankula, den Junak“ (= junger Held) und ruft ihn.

Strausz, Die Bulgaren, S. 61—63 = Sbornik umotvor. 10, 16.

c) Einst war es so im Kaiserreich, daß die Burschen jedes Jahr, so gegen Monat März, in die Schlacht zogen und nur zur Zeit des Mähens oder gar zur Zeit der Ernte heimkehrten. Den Burschen zogen auch ihre Schwestern nach und stiegen auf Bäume hinauf, damit sie von dort aus sähen, was in der Schlacht geschehe; und dort auf den Bäumen weinten sie: „Bratu, bratu!“ (Bruder, Bruder!) Weil die Mädchen so sehr die Burschen beweinten (kukali), so wurden sie Kuckucke und weinten ihren Brüdern nach. Deshalb fliegen die Kuckucke auf den Bäumen herum und weinen ihren Brüdern nach. Auch heute noch brüten sie ihre Eier nicht aus, denn sie sind ja Mädchen.

Strausz, Die Bulgaren, S. 63 = Sbornik umotvor. 7, 137.

3. Serbische Sagen.

a) Eine serbische Sage erzählt, der Kuckuck (Kukavica, weibl.) sei ein Weib gewesen, dem der einzige Bruder gestorben. Sie habe so maßlos geklagt und

und gejammert (kuku lele = wehe geschrieen), bis sie sich in einen Kuckuck verwandelte.

b) Der Geist eines Verstorbenen wurde im Elend auf der Erde zurückgehalten, weil seine Schwester unaufhörlich an seinem Grabe weinte. Endlich wurde er zornig über ihren unverständigen Schmerz und verfluchte sie, worauf sie in einen Kuckuck verwandelt wurde und nun genug zu tun hat, um sich selber zu klagen.

c) Gott verdammte die Schwester, weil sie den Bruder, den er zu sich genommen, unablässig beweinte und sich dadurch gegen seinen Ratschluß auflehnte. Er verwandelte sie in einen Kuckuck.

Krauß, ebd. S. 181. (Vgl. Ztschr. f. dt. Myth. 3, 284. Swainson, British Birds, p. 120, Folklore Record 2, 61. Ralston, Songs of the Russian people S. 119. Hauffen, Gottschee S. 439.)

d) Eine um zwei Brüder trauernde Schwester wird durch den dritten, der sie bemitleidet, verwünscht, daß sie sich in den Kuckuck verwandle.

Die Natur N. F. 5, 1879, S. 201.

4. Aus Bosnien.

Der Kuckuck war Kaiser Lazarus' Schwester. Nachdem der Kaiser zu Leitengeben (Kosovo polje) sein Leben verloren, weinte und kuckte (kukula) seine Schwester ohne Aufhören. Am Fest der hl. drei Könige (Epiphanias) wurde sie von Gott verflucht mit den Worten: „Du sollst in alle Ewigkeit vom Lazarsamstag (Sonntag vor dem Palmsonntag) bis zum Peterstag (29. Juni) nur Kuckuck rufen." So geschah es, und so geschieht es noch heute.

Krauß, ebd. S. 182.

5. Aus Rußland.

a) Die böse Zauberin-Schwiegermutter tötet den Vater. In ihrem Gram verflucht die Mutter sich selbst und die Kinder. Sie wird zum Kuckuck und schreit ihr Weh klagend: „Jakub, Jakub!"

Dobrovolskij, Smol. Ethnogr. Sbornik 1, 277, Nr. 40.

b) Der Kuckuck ist eine trauernde Witwe.

Ebd. S. 276, Nr. 38.

c) Der Kuckuck ist eine Witwe. Ihr Mann ertrank, und jetzt ruft sie in großem Gram Kuckuck.

Federowski, Lud białorusski 1, Nr. 632.

6. Aus Litauen.

Die Schwester dreier Brüder, die im Kriege gefallen sind, irrte voll Verzweiflung und Trauer in den Wäldern umher, bis sie in einen Kuckuck verwandelt wurde.

Die Natur N. F. 5, 1879, S. 201. Vgl. Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler, S. 5.

7. Aus Böhmen.

Der Kuckuck ist ein verwandeltes Mädchen, das nach seinem Bruder ruft oder durch seinen Ruf verkündigt, daß er gefunden ist.

Swainson, British Birds, p. 120 = Grohmann, Abergl. u. Gebr. Nr. 475 = Krolmus 1, 42. Vgl. Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler, S. 5.

8. Aus Pommern.

a) Ein armes Weib hatte sieben Kinder. Da sie glaubte, daß sie sie nicht länger ernähren könne, ging sie mit ihnen in den Wald, um sie dort auszusetzen. Um sich von ihnen fortschleichen zu können, sagte sie zu ihnen: „Wir wollen Versteck spielen. Ich werde immer 'Kuckuck!' rufen, und ihr sollt mich suchen.“ Auf diese Weise gelang es ihr, sich weit von den Kindern zu entfernen. Die Kinder mußten elend zugrunde gehen. Aber die Strafe blieb nicht aus. Der liebe Gott verwandelte die Rabenmutter in einen Vogel, der immerfort „Kuckuck“ rufen muß. Auch darf er nie mehr die eigenen Kinder pflegen, sondern muß sich scheu und ängstlich in den Kronen der Bäume versteckt halten und Tiere und Menschen meiden.

Asmus und Knoop, Kolberg-Körlin, S. 69 f.

b) Einem Bauern ging es in seiner Wirtschaft so schlecht, daß er keinen Bissen Brot mehr im Kasten hatte. Da nahm er seine beiden Kinder, führte sie in den Wald und sprach: „So, hier sucht euch nur Beeren, und wenn ich rufe: „Guck, guck!“ so bin ich wieder in eurer Nähe und bring euch nach Hause zurück.“ Damit ließ er die Kinder allein auf der wilden Heide zurück und ging an seine Arbeit.

Als der nächste Sommer kam, hatte sich sein Wohlstand wieder gehoben, und nun sehnte er sich nach seinen Kindern zurück. Er ging in den Wald und rief, so laut er nur konnte, den ganzen Tag: „Guck, guck!“ Sogleich ward der Bauer zum Vogel und konnte nichts anderes aus seiner Kehle herausbringen als nur „Guck, guck“, weshalb er auch von den Menschen den Namen Kuckuck erhielt.

Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, S. 472.

2. Andere Vögel.

1. Märchen aus der Oberpfalz.

Die **Hüntaube** war eine Mutter. Sie hatte nur einen Sohn, welcher Kuh und Kalb hüten mußte. Mal schlief der Knabe ein, und Kuh und Kalb verliefen sich im Wald. Er suchte, fand sie aber nicht und kehrte zu seiner Mutter zurück. Diese schlug ihn und sprach: „Du darfst nicht eher wiederkommen, bis du Kuh und Kalb hast.“ Der Knabe ging und suchte. Inzwischen kam die Kuh mit dem Kalb in den Stall. Nun lief die Mutter in den Wald, rief ihr Kind, sah und hörte aber nichts mehr von ihm. Darüber fing sie kläglich zu weinen an und sprach: „Ach, wenn ich eine Taube wäre, daß ich mir genug weinen könnte!“ Und sogleich wurde sie in eine Taube verwandelt. Die weint immer und ruft den verlorenen Sohn: „Suhn, Suhn, kumm! Kuh is schon kumma und 's Kalb aa!“

Panzer, Beitrag 2, 171.

2. Aus Estland.

Ein junger Mann bemerkt, daß in seinem Haus des Nachts eine Gestalt herumgeht, und um Klarheit zu gewinnen, geht er zu einem Weisen (tark). Der Weise versteht gleich, worum es sich handelt, und lehrt ihn, er solle des Nachts, wenn er die Tür knarren hört, einen Pflock in die Öffnung des Türriegels schlagen. Das tut der junge Mann und findet am Morgen nach dem Erwachen ein schönes junges Mädchen im Zimmer sitzen. Auf die Frage, wie es dahingekommen, weiß es keinen Bescheid zu geben. Das Mädchen gefiel dem jungen Manne sehr, er nahm es sich zum Weibe. Sie lebten glücklich miteinander und hatten bereits zwei Kinder, eine

Tochter und einen Sohn, die „Krööt“ und „Pill“ hießen. Eines Tages, als die Frau das Kind an der Brust stillte, sagte der Mann: „Weißt du, wie du hierher gekommen bist?“ Und den Pflock aus der Riegelöffnung ziehend, sagte er: „Durch dieses Loch bist du hereingekommen.“ Kaum hatte er das gesagt, als die Frau in der Gestalt eines schwarzen Vogels zum Loch schwirrend hinausflog und dabei noch: „Krööt, Krööt, Krööt — Pill!“ rief.

Nun fliegt das Weib noch heute in der Gestalt des **Schwarzspechtes** im Walde herum und ruft mit klagender Stimme nach ihren Kindern.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

3. Aus Thracien.

In alter Zeit liebte in diesem Lande ein König seine Schwägerin und tat ihr Gewalt an, und damit es seine Frau nicht erführe, schloß er sie in den Keller seines Palastes und ließ sie von einem furchtbaren Drachen bewachen. Nach langer Zeit kam ein Vogel und setzte sich auf die Fenstergitter ihres Gefängnisses und sang. Aber sowie er die Finsternis und die schlechte Luft des Gefängnisses merkte und das schöne Mädchen klagen hörte, fragte er sie, was sie habe, daß sie so weine. „Gib mir,“ sprach sie zu ihm, „eine Feder aus deinen Flügeln und deine weiße Brust, damit ich meine Leiden aufschreibe, und bringe sie meiner Schwester.“

Der Vogel brachte die bitteren Worte der Königin. Diese war eine Zauberin, und eines Tages, als der König auf der Jagd war, schläferte sie den Drachen durch Beschwörungen ein, ergriff ihre Schwester, und um ihren Mann zu bestrafen, tötete sie ihren Sohn, welcher **Itsos** hieß, briet seine Leber und setzte sie auf den Tisch, damit sie ihr Mann essen sollte. Als er kam und sich zu Tisch gesetzt hatte, rief von dem Teller die Leber seines Kindes. Er stürmte fort, die böse Mutter zu erwürgen, und alle wurden Vögel. Und der Vater irrt durch die ganze Erde und ruft seinen Sohn: „Itso, Itso!“

Politis, *παραδόσεις* Nr. 363. Vgl. Natursagen, Bd. IV.

4. Aus Griechenland.

Es waren einmal zwei Brüder, und der eine von ihnen war Hüter in den Weinbergen. Zu diesem sagte einst der andere, Antonis mit Namen: „Heut' Abend komm ich und stehle dir Trauben.“ Da entgegnete jener: „Komm nur, ich erschieße dich!“ Am Abend kam Antonis wirklich und versuchte, Weintrauben zu stehlen. Sein Bruder schoß, nur um ihn zu erschrecken, traf ihn jedoch wider Willen, und als er näher kam, fand er ihn in seinem Blute. Da bat er Gott in seinem Schmerz, er möge ihn in einen Vogel verwandeln, auf daß er ewig seinen Bruder beweine. Gott erhörte ihn und verwandelte ihn in den Vogel **Gkion** (eine kleine Eulenart). Seitdem klagt er um seinen Bruder Antonis und ruft in einem fort: „Nton! Nton!“

B. Schmidt, griech. Sagen 132, 3 = Politis, Nr. 359.

5. Albanesische Sage.

Der **Kuckuck** war einst die Schwester des Gjon. Den erstach sie durch unglücklichen Zufall — als sie plötzlich von ihrer Näharbeit aufsprang — mit ihrer Schere. In ihrer großen Betrübnis ward sie in den Vogel verwandelt, und nun ruft sie: „Ku, ku?“ d. h. zu deutsch: wo bist du? Sie hatte noch einen andern Bruder, der auch **Gjon** hieß. Dieser wurde zum Vogel gleichen Namens und ruft nun bei Nacht den Namen des Toten: „Gjon! Gjon!“

Hahn, Griech. u. alban. Märchen 2, 144; auch bei Swainson, British Birds, p. 120.

6. Rumänische Sagen.

a) Eine Türkenbande raubte einem Popen alle seine Habe und führte ihn selbst mit Frau und Tochter in die Gefangenschaft. Als der Sohn heimkam und das Haus verwüstet fand, machte er sich als Grieche verkleidet auf die Suche nach den Seinen. Aber vergebens irrte er umher, bis er endlich in Verzweiflung zu Gott betete. Dieser verwandelte ihn in den **Pirol**, dessen Gewand noch heute an die griechische Tracht erinnert, ebenso der rote Seidenfaden, den er in sein Nest zu legen pflegt.

Marianu, Ornitologia 2, 135.

b) Es waren einmal drei heiratsfähige Schwestern; die jüngste war am hübschesten und wurde von den Freiern besonders begehrt. Darüber neidisch, beschlossen die älteren Schwestern, sie zu vernichten. Sie gingen mit ihr in einen dichten Wald, dort ließen sie sie allein und gingen heim. Das Mädchen im Walde begann zu klagen, als es den Betrug merkte. Dann aber machte es sich daran, einen Ausweg zu finden, und gelangte an das Ende des Waldes. Dort fand es ein Ziegenfell, das es anzog, und kam weiter zu einer Platane neben einer Quelle. Auf diesem Baume ließ es sich nieder. Bald kam ein Knecht des Königs, der das Pferd zum Tränken führte. Das Tier aber erschrak, als es das Bild des Mädchens im Wasserspiegel sah, und wollte nicht trinken. Schließlich kam der Königssohn selbst; dieser fand das Geheimnis und beschloß, das Mädchen zu heiraten. Wie sollte er es aber vom Baum herunterbekommen? Da fragte er eine alte Frau um Rat. Diese nahm Backtrog, Nudelteig usw. und begann unter dem Baume zu backen. Absichtlich stellte sie alles verkehrt an. Das Mädchen rief ihr zu, sie mache ja alles falsch, und kam schließlich vom Baume herunter, um die Alte zu belehren. Sogleich aber wurde sie in den Palast gebracht. Die Königin fand jedoch keinen Gefallen an der Geliebten ihres Sohnes in dieser Ziegengestalt; erst als das Mädchen ihre Schönheit offenbart hatte und die Ziegenhaut verbrannt war, erlaubte sie die Hochzeit. — Die beiden anderen Schwestern kamen schließlich an den Hof und sahen das Glück ihrer Schwester mit Neid und Schrecken. Sie beschlossen, sie zu töten. Als sie zu ihr kamen, stießen sie ihr Nadeln in Kopf und Hände, und sogleich verwandelte sie sich in eine **Nachteule**. Auch ihre drei Knaben stachen sie, und auch diese wurden zu Nachteulen. Als die Schwiegermutter den Gesang dieser Vögel hörte, befahl sie, sie zu fangen. Man ergriff die drei kleinen Vögel, entdeckte und entfernte die Nadeln, und sogleich entstanden wieder die drei Knaben. Die Alte aber konnte man nicht fangen; sie fliegt noch heute umher und klagt um ihre Kinder, die man ihr genommen. (Aus Mazedonien.)

Nach Papahagi, din lit. pop. a Aromînilor S. 782. Ausführlich in meinen Naturgeschichtl. Volksmärchen[3] 1, 42 nach Revue des trad. pop. 8, 414. (Den Vorwand, unter dem die beiden älteren Mädchen die jüngste im Walde zurücklassen, habe ich für das Jugendbuch leicht geändert. Im Original heißt es, daß sie einen Totenkuchen machen und die Schwester auffordern, sie zu begleiten, weil sie den begrabenen Körper der Mutter holen wollen. Im Walde erklären sie, daß sie ihr Handwerkszeug vergessen hätten und die Erde nicht wegschaufeln könnten; sie wollen es angeblich holen und verlassen die Schwester.)

Zur Entdeckung des Mädchens im Baum vgl. Grimm, Nr. 65 (Allerleirauh), zum Spiegelbild im Wasser, vgl. z. B. Andrejanoff, Lettische Märchen (Lpz., Reclam), S. 19 ff., Hahn, gr. u. alb. M. Nr. 49, Kunos, Turkish Fairy Tales transl. by R. N. Bain 1896, S. 1 ff. (wo auch die List der Alten, durch verkehrte Hantierung das Mädchen herabzulocken, übereinstimmt), Transactions of Asiatic Society of Japan 10, Suppl. p. 121 = Folklore 10, 309:

Hohodemi will sich der Tochter des Seegottes, Toyo-tama-hime, bemerkbar machen und klettert auf einen Baum vor dem Palast, der am Brunnen steht. Sie sieht ihn im Wasserspiegel.

Zum Mädchen im Ziegenkleid: Hahn, gr. Märch. Nr. 14, 57. Zur Entzauberung durch Verbrennen der Tierhülle: Hahn, Nr. 14, 31, 43, 57, 100, Grimm Nr. 108, 144, Wuk Karadžić Nr. 9. Zur Nadel im Kopf: Zingerle, Kinder- u. Hausm. aus Tirol = Dähnhardt, Märchenbuch 1, 110. Ferner

Reinisch, Die Nuba-Sprache, S. 222:

Der Zauberer Senib nahm sieben Zaubernadeln, um die Jünglinge zu verzaubern, indem er ihnen die Nadeln in den Kopf zu stechen beabsichtigte. Als nun die Jünglinge von der Reise heimkamen, steckte ihnen der Zauberer Senib die Nadeln hinein, und die Jünglinge wurden zu Stieren.

7. Aus dem Kaukasus.

Zwei Brüder suchen ihre Schwester und werden in **Zwergohreulen** verwandelt.

Sbornik mat. . . . kavk. 9, 2, 127.

8. Mohammedanische Sage.

Der **Kiebitz** war einst eine Prinzessin, die, als sie von der Rückkehr eines lange abwesenden Lieblingsbruders hörte, einen Topf heißer Milch vom Feuer riß, da sie ihn mit einer Erfrischung begrüßen wollte, ihn auf den Kopf stellte und nach der Seite hin eilte, von der ihr — fälschlich — gesagt worden war, daß er käme. Sie achtete nicht auf die Brandwunden, die ihr das heiße Gefäß machte. Jahrelang suchte sie noch nach ihrem Bruder und rief: „Bruder, o Bruder!“ bis Allah voll Mitleid ihr Flügel gab und sie in einen Kiebitz verwandelte, damit sie ihr Vorhaben besser ausführen könne. Darum sieht man diesen Vogel so oft in langen Bogen einherfliegen, als ob er jemand suche, und hört ihn traurig rufen: „Bruder, o Bruder!“

Die mohammedanischen Frauen nennen den Kiebitz die Schwester des Bruders, und wenn sie abends seinen Ruf hören, kommen sie aus ihren Häusern und werfen Wasser in die Luft, damit der Vogel es brauchen möge zur Linderung des Schmerzes der Brandwunde auf seinem Kopfe, welche Stelle durch ein paar schwarze Federn bezeichnet ist.

Swainson, British Birds, p. 186 = Jones, Credibilities Past and Present, p. 382.

9. Aus Indien.

a) Ein eifersüchtiger Mann bezweifelte die Treue seines Weibes und tötete ihren kleinen Sohn in ihrer Abwesenheit, kochte ihn und setzte ihn ihr vor. Nichtsahnend aß sie davon, entdeckte aber bald an einem Finger, daß es ihr Kind war. In Todesangst floh sie in den Wald und wurde in den **Kauz** (Syrnium indrani) verwandelt, dessen jammernde Rufe ihr Schreien darstellen. (Ceylon.)

Folklore Journal 5, 352. Vgl. Indian Antiquary 33, 231.

b) Ein Mann, der seine Frau im Verdacht der Untreue hatte, tötete sein Kind, machte eine Speise daraus und gab sie der Mutter. Als sie davon aß, fand sie einen Finger des Kindes, floh in den Wald, tötete sich und wurde als der unheil- und todverkündende **Teufelsvogel** (ulumâ) wiedergeboren.

c) Eine Frau legte Blumen der Bassia longifolia (mîmal) zum Trocknen hin und trug ihrem kleinen Sohn auf, sie zu bewachen. Als sie trocken wurden, lagen sie flach am Boden, und man konnte sie nicht sehen. Die Mutter fand sie nicht und tötete das Kind seiner Nachlässigkeit wegen. Ein Regenschauer zeigte ihr da

die verdorrten Gräser. In Reue tötete sie sich und wurde als gefleckte **Taube** (alukobeyiyâ) wiedergeboren, die nun klagt: „Mîmal latin daru nolatin pubbaru putê pûpû!“ (= Ich bekam die Blumen wieder, aber nicht mein Kind, o mein kleiner Sohn, mein kleiner Sohn!)

Indian Antiquary 33, 231.

d) Die **Prachtdrossel** war einst ein Prinz, der eine schöne Prinzessin sehr liebte. Sein Vater sandte ihn auf Reisen, und als er wieder kam, war die Prinzessin tot. Nun klagt er um sie und ruft sie. (Ceylon.)

Folklore Journal 5, 354.

e) Die Prachtdrossel ist ein Prinz, der um seine schöne Braut Ayitta trauert.

Indian Antiquary 33, 231.

10. Aus China.

a) Es gibt im Süden von China einen Vogel, **Ko Ko. o. o.**, der — wenn er auch oft gehört wird — doch selten gesehen wird. Er ist von Gestalt wie die braune Drossel, aber etwas größer. Seine Farbe ist schwarz, und sein Gesang besteht hauptsächlich aus einem lauten Doppelton, der durch die Worte: „Ko Ko. o. o.“ dargestellt werden kann. Die Chinesen erklären sein Dasein durch folgende Sage:

Es ist lange her, niemand weiß, wie lange, da entflohen zwei junge Mädchen, von der schönen Mondnacht verlockt, geräuschlos aus ihrem Hause, und gingen auf die Hügel, um die Blüten des Erdbeerbaums (myrica sapida) zu sehen, von dem man sagt, er warte bis zur Nacht, um seine Blüten zu öffnen. Das ältere der beiden Mädchen hieß Ah Ko und hatte vor kurzem den Bruder Ah Saw's, des anderen Mädchens, geheiratet. Sie lebte jetzt nach chinesischer Sitte bei ihrer Schwiegermutter, und es ist wohl kaum nötig, zu erzählen, daß der junge Mann noch sehr verliebt war. Die Mutter vergötterte ihren Sohn wie alle chinesischen Frauen, und erzeigte der jungen Frau zahlreiche Aufmerksamkeiten und war in ihrem Wunsche, den Sohn zu erfreuen, vielleicht mehr um deren Wohlergehen besorgt, als um das ihrer Tochter Ah Saw. Wie die beiden Mädchen so heiter schwatzend zusammengingen, sprang ein großer Tiger plötzlich zwischen sie, erfaßte Ah Ko mit seinen mächtigen Zähnen und trug sie in das Dickicht des nahen Waldes. Die arme Ah Saw war so entsetzt, daß sie lange Zeit nur wie versteinert auf den Fleck starrte, wo Ah Ko und der Tiger verschwunden waren. Endlich kamen ihr die Sinne wieder, und sie lief in wilder Hast zum Hause ihrer Mutter zurück. Die Mutter wartete voll Angst um ihre Töchter an der Türe, und als sie von Ah Saw das Gräßliche gehört hatte, war sie so in Furcht darüber, was ihr Sohn dazu sagen würde, daß sie im Augenblick ganz vergaß, daß sie doch Mutter zweier Kinder war, und daß die arme Ah Saw, wenn sie auch kein Knabe war, doch ein Anrecht auf ihre Liebe hatte. Sie wandte sich zornig zu dem armen Mädchen und jagte sie von der Schwelle. Sie verbot ihr, ohne ihre Schwägerin wiederzukommen.

Das Mädchen ging weg und wanderte ziellos im Lande umher und rief: „Ah Ko Ko. o. o.!“ bis der Tod, der barmherziger war als ihre eigene Mutter, sie hinwegnahm.

Trotz der Grausamkeit ihrer Mutter muß Ah Saw eine gute Tochter gewesen sein, da sie ihren Ruheplatz verließ und in Gestalt eines Vogels in diese Welt zurückkam und so noch heute versucht, ihrer Mutter Befehl zu erfüllen. Darum hört man den Ruf: „Ko Ko. o. o!“ so oft in Südchina.

Folklore Journal 5, 124.

b) Der Vogel **Ti Tai Tai** — oder der schwarze „Bohnenvogel" — ist ein Vogel ähnlich der Lerche, fliegt mit süßem Gezwitscher auf, dann in gerader Linie hoch und höher, bis man ihn aus dem Gesicht verliert, und singt fortwährend dabei. Von ihm erzählt man folgendes:

Einst lebte ein Mann, dem starb die Frau bei der Geburt eines Sohnes. Der Vater war nicht lange genug verheiratet gewesen, um der Ehe überdrüssig zu werden, und beschloß, den Versuch noch einmal zu wiederholen. Darum nahm er sich eine zweite Frau. Die junge Frau liebte Kinder sehr und verwöhnte ihren Stiefsohn, und Ah Kwaï war sehr glücklich über seine Wahl. Nach einiger Zeit gebar sie auch einen Sohn. Der Vater glaubte, daß dieses neue Kindlein Ah Ti (d. i. „kleiner Bruder") die Liebe in der Familie noch mehr befestigen würde. Aber fortan wandte Ah Lien all ihre Liebe ihrem eigenen Sohne zu, so daß sie zuletzt ihrem Stiefkind weder Nahrung noch Kleidung gönnte. Eines Tages rief sie beide Knaben zu sich und gab ihnen einen Korb mit grünen Bohnen und befahl ihnen, dann wiederzukommen, wenn die grünen Blätter aus der Erde sprossen würden. Sie hatte aber ihres Stiefsohns Teil gekocht und war sicher, ihn nie wiederzusehen. Unterwegs bemerkte Ah Ti, daß seines Bruders Bohnen größer waren als die seinigen, und tauschte mit ihm. Als sie zu dem Felde kamen, pflanzten sie die Bohnen und warteten auf das junge Grün. Nach einigen Tagen wachte Ah Pun eines Morgens auf und fand sein Land grün. Wiewohl er gern bei seinem Bruder geblieben wäre, wagte er nicht, dem Befehl seiner Mutter ungehorsam zu sein, und ging nach Hause. Als Ah Lien ihn sah, erriet sie, was geschehen, und schickte ihn zurück, seinen Bruder zu suchen.

Als er aber an das Feld kam, war Ah Ti nicht mehr zu sehen. Er wagte nicht zurückzukehren und wanderte umher und rief: „Ah Ti tai tai?" (kleiner Bruder, wo bist du?), bis er vor Erschöpfung starb und in den Vogel verwandelt wurde, der jetzt seinen Klageruf ertönen läßt.

Süd-China: Folklore Journal 5, 125.

11. Sage der Eskimos in Baffinland und Hudson Bay.

Vor langer Zeit lebte eine alte Frau mit ihrem Kind im Schneehaus. Eines Abends sagte das Kind zur Großmutter: „Großmutter, erzähle mir eine Geschichte!" „Ich kenne keine Geschichte, schlafe," und dann sagte sie, um das Kind zu erschrecken: „Ich sehe einen Lemming ohne Haar, — und dort noch einen und noch einen!" Dann sprang sie in die Höhe, als ob sie sich vor ihnen fürchtete, und schrie. Dadurch erschrak das Kind so, und es machte sich so klein, daß es zu einem kleinen Vogel wurde und voll Angst davonflog. Da war die Großmutter traurig über den Verlust ihres Kindes. Sie schrie und klagte: „Now, now, now" [= wo?] und rieb sich die Augen, bis die Haut abging. Sie hängte sich einen Sack um den Hals und steckte die Nadel in ihren Stiefel, flog fort und wurde zu einem **Schneehuhn**. Der Sack ward zum Magen und die Nadel zum Beinknochen.

Boas, Eskimo of Baffin Land, p. 320.

Vgl. ebd. S. 302 folgende Variante:

Enkel: „Großmutter, erzähle mir eine Geschichte!"

Großmutter: „Schlaf ein, ich weiß keine."

Enkel: „Großmutter, erzähle mir eine Geschichte!"

Großmutter: „Dorther, dorther, aus der kleinen Zeltecke, kam ein kleiner Lemming ohne Haar und ging unter jemandes Achselhöhle."

Dabei kitzelte die Großmutter den Knaben, und er flog fort. Da rief sie: „Enkel, Enkel, wo bist du, wo bist du?"

Der Knabe, der fortflog, und seine Großmutter wurden zu **Schneehühnern**, und der charakteristische Schrei dieser Vögel wird „Nauk, nauk“ = „wo? wo?“ gedeutet. Der rote Fleck über dem Auge der Schneehühner soll vom Weinen der Großmutter nach dem Enkel herrühren.

Bull. Am. Mus. of Nat. Hist. XV, 302.

12. Indianersagen.

a) Weiter oben am Flusse wohnte ein Mann, der Schwan, mit seiner Frau, dem Kranich. Eines Tages saßen sie vor der Tür des Hauses, da kam ein Boot vorbei, in dem ein Mann, die Schwalbe, saß. Der Schwan fragte ihn: „Wohin gehst du?“ Jener versetzte: „Meine Frau ist gestorben. Ich gehe jetzt in den Wald und werde den ganzen Sommer da bleiben.“ In Wirklichkeit war aber folgendes geschehen: Seine Frau war ausgegangen, Zederbast zu holen, und hatte die Gelegenheit zu einem Stelldichein mit ihrem Liebhaber benutzt. Die Schwalbe hatte das erfahren und sich dann gerächt. Sie ging mit ihrer Frau in den Wald unter dem Vorwande, ihr beim Rindesammeln behülflich sein zu wollen. Als sie nun auf eine Zeder geklettert war, band er sie auf der Spitze des Baumes fest. Dann schälte er die Rinde ab, so daß der Stamm ganz glatt wurde, und verließ sie. Der Schwan lud ihn ein, in seinem Hause zu rasten. Nach einiger Zeit hörte der Schwan eine Stimme im Walde. Es war die Frau der Schwalbe. Sie sang: „AtsElsquā´quakuē´wul“ (d. h. der Stock dringt in meinen After), und ihr Blut floß an dem Stamme herunter. Der Schwan ging mit seinen Leuten in den Wald, um die Stimme zu suchen, und fand endlich die Frau. Erst nach langen Mühen gelang es einem seiner Leute, auf den Baum zu steigen und die Frau herunterzuholen. Sie sagte: „Wenn ich tot bin, so sollt ihr mein Blut trinken. Und wenn es regnet[1]), so sprecht von mir.“ Sie starb dann und wurde in Brombeeren verwandelt. Der Schwan war sehr böse auf die Schwalbe, und als diese im Herbst wiederkam, sagte er: „Wenn du mit dem Ostwinde zurückkommst, will ich flußabwärts ziehen und dich vermeiden.“ In diesem Augenblick kam Quäls des Weges und sprach: „Gut! Ihr sollt Vögel werden. Du, **Schwalbe**, sollst im Sommer im Walde umherfliegen und deine Frau suchen. Bemale dein Gesicht jetzt, wie wenn du deine übernatürliche Macht anlegst.“ Er bemalte sich dann schwarz und weiß und steckte lange Federn an den Rücken. Da wurde er ein Vogel und fliegt seither Sommers im Walde umher und sucht seine Frau mit dem Rufe: „El, El, El!“

Vom unteren Fraser River. Boas, Sagen von der nordpacif. Küste, S. 21.

b) Die Sonne hatte die ersten Menschen eingeschlossen in eine Höhle und vor dem Eingang einen Riesen namens Machacael gestellt. Aber eines Nachts entfernte sich der Riese so weit von seinem Posten, daß er vor Sonnenaufgang nicht wieder zurück war, so daß die Sonnenstrahlen in die Höhle drangen und die Menschen wußten, daß es das Licht gab. Von da an hatten sie keinen größeren Wunsch, als sich seiner ganz erfreuen zu können. Die Sonne war voll Zorns gegen den Riesen und versteinerte ihn mit ihrem Blick . . .

Die Menschen wagten, trotzdem sie vom Riesen befreit waren, sich nur nachts heraus; so sehr fürchteten sie sich vor der Sonne. Einige Unvorsichtige wurden in Steine, Tiere und Pflanzen verwandelt, darunter auch der Freund des Häuptlings Vaguoniona. Dieser wurde in eine **Nachtigall** verwandelt, und dieser Vogel klagt nun immer in seinen Liedern über die Trennung von seinem Freunde.

1) Diese Sage wird erzählt, wenn es lange regnet, und die Indianer glauben, daß es dann aufhören wird zu regnen.

Vaguoniona wollte den Freund aufsuchen, der ihn so klagend rief, und wagte sich mit Frauen und Kindern hinaus, aber er wurde auch versteinert. Die Frauen wurden in wohlriechende Bäume verwandelt, und die Kinder, die „Toa, Toa“ = „Mama, Mama,“ riefen, in Kröten, die seitdem immer „Toa“ quaken. (Später gelingt es den Menschen, dem Verderben der Sonne zu entgehen . . .)

Réville, Rel. d. Peupl. Non.-Civ. 1, 321.

B. Gram und Sehnsucht Liebender.

1. Aus Rumänien.

a) Es waren einmal ein Kaiser und eine Kaiserin, die von ihren Untertanen sehr geliebt wurden. Nur eins fehlte zu ihrem Glücke: sie hatten keine Kinder. Nach vielen Jahren, als sie schon ihre Hoffnung aufgegeben hatten, kam eine kleine Tochter zur Welt, die man „Klein Lichtchen“ (rum. Luminĭoară, die Leuchtende) nannte. Klein Lichtchen wurde ein sehr hübsches Mädchen. Damit sie nun nicht verzaubert werde, ging sie niemals spazieren. Da fragte die Mutter sie eines Tages, warum sie niemals spazieren ginge; sie antwortete, sie würde es tun, wenn es ihrer Mutter Freude mache. Und als die Sonne untergehen wollte, ging sie hinaus in den Garten. Wie sie sich darin umsah, freute sie sich sehr, denn alles war neu für sie. Aber von allem, was ihr gefiel, bewunderte sie den Sonnenschein am meisten, und sein Bild blieb in ihrem Herzen. Alle Abende ging Klein Lichtchen hinaus, um den Sonnenschein anzusehen, und wurde zuletzt von ihm verzaubert, so daß sie gern zu ihm gewollt hätte. Von dieser Sehnsucht wurde das Mädchen schwer krank.

Die Eltern erschraken und fragten sie, was die Ursache ihrer Krankheit sei, aber sie antwortete nicht. Doch als Klein Lichtchen sie beide so traurig und besorgt sah, sagte sie zu ihnen, sie möchte gerne in die Welt gehen, um ihr Glück zu finden. Als die Eltern sie von diesem gefährlichen Plan nicht mehr zurückhalten konnten, ließen sie sie ziehen.

Klein Lichtchen zog nun in die Welt, um den Strahlenpalast des Sonnenscheines zu finden. Nach langer Reise kam sie an ein Feld voll toter Menschen. Das war ein Schlachtfeld, und die Toten waren Soldaten. Sogleich zog Klein Lichtchen die Kleider eines Soldaten an, um nicht als Mädchen erkannt zu werden.[1]) Nicht weit davon fand sie ein Pferd, das bestieg sie und ritt vorwärts, bis sie zu einem Heere gelangte. Die Anführer des Heeres glaubten zuerst, daß dieser Soldat ein Spion sei, und hielten ihn an, aber als sie sahen, daß sie sich geirrt hatten, nahmen sie ihn in ihre Dienste, und bald kam es zu einer Schlacht gegen die Feinde.

Klein Lichtchens Heer wurde besiegt, und sie floh und gelangte zu einem Brunnen, an dem eine alte Frau saß und Spinnweben spann. Diese Frau hieß Dunkelheit, und sie freute sich sehr, wenn man sie beim Namen nannte.

Als Klein Lichtchen sie sah, rief sie:

„Gott, sie ist schwarz wie die Dunkelheit.“

Da freute sich die alte Frau, daß das Mädchen ihren Namen wußte, und fragte sie, woher sie käme und wohin sie ginge. Da erzählte Klein Lichtchen ihr alles.

„Wenn du mir folgst, so wird dir alles gelingen,“ sagte die Dunkelheit, „gehe

1) Vgl. hierzu Wollner, Anm. zu Brugmann-Leskien S. 562, Hauffen, Gottschee S. 305, Nr. 77, S. 433.

immer nach Osten, bis du an einen Berg von Kristall kommst, und wenn du ihn erklettern kannst, wirst du am Ziel sein."

Klein Lichtchen machte sich auf den Weg, und nach zwölf Tagen beschwerlicher Reise kam sie zum Kristallberg. Aber ihr Pferd war müde und matt, und sie wußte nicht, wie sie den unbesteigbaren Berg erklettern sollte. Da sah sie einen Schmied, den bat sie, ihr Pferd zu beschlagen, und mit großer Anstrengung erklomm sie den Berg. Oben dehnte sich eine weite Ebene vor ihr aus. Durch die ritt sie hindurch und gelangte bald an einen großen, schönen Palast. Darin wohnten drei Mädchen, die kamen ihr entgegen und sagten: „Du unglückliches Wesen, was bringt dich an diesen Ort? Seit wir hier sind, hat niemand außer dir zu uns kommen können." Die Mädchen meinten aber, daß es ein Mann wäre, denn Klein Lichtchen war ja als Soldat angezogen, und sie nahmen ihn freundlich auf. Eines Tages sagten sie:

„Wir wollen gerne, daß du eine von uns heiratest, aber wir sind drei, und wenn du eine wähltest, könnten die andern neidisch werden. So sollst du lieber unser Bruder sein."

„Nicht euer Bruder," sagte Klein Lichtchen, „sondern eure Schwester, denn ich bin ein Mädchen wie ihr. Die Männerkleider, die ich trage, habe ich angelegt, um auf der langen Reise weniger belästigt zu werden."

„Um so besser! Wenn du ein Mädchen bist, so werden wir vier Schwestern sein!"

Von da an waren die Mädchen fröhlich und zufrieden, nur Klein Lichtchen wurde immer trauriger. Als die anderen sie nach der Ursache ihrer Traurigkeit fragten, sagte sie, sie müsse nun bald von ihnen ziehen. Und kurz darauf nahm sie Abschied.

Da schenkten ihr die Schwestern ein Schwert und sagten: „Dieses Schwert hat die Eigenschaft, ein halbes Heer zu töten, sobald man es halb zieht, doch wenn man es ganz zieht, fällt das ganze Heer außer dem Anführer."

Klein Lichtchen nahm das Geschenk, dankte ihren Schwestern, bestieg ihr Pferd und zog immer nach Osten. Bei einem Brunnen traf sie einen schönen und starken Jüngling. Auf ihre Fragen antwortete er ihr, er sei der Anführer eines besiegten Heeres, sein Kaiser sei vom Feinde umzingelt, und er könne nichts tun, um ihm zu helfen.

„Ich werde euch allen helfen," sagte sie, „bringe mich zu deinem Kaiser."

Der Hauptmann und Klein Lichtchen kamen auch glücklich bis zum Kaiser, und sie versprach ihm, daß sie ihn und sein Heer vom Untergang erretten wolle. Dann bat sie um ein Pferd und Kleider, bestieg das Pferd und ritt mit ihrem Schwert dem Heer entgegen. Kaum aber hatte sie das Schwert gezogen, so sanken alle Feinde sofort um. Der Kaiser des feindlichen Heeres aber fiel ihr zu Füßen und bat um Gnade. Klein Lichtchen verzieh ihm, nachdem er versprochen hatte, daß er nie wieder mit seinem Nachbar Krieg führen würde. Der gerettete Kaiser aber heiratete seine Retterin.

Klein Lichtchen jedoch, die ihren Mann nicht liebte, fand ein Mittel, um aus ihrem Gefängnis zu entschlüpfen. Eines Tages, als der Kaiser nicht zu Hause war, entfloh sie und ging immer nach Osten, bis sie einen steinalten Mann traf. Der konnte kaum noch sprechen, und seine weißen Haare reichten bis zu den Knieen. Klein Lichtchen wusch ihn, schnitt ihm die Haare ab und gab ihm zu essen. Da fragte der Alte sie, woher sie käme und wohin sie ginge. Sie erzählte ihm ihr Unglück und daß sie den Sonnenschein suche, den sie liebe. Der Alte zeigte ihr den Weg und sagte: „Der Weg zu ihm ist weit, aber nicht mehr gefährlich.

Du wirst einem Hund begegnen, gib ihm dieses Stückchen Brot zu fressen, aber kein anderes, so wird er dir nichts antun. Dann wirst du an einen schönen und glänzenden Palast kommen, da wohnt der, den du suchst."

Klein Lichtchen ging weiter mit dem Brot, das der Alte ihr gegeben hatte, und begegnete einem Hund, der hatte drei Köpfe und wollte sie zerreißen. Aber sie warf ihm das Stück Brot hin, und er verschwand. Dann kam sie zu dem Palast, der war so leuchtend, daß man ihn nicht ansehen konnte. Daneben war ein Brunnen, von dessen Wasser trank sie, und sogleich konnte sie ihn ansehen. Darauf ging sie in das Schloß und fand ihren Geliebten, den Sonnenschein, der hatte Klein Lichtchen auch sofort sehr lieb. Aber seine Mutter, eine böse alte Frau, verwünschte das Mädchen, denn sie fürchtete, es könne ihren Sohn verführen, der die Sünde nicht kannte.

„Weil du gewagt hast, in dies Schloß einzudringen, um durch deine Schönheit und deine Rede meinen unschuldigen Sohn zu betören, so verwünsche ich dich: verwandle dich in einen Vogel und fliege immer in die Höhe, um vor Sehnsucht nach dem Sonnenschein zu weinen."

Als sie dies sagte, wurde Klein Lichtchen in einen kleinen Vogel verwandelt, den die Menschen die **Lerche** nennen, und der fast jeden Tag hoch in die Lüfte fliegt und nach dem Sonnenschein weint und zu ihm hinaufsingt.

Revue des trad. pop. 8, 598 = Marianu, Ornitologia 1, 356.

Variante:

Der Kaiser heißt Titus und die Kaiserin Gheorghina. Die Kaiserin bekommt die Tochter, nachdem sie von dem Wasser eines Baches getrunken hat, wie ihr eine Frau im Traum sagt.

Das Kind wächst an einem Tag so schnell wie andere in einem Jahr. Ihre Abenteuer auf dem Wege zur Sonne sind folgende:

Sie kam an einen Fluß, den sie nicht überschreiten konnte. Ein schönes, weißgekleidetes Mädchen stieg aus den Wellen und sprach:

„Du wirst an dein Ziel kommen, aber dein Glück wird von kurzer Dauer sein."

Als das Mädchen dies gesagt, verschwand es, und eine Brücke war über den Fluß geschlagen, die die Tochter des Kaisers voll Freude überschritt. Nicht weit davon traf sie eine alte Frau, der sie ihr Geheimnis anvertraute. Die gab ihr in die rechte Hand einen kleinen Zweig, und in die linke einen kleinen Ring und befahl ihr, ein Kreuz mit dem Zweig zu machen und zu sehen, was geschähe.

Wie sie nun das Kreuz gemacht hatte, wurde sie in die Luft gehoben und kam bald am Sonnenpalast an.

Ein großer Fluß umgab ihn, und wer hinüberwollte, mußte ein Silberstück geben oder ein Jahr in der Welt irren. Sie gab den Ring. Ein zweiköpfiger Hund wollte sie zerreißen, als die Mutter der Sonne sie fragte, was sie wolle.

Sie konnte aber nicht lügen, und die Mutter verwünschte sie und verwandelte sie in eine **Lerche.**

Revue des trad. pop. 8, 601.

b) Ein gewaltiger Kaiser hatte eine sehr schöne Tochter, um die sich viele Königssöhne bewarben. Sie aber wollte keinen von ihnen heiraten, sondern liebte heimlich einen jungen Mann, den sie jede Nacht im Garten traf. Schließlich wollte der Liebhaber sie entführen, wurde aber gefangen und enthauptet. Aus Schmerz über diesen Verlust bat die Tochter eine Zauberin, sie in einen Vogel zu ver-

wandeln. So wurde sie denn zur **Nachtigall**, Gott aber verwandelte ihren Geliebten ebenfalls zur Nachtigall. Sie singen nun in der Nacht zu derselben Zeit, wo sie im Schloßgarten immer zusammen waren.

(Gekürzt.) Marianu, Ornitologia 1, 239. Vgl. Revue des trad. 8, 43.

c) Im Anfang war die **Amsel** eine sehr schöne Königstochter, die von den zahlreichen Freiern den zum Gatten wählte, den sie am meisten liebte. Aber nicht lange war sie glücklich; der Mann starb, und die arme Gattin konnte sich nie und nimmer über seinen Tod trösten. Schließlich bat sie Gott, sie in einen Vogel zu verwandeln. So wurde sie zur Amsel. Das schwarze Gewand zeigt noch heute die Trauer der Amsel, die durch ihre schönen Gesänge den toten Gatten aufzuwecken sucht. Deshalb lernt die Amsel auch leicht neue Lieder, in dem Bestreben, immer besser singen zu lernen. Sie baut ihr Nest gern in Sträuchern, um ihrem in der Erde schlummernden Gatten näher zu sein.

Marianu, Ornitologia 2, 282. Vgl. Revue des trad. pop. 8, 45.

d) Die Ileana Consângeana, ein schönes und zartes Mädchen, das mit dem Munde die entzückendsten Lieder sang, während es mit den Augen weinte, und der Voinic înflorit (beide Gestalten der rumänischen Sage) trafen einst den Erzengel Gabriel als Greis verkleidet. Die beiden Männer gingen eine Wette ein: Gabriel sagte, der junge Held werde übers Jahr noch viel gebückter und schwächer sein als er, der Greis.

Ileana fragte beim Weitergehen den Voinic înflorit, wer denn der alte Mann sei; sicher habe er sich verkleidet, denn durch seinen Handdruck sei sie innerlich tief ergriffen worden. Über diese Worte wurde der Voinic înflorit zornig, er ergriff das Mädchen und schleuderte es einen steilen Abhang hinab, so daß es tot liegen blieb.

Übers Jahr trafen sich die Männer wieder; der Voinic înflorit war ein Schwächling geworden, der Engel Gabriel aber kam in Gestalt eines Helden und fragte nach der Ileana. Der Voinic wollte seine Tat nicht eingestehen, da zeigte der Engel Gabriel eine Schar roter Käfer, die Ritterwanzen (Lygaeus equestris), und sagte: „Diese Käfer sind aus dem Blute der Ileana entstanden.“ Vor Schreck verwandelte sich der Voinic înflorit ebenfalls in einen Käfer, die **Feldgrille** (Gryllus campestris L.), der noch heute seine Geliebte Ileana beklagt.

Marianu, Insectele 426.

2. Kleinrussische Sage.

Einst überfielen die Tataren unser Dorf, versengten alles, was es nur gab, erschlugen die Christenleute, und was sie konnten, schleppten sie mit sich fort. Sie töteten damals auch den Mann einer jungen Frau, seinen Kopf aber vergruben sie im Schilf am Dnjestr. Sie wußte nur nicht, wohin sie den Rumpf getan. Daher verwandelte sich die junge Frau in eine **Möve** und flog über Wiesen und Weiden über den Dnjestr hin, den Körper ihres Mannes zu suchen. Aber auch bis heute kann sie das Verlorene nicht finden; sie fliegt über dem Grabe, wo der Kopf vergraben, und stöhnt die schwere Klage.

Etnogr. Zbirnyk 12, 191, Nr. 188.

3. Aus Litauen.

Der Litauer sagt: Dajnas, der Jüngling, verliebte sich in die Skajstoy, doch bat er sie vergebens um Gegenliebe, und er stürzte sich aus Verzweiflung in den Fluß.

Aber die Götter erbarmten sich des armen Jünglings und verwandelten ihn in eine **Nachtigall** [männl. Geschl.]. Jetzt erst entbrannte Skajstoy in Liebe für den Jüngling, und die Götter verwandelten sie in eine hundertblättrige Rose.

Die Natur, N F. 5, 1879, S. 212. Vgl. Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler S. 5.

4. Aus Südindien.

Irgendeiner Sünde wegen wurden ein paar Liebende plötzlich in **Rostgänse** (Braminengänse, anas casarca) verwandelt und verbringen jetzt ihre Nacht an den gegenüberliegenden Ufern eines Flusses und rufen über das Wasser hinweg einander klagend zu: „Chakwi, darf ich kommen?“ „Nein, Chakwa.“

Calcutta Review 1901, July bis Oct., p. 71. Vgl. Crooke, Popular religion and folklore of North India 2, 247. Brehm, Tierleben 6, 622.

5. Aus Korea.

Eine der Hofdamen hatte eine Liebschaft mit dem Palastbeamten Kim. Dies wurde entdeckt, und das arme Ding verlor sein Leben. Ihr Geist aber konnte nicht getötet werden und ging in den **Pirol** über, flog zum Palast und sang: „Kim-pul-lah-go, Kim-pul-lah-go,“ und als sie keine Antwort erhielt, bat sie traurig: „Kim-poh-go-sip-so, Kim-poh-go-sip-so“. Das erste heißt: „Ruft Kim,“ das zweite: „Ich möchte Kim sehen.“

Allen, Korean Tales S. 30.

6. Sage der Tonkinesen.

Es lebte einmal in alten Zeiten eine Jungfrau mit Namen Mondschein. Die war reich, schön und tugendhaft und blieb stets daheim, um einen Gatten zu wählen. Drei Jahre lang sah sich jeder Freier zurückgewiesen. So erreichte sie ihren sechsundzwanzigsten Frühling.

In derselben Zeit lebte auch ein junger Gelehrter namens Chiêm-khôi. Ganz dem Studium ergeben, dachte er nicht an die Ehe. Er wartete, bis er eine glänzende Stellung hätte, um sich dann eine Frau zu suchen, die seiner würdig wäre. Als auch er sein sechsundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, hörte er die Schönheit und Tugend der jungen Mondschein preisen. Er bewarb sich um sie, und Mondschein gab dem Jüngling, der so edel aussah und sich so fein benahm, ihr Jawort.

Mehr als zwei Jahre lebten die Neuvermählten zusammen. Im achten Monat des dritten Jahres aber starb Chiêm-Khôi. Die arme Mondschein war so trostlos, daß man sie drei Jahre weder lachen noch mit einer Menschenseele sprechen sah. Sie war entschlossen, ihrem Gatten treu zu bleiben. In ihrem Schmerze weinte sie Tag und Nacht.

Als sie nun die drei Trauerjahre treulich eingehalten hatte, wurde sie in eine **Grille** verwandelt.

In der tiefsten Nacht und im Schweigen des Tages fuhr sie fort, ihre Klagen erschallen zu lassen, als ob sie immerfort den Tod ihres Gatten beweinte. Aber wenn der Herbst naht, die Zeit, wo Chiêm-Khôi ihr entrissen wurde, da verdoppelt sie ihre traurigen Klagen, und ihr Gesang erweckt trübe Gedanken.

A. Seidel, Anthologie der Volksliteratur der Asiaten S. 250.

7. Sage der Algonquin.

(Gekürzt.) Ka-ka-kè, der **Fischreiher,** raubt mit einem Freunde zwei Mädchen, um sie zu heiraten. Die Eule sieht sie durch die Luft fliegen und beneidet Ka-ka-kè. Eule und Rabe halten sich beiseite und begrüßen Ka-ka-kè nicht bei seiner

Ankunft. Darauf wird eine Jagd veranstaltet und der Rabe nicht dazu eingeladen. Der Rabe taugt nichts, nicht zur Nahrung und nicht zu anderem, er war aber neidisch, folgte Ka-ka-kè immer und schrie „Ka, ka, ka“, und so schreit und klagt er noch immer, wo er auch hingeht. Die Eule liebte aber Ka-ka-kès Braut und ruft noch nach ihr. Sie ist solch Schwätzer, daß sie fortwährend erzählt, wie Ka-ka-kè die Braut von der Insel raubte. Sie sitzt für sich allein und ruft die ganze Nacht: „O huuh huuh huuh ho huuh!“

Journal of Am. Folklore 7, 202 ff. (Stark gekürzt bis auf den Schluß.)

C. Verwandelte Hirten.

1. Die Nachtigall (Lerche), die den Hund ruft.

1. Aus Westfalen.

Man erzählt, die Nachtigall sei eine verwünschte Schäferin. Ihren Bräutigam, einen Schäfer, behandelte sie schlecht und ließ ihn bis spät in die Nacht hinein ihre und seine Schafe treiben. Lange schon hatte sie ihm die Ehe versprochen, aber nie hielt sie ihr Wort, bis der Schäfer endlich einmal im Unmut ausrief: „Ich wünsche, daß du bis an den jüngsten Tag nicht schlafen könnest!“ So ist's denn auch gekommen, die Nachtigall schläft auch bei Nacht nicht und singt ihr Klagelied in folgenden Worten: „Is Tid, is Tid — to wiet, to wiet — Trizy, Trizy, Trizy, — to Bucht, to Bucht, to Bucht!“ (d. h. 's ist Zeit, 's ist Zeit! Du triebst zu weit, zu weit! Trizy! Trizy! Trizy! (so hieß nämlich ihr Hund) Nach Haus, nach Haus, nach Haus! Der Ruf „to Bucht“ ist der gewöhnliche Schäferruf, wenn der Hund die Schafe im Bogen treiben soll.) Darauf pfeift sie noch dreimal und schweigt dann.

A. Kuhn, Sagen aus Westfalen 2, 75.

2. Aus Mecklenburg.

a) De Nachtigall is 'n verwünschten Scheperknecht. Dorüm secht he noch ümmer: „To Bucht! To Bucht!“

b) Die Nachtigall ruft als verwünschte Schäferin: „David, David, David, drief, drief, drief, drief, to Bucht, to Bucht, to Bucht!“

Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 2, S. 54, Nr. 315.

c) En Scheper hadd 'ne Scheperdiern to Bruut. Oewer dee wier em nich tru un güng abends ümmer wech, un denn müß he ehr Schaap mit höden. As he dor achter keem, dat se em untru wier, würd he so bös, dat he ehr wünschen ded', se süll Nacht un Dach keen Ruh hebben un ümmer rümquinkeliren. Dor is se to 'ne Nachtigall worden.

Ebd. S. 367.

3. Aus Pommern.

a) Die Nachtigall war ehemals ein Schäfer, darum singt sie: „David, David, da buchte doch, da hoit doch!“

Drosihn, Deutsche Kinderreime und Verwandtes Nr. 145.

b) Einst war eine Schäferin, die hatte einen trauten Gesellen als Bräutigam, der sie treu und wahrhaft liebte. Es war aber auch eine böse Hexe, welche die Schäferin deswegen beneidete. Da verwandelte die Hexe das Mädchen in eine Nachtigall; ihr Bräutigam wollte ihr zwar zu Hülfe eilen, aber die Hexe trat ihm

entgegen, so daß er nicht von der Stelle konnte. Nun wurde die Nachtigall überaus traurig, und bis auf den heutigen Tag singt sie nichts als ein Trauerlied über das andere. Jeden Vers aber schließt sie mit den Worten: „To Bucht! To Bucht!“ als ob sie noch Schäferin wäre und ihre Herde vor sich hertriebe.

Haas, Rügensche Sagen u. Märchen 1891, S. 146.

Vgl. Schnurren, S 108, Var. II: Die Nachtigall ist eine verwünschte Schäferin. (Näheres fehlt.) Sie pflegt noch jetzt ihren Geliebten David kurz vor Sonnenaufgang zu wecken: „David, David! Nu is't Tied, is Tied, is Tied! Stah up, stah up! Hurtig hurtig, to Bucht, to Bucht, to Bucht!“

Ebd. S. 100 wird außer dem oben unter 1. angeführten Ruf noch folgende Deutung des Nachtigallenschlages angegeben:

David, David,
Is Tied, is Tied!

c) Die Nachtigall ist eine verzauberte Schäferin. Ihrem Geliebten, einem treuherzigen Schäfer, hatte sie schon längst die Ehe versprochen. Aber sie zauderte, das Versprechen zu erfüllen; sie behandelte ihren Bräutigam sogar ganz unliebsam.

Einmal mußte er ihre Herde samt der seinigen bis tief in die Nacht hüten. Da rief er zornig aus: „Ich wünschte, daß du bis an das Ende aller Tage nachts nicht ruhen kannst!“ Dieser Wunsch ging in Erfüllung, und so soll es gekommen sein, daß die Schäferin in einen Vogel verwandelt wurde, der sein Lied des Nachts, wenn die anderen Sänger des Waldes schweigen, ertönen läßt.

Haas, Schnurren S. 108 Var. I = Rügensches Kreis- u. Anzeigeblatt, 36. Jhg. Nr. 106 = Bl. f. pomm. Vk. 7, 16.

d) Die Nachtigall ist eine verwünschte Schäferin, weshalb sie auch noch heute Frau Nachtigall genannt wird. Sie hat sich ihr Unheil selbst zuzuschreiben, denn alle Morgen weckte sie die Knechte zu früh. Endlich riß einem von ihnen die Geduld, in seinem Ärger verwünschte er die Schäferin, und sie ward zur Nachtigall.

U. Jahn, Volkssagen aus Pommern u. Rügen S. 475.

4. Aus der Haute-Bretagne.

Früher hatte die Nachtigall einen Hund, den sie sehr liebte. Einmal band sie ihn an einen Pflock (sicot), als sie spazieren gehen wollte, aber während ihrer Abwesenheit versuchte das Tier loszukommen, zog den Pflock heraus und lief fort. Seitdem klagt die Nachtigall:

„Kaie va, kaie va!
Fuit, fuit! sicot, sicot!“

Andere sagen, die Nachtigall sei ein Jäger gewesen, der vier Hunde hatte. Eines Tages, als er zur Jagd gegangen war, band er sie an einen Pflock und ging in ein Wirtshaus. Währenddessen liefen die Hunde fort.

Swainson, Folklore of British Birds p. 22.

5. Aromunische Variante.

Ein Hirt, dessen Hund mehr die Herde weidete als er selbst, lief einem Vogel nach, dessen herrlicher Gesang ihm gefiel. Drei Tage und drei Nächte lang verfolgte er ihn, ohne Erfolg. Dann schlief er ermattet unter einem Baume ein. Drei Jahre lang schlief er. Dann kam er zur Herde zurück und fand, daß sie sich bedeutend vergrößert hatte. Die Freude des Wiedersehens war groß. Da kam aber der Wolf und verlangte eine Belohnung, weil er den Schafen während der langen Zeit nichts getan hätte. Der Hirt gab ihm einen Widder. Darüber ärgerte sich der Hund, denn er hatte ja die Herde so treu beschützt. Aus Kummer verließ er

die Herde und verschwand Als nun am nächsten Morgen der Hirt den Hund rief, erschrak er über sein Fehlen. Alles Suchen half nichts. Schließlich betete er zu Gott, er möchte ihm Flügel geben, damit er zu seinem Hund gelangen könnte. Sein Gebet wurde erhört: aus seinem Mantel entstanden zwei Flügel, aus seiner Kappe ein Schopf.

Noch heute ruft er seinen Hund, indem er sich frühmorgens in die Höhe schwingt:

„Ţurliŭ, ţurliŭ, ŭŭ, ŭŭ,
Cut-cut; cut-cut.
Vir-Virŏana mea."

So rufen nämlich die Hirten ihre Hunde. Und diesen Vogel nennen wir heute **Lerche.**

Papahagi, lit. popor. Aromânilor S. 761.

2. Wiedehopf und Rohrdommel.

1. Aus Ostpreußen.

Wiedehopf und Rohrdommel waren ursprünglich zwei Hirten, im Dienste eines Zauberers. Wiedehopf hütete seine Kühe auf hohen dürren Bergen, wo der Wind mit dem Sand spielt. Rohrdommel trieb seine Herde in die Niederung, auf fette grüne Wiesen, wo Blumen im Überfluß standen. Bald zeigte sich's, wer besseren Erfolg hatte. Rohrdommels Vieh wurde fett, gab schöne und reichliche Milch und war munter und übermütig. Wiedehopfs Vieh dagegen wurde mager und elend, gab nur wenig Milch und kam nicht zu Kräften. Zum Melken trieben beide ihre Kühe in eine Hürde. Da wurde es nun bald notwendig, daß Rohrdommel sein Vieh zuerst eintrieb. Denn sonst hätte es in seinem Übermut Wiedehopfs Vieh überlaufen und gestoßen. Dieses lag unterdessen mit seinem Hirten vor der Hürde und wartete.

Eines Tages kam Wiedehopf früher zur Hürde als Rohrdommel. Sein Vieh lagerte sich. Da trieb auch Rohrdommel heran, aber er konnte seine wilden Kühe nur sehr schwer in die Hürde treiben und eine bunte Kuh gar nicht. Sie lief mutwillig um die Hürde herum. Da eilte Rohrdommel entrüstet der Kuh nach, schlug sie mit dem Stock und rief: „Bunt', herüm! Bunt' herüm!" d. h. bunte — nämlich bunte Kuh — herum!

Als Rohrdommel die Kuh endlich eingehürdet hatte, begann Wiedehopf sein Vieh einzutreiben. Er ermunterte es zum Aufstehen und rief: „Up, up!" Die Kühe erhoben sich, eine arme Kuh aber war so kraftlos, daß sie gar nicht auf konnte. Da hieb Wiedehopf mit seinem Stocke auf sie ein und rief fortwährend sein lautes „Up, up, up!" Aber es half nicht, sie war nicht auf die Beine zu bringen und starb unter seinen Schlägen.

Der Herr dieser Hirten hatte aber die Roheit der beiden gesehen. „Ihr Bösewichter!" rief er. „Ihr sollt für eure Hartherzigkeit gestraft werden." Und er verzauberte sie in Vögel.

Wiedehopf hält sich noch auf der Höhe auf und ruft hier sein: „Up, up, up!" während Rohrdommel in der Niederung wohnt und aus dem Schilf und Rohr sein: „Bunt' herüm! Bunt' herüm!" ertönen läßt.

H. Frischbier, zur volkstüml. Naturkunde. Beitr. aus Ost- u. Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22, S. 290 f. Vgl. Grimm, K. u. Hausm. Nr. 173.

2. Aus Pommern.

In alten Zeiten waren die Rohrdommel und der Ossupup (Wiedehopf) Hirten. Die Rohrdommel hütete die Ochsen auf fetter Weide. Davon wurden diese

so wild, daß sie wegliefen. Die Rohrdommel lief ihnen nach und rief immer: „Prr! Bunt (Schecke)! Prr! Bunt!“ Darum ruft sie auch jetzt noch so. Der Ossupup weidete seine Ochsen auf Sandboden. Daher magerten sie so ab, daß die Beine sie nicht mehr tragen konnten. Wenn sie sich nun aus Mattigkeit hinlegten, rief jener immer: „Oss, up up!“ Und so ruft er bis heute.

Drosihn, Kinderr. u. Verwandtes Nr. 146. Vgl. den lateinischen Namen des Wiedehopf: upupa.

3. Aus Mecklenburg.

a) De Rodump (Rohrdommel) röppt den Buurn to: „Haak bunt, haak bunt.“

b) α. De Rodump is früher 'n Buur wäst. Den 'n sien Oss is inne Mad' sitten bläben, un de Buur hett: „Rut bunt, rut bunt“ ropen.

β. De Rodump is 'n verwünschten Buur, dee hett eens haakt, he hett 'n bunten Ossen hatt. „Hott bunt,“ hett he ümmer secht.

γ. Den Rodump nennten wi bi mi to Huus ok Vagelbunt oder Turrbunt. He hett jo sien Ossen nich hollen künnt un ümmer ropen: „Turr bunt.“

δ. Die Rohrdommel ruft: „Radump, Radump, hott, Oss, kumm“.

c) α. De Kukuksköster (Wiedehopf) un de Rodump sünd früher Ossenhœkers wäst. De Kukuksköster hett ümmer so leech fodert, dee hett sien nich upkrigen künnt: „Up up up up“ hett he ümmer secht un ehr uppe Schufft kloppt. De anner hett so dull fodert, dee hett ümmer: „Prr bunt“ ropen.

β. De Wadendump hett mit sien fetten Ossen in de Grund haakt: „hüül bunt“ hett he ümmer ropen. De Wedderhopp hett mit sien leg' Veh up'n Barch hantiert: „up up up“ hett he secht.

γ. Den Rodump sien Ossen sünd so wälig worden; „holt holt holt“ hett he ümmer ropen.

δ. De Kukuksköster hett sien Ossen up'n Barch äben so fett höden wullt, as de Rumpdump in de Grund. Œwer sien hebben gor nich upstahn wullt: „Up up up,“ hett he ümmer secht. De Rumpdump hett ümmer ropen: „Trr bunt, trr bunt.“

ε. Der Rohrdommel hütet auf fetter Wiese; ihm laufen die Kühe abends, als er eintreiben will, davon; „bunt herüm,“ ruft er. Der Wiedehopf, der auf dürrem Berge gehütet hat, schreit: „up up up“.

ζ. De Wäd'hopp is enen Buurn sien Ossenhirer wäst un de Wadendump 'n annern Buurn sien. Dee nu de Wadendump is, dee hett sien Ossen bäter höddt; he hett se gor nich mächtigen künnt: „Hott bunt, hott bunt,“ hett he ümmer ropen. Œwer de anner hett so lang' slapen; dee hett sien Ossen ümmer weckt: „Up up up up,“ wenn de annern hebben all ümmer œwer de Weid' gahn.

η. Ruhrdummel un Kukuksköster sünd beid' Scheper wäst. De Kukuksköster is so knullig fuul wäst un hett sien Schaap nich fodern mücht un ümmer: „Up up“ secht. De Wäd'hopp hett so dull fodert, dat em sien Schaap ümmer wechlopen sünd. „Prr bunt,“ hett he ropen.

d) De Radump un de Wälhopp hebben mal eens mit Ossen führt un sünd dorbi dörch 'ne sumpige, suppige Gegend kamen. De Radump will jo dor mit Gewalt dörch un sleit up sien Ossen in un röppt ümmer: „Hott bunt, hott bunt.“ Dorbi hett he sik natürlich in 'n Sump fast führt und is dor nich wedder ruter kamen, un he sitt hüüt noch ümmer in 'n Sump un röppt: „Hott bunt.“ Œwer de Wälhopp flöttert ümmer so an de Siet rüm un schellt un sleit nich up sien Ossen; he feuert ehr blos so recht zärtlich an: „Hott hott hott hott.“ Un so is he dörch de Grund dörch kamen, un he sitt hüüt noch up 'n Boom un röppt: „Hott hott hott hott.“

e) De Oss sall Heu ut de Wisch trecken; œwer de Wisch is week, un he föllt in. De Jung steit dorbi un roort; he kann em nich rut krigen. Donn kümmt de Kukuksköster un röppt: „Up up up, up up up“; œwer de Oss kümmt nich up. Dor röppt de Rumpdump ut vullen Hals: „Rubunt rubunt“. Donn verfiert sik de Oss un springt up und treckt dat Heu rut ut de Wisch. Ik hadd em nich rutkrägen, wenn he mi nich hulpen hadd, hett de Jung donn meent.

Var. a—e aus Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 2, 45.

4. Im Zusammenhang mit diesen Sagen steht folgende Angabe aus Ostpreußen:

Woher es stammt, weiß man nicht. Aber es ist dort überall solch Gerede, daß der Hupp-Hupp die alten Pferde im Frühjahr aufhebt. Solange es noch nicht grün ist, müssen die Pferde im Stall bleiben; aber wenn der Hupp schreit, dann sagt man: „Nun jagt die Pferde auf die Weide. Der Hupp-Hupp hebt sie ja schon.“ Das ist schon seit der Zeit, als mal die Welt angestiftet wurde (?).

Lemke, Volkst. in Ostpr. 2, 19, Nr. 35.

5. Als Vögel, die die Pferde rufen, nennt man in Dänemark die **Schnepfen**, doch spielt dort wieder das Motiv der boshaften Quälerei herein.

Die Schnepfen waren einst Menschen und wurden Vögel, weil sie ihre Pferde mißhandelten. Sie können doch ihre Bosheit noch nicht aufgeben und versuchen immer, die Pferde, die in dem Moore grasen, in den Schlammgrund zu locken, und rufen daher immer: „Gå te, gå te, gå te!“ (geh mal zu) und nachher lachen sie: „Hå, hå, hå!“

Kristensen, Sagn 2, 265, 63.

6. Endlich gehört hierher folgende Sage der Mazedorumänen:

Der Stammvater der Aromunen blieb auf der Flucht vor dem Feinde mit seinem Pferde im Morast stecken. Alle Versuche, das Tier auf die Beine zu bringen, waren vergeblich. Der Kuckuck war das einzige lebende Wesen, das sich in der Nähe aufhielt; aber auch er konnte trotz seines Gesanges nicht helfen. Schon wollte der Alte zu Fuß weitergehen, da kam ein **Wiedehopf**, ließ sich auf einem nahen Baum nieder und sang sein „Hop, hop, hop.“ Sowie das Pferd das hörte, sprang es auf und entging so dem Untergang im Kot. Der Mann aber bestieg hocherfreut sein Roß und entging so den Feinden. Zum Danke taufte er den Wiedehopf um und gab ihm den Namen Kuckuck. So heißt er auch heute noch bei den Aromunen.

Marianu, Ornitologia 2, 165.

3. Der Wiedehopf, der Kuckuck und die wilde Taube.

1. Aus Brandenburg.

Der Wiedehopf, der Kuckuck und die wilde Taube hatten einmal alle drei zusammen eine Kuh. Die führten sie immer hin, wo das beste Futter, das längste Gras und der schönste Klee war. Alle Tage mußte einer sie hüten, einen Tag der Wiedehopf, den andern Tag der Kuckuck und den dritten Tag die wilde Taube und immer so weiter. Dafür gab ihnen dann die Kuh Milch, Butter und Käse, so daß es beide Teile gut hatten und keine Not zu leiden brauchten.

Den einen Tag, wie der Wiedehopf gerade hüten muß, geht die Kuh etwas zu weit ins Gras auf einer niedrigen Wiese, und da auf einmal fällt sie hinein und

bleibt darin liegen. Da schreit der Wiedehopf immer: „Olle up, up, up!“ Aber die Kuh blieb liegen und kam nicht wieder heraus.

Da kommt denn auch der Kuckuck herzu, der den Wiedehopf hat schreien hören. Der sagt immer: „Kruepruet, Kruepruet!“ Aber sie ist nicht wieder herausgekommen und hat müssen versaufen.

Endlich kam auch die wilde Taube noch, aber da war die Kuh schon tot. Und da fing sie an zu weinen und zu jammern und schrie: „Mine schöne Kuë, Kuë, Kuë! Mine schöne Kuë, Kuë — Kuë — Kuë!“

Und seit der Zeit schreit der Wiedehopf noch immer bis auf den heutigen Tag: „Olle uppupup! Olle uppupup!“ und der Kuckuck: „Kruepruet! Kruepruet!“ und die Taube jammert immer noch: „Mine schöne Kuë, Kuë, Kuë! Mine schöne Kuë, Kuë — Kuë — Kuë — Kuë!“

Nach der Erzähl. im Dialekt bei Engelien u. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg 1, 111 f.

2. Aus Mecklenburg.

a) Wiedehopf, wilde Taube und Kuckuck halten sich zusammen eine Kuh. Die fällt in einen Sumpf. Der Kuckuck bemerkt es zuerst und ruft die anderen herbei. Der Wiedehopf ruft nun der Kuh zu: „Up, up, Oll up!“ Und die wilde Taube jammert: „Uns' schöne Kuh!“

Wossidlo, Mecklenb. Volksüberlieferungen 2, Nr. 290.

b) Ein Taubenpaar hat einmal eine bunte Kuh besessen, die ihm abhanden gekommen ist. Noch immer jammern Männchen und Weibchen darüber. Ersteres ruft: „Du, du, du, mien bunte Kuh;“ und das Weibchen antwortet: „Kuldudi hett mien bunte Kuh.“

Wossidlo, Mecklenb. Volksüberl. 2, Nr. 298. Hierher gehören die Klagerufe: „Fru, Fru, miene bunte Kuh, Kuh!“ (ebd. Nr. 296a) und „Söök doch uns' bunt Kuh, mien oll trug' Fru, Fru, Fru!“ (ebd. Nr. 297).

3. Aus Dänemark.

Der Kuckuck und die Tauben hatten sich gemeinschaftlich einen Ochsen gekauft und sollte jedes einen Tag denselben hüten. Es gelang dem Kuckuck schlecht, der Ochse verlief sich in einen Moorgraben und ertrank.

Die Ringeltaube ward auf den Kuckuck böse und meinte, er habe den Ochsen in den Graben hinausgeschoben, und ruft seit der Zeit:

„Skut ut, skut ut!“

oder

„Skut ut, mit stut!“

[Ausgeschoben [ist] mein Ochs.]

Blädufvan [die Blautaube] meint dagegen, es sei ein Unglücksfall, und sie ruft:

„Olyck, olyck!“ [Unglück.]

Der Kuckuck sagt aber, daß der Ochs selber in den Moorgraben hinausgegangen sei, und ruft:

„Gick ut, gick ut!“ [Ging aus.]

Und so hadern sie noch immer.

Cavallius, Wärend 2, XXVIII—XXIX.

4. Einzelnes.

1. Aus Süd-Indien.

In Südindien soll der **Hornvogel** vor seiner Verwandlung durch Vishnu ein Kuhhirt gewesen sein, der der heiligen Kuh einen Trunk Wasser versagte, als sie

durstig war. Bei der Verwandlung bekam er einen Schnabel, mit dem er seinen Durst nur löschen kann, wenn er ihn beim Regen in die Höhe hält.

Calcutta Review 1901, July—Oct., p. 73.

2. Aus Thrazien.

Das **Hirtenbübchen** ist ein Vogel, welcher der Schnepfe gleicht, mit aschgrauen Flecken und langem Schnabel, der immer auf dem höchsten, kahlen Aste eines grünen Baumes sitzt und singt, und sein Gesang ist wie das Pfeifen des Hirten, wenn er die Schafe ruft. Er war auch einmal ein Hirt und hatte einen grausamen Herrn. Eines Tages ging er zu einer Arbeit, und als er wiederkam, fand er seine Schafe nicht. Aus Kummer und Angst vor seinem Herrn bat er Gott, ihn zu einem Vogel zu machen und ihn hoch auf die Bäume fliegen zu lassen, ob er nicht irgendwo seine Schafe sähe.

Politis, παραδόσεις Nr. 340.

P. vergleicht hierzu eine mittelalterl. Variante aus dem sog. Pulologos bei Wagner, Carmina Graeca medii aevi S. 197.

3. Aus Rumänien.

Einem Mädchen, Florea mit Namen, starben beide Eltern; es mußte sich nun sein Brot selbst verdienen und wurde Hirtin. Als diese nun eines Tages auf der Weide einschlief, liefen ihre Pferde davon, und sie mußte sich dann auf die Suche machen. Aber nirgends konnte sie die Tiere finden.

Nach Hause wagte sie sich nicht aus Furcht vor ihrem Herrn; daher zog sie weiter. In ihrer Not flehte sie zu Gott; an einer Quelle schlief sie ein, und wie sie erwachte, war sie nicht mehr Florea, sondern der **Pirol**, der sich noch heute vor dem Herrn der Pferde fürchtet.

Marianu, Ornitologia 2, 136.

D. Verschiedene Erinnerungen an das Menschenleben.

1. Aus Pommern.

a) Der **Wiedehopf** ist einst ein Damenschneider gewesen, und wer sieht es ihm jetzt wohl an, daß er vormals in feiner und zierlicher Gesellschaft gelebt hat? Er hat in einer großen, reichen Stadt gewohnt und sich wie ein hübscher und feiner Gesell gehalten und einen bunten, seidenen Rock getragen und ist von einem vornehmen Hause in das andere und von einem Palast in den andern gegangen und hat die kostbarsten Zeuge und Stoffe, woraus er Kleider machen sollte, nach Hause getragen. Und weil er hübsch und manierlich gewesen ist, haben alle hübschen Frauen ihn zu ihrem Schneider genommen, und immer hat er Arbeit bei ihnen gehabt, und auch der Königin, als sie gekrönt werden sollte, hat er den Rock zugemessen.

So ist Meister Wiedehopf bald ein sehr reicher Mann geworden und hat doch nicht genug kriegen können, sondern ist immer herumgelaufen und hat Arbeit nach Hause geschleppt und oft so viel zu tragen gehabt, daß er wie ein Karrengaul unter seiner Last stöhnen und, wann er die Treppen hinaufstieg, „Huup, Hupupp!“ schreien mußte. Diese Arbeitseligkeit und Freude am Verdienst hätte Gott ihm wohl vergeben, aber es ist eine arge Habsucht daraus geworden, und die hat der Herr nicht länger mit Geduld ansehen können. Der Schneider hat zuletzt gestohlen und von allen Zeugen, die er in die Mache bekam, seinen Teil abgekniffen und abstibitzt. Da ist es ihm denn geschehen, daß er eines Abends, als er mit einem schweren Bündel und noch schwererem „Hupupp, Hupupp!“ die Treppe

hinaufächzte, plötzlich in einen bunten Vogel verwandelt worden ist, welcher **Wiedehopf** heißt und um die Häuser und Ställe der Menschen umfliegen und dort mit unersättlicher Gier das Allergarstigste auflesen und in sein Nest tragen muß. Er trägt bis diesen Tag einen bunten Rock, aber einen solchen, der an einen schlimmen Ort erinnert, wohin die Diebe und Schelme gehören. Der eine Teil des Rockes ist rabenschwarz, der andere feuerrot, und sind beide Teile Farben der Hölle, denn das Schwarze des Rockes soll die höllische Finsternis und das Feuerrote das höllische Feuer bedeuten. Einen ähnlichen Rock als Meister Wiedehopf trägt auch der **Totengräber**, ein blanker, garstiger Wurm, der auf den Landstraßen berumläuft und tote Maulwürfe, Käfer und anderes Aas begräbt, auch die bunte **Blattwanze** hat fast ganz dasselbe Kleid an: beide sind wahrscheinlich auch einst Diebe gewesen. — Das hat der Wiedehopf noch so beibehalten aus seiner Schneiderzeit, daß er immer „Hupupp, Hupupp!“ schreien muß, als trüge er noch die Diebeslast, die ihm zu schwer wird. Die Leute nennen ihn deswegen häufig den Kuckuckskäster, weil sein Laut aus der Ferne wirklich oft so klingt, als wolle einer dem Kuckuck seinen Gesang nachsingen, wie der Küster dem Pastor. Aber der Kuckuck ist ein lustiger Schelm und kann sein Lied in Freuden singen, der Wiedehopf aber ist ein trauriger Schelm, und darum muß er seufzen und klagen, und sein „Hupupp, Hupupp!“ geht ihm gar schwer aus der Kehle.

U. Jahn, Volkssagen aus Pommern = E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinn. 1, 425 (plattdeutsch).

b) Die **Unke** soll einst eine schöne Prinzessin gewesen sein, die aus Hochmut alle Freier, die sich um ihre Hand bewarben, höhnisch zurückwies. Zur Strafe dafür wurde sie in eine Unke verwandelt und muß seitdem Tag für Tag ihr Schicksal beklagen. Ihre Klagerufe lauten folgendermaßen:

„Unk, Unk,
Einmal war ich jung!
Hätt' ich mir 'n Mann genommen,
Wär' ich nicht in 'n Sumpf gekommen.“

Haas, Rügensche Sagen u. Märchen S. 100. Dazu Wossidlo, Volksüberl. 2, Nr. 1055 und S. 395.

2. Lettische Sagen.

a) Eine Mutter hatte zwei Töchter, Kosekind und Nachtigall. Kosekind war ihre leibliche, Nachtigall ihre Stieftochter. Ihre Stieftochter haßte die Mutter, schalt und zankte sie beständig, und eines Tages schlug sie sie auf dem Viehhof sogar so stark, daß die Arme bewußtlos liegen blieb. Als sie nach geraumer Zeit wieder zu sich kam, stieg sie in den Viehstall hinauf, trat an die Luke, faltete die Hände und betete: „Lieber Gott, wenn ich doch von der Plage dieser Welt befreit würde, wenn ich ein Vöglein würde, dann wollte ich für alle singen, für Gute und Böse!“

Sogleich wurde das Mädchen zu einer **Nachtigall** und sang „mit neun Zungen“.

Lerchis-Puschkaitis VI, 20.

b) Der **Taucher** war einst eine Jungfrau, die nach ihrer Hochzeit erfuhr, daß ihr Mann zugleich ihr eigener Bruder sei. Aus Kummer verwandelte sie sich in einen Vogel, und als Jungvermählte behielt sie an dem Kopf einen herrlichen, leuchtenden Kranz. Sie fliegt über die Seen und ruft mit klagender Stimme: „Bin dem Manne nicht Weib, dem Bruder nicht Schwester, der Mutter nicht Schwiegertochter, — bin ein Vogel geworden und irre über den Wassern.“ [Ni eś wiejram siwa, ni eś brolam mosa, ni eś motiaj wadakła! Eś palyku par putnu i skreju pa jiūdni!)

Živ. Starina 5, S. 439. Vgl. Zbiór 15, 267, Nr. 13.

3. Rumänische Sagen.

a) Eine betrügerische und freche Kellermeisterin eines großen Gasthauses wird wegen ihres schlechten Lebenswandels in die **Elster** verwandelt. (Vorher gab es noch keine Elstern.) Wie in ihrer früheren Stellung, so kündigt sie auch jetzt noch durch ihr Geschrei Gäste an. (Volksglaube: Wenn die Elster schreit, kommen Gäste.)

Marianu, Ornitologia 2, 52.

b) Der **Pirol** ist ursprünglich ein betrügerischer ungarischer Jude gewesen, den Gott zur Strafe für seine Schandtaten in einen Pirol verwandelt habe. Er schreit auf ungarisch: „Solgobiro ... solgobiro ... viţişpanŭ," d. h. Jude, Jude ... (?).

Marianu, Ornitologia 2, 133.

c) Ein Kaiser verheiratete seine schöne Tochter. Beim Hochzeitsmahl begann der nun mare (Trauzeuge oder Beistand) die nună mare (Trauzeugin) zu verspotten und zu beschuldigen, sie habe eben ein Brot gestohlen und bei sich verborgen.

Die Frau war zu schüchtern, um sich zu rechtfertigen; sie bat vielmehr Gott, sie in einen Vogel zu verwandeln, wenn er von ihrer Unschuld überzeugt sei. So geschah's; sie wurde zur **Nachtigall** und beschuldigte nun ihren Beleidiger, er habe das Brot genommen. Das war auch der Fall. Man strafte ihn, die Nachtigall kann aber immer noch nicht die angetane Schmach vergessen, sondern schreit noch heute, man solle den Dieb fangen, um des willen sie zum Vogel geworden sei. Der Nachtigallenruf soll lauten:

„Acesta, acesta (dieser, dieser)
a furatŭ, a furatŭ (hat gestohlen, hat gestohlen)
pânea, pânea! (Brot, Brot!)
cătaţi, cătaţi (fangt, fangt)
ĭute, ĭute (schnell, schnell)
prindeţĭ, prindeţĭ (fangt, fangt)
tălhariulŭ, tălhariulŭ (den Dieb, den Dieb)
ĭute, ĭute!" (schnell, schnell.)

Marianu, Ornitologia 1, 248. Vgl. Revue des trad. pop. 8, 44.

d) Eine Stiefmutter wollte ihre Stieftochter beseitigen. Eines Tages gab sie ihr zwei Pfund schwarze Wolle mit dem Befehl, sie ganz weiß zu waschen. Das arme Mädchen quälte sich ab, aber ohne Erfolg, und betete schließlich zu Gott: „Pu, Pu! Lieber Gott, verwandle mich doch in einen Vogel!" Das Gebet wurde erhört, und das Mädchen wurde zu einem Vogel, den wir von April bis August „Pu! Pu!" schreien hören, zu einem **Wiedehopf.** (Rum. pupăză.)

Papahagi, Basme S. 21. Vgl. Marianu, Ornitologia 2, 172.

4. Aus Finnland.

Es war ein Feiertag. Da kam eine Frau aus einem anderen Gehöft zur Bäuerin, um sie zur Kindtaufe zu bitten. Die Bäuerin sagte: „Ich habe keine Zeit dazu, ich muß meine Kühe suchen." Und sie band ein rotes Seidentuch um den Kopf, ging hinaus und fing an, die Kühe zu locken: „Ptrŭ, ptrŭ, ptrŭ!" Und so lockt sie noch heutzutage. Gott hatte sie in einen **Schwarzspecht** verwandelt.

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn.

5. Aus Serbien.

Vor alters war die **Lachtaube** bei den Heiligen der beliebteste Vogel. Sie liebten sie so, daß Allah nach ihrem Wunsche ihr die menschliche Rede schenkte. Und sie war allein von allen Vögeln der Rede fähig. Einmal ärgerten sich die Heiligen über die Welt, und sie verhängten den Menschen großen Hunger und Krankheit. Es tat aber der Lachtaube leid, und sie flog ganz schnell auf die Erde und in die Städte, um die Menschen zu warnen. Sie sagte jedem, was kommen werde und daß jeder seine Scheune mit Getreide füllen solle, und sie rief nur immer: „Kupuj kruh! Kupuj kruh!“ (Kaufe Brot!) Als die Heiligen das erfuhren, berichteten sie es gleich Allah, und zur Strafe nahm er der Lachtaube ihre Sprache; nur diese Worte: Kupuj kruh! sind ihr geblieben. Die Lachtaube aber baut noch heute ihr Nest auf den Menschenwohnungen und warnt durch ihre Stimme die Menschen vor dem Hunger.

Zbornik za nar. život i običaje južnih slavena 4, 135.

6. Aus Indien.

In Çaṃkar P. Pandit's Ausgabe der Vikramorvaçiyam heißt es: „Einst war der **Hornvogel** eine grausame Schwiegermutter, die ihrer Schwiegertochter nicht erlauben wollte zu trinken, wie durstig sie auch war. Unter anderen Grausamkeiten ließ sie sie auch in einem hölzernen Trog den Rindern Wasser bringen, während sie den eigenen Durst nicht löschen durfte. Die grausame Schwiegermutter wurde in den Hornvogel (cātaka) verwandelt, und der Trog wurde zu dem Schopf auf dem Kopf; der, so sagt das Volk, verhindert ihn, das Wasser zu berühren. Çaṃkar Pandit sagt, er rufe: „Pāwasā go = o Regen, o Regen!“ (Der Vogel wird in keinem Vedischen Text erwähnt, aber oft in Kālidāças Werken, in Raghuvaṃça, Ṛitusamhāra, Meghadūta und dem Drama Amarakosha.)

Journal of the Royal Asiatic Society, New Series, vol. 23, p. 599.

Vgl. Folklore Journal 5, 354: Der Kandetta (Hornvogel) darf nur Regen trinken und ruft immer nach Regen (Ceylon).

In dem frühen bengalischen Gedicht Caṇḍi findet sich die Zeile (105, 1):

„Im Monat Caitra bittet der Cātaka (coccystes melanoleucos) die Wolke um Wasser.“

b) Zwei anonyme indische Gedichte des Mittelalters enthalten die Bitten des Cātaka um Wasser, doch ist nichts von der Verwandlung erwähnt, sondern der Cātaka sagt, er wäre zu stolz, anderes Wasser als das der Wolken zu trinken.

c) Der Ruf des Vogels soll: Sphotik jol, d. i. bengalisch: Klares Wasser! bedeuten. Vgl. Southey:

> That strange Indian bird,
> Who never dips in earthly streams her bill,
> But when the sound of coming showers is heard,
> Looks up and from the cloud receives her fill.

d) Eine **Kibitz**art (red wattle lapwing) war eine Frau, die sich tötete, als all ihr Geld (30 Silberstücke) ihr von ihrem Schwiegersohn geraubt wurde. Der Ruf des Vogels klingt wie: „Gib das Silber, gib die 30 Silberstücke!“

Ceylon. Folkl. Journ. 5, 353.

7. Ostafrikanische Sage.

Es heißt, daß der **Regenvogel** eine Frau hatte. Er sagte zu einem Menschen: „Ich werde deine Tochter heiraten.“ — „Heirate sie.“ Da heiratete der Regenvogel diese Frau. Da sagten seine Schwiegereltern, weil sie beinahe vor Durst starben: „Gehe, um uns Wasser zu schöpfen.“ Er ging hin, kam ans Wasser und trank.

Als er mit Trinken fertig war, sagte er zu sich: Was für einen Schabernack könnte ich ihnen denn antun? Da sagte er sich: Ich werde Sand in die Gefäße tun. Dann füllte er die Gefäße ganz mit Sand, nahm ein ganz klein wenig Wasser und goß es auf den Sand. Dann trug er das Wasser ins Dorf, und dort angekommen, gab er es seinen Schwiegereltern. Sie waren sehr fröhlich, als sie die großen Gefäße sahen. Sie sagten: „Heute werden wir viel Wasser zu trinken haben." Dann trugen sie ihre Gefäße in die Hütten und sagten: „Nun gut." Da sagte er sich: Ich habe ihnen einen guten Streich gespielt. Seine Frau fragte ihn: „Wo ist das Wasser?" Ihr Mann antwortete: „Ich habe es meinen Schwiegereltern gebracht." Da sagte die Frau des Regenvogels: „Gieße mir etwas Wasser in meine Tasse." Die Schwiegermutter neigte das Wassergefäß; sie sah, daß das wenige Wasser in die Tasse lief und daß es sehr wenig war. Da sagte sie zu ihrem Mann: „Es ist kein Wasser darin, es ist nur Sand, es ist kein Wasser." Der Schwiegervater rief seinen Schwiegersohn und sagte zu ihm: „Warum hast du Sand geschöpft anstatt Wasser?" Der Regenvogel sagte: „Ich habe versucht, Wasser zu schöpfen, aber es gab da viel Sand; daher kommt es, daß er mit in den Gefäßen ist." Der Schwiegervater sagte zu ihm: „Die Wahrheit ist, daß du uns einen schlechten Streich gespielt hast." Der Regenvogel antwortete: „Wirklich, ich habe euch keinen schlechten Streich spielen wollen." Sein Schwiegervater verjagte ihn und sagte: „Scheide von meinem Kind." Er fügte hinzu: „Von jetzt an wirst du kein Flußwasser mehr trinken, du wirst nur noch Regenwasser trinken." Darum trinkt er das Flußwasser nicht, sondern nur das Wasser vom Tau und vom Regen.

R. Basset, Contes d' Afrique p. 355 = Jacottet, Études sur les langues du Haut-Zambèze, II. partie, fasc. I, p. 128—130.

8. Sage der Golden (Amurgebiet).

Der **Schwan** (Gaa) war nach den Golden früher ein Mädchen, das auf seine Bitte um Wasser von der Mutter eine abschlägige Antwort erhalten hatte. Das Mädchen verließ darum das Haus, wanderte weit umher und weinte bitterlich. Endlich verwandelte es sich in einen Schwan und flog davon.

Wenn ein Zug Schwäne fliegt und schreit, so sagen die Golden, daß die Vögel beim Anblick von Menschen weinen, denn auch sie seien früher Menschen gewesen.

Etn. Obozrěnie IX, 3, 137.

9. Aus Estland.

Eine Mutter hatte drei Töchter. Die beiden jüngeren waren boshaft und neidisch und hatten beständig etwas über die ältere Schwester der Mutter zu klagen und sie zu verleumden. So kam es, daß auch die Mutter ihre älteste Tochter nicht leiden konnte und schlecht zu ihr war. Sie gab ihr kein Essen und zwang sie auch am Sonntag zur Arbeit. Eines Sonntags wurde die älteste Tochter wieder hinausgeschickt, Heu zu rechen. Dabei befahl ihr die Mutter, so eifrig zu arbeiten, daß ihre Stirn immer naß vom Schweiß sein müsse. Als die Kirchenglocken läuteten, überkam das Mädchen ein großes Verlangen, auch nach langer Zeit einmal in die Kirche zu gehen. Sie ließ ihre Arbeit stehen und ging. In der Kirche war es so schön, daß sie am liebsten immer darin geblieben wäre. Als sie nun heraustrat, sah sie einen großen Vogel vorüberfliegen. Sehnsüchtig schaute sie ihm nach und sagte: „Wenn ich doch ein solcher Vogel wäre und auch so frei in der Luft herumfliegen könnte! Da würde mich der Schwestern Neid nicht mehr erreichen." Ein starker

Wind erhob sich und trug das Mädchen in die Lüfte. Sie ward zu einem weißen Vogel, dem **Schwan**. (Kirchspiel Hallist.)

10. Aus Annam (Provinz Quangbinh).

Einst lebten eine Tante und ihr Neffe zur Zeit einer großen Hungersnot. Sie hatten schließlich nichts weiter zu essen als ein einziges Reiskorn, an dem sie abwechselnd sogen. Damals waren aber die Reiskörner viel größer als heute. Eines Tages suchte die Tante nach eßbaren Kräutern auf den Feldern. Unterdessen verzehrte der Neffe das einzige Reiskorn. Die Tante hatte nun nichts mehr zum Leben und starb bald darauf vor Hunger. Zur Strafe wurde der Neffe in einen **Vogel** verwandelt, welcher zur Zeit der Ernte folgende Worte ruft: „Tante! Tante! Das Getreide ist reif, die Kürbisse werden alt; aber unser Haus ist zerstört, und die Fremden ziehen ein."

Globus 81, 303.

11. Malaiische Sagen.

a) Es war einmal ein Mädchen, das lebte bei ihren Eltern mit ihrer Schwester zusammen. Der Vater begann sich auf einem Hügel eine Reisfarm anzulegen und ging jeden Tag mit seiner Frau zur Arbeit. Die ältere Tochter bat die Eltern, mithelfen zu dürfen, aber da sie gerade im heiratsfähigen Alter war, wurde sie nach malaiischer Sitte im Hause gehalten. [Es folgt, wie sie stets bittet und die Erfüllung immer wieder hinausgeschoben wird.] Da legte sie ihre Ohrringe und Armbänder hinter die Tür, legte ihre kleine Schwester in die Wiege und behielt nur ihre Halskette um. Dann flog sie als **Taube** [turtur nigrinus] zur Farm. Sie rief ihrer Mutter zu: „Mutter, Mutter, ich habe Ohrringe und Armbänder hinter die Tür gelegt und die Schwester in die Wiege getan." Sie ließ sich nicht fangen und ruft noch heute dasselbe.

Folkl. Journal 5, 330.

b) Ein Malaie will sich an seiner Schwiegermutter rächen, schlägt die Pfosten, auf denen ihr Haus ruht, mit der Axt um und lacht. Er wird in den Vogel **onceros rhinoceros** verwandelt, dessen Ruf klingt, als wenn die Axt schallt und ein Gelächter folgt.

Folkl. Journal 5, 329. (Etw. gekürzt.)

12. Aus der Torresstraße.

(Gekürzt.) Ein Mann namens Sesere (Ssisihr) geht einst in einen Nachbardistrikt und findet dort einen Teich mit vielen Fischen, die er alle schießt. Aber die Leute von Tul, denen diese Gegend gehört, beneiden Sesere und sagen, er solle auf seinem eigenen Grund und Boden fischen, nehmen ihm die Fische weg und zerbrechen ihm Pfeil und Bogen. Am nächsten Tag geschieht ganz dasselbe noch einmal. Abends aber geht Sesere scheltend am Ufer entlang und sieht dabei, daß das Gras kurz abgebissen ist, als ob ein Fisch es getan habe. Er wundert sich, was das wohl für ein Fisch gewesen sein möge, und befragt die Schädel seiner verstorbenen Eltern darum, und sie sagen ihm, wie er den Fisch, genannt Dugong, fangen könne. Es gelingt ihm auch, und er kocht sich das Fleisch des Dugong. Als er den zweiten dugong fängt, kommen die Leute von Tul zu ihm, und er gibt ihnen einige Stücke Fleisch, behält aber das beste für sich. Am nächsten Tag machen die Leute von Tul einen Hund aus einem Holzgestell, einer Art Tuch von den Blättern der Kokospalme und haarähnlichen Kokosnußfibern. Inwendig hinein stecken sie einen Mann, der auf allen Vieren laufen muß. Der Hund läuft zu Sesere, der ihn freundlich

aufnimmt und ihn füttert. Er stiehlt aber in einem unbemerkten Augenblick das Dugongfleisch und läuft damit weg. Am nächsten Tag kommen zwei solcher Hunde, die sich genau so betragen, dann drei und vier. Da schöpft Sesere Argwohn und befragt die Schädel seiner Eltern, die ihm sagen, daß Männer in diesen Hunden stecken, und ihm raten, sie zu töten. Sesere tut das, aber nun kommen alle Leute von Tul nacheinander, um ihn zu töten. Er besiegt jeden Trupp, indem er sich in einen kleinen schwarz und weißen Vogel verwandelt und sich auf den Kopf eines Kriegers setzt, den die anderen erschlagen, als sie ihn treffen wollen. So macht er es, bis die meisten getötet sind. Zuletzt fliegt Sesere in den Busch, und die übriggebliebenen Männer rufen ihm zu: „Dein Name ist **Sesere**, du wirst nun immer im Busch bleiben, und wenn du Menschen siehst, so wirst du ihnen deinen eigenen Namen zurufen!"

Da gewinnt Sesere für einen Augenblick seine menschliche Gestalt zurück und sagt: „Und ihr werdet als **Kakadus** umherfliegen, und auch eure Frauen werden Vögel werden!"

Noch jetzt fliegt der schwarz und weiße Vogel im Busch herum und zwitschert: „ssisihr, ssisihr, ssisihr".

Folklore 1, 69.

13. Von den Vancouver-Inseln.

Es hatte ein Fischer einem anderen einen Fisch gestohlen, nachdem er ihn auf den Kopf geschlagen hatte; um ihn am Sprechen zu verhindern, schnitt er ihm die Zunge ab. Der Fischer kommt mit seinem Kanoe wieder und läßt einen Ruf ertönen, wie der Ruf des **Tauchers** (colymbus). Der Gott Qwateath verwandelte den einen in einen Taucher, den andern in einen Raben. Der Ruf des Tauchers ist der des Fischers, der dem anderen seine schlechte Tat vorhält und versucht, sich Gehör zu verschaffen.

Sébillot, Folklore des Pêcheurs p. 369.

14. Indianersagen.

a) In ein **Birkhuhn** wurde die ungetreue Frau Hoots, des Bären, verwandelt zur Strafe für ihre Untreue, und jetzt sitzt sie im Wald und wehklagt die ganze Zeit.

Nach Philipps, Indian Fairy Tales S. 184 ff.

b) Ein junger Mann heiratete ein schönes Mädchen. Seine Mutter aber liebte ihre Schwiegertochter nicht und gab ihr eines Tages kochendes Wasser zu trinken. Als sie den ersten Löffel davon trank, verbrannte sie ihren Mund und wurde sogleich in den Vogel **Anustsūt'sa** (= verbrannter Schnabel) verwandelt. Seitdem schreit sie immer: „anananatsutsatsē'!" (Sage der Bilqula.)

Boas, Indianische Sagen S. 270.

II. Sagen ohne Tierstimmendeutung.

A. Verwandlung in Vögel.

1. Märchenvarianten.

1. Zum Märchen vom Aschenbrödel.

Rumänische Sage.

Ein alter Witwer mit einer Tochter heiratete eine Witwe, die auch eine Tochter mitbrachte. Die Frau konnte aber ihre Stieftochter nicht leiden, weil sie viel schöner war als ihre eigene, und wollte sie daher möglichst erniedrigen. Als die Kleine eines Tages die Kühe austrieb, gab ihr die Stiefmutter ein Bündel Hanf mit; sie

sollte das bearbeiten und bis zum Abend Leinwand daraus machen. Als das Mädchen über diese grausame Forderung weinte, kam ein wundertätiges Kalb[1]) zu ihm und machte die Leinwand fertig. Abends war die Frau höchst verwundert und gab dem Kinde am nächsten Tage die doppelte Arbeit mit. Auch das brachte das Kalb fertig. Am dritten Tage gab sie drei Bündel Hanf und belauschte das Gespräch des Mädchens mit dem Kalbe. Als die Frau so hinter das Geheimnis gekommen war, veranlaßte sie ihren Mann, das Kalb zu schlachten. Das Tier aber wußte das vorher und riet dem Mädchen, die Knochen nach der Mahlzeit zu sammeln und in einen hohlen Baum zu legen, dann würde es auch nach dem Tode des Helfers nicht ganz verlassen sein. So geschah's, daß das Kalb geschlachtet und verzehrt, die Knochen aber vom Mädchen im Baume aufbewahrt wurden.

Wie nun eines Sonntags die Eltern mit dem häßlichen Mädchen zur Kirche gingen, befahl die Mutter der Stieftochter, daheim zu bleiben, das Haus zu bewachen und einen Sack Leinsamen zu verlesen. Das Mädchen brach in bittre Klagen aus. Da kamen drei Tauben, die aus den Kalbsknochen entstanden waren, und wollten für sie arbeiten; sie aber solle zu jenem Baum gehen, dort werde sie Kleider und einen Wagen finden, in dem sie zur Kirche fahren sollte. Das Mädchen tat es, fuhr zur Kirche und kam vor den Eltern wieder heim. Da war alles schön sauber und der Leinsamen ausgelesen.

Am nächsten Sonntag gab die Mutter zwei Säcke Leinsamen; dasselbe Wunder wiederholte sich. So auch am dritten Sonntag mit drei Säcken. In der Kirche jedoch, wo die schöne Jungfrau schon die beiden ersten Male Aufsehen erregt hatte, näherte sich ihr der Bojarensohn und wollte mit ihr sprechen. Sie aber durfte nicht reden, floh deshalb und verlor einen Schuh. Diesen hob der junge Bojar auf und ging im Dorf von Haus zu Haus, um die Verlustträgerin zu suchen. Er kam auch zum Hause der bösen Frau. Die wollte nun gern ihre häßliche Tochter geehrt wissen, aber der Schuh paßte nicht. Die hübsche Stieftochter hatte sie versteckt, und als der Bojar fragte, ob nicht noch ein Mädchen im Hause wäre, sagte sie: „Nein!" Ein Hahn aber, der das Gespräch mit angehört hatte, begann zu schreien: „Kikeriki, die Alte lügt; das andere Mädchen steckt hinter der Tür." So wurde das schöne Mädchen gefunden, der Schuh paßte tadellos, und der Bojar führte die verachtete Stieftochter als Frau heim.

Die drei Tauben, die aus den Kalbsknochen entstanden waren, sind bis heute **Tauben** geblieben.

Marianu, Ornitologia 2, 182.

2. Zum Märchen vom Fischer und seiner Frau.

1. Rumänische Sagen.

a) Ein armer Holzarbeiter wollte eine schlanke Espe fällen. Da bat der Baum, ihn doch am Leben zu lassen; dafür sollte der Mann einen Schatz finden. Der Mann ließ den Baum, grub in seiner Nähe und fand den Schatz. Er brachte ihn nach Hause und freute sich mit seiner ehrsüchtigen Frau an dem gefundenen Glück. Bald wählte man ihn zum Dorfschulzen. Auf Drängen der Frau ging der Mann wieder zum Baum und erpreßte einen neuen Schatz. Da er nun ein ziemlich reicher Mann war, so wählte man ihn zum Richter. Aber die Frau war noch immer nicht zufrieden; der Mann mußte neues Geld vom Baum verlangen. Nicht lange darauf

1) Vgl. z. B. Haltrich, Deutsche Volksmärchen = Dähnhardt, Deutsches Märchenbuch 2, 144.

wurde der Richter kaiserlicher Rat. Ehrsüchtig und stolz wie sie war, wollte seine Frau noch höhere Würden; der Mann holte abermals einen Schatz vom Baum und wurde bald darauf zum Kaiser ausgerufen. Aber auch jetzt war die Frau noch nicht zufrieden; sie wünschte, ihr Mann sollte Gott werden und sie seine göttliche Gemahlin. So ging denn der Kaiser zum Baum und trug ihm seine Wünsche vor; der aber schalt ihn aus und verwünschte den Undankbaren in den **Kuckuck** und seine Frau in den **Wiedehopf** (Femin.). Er beklagt nun von Bunavestire (Mariä Verkündigung) bis Sândiene (Johannes der Täufer) sein verlorenes Glück, die unzufriedene Frau aber nährt sich und baut ihr Nest vom Niedrigsten und Verachtetsten, was es auf Erden gibt.

Marianu, Ornitologia 2, 159.

b) Ein sehr armer Familienvater macht sich auf den Weg, um Lebensunterhalt zu suchen. Im Walde will er sich einen Haselnußstecken abschneiden; da spricht der Strauch zu ihm, er solle ihn nicht verletzen, solle vielmehr ins Dorf zurückgehen, dort würde man ihn zum Gemeindevorstand wählen. So geschah's auch. Nach drei Jahren wird ein anderer gewählt; er ist wieder arm. Da geht er zu seinem Strauch. Dieser bittet ihn wieder, ihn nicht abzuschneiden, er solle vielmehr in den und den Marktflecken gehen, wo man ihn zum Richter wählen würde. So geschah's. Wieder nach drei Jahren ist er ohne Beschäftigung. Er geht zum Haselnußstrauch, und dieser heißt ihn in das und das Land gehen, wo man ihn zum Kaiser machen würde. Das geschieht für eine bestimmte Zeit, dann wird ein anderer gekrönt. Unser Mann hat zwar Geld gesammelt, aber seine Frau verleitet ihn, vom Haselnußstrauch höhere Ehren zu fordern. Er geht hin und wünscht noch größer als Gott zu werden. Da verwandelt ihn der Strauch zur Strafe in den Kuckuck und seine Frau in den Wiedehopf. Nun fliegen sie von Baum zu Baum; er schreit „Kuckuck", sie schreit „pupupu" (rum. pupăză = Wiedehopf).

Marianu, Ornitologia 2, 8. In franz. Übers. Revue des trad. pop. 8, 41.

c) Ursprünglich hatte die Wiedehopfin (rum. fem.) keinen Federschopf. Ihr Mann war der Kuckuck. Den schickte sie zu Gott mit der Bitte, sie zur Gemeindevertreterin zu machen. Gott tat es. Bald darauf mußte der Mann Gott bitten, seine Frau zur Anführerin zu machen. Er tat es. Aber auch jetzt unzufrieden, will die Frau Kaiserin werden. Ihr Wunsch wird erfüllt, und sie bekommt als Abzeichen den Federschopf. Doch noch immer nicht zufriedengestellt, schickt sie den Kuckuck zu Gott mit der Bitte, sie auf seinen göttlichen Stuhl zu erheben. Da verflucht sie Gott und bestimmt, sie solle auf Erden allgemein verachtet sein; der Kuckuck aber solle zur Belohnung für seine unermüdliche Dienstbeflissenheit sehr beliebt sein.

Marianu, Ornitologia 2, 169.

2. Aus Nivernais.

Ein armer kinderreicher Mann begegnet Gott und erzählt ihm seine Not. Gott sagt ihm, er solle nach Hause gehen, er würde dort genug Brot vorfinden. Nach einigen Tagen ist die Frau nicht mehr damit zufrieden, nur Brot zu haben, und läßt ihren Mann wieder an den Ort gehen, wo er Gott getroffen hat, und um Wein bitten, nach einer Weile um Fleisch, dann um Geld und zuletzt um Gottes Allmacht.

„Du wirst sie zu Hause finden," sagt Gott.

„Wie lange gibst du sie mir?“

„Bis die Blätter der Stechpalme fallen.“

Frau, Kinder und Verwandte erwarteten den Mann voll froher Hoffnung. Sobald er zur Tür hineintrat, wurden alle in **Fledermäuse** verwandelt, die zum Kamin hinausfliegen. So hatte Gott sie gestraft, und darum sagt man, die Fledermäuse seien Menschen. (Gekürzt.)

Vgl. Sébillot, contes des provinces de France 124.

3. Slawische Varianten s. unten: Verwandlung in den Bären.

3. Zum Märchen vom Machandelboom.

1. Rumänische Sage.

Ein armer Witwer mit zwei Kindern verheiratet sich; die Stiefmutter haßt die beiden Kleinen und setzt ihrem Mann beständig zu, er solle sie beseitigen. Das Mädchen hört es, und als der Vater die beiden Kinder mit in den Wald nimmt, um sie auszusetzen, da bestreut sie den Weg mit Asche und findet so am nächsten Tage mit ihrem Bruder sich wieder heim. Die Stiefmutter ist wütend, erschlägt den Knaben und befiehlt dem Mädchen, den toten Bruder als Speise dem Vater zuzubereiten. Das Kind wird auch gegessen, nur Herz und Knochen hatte das Mädchen in einem hohlen Baume versteckt; hieraus entsteht der **Kuckuck**. Die Stiefmutter will ihn mit einem Stein (Salzklumpen) werfen; der niederfallende Stein aber erschlägt sie selbst.

Marianu, Ornitologia 1, 14. Vgl. Revue des trad. pop. 8, 41.

2. Lettische Sage.

Der Kuckuck ist aus einem Waisenkind entstanden. Es waren einmal zwei Waisen, Bruder und Schwester. Ihre Mutter war gestorben, und der Vater nahm sich eine andere Frau, die war eine Zauberin und konnte das Mädchen nicht ausstehen. Immer wieder verlangte sie von ihrem Mann: „Schaff sie weg, damit ich sie nicht mehr sehe!“ Der Vater wollte es aber nicht tun. Da nahm sie das Kind, tötete es, richtete aus ihm Speisen an und trug sie auf. Sie selbst aß davon und ebenso auch der Vater, der Bruder aber nicht, denn er wußte, daß es seine Schwester sei. Er sammelte aber die übriggebliebenen Knochen, trug sie in Büsche und legte sie dort nieder. Dahin kam ein Vogel geflogen, setzte sich auf die Knöchelchen und brütete einen Kuckuck aus. Der kam zum Vaterhaus geflogen, ließ sich auf einen Baum nieder und begann zu singen: „Ku-ku! Stiefmutter hat mich umgebracht und gebraten. Ku-ku! Vater hat mich aufgegessen! Ku-ku! Bruder hat meine Knöchelchen hinausgetragen! Ku-ku! Ein Vogel hat mich ausgebrütet!“

Živaja starina 5, 439 = Zbiór 15, 266 Nr. 11. Aus Ulanowska 1, 86.

Vgl. hierzu folgendes lettisches Lied der Bachstelze:

„Mein Vater hat mich erschlagen, meine Mutter hat mich gegessen und meine Knöchlein zum Badstubenfenster hinausgeworfen; mein lieb Schwesterlein hat sie aufgelesen und in ein Taubennestchen getan. Die Taube hat mich ausgebrütet, ich lief hinaus ins Sonnchen — ich lief ins Sonnchen hinaus als Bachstelzlein mit glattem Köpfchen, mit weißem Schnäbelchen, ich wälzte auf den Vater einen kleinen Block, ich wälzte auf die Mutter einen Mühlstein, auf das liebe Schwesterlein deckte ich ein wollenes Tüchlein.“ (Aus Lerchis-Puschkaitis.)

3. Estnische Sagen.

a) Eine Mutter tötete ihr Kind und gab das Fleisch ihrem Manne zu essen. Der Mann lobte das Fleisch als ein sehr schmackhaftes. Aber die Schwester trauerte sehr um den kleinen Bruder, sammelte seine Knochen in ein seidenes Tuch zusammen und brachte sie in den Wald auf einen Baumstumpf, indem sie den Wunsch aussprach, daß in die Knochen noch Leben käme. In die Knochen kam auch Leben, aus ihnen entstand der Kuckuck.

Der Kuckuck flog vor die Tür seines Vaterhauses und sang:

„Mutter ist meine Blutvergießerin, Vater mein Fleischesser. Die Schwester sammelte meine Knochen, band sie in ein seidenes Tuch und brachte sie in den Wald auf einen Baumstumpf. Dort bekam ich Leben. Kuku!"

Das ist die Entstehung des Kuckucks. (Kirchspiel St. Marien-Magdalenen.)

b) Während einer Hungersnot lebte eine Stiefmutter mit drei Kindern. Das älteste und jüngste Kind waren Mädchen, das dritte ein Knabe. Als der Vater der Kinder einmal weit fort von Hause war und die Kinder mit der Stiefmutter Hunger litten, da wollte die Stiefmutter das jüngste Kind töten, um es verspeisen zu können. Zu dem Zweck schärfte sie den Deckelrand einer großen Kiste messerscharf und stellte den Deckel halb offen auf, daß er bei der leisesten Bewegung niederfallen mußte. Nun schickte die Stiefmutter das kleine Kind, etwas aus der tiefen Kiste zu holen. Der schwarze Deckel fiel zu, als das Kind sich in den Kasten gebeugt, hatte, und tötete das Kind. Wehklagend lief sie mit den beiden anderen Kindern herzu, als es schon zu spät war. Die Stiefmutter versprach, das Kind zu beerdigen, aber in Wirklichkeit kochte sie sein Fleisch und setzte es den Geschwistern vor. Die unschuldigen Kinder aßen. Aber plötzlich entdeckten sie die Finger der kleinen Schwester und erkannten die grauenhafte Tat. Die Schwester band alle Knochen in ein seidenes Tuch und brachte sie in den Wald auf einen Baumstumpf. Drei Donnerstage nach der Reihe kam die Schwester, die Knochen im Walde zu besehen. Am ersten Donnerstag abend war den Knochen eine Haut draufgewachsen, am zweiten waren sie mit Flaumfedern bedeckt, am dritten fand sie einen lebenden Vogel vor. Als die Schwester den Vogel sah, lief sie schnell nach Hause, um den Bruder zu holen und den Vogel zu fangen. Doch bevor sie am anderen Morgen in den Wald konnten, erblickten sie den Vogel schon vor ihrem Hause auf dem Baum. Der Vogel sang:

„Was soll ich trauriges Vöglein, armes Kindchen singen? Kukku! Traurig ist der Kuckuck mit dem buschigen Köpfchen, mutlos hängt der Silberschnabel, kukku! Habe keinen Wohltäter, keinen teuren, der mich kleidet, kukku! Schutzlos ist das Waisenkind, vaterlos ist das häßliche Mädchen, kukku! Was soll ich meiner zarten Schwester wünschen? Goldne Schuhe, seidne Strümpfe, tausend Silbertaler, kukku! Dem Bruder wünsch' ich goldne Stiefel, ein Pferd in goldnem Schmuck, schöne Zimmer im Heim, kukku! Dem Vater schöne Ochsen, starke Pferde im Stall, die Habe fülle die Speicher, nie fehle das Geld im Beutel, kukku! Der Mutter einen Mühlstein als Halsschmuck, weil sie das arme Kind gequält, das Vöglein getötet hat. Kukukukuk!"

Und der Vogel flog in den Wald, wo er oft die Guten mit dem Gesang erfreut, die Bösen erschreckt (Kirchspiel Hallist.)

c) Ein Mann hatte zwei Töchter. Die ältere war schön und hatte eine schöne Stimme, ein jeder war entzückt, der sie singen hörte. Die jüngere Tochter aber war nicht halb so schön. Die Mutter aber liebte nur die jüngere, denn diese war ihre

leibliche Tochter, während die ältere ihre Stieftochter war. Das Mädchen aber wußte nicht, daß es eine Stiefmutter hatte. Je älter die Mädchen wurden, desto größer wurde der Haß der Mutter zum Stiefkinde.

Der Vater war einst nicht zu Hause. Da sagte die Mutter den Töchtern, wer zuerst Wasser aus dem Brunnen brächte, bekomme ein Butterbrot. Die eigene Tochter bekam ein Gefäß aus zusammengebogenem Holze und das Stiefkind einen Sieb zum Wasserholen. Wie das Mädchen weinend vergebliche Versuche gemacht hatte, Wasser zu schöpfen, da hörte sie einen Vogel rufen: „Tue Lehm hinein, tue Lehm hinein!“ Das Kind tat auch so, und das Sieb hielt das Wasser. Die Stieftochter war vor ihrer Schwester mit dem Wasser zurück. Die Mutter mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und sagte freundlich: „Dort in jenem Kasten ist das Butterbrot, geh und nimm es!“ Während das Kind sich in den Kasten beugte, schlug die Mutter den Deckel des Kastens zu, so daß das Kind zu Tode gequetscht wurde. Die böse Stiefmutter kochte das Kind und setzte das Fleisch dem Manne vor. Der Vater ahnte, wessen Fleisch das sei, und aß nicht davon, obwohl die Frau behauptete, es sei Hühnerfleisch. Als die Frau aus dem Zimmer gegangen war, sammelte der Vater die Totengebeine zusammen, band sie in ein Tuch und brachte es auf einen Handmühlenstein und sagte: „Wachse hier, mein Hühnchen! Stehe auf, mein Töchterchen!“ Nach einigen Tagen fand er das Totengebein zusammengewachsen und mit Muskeln und Sehnen versehen. Wieder vergingen einige Tage. Da fand der Mann das Totengebein mit Haut und feinen Daunen bedeckt. Jetzt wagte der Vater lange nicht hinzugehen. Endlich tat er das. Da sah er, wie der Kuckuck vom Mühlenstein aufflog, den Mühlenstein mit sich nahm und damit aufs Dach eines Hauses flog und rief:

„Komm, mein Vater,
Dir gebe ich einen goldenen Hut,
Komm, meine Mutter,
Dir gebe ich eine Schnur Perlen,
Komm, mein Schwesterchen,
Dir gebe ich eine große Spange.“

Die Stiefmutter erkannte den Vogel, sie nahm eine Ofengabel und wollte den Kuckuck schlagen. Der Vogel erschrak und ließ den Mühlenstein fallen. Er fiel auf die Stiefmutter und erschlug sie.

Nie kommt der Kuckuck mehr aufs Dach eines Hauses zum Rufen.

Wenn er es aber tut, so bedeutet es Unglück.

Der Kuckuck wird am meisten geachtet von allen Vögeln. Wenn jemand einen Kuckuck erschlagen haben sollte, so muß er ihm einen Sarg machen und ihn wie einen Menschen begraben. (Kirchspiel Paistel.)

d) Vor uralten Zeiten gab es ein Ehepaar, welches zwei Kinder hatte: ein Mädchen und einen Knaben. Als die Kinder noch klein waren, starb die Mutter, und der Vater nahm sich eine andere Frau. Die Stiefmutter war eine sehr böse Frau, sie behandelte ihre Stiefkinder schlecht, nur ihren eigenen Sohn verwöhnte sie.

Schon früh wurde die Stieftochter, welche älter war als ihr Bruder, zu fremden Leuten in die Arbeit geschickt.

Eines Tages hatte die Stiefmutter Weißbrot gebacken. Sie wollte ihrem Stiefsohne nicht gern davon geben.

Um aber nicht ungerecht zu erscheinen, befahl sie ihrem eigenen Sohne und dem Stiefsohne, Wasser zu holen: wer das Wasser brächte, erhalte vom Weißbrot. Dem Stiefsohne gab sie aber ein Sieb zum Schöpfen. Dem armen Knaben gelang es nicht, Wasser zu schöpfen, und schon war er den Tränen nahe, da hörte er eine Krähe über seinem Haupte krächzen: „Waaks, waaks! Pilla sawi, pilla sawi!“ (Waaks, waaks!

schütt Lehm hinein, schütt Lehm hinein!) Als er Lehm in den Sieb geschüttet hatte, konnte er ganz bequem mit dem Siebe Wasser schöpfen.

Als die Stiefmutter das sah, war sie sehr ärgerlich, denn sie mußte ihm jetzt auch Weißbrot geben. Sie steckte das Brot in einen großen Kasten und befahl dem Knaben, das Brot herauszunehmen. Als das Kind sich in den Kasten bückte, um nach dem Brote zu greifen, da schlug die Stiefmutter den Deckel des Kastens zu, so daß der Kopf des Kindes dazwischen blieb. Das Kind starb. Die Stiefmutter begrub es im Garten unter einem Baum. Als der Vater und die Schwester von der Arbeit kamen, vermißten sie das Kind. Die Stiefmutter sagte, sie wisse nicht, wo das Kind sei. Ein ganzes Jahr suchte das Mädchen immerfort ihren Bruder. Da fand sie schließlich im Garten die Knochen der Hand des Bruders. Sie grub an der Stelle weiter und sammelte alle Knochen des Bruders und brachte sie in den Wald auf einen Baumstumpf, damit sie nicht verfaulten.

An einem Donnerstag abend kam das Mädchen wieder in den Wald. Vor alters war ein jeder Arbeiter oder Diener Donnerstag abend frei, damit er an dem Tage seine eigenen Arbeiten verrichten könne. Das Mädchen fand zu ihrer Überraschung alle Knochen des Bruders vereinigt. Nur ein Knochen war etwas weit entfernt, den schob sie zu den übrigen. Den nächsten Donnerstag fand sie die Knochen mit feinen Daunen bedeckt. Das Mädchen freute sich und rief: „Kukku, mu wennake, kukku!“ (Ruf oder auch sing, mein Brüderchen, sing!)

Sie hoffte, daß aus ihm ein Singvogel werde. Am dritten Donnerstag fand sie auch wirklich einen hübschen, kleinen grauen Vogel vor, aber er lebte noch nicht.

Als sie ihn noch freudig betrachtete, hörte sie eine Stimme rufen:

„Geh nach Hause, morgen wird dieser Vogel auf dem Dache eures Hauses singen.“ Am anderen Morgen fand sie auch wirklich den Vogel auf dem Dache ihres Hauses.

Der Vogel sang:

„Schwesterchen, komm, kucku!
Ich gebe dir ein silbernes Halsgeschmeide, kucku!
Brüderchen, komm, kucku!
Ich gebe dir einen goldenen Helm, kucku!
Vater, komm, kucku!
Ich gebe dir einen grauen Hengst, kucku!
Stiefmutter, komm!
Ich gebe dir einen Mühlstein an den Hals, kucku!“

So wie der Vogel sang, so rollte dasjenige, was er sagte, vom Dache. Nachher flog der Vogel fort und ist noch jetzt unter den Vögeln als Kuckuck bekannt. (Kirchspiel Fennern.)

e) Eine böse Stiefmutter läßt die eigene und die Stieftochter aus dem Brunnen Wasser in die Truhe schöpfen, wobei sie dem eigenen Kinde einen festen Eimer, dem fremden aber einen ohne Boden gibt. Letzteres bringt nur wenige Tropfen in die Truhe. Die Stiefmutter erschlägt das Mädchen mit dem Truhendeckel, kocht eine Suppe und bringt sie dem Vater und Bruder, die auf dem Felde arbeiten. Diese aßen und legten die Knochen auf einen Baumstumpf, wo sie sofort zusammenwuchsen. Am folgenden Tage hatten sie sich mit Blutfedern bedeckt, und am dritten Tag flog ein Vogel auf, „Kuckuck, Kuckuck!“ rufend.

Der Vater und der Sohn erzählten die Geschichte zu Hause, aber die Stiefmutter schwieg und tat, als wenn sie nichts von der Sache wüßte.

Der Kuckuck kam aufs Hausdach und sang:

„Komm heraus, mein Väterchen, kukku!
Ich gebe dir einen Eisenhelm!“ usw.

Der Bruder erhielt einen betreßten Pelz, die Schwester eine goldene Kette und die Stiefmutter eine Handmühle, die sie erschlug. (Kirchspiel Jestama.)

f) Einem jungen Manne war seine junge Frau gestorben. Eine kleine Tochter hatte sie hinterlassen. Nach einiger Zeit heiratete der Mann eine junge Witwe, welche ebenfalls eine Tochter hatte. Das Stiefkind wurde von der Mutter nicht geliebt. Als eines Tages der Mann im Walde Holz hacken war, ließ die Mutter ihre Kinder vom Brunnen Wasser holen. Dem eigenen Kinde gab sie einen Eimer, dem Stiefkinde aber ein Sieb zum Wassertragen. Als das Stiefkindchen ohne Wasser zurückkam, wurde es von der Stiefmutter tot geprügelt. Dann kochte die Rabenmutter das Fleisch des

Kindes und trug es zu Mittag dem Manne in den Wald. Dem Manne wollte das Fleisch gar nicht schmecken, aber er aß es doch. Die Knochen stellte er auf einen Baumstumpf. Als er gegessen hatte, vereinigten sich die Knochen von selbst, und ein kleiner Vogel entstand aus ihnen. Dieser Vogel flog auf den Baum, den der Mann gerade fällen wollte, und sang ihm seine traurige Geschichte. Der Mann erfuhr das schreckliche Ende seiner Tochter und ging nach Haus. Der Vogel flog ihm nach, setzte sich aufs Dach des Vaterhauses und sang:

„Kuuku, kuuku! Komm heraus, Väterchen, kuuku kuuku!
Ich gebe dir 'nen goldenen Hut, kuuku!"

Der Vater trat hinaus und erhielt auch den goldenen Hut.

Der Kuckuck sang weiter:

„Komm heraus, Schwesterchen, kuuku,
Ich gebe dir ein seidenes Tuch, kuuku!"

Die Schwester kam und erhielt das Versprochene.

„Komm heraus, Mütterchen, kuuku!
Ich geb' dir ein schönes Tuch, kuuku!"

Die Mutter kam heraus, aber statt des Tuches fiel ihr Teer auf den Kopf (oder auch ein Mühlenstein).

Der Kuckuck flog in den Wald zurück und singt noch heute sein trauriges Lied. (Kirchspiel Theal-Fölk.)

g) Ein Witwer, welcher eine Tochter hatte, heiratete zum zweitenmal. Die zweite Frau gebar ihm auch eine Tochter. Die Stiefmutter litt aber die Stieftochter nicht. Und eines Tages faßte sie den Gedanken, die Stieftochter zu töten Damit das eigene Kind den Mord nicht bemerke, schickte die Mutter es, aus dem Brunnen Wasser zu holen, gab ihr aber ein Sieb zum Schöpfen. Das Kind mühte sich vergebens ab, Wasser zu schöpfen. Eine Krähe flog vorüber und krächzte dem Kinde zu: „Sawwi sisse, sawwi sisse!" (Lehm hinein, Lehm hinein!) Das Mädchen tat Lehm in das Sieb, und nun hielt es das Wasser. So kam das Mädchen der Mutter dennoch zu früh nach Hause und sah den Mord. Die Mutter verbot ihr streng, etwas von dem Geschehenen andern mitzuteilen. Das Fleisch der Stieftochter wurde gekocht und dem Vater vorgesetzt, der es ahnungslos aß. Nach dem Essen sammelte das Mädchen die Knochen der Stiefschwester und trug sie in den Wald auf einen Baumstumpf. Als das Mädchen nach Hause ging, vereinigten sich die Knochen auf dem Baumstumpf, und der Kuckuck entstand aus ihnen. Der Kuckuck flog aufs Dach des Elternhauses und fing an zu singen (wie in d. vor. Fassung). Er teilte auch die genannten Geschenke aus.

Der Stiefmutter warf der Kuckuck einen Mühlstein um den Hals. (Kirchspiel Theal-Fölk.)

h) Ein Witwer mit zwei Kindern heiratete zum zweitenmal. Die Stiefmutter war zu den Kindern sehr schlecht. Eines Tages, als der Mann von Hause war, gab der Teufel dem Weibe den Rat, die Kinder zu töten und das Fleisch dem Vater zur Suppe zu kochen, damit der Mord nicht bekannt würde. Nach dem Essen sammelte das Weib die Knochen der Kinder zusammen, tat sie in einen schwarzen Tuchfetzen und steckte sie auf den Rand des Daches, welcher gegen Osten gerichtet war. Der Vater trauerte sehr über seine Kinder, die so plötzlich in seiner Abwesenheit verschwunden waren.

Eines Tages kam Jesus in dieses Gesinde und bat um etwas zu trinken. Er sah des Mannes sorgenvolles Antlitz und fragte nach seiner Trauer. Der Mann teilte ihm seinen Kummer mit. Jesus tröstete ihn und sagte: „Deine zweite Frau hat die Stiefkinder beseitigt. Aber sie sollen nicht verloren gehen. Wenn es Frühling geworden ist, so geh vor dein Haus, dann wirst du in der Ostseite deines Hauses in der Traufe des Daches etwas in einem Zeuglappen finden. Das größere lebende Wesen wird dein Sohn, das kleinere deine Tochter sein. In jedem Frühling werden sie dich, solange du lebst, erfreuen. Das sei zum Dank dafür, daß du mich Durstigen getränkt hast." Nach diesen Worten ging Jesus fort.

Als der Frühling kam, erinnerte sich der Mann der Worte seines Gastes und fand das Tuch. Als er es auftat, sah er zwei Vögel darin. Der graue Vogel flog auf eine Fichte und sang:

„Mutter hat mein Blut vergossen,
Vater hat meine Knochen gelutscht."

Der andere Vogel war mit einem seidenen Rock. Er flog auf den First des Daches und sang:

„Mutter vergoß mein Blut, legte die Knochen in die Traufe. Jesus kam trinken und lehrte Vater. Vater kam sehen, und ich flog davon, sit-sirr!"

So entstanden der Kuckuck und die Schwalbe. (Aus Ösel.)

i) Ein Mann liebte stets Fleischspeisen zu essen. Er hatte aber nicht viel Vieh zu schlachten. Trotzdem verlangte er immer wieder von seinem Weibe Fleischspeisen. Und wenn sie seinen Wunsch nicht erfüllen konnte, so mißhandelte er sie.

Als der Mann eines Tages wieder recht energisch eine Fleischsuppe verlangte, obwohl er wußte, daß kein Fleisch im Hause war, da faßte die Frau einen entsetzlichen Entschluß. Sie schickte ihre Magd mit einem Sieb aus dem Brunnen Wasser holen, um ungestört zu sein, und tötete ihr eigenes Kind. Ein Vogel lehrte die Magd, Lehm in den Sieb zu tun und dann zu schöpfen. So war denn die Magd bald mit dem Wasser zurück, aber schon lag das Fleisch des Kindes im Kessel. Nachdem der ahnungslose Mann das Fleisch gegessen hatte, sammelte die Frau die Knochen des Kindes, band sie in ein Tuch und stellte sie auf den Pfosten der Pforte. Aus diesen Knochen entstand der Kuckuck. (Kirchspiel Jörden.)

k) Vor Zeiten heiratete ein Witwer zum zweitenmal. Er hatte aber ein kleines Kind. Die Stiefmutter liebte das Kind nicht. Als der Vater einmal von Hause fort war, tötete die Stiefmutter das Kind und gab das Fleisch dem Manne zu essen. Der Mann fragte: „Von wo hast du das Fleisch?" — „Ich habe ein Ferkel geschlachtet," war die Antwort der Stiefmutter. Aber die Stiefschwester des getöteten Kindes sammelte alle Knochen des Kindes zusammen und legte sie in ein seidenes Tuch und brachte sie in den Wald auf einen Baumstumpf.

Dort auf dem Baumstumpf wurden die Knochen des Kindes zu einem Kuckuck:

So singt der Kuckuck:

„Mutter hat mein Blut vergossen,
Vater hat mein Fleisch gegessen;
Schwester hat die Knochen gesammelt,
Band sie in ein seidenes Tuch,
Brachte sie auf einen Baumstumpf im Walde,
Dort wurde ich zum Kuckuck"
Kuckuck! (Kirchspiel Klein-Marien.)

l) Eine böse Stiefmutter lockt ihre kleine Stieftochter heraus, schlachtet sie und kocht dem Vater, dem Bruder und der Schwester eine Suppe. An einem Fingerknochen erkennt der Vater sein Kind, das sie essen. Sie sammeln die Knochen und stellen sie auf das Ende der Pferdekrippe. Aus den Knochen entsteht ein Kuckuck. Er singt draußen und ruft nacheinander den Vater, den Bruder, die Schwester und die Stiefmutter heraus. Der Vater bekommt einen Sommerhut, der Bruder ein Halstuch, die Schwester ein Kleid; die Stiefmutter jedoch wird von einem Mühlstein erschlagen. (Kirchspiel Sangaste.)

m) Ein Weib schlachtete ihr Stiefkind, kochte es zur Suppe und brachte die Suppe dem Vater, der im Walde arbeitete.

Der Vater und die Schwester aßen. Die Schwester sammelte die Knochen, band sie zusammen und legte sie auf einen Ast. Sobald die Knochen auf dem Aste waren, sprang aus dem Löffel des Vaters das Herz zu den Knochen auf den Baum. So entstand der Kuckuck. (Kirchspiel Odenpäh.)

n) Eine Stiefmutter kann ihre Stieftochter nicht leiden. Wie der Vater einmal draußen pflügt, tötet sie das Kind und kocht das Fleisch zu Mittag. Der Vater und auch die Stiefmutter mit ihren Kindern essen. Da springt das Herz des geschlachteten Kindes heraus auf den Kessel im Herd, wo es sich in einen Vogel verwandelt und also singt:

„Meine Mutter schlachtete mich, kuku, kuku!
Mein Vater verspeiste mich, kuku!
Mein Bruder trank mein Blut,
Meine Schwester aß meinen Finger, kuku!“ (Aus Wastse Antslar.)

o) Eine Mutter hat zwei Töchter, eine eigene und eine fremde Pflegetochter. Sie verlangt von der Pflegetochter unmögliche Dienste und verlangt, sie solle mit einem Sieb aus dem Brunnen Wasser schöpfen. Der Lohn ist Schelte. Einst versprach die Mutter den Mädchen Butterbrot. Aber das Brot des Pflegekindes war ohne Butter und lag in einer leeren Truhe. Als das Kind es herauslangen wollte, fiel der Deckel zu und erschlug sie. Die Mutter kochte eine Suppe und setzte sie dem Bruder und der Schwester vor, die zu Gast gekommen waren. Der Bruder aß arglos, aber die Schwester erkannte die Finger und Zehen, sammelte sie, band sie in ein Tuch und brachte sie auf den Zaunpfahl. Da fingen die Knochen an zu rufen: „Mutter meine Blutvergießerin, kukku! Bruder mein Fleischverzehrer, kukku! Schwester meine Knochensammlerin, kukku!“ (Kirchspiel Karusen.)

p) Die Stiefmutter schickt beide Mädchen, das eigene und das Stiefkind, zum Brunnen mit einem Sieb, Wasser zu schöpfen. Wer damit wirklich Wasser zur Stube bringt, bekommt ein Butterbrot. Arglos beeilt sich das Stiefkind, und es gelingt ihm, mit dem Wasser zurückzukommen. Indem sich das Mädchen über den Rand der Truhe beugt, um das Brot herauszulangen, schlägt die Stiefmutter den Deckel zu, er fällt dem Mädchen auf den Nacken und erschlägt es. Die Stiefmutter kocht die Hände zur Suppe und bringt sie dem Vater, der im Walde pflügt. Hungrig verspeist er fast die ganze Schüssel voll Suppe.

Die Knochen sammelt er auf einen breiten Stein im Sonnenschein. Am Abend vermißt er sein Töchterchen. Das Weib sagt, es sei zum Brunnen gegangen und nicht wiedergekehrt; sie habe ihre Tochter nachgeschickt, aber diese habe keine Spur von der Verlorenen gefunden. Der Vater ahnt Böses. Er weiß, daß die Frau mit der Stieftochter nicht auskam. Wie er am nächsten Tage in den Wald geht, sieht er gleich nach den Knochen, — sie bewegen sich. Am dritten Tage sind sie zusammengewachsen und haben stellweise Daunen. Am vierten Tage fliegt der Kuckuck auf, läßt sich auf dem Stubendach nieder und singt. Der Vater bekommt einen grauen Hengst, die Mutter ein Schwert, das ihr den Kopf abhaut, dem Bruder ruft er viele Grüße zu, und der Schwester verkündet er einen unglücklichen Tod. So singt er jedem dreimal und fliegt davon. Jeden Frühling kommt das zum Kuckuck gewordene Stiefkind und verkündet uns, was es vor Zeiten seinen Verwandten gesungen. (Kirchspiel Hallist.)

q) Eine Stiefmutter mißhandelt häufig ihre Stiefkinder. Der Vater und der Sohn gehen in den Wald zur Arbeit. Das Essen soll ihnen dahingebracht werden. Die Mutter schlachtet die jüngste Tochter und kocht eine Suppe. Vater und Sohn verspeisen das Fleisch. Der Sohn sammelt die Knochen in einen wollenen Fetzen und sagt im Scherz: „Das sind meiner Schwester Fingerknochen, das sind meiner Schwester Beinknochen.“ — Später geht er an drei Donnerstagabenden zu den Gebeinen beten. Die Knochen bedecken sich mit Haut und Federn, der Kuckuck entsteht und fliegt auf eine hohe Tanne.

Eines Morgens singt der Kuckuck von der Birke, die an der Schwelle des Hauses wächst:

„Komm heraus, mein Schwesterchen, kuckuck!
Ich gebe dir ein Goldkettelein, kuckuck!“

usw.; dem Vater einen goldenen Pelz, dem Bruder einen goldenen Schuh; zuletzt singt der Kuckuck der Stiefmutter:

„Komm heraus, Stiefmutter mein, kuckuck!
Ich gebe dir einen heißen Stein, kuckuck!“

Die Stiefmutter kocht in der Kammer Brei und will nicht hinausgehen (sie ahnt wohl Böses), aber der Brei, der zu dick ist, brennt an und setzt sich fest an den Boden

des Kessels. Nun muß sie doch hinauslaufen, um aus dem Brunnen Wasser zu holen. Wie sie heraustritt, wirft ihr der Kuckuck einen heißen Stein auf den Kopf, und sie versinkt mit dem Stein unter die Erde, eine große schwarze Öffnung in der Erde lassend. (Kirchspiel Karkus.)

r) Ein junges Weib stirbt und hinterläßt dem Mann ein Töchterchen. Da der Mann allein die Wirtschaft des Bauernhofes schwer bewältigt, heiratet er seine Nachbarin, eine Witwe mit ebenfalls einem Töchterchen. Die Kinder gewannen sich bald lieb, und der Vater sorgte in gleicher Treue für beide. Die Mutter aber konnte das Stiefkind nicht leiden. Eines Tages, als sie mit der Stieftochter allein zu Hause war, tötete sie das Kind und kochte dem Vater eine Suppe. Als die Schwester die Geschichte erfuhr, trauerte sie sehr, sammelte die Knochen in ein großes grünseidenes Tuch und brachte sie, als es Abend wurde, in den Wald, wo sie sie auf dem Stamm einer Espe niederlegte. Weinend sprach sie beim Abschied: „Teure Gebeine, wachset zusammen, werdet zum Vogel, und das seidene Tuch werde dir zum Federkleide!“

Nach einiger Zeit entstand aus dem Knochenbündel ein neuer Vogel, der im Walde herumflog und sang:

„Die Mutter hat mein Blut vergossen, kukku!
Vater hat mein Fleisch gegessen, kukku!
Schwesterlein sammelte meine Gebeine, kukku!
Legt sie im Walde auf dem Baumstumpf nieder, kukku!
Zum Vogel wurd' ich, kukku!“

Da die Menschen das lange Lied nicht gern hörten und die Stiefmutter jedesmal ärgerlich wurde, sang der Kuckuck nur das „kukku“ laut, und die übrigen Worte sprach er leise nur für sich allein. So tut er es noch heute, und wir verstehen, warum seine Stimme traurig klingt, wenn er sein „kukku“ singt. (Kirchspiel St. Jürgens.)

Aus dem hdschr. Nachl. von J. Hurt. Zum Lied des Vogels vgl. Prato, La Tradition 1, 114f.

s) Der Kuckuck ist aus dem Herzen eines Waisenkindes entstanden.

Wiedemann, Aus dem inn. u. äuß. Leben d. Esten, S. 453.

2. Entstehung der Schwalbe.

I.

1. Russische Sagen.

a) Es waren einmal, sagt man, ein Mann und eine Frau. Der Mann schnitt einst etwas und besudelte sich die Hände mit Blut. Da kam sie zu ihm und machte sich um ihn zu schaffen; er aber faßte sie am Kinn und sagte: „Mein Schwälbchen!“ und küßte sie. Auf einmal flogen sie als Schwalben davon, und daher sieht man noch jetzt einen roten Fleck am Halse der Schwalbe.

Dragomanov, Mal. nar. pred. S. 7, Nr. 20. (Jekaterinoslaw.)

b) Es war einmal eine sehr gute Frau, welche von ihrem Manne außerordentlich geliebt wurde. Eines Tages schlachtete der Mann ein Tier ab, wobei er sich die Hände mit Blut beschmutzte. Da kam sein Weibchen zu ihm und begann, ihm etwas sehr Schönes zu erzählen. Dem Manne gefiel diese Erzählung so sehr, daß er seine Frau mit den Worten: „Meine liebe Schwalbe!“ um den Hals nahm und küßte. In diesem Augenblicke verwandelte sich die Frau in eine Schwalbe und flog zwitschernd auf und davon. Infolge der Umarmung der Frau mit blutigen Händen haben die Schwalben rote Hälse, und weil die Schwalbe aus einer guten Frau entstanden ist, ist es eine Sünde, sie zu töten.

Am Urquell 3, 18. (Aus dem Dorfe Berhomet am Prut.)

2. Aus Galizien (Rutenisch).

Der Sohn einer Zauberin hat die Tochter einer Zauberin geheiratet und sie in das Haus seiner Mutter gebracht. Als diese bemerkt, daß die Schwiegertochter

nicht zaubern kann, jagt sie sie zu ihrer Mutter zurück. Diese geht mit ihr ans Wasser und heißt sie Butter hineinwerfen; das tut sie, und die Butter bleibt unverändert an der Oberfläche. Danach wirft die Mutter, und alsbald erscheinen Vögel, Fische und Gewürm und zerreißen die Butter. „Siehst du," sagt die Zauberin, „wie diese Tiere meine Butter zerzausen, so werden sie im Jenseits meine Seele zerzausen für das Unrecht, das ich den Menschen getan habe." Da erschrickt die Tochter und will nicht zaubern; die Mutter verjagt sie. Nun irrt sie in der Welt umher und kommt nach Jahresfrist zu ihrem Mann. Als dieser sie erkennt, umarmt er sie so heftig, daß ihr das Blut vom Munde auf den Hals fließt. Er ruft: „Du, mein Liebchen, mein Schwälbchen!" Sie verwandelt sich in einen Vogel, reißt sich aus seinen Armen und fliegt davon. Zum Andenken daran hat die Schwalbe bis heute einen roten Fleck am Halse. Auch klebt sie an den Häusern Nester wie eine Hausfrau.

Etnogr. Zbirnyk 13, Nr. 306.
Vgl. Jastrebow, Materali S. 17, Nowosielski, Lud ukraiński 2, 128, 129.

3. Aus Polen.

Die Schwalbe war einst ein Mädchen, das die Tataren fingen; sie bat, in ihr Land zurückkehren zu dürfen, und wurde in eine Schwalbe verwandelt.

Folklore 12, 194.

II.

1. Aus Estland.

a) Die Schwalbe ist früher die Schwiegertochter in einem Gesinde gewesen, aber sie hat **kein Wort gesprochen**. Wohl setzte man sie in eine heiße Stube an den Webstuhl oder zwang sie, draußen im Regen zu arbeiten, aber dennoch fing sie nicht an zu sprechen. Da nahm ihr Mann sich eine andere Frau. Als die Hochzeit gefeiert wurde, ging die erste, stumme Frau auf den Ofenrand und fing dort an zu singen:

„Naine toodi naise peale,
Teine toodi teise peale,
Kuhu pean mina minema?
Kuhu pean kallis kaduma?
Peale ilma pääsukeseks."

(Eine Frau wurde auf die andere geholt. Wohin soll ich gehen? Wohin soll ich Teure verschwinden? Ich gehe als Schwalbe in die Welt.) Darauf flog sie hinaus. Der Brautvater wollte die Schwalbe mit seinem Schwerte töten, traf aber nur den Schwanz, welchen er spaltete. Die Schwalbe flog auf einen Zaunpfahl und sang dort weiter:

„Pesin püksid, pesin püksid,
Panin kuiwama, tuli waras,
Wiis ära, ajasin taga, sain kätte,
Tömasin löhki, tirliuksti!"

(Ich wusch die Hosen, wusch die Hosen, hängte sie zum Trocknen, es kam ein Dieb, brachte fort, ich verfolgte ihn, erreichte ihn, riß entzwei, tirliuksti!)

Ein anderes Lied der Schwalbe:

„Sigri willad, sagri willad, tegin
Ämale kapukad, ämm wiskas
Kapukod ahju!"

(Ich machte aus zerzauster Wolle der Schwiegermutter kurze Strümpfe. Die

Schwiegermutter warf die Strümpfe in den Ofen.) (Kirchspiel St. Marien-Magdalenen, Koeru.)

b) Die Schwalbe hat früher einen schönen, breiten, ungeteilten Schwanz gehabt. Nachher hat sie einen gespaltenen Schwanz bekommen. Sie singt noch jetzt oft auf dem Zaunpfahl darüber folgendermaßen:

„Pesin püksid, pesin püksid,
Panin kuima, panin kuima,
Aea pääle, aea pääle.
Tuli waras, tuli waras,
Wiis ära, wiis ära:
Uksest wälja wurrdi!
Soba löhki pirrdi!“

(Ich wusch Hosen, ich wusch Hosen, /: Hängte sie zum Trocknen :/, /: Auf den Zaun :/. /: Es kam ein Dieb :/,/ : Brachte sie fort :/: Aus der Tür, wurrdi! [Wohl: ich flog aus der Tür.] Der Schwanz zerriß, pirrdi!). (Kirchspiel Hallist.)

c) Es war einmal ein Mann, und der nahm sich eine Frau. Die Frau war sehr fröhlich, sie lachte viel und sprach viel. Die Schwiegermutter litt es nicht und schalt sie, daß sie soviel lachte. Da war das Weib verstummt und hatte **kein einziges Wort mehr gesprochen** und gar nie mehr gelacht. Um es wieder zum Sprechen zu bewegen, stellte die Schwiegermutter das Weib an, in der Dreschscheune bei strenger Kälte im bloßen Hemde zu weben und dann draußen Brot zu kneten. Als das noch nicht half, nahm die Schwiegermutter das Söhnchen der jungen Frau, legte es ihr auf das Knie und fing es nun so, im Schoße der eigenen Mutter, an zu töten. Aber auch hier fing das Weib nicht wieder an zu reden.

Da nahm sich der Mann eine andere Frau — was sollte er mit einer machen, die nicht sprach? — und feierte Hochzeit. Sein früheres Weib ging auf den Ofen und sang von dort aus[1]):

„Wohl harrte ich, wohl duldet' ich
Im Lichtemond, im Fastenmond,
Im Lichtmonat, zur kalten Zeit,
Im Fastmonat, zur strengen Zeit,
Webend im Dreschraum im bloßen Hemd;
Den Sohn, den lieben, schlachteten sie
Mir auf dem eigenen lieben Knie.“

Dann kam sie vom Ofen herunter und ging zur Tür hinaus und machte dabei: „sirrr!“ Das neue Weib schlug mit dem Schwert nach ihr, traf ihren Rocksaum und schlitzte ihn auf. Und daher ist der Schwanz der Schwalbe geschlitzt. (Aus Palms.)

d) Einst war **eine Frau** plötzlich **stumm** geworden und hatte mit niemand mehr ein Wort gesprochen. Der Mann hatte sie mit verschiedenen Mitteln zum

---

1) „Küll ootin, kül kannatin
Küünelaalla, wastelaalla
Küünelaalla, külmalaalla
Wastelaalla, waljulaalla
Rei all kangast kududes järgiwäel,
Poega armast tapetie
Oma armsa pölwe peal.“

2) Iha-mus = Brautvater, Bräutigamsvater bei Hochzeiten.

Sprechen veranlassen wollen, aber vergebens. Er schlachtete die Kuh und meinte, die Frau würde es ihm verbieten und somit reden. Sie blieb stumm. Dann zerschnitt er den Wollenstoff auf dem Webstuhl. Ebenso vergebens. Dann nahm er das Kind und legte seinen Kopf auf den Klotz, als wollte er es töten. Aber das Weib blieb stumm. Schließlich versuchte der Mann das letzte und freite ein anderes Weib. Da zog sich die Frau am Morgen neue Kleider an, legte ein schwarzes Hemd an, band sich eine weiße Schürze vor und stellte sich neben den Herd in der Stube. Nun fing sie an zu reden und sagte[1]):

„Ich ertrug es, ertrug es, als der Stoff zerschnitten wurde,
Ich ertrug es, ertrug es, als die Kuh geschlachtet wurde,
Ich ertrug es, ertrug es, als des Kindes Haupt auf den Klotz gelegt wurde, —
Aber nicht vermag ich's zu ertragen,
Wenn ein Weib auf das andere gefreit wird
Und ein Weib nach dem anderen heimgeführt wird!"

Als sie so geredet hatte, flog sie als fertiges Schwälbchen auf und davon. (Kirchspiel Odenpäh.)

e) Eine Bauerwirtin hat ihrem Sohne eine Frau gewählt, aber nach der Hochzeit merkt sie, daß **die Schwiegertochter niemals spricht.** Um zu ergründen, ob die Schwiegertochter stumm ist oder eine lispelnde Sprache hat und sich deshalb zu sprechen scheut, versucht sie, die junge Frau sowohl durch Bitten als Drohungen zum Sprechen zu bringen, aber alles umsonst. Da kommt sie auf ein Mittel, womit sie die Schwiegertochter bestimmt zum Reden zu zwingen hofft. Sie sucht ihrem Sohn eine zweite Frau, als wenn er noch gar nicht verheiratet wäre. Alles duldet die junge Frau, aber als sie ihren Mann mit der neuen Frau bei Tisch sitzen sieht, geht sie auf den Herd und singt: „Frau ward auf die Frau gefreit, eine Frau nach der andern heimgeführt, was such' ich noch weiter hier?" und fliegt hinaus. Die Schwiegermutter will sie zurückhalten und freut sich, sie sprechen zu hören; sie faßt die Schwiegertochter am Rock, der Rock zerreißt, und die Frau wird zur Schwalbe mit gegabeltem Schwanz und fliegt zwitschernd davon. (Aus Wastse Antslar.)

f) Ein Mann, der allabendlich betrunken heimkam, mißhandelte seine Frau furchtbar. Einst kam er wieder, und da die Frau ihm nicht schnell genug das Essen bringen konnte, zerhieb er ihr Zeug, das sie auf dem Webstuhl in Arbeit hatte, lief dann in großer Wut auf sie los, und weil das Kind im Wege war, tötete er das Kind und wollte auch die Frau töten. Gott verwandelte die Frau in einen Vogel. Als der Mann das sah, riß er sein Schwert vom Haken und spaltete dem Vogel den Schwanz. Diesen Vogel nennt man eine Schwalbe, und sie singt: „Tötete das Kindchen mir, und zerhieb das Zeug in Stücke, selbst wurd' ich so viel verprügelt!"[2])

g) Die Schwalbe ist früher ein Mensch gewesen, und zwar die junge Frau eines Wirtssohnes, die mit der Schwiegermutter nicht zurechtkam. Als einmal Brot ge-

1) Kanadi, kanadi, kui kaugas raodi,
Kanadi, kanadi, kui lehm tapeti,
Kanadi, kanadi kui latse pää paku pääle paudi
Ei seda jöra honamb kanada
Kui naine wöetas naise pääle
Ja töine naine töise pääle.

2) Estnisch: Laps mull ära tapeti, kangas katki rainti, ennast peale pekseti!

backen wurde und das Feuer im Ofen glühte, hatte die Schwiegermutter die von der Schwiegertochter angefertigten Strümpfe ins Feuer geworfen und sie noch dazu mit dem Brotspaten schlagen wollen. Die Schwiegertochter war schnell zur Tür hinausgeschlüpft und war davongeflogen: wurr! Die Schwiegermutter hatte nur so viel noch von ihr erhascht, daß sie ihr mit dem Spaten den Schwanz spaltete: särrr! Da ward die Schwiegertochter gleich zur Schwalbe mit gespaltenem Schwanz und singt nun also[1]):

„Wühlte die Wolle, wühlte die Wolle,
Strickte der Schwiegermutter Strümpfe;
Griff sie grollend die Schwiegermutter,
Warf sie flugs ins Feuer: särrr!
Wollte mich noch schlagen
Mit dem schweren Spaten,
Spaltet mir das Schwänzchen: särrr!
Ich entwischt in Eile,
Flog hinaus ins Freie: wurr!"

h) Früher gab es keine Schwalben.

Einmal fuhr ein Hochzeitszug in den Hof des Bräutigams. Sobald sie ins Zimmer getreten waren, setzten sie sich an die Hochzeitstafel und griffen nach den Speisen. Der Brautvater wollte wohl ein Tischgebet sprechen, aber der Bräutigam wehrte ihm und sprach: „Sei still! Heute wollen wir fröhlich sein; ohne Gebet kann man auch leben." Nach dem Essen flog ein kleiner schwarzer Vogel mit einem geteilten Schwanz ins Zimmer und rief mit mächtiger Stimme: „Weil ihr alle ohne Tischgebet gegessen habt, sollt ihr alle in Vögel verwandelt werden, welche wie ich aussehen. Ihr sollt Schwalben heißen. Nur der Brautvater soll ein Mensch bleiben, weil er beten wollte." Wie der Vogel schwieg, waren alle Hochzeitsgäste zu Vögeln geworden und wollten hinaus fliegen. Der Brautvater hatte allein seine menschliche Gestalt behalten. Er stand an der Tür und spaltete einem jeden Vogel den Schwanz.

So sind die Schwalben entstanden. Die Schwalben mit der weißen Brust sollen die jungen, unverheirateten Männer gewesen sein; die Schwalben mit der roten Brust sind die Frauen gewesen, und endlich die Kirchenschwalben sind Ehemänner gewesen.

Wenn man, was sehr selten vorkommt, eine weiße Schwalbe sieht, so sagt man: „Das ist die Braut." (Kirchspiel Klein-Marien.)

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

i) Es war einmal ein böser Mann und Trunkenbold, dessen Weib sorgte von früh bis spät im Hause und schaffte mit Fleiß und Mühe alles herbei, wessen sie bedurften. Eines Tages kehrte der Mann wieder ganz von Sinnen heim und polterte ins Haus. Die Frau aber saß fleißig am Webstuhl und trug dabei ihr Kind

1) Sibrin sabrin willad, teen ämmale kapukad.
Ei saand ämma meelejärel,
Amm wiskas tulde: särrr!
Wöttas leiwa labida
Tahtas minu tabada.
Loi sawa lohki: särrr!
Mina lendu
Uksest wälja: wurrr!

im Schoß, das sie einlullte. Voller Wut sprang der Mann auf den Webstuhl zu, stieß das Weib beiseite, ergriff eine Axt und zertrümmerte den Webstuhl. Darüber fing das Weib an zu weinen, der Mann aber ward noch zorniger, erhob die Faust und ließ sie schwer auf den Kopf des Kindes niederfallen, daß es augenblicklich verschied. Dann schlug er mit einem Prügel so lange auf das Weib ein, bis es halb tot niedersank.

Der alte Gott erbarmte sich aber des Weibes und verwandelte es in eine Schwalbe. Schwirrend flog sie dem Manne unter den Händen auf ans Gebälk und wollte zur Tür hinaus. Der Mann zog sein Messer und schlug nach ihr, konnte sie aber nicht ordentlich treffen und hieb ihr nur den Schwanz mitten entzwei. Da flog sie hinaus vor die Tür, von da unter das Dach und schwang sich durch das Giebelloch hoch in die Lüfte. Da lebt ihr Geschlecht noch heute, und wenn einmal eine von ihnen auf dem Zaun rastet, so singt sie das Lied:

„Witt, witt dewelick,
Schlug den Webstuhl in Stück',
Zi, zi, zehr,
Schlug mich selbst so schwer,
Biwist, biwist,
Und mein Kind ermordet ist!"

Auch die Kleidung trägt sie noch wie zur Stunde, da sie verwandelt ward: ein schwarzes Tuch um den Kopf, ein rotes um den Hals gebunden, ein hübsches weißes Hemd und ein kohlschwarzes Röckchen. Und heute noch fürchtet die Schwalbe ihre Verwandten, die Menschen, nicht so sehr, wie es die anderen Vögel tun, sondern baut an ihren Häusern zutraulich ihr Nest.

Harry Jannsen, Märchen und Sagen des estnischen Volkes 2, 161.

2. Aus Finnland.

Es war einmal eine Schwiegertochter, die wurde auf einen Hof geführt, auf dem eine böse Schwiegermutter war. Man gab ihr zuerst einen Stoff zu weben. Die Schwiegermutter schnitt aber den Stoff immer wieder ab, so daß es ihr große Schwierigkeit machte, ihn zu weben; doch sie webte ihn trotzdem und bekam ihn auch fertig.

Dann ließ die Alte ihre Schwiegertochter die Wände der Stube waschen. Als sie diese wusch, schlug die Schwiegermutter die Wand mit der Axt, so daß sie uneben wurde, aber die Schwiegertochter bekam sie trotzdem glatt.

Dann stellte sie sie dazu an, die Badestube zu heizen. Die Schwiegermutter aber ging, um das Feuer zu löschen; sie goß Wasser in den Ofen und sagte zu der Schwiegertochter, daß das Feuer erloschen wäre. Diese machte noch einmal Feuer. Die Schwiegermutter goß jedoch wieder Wasser hinein und sagte dann: „Das Feuer in der Badestube ist wieder ausgegangen." Die Schwiegertochter ging zum drittenmal hin, um Feuer zu machen. Auf diese Weise konnte sie zuletzt die Badestube heizen, und man begab sich zum Baden. Als sie vom Baden in die Wohnstube gingen, sagte die Schwiegertochter: „Dreierlei Schwierigkeiten habe ich überwunden, einen flockigen Stoff gewebt, eine unebene Wand gewaschen, eine rauchige Badestube geheizt." Darauf sagte sie: „pikii", wie die Schwalben sagen, und flog als Schwalbe fort. Der Mann griff sie noch an einer Ecke des Kleides, und seitdem hat die Schwalbe einen gegabelten Schwanz.

Krohn, Suom. Kansansatuja, S. 276, Nr. 291.
Auch Živaja Starina, 5, 447 in russ. Übersetzung.

III.

1. Aus Thrazien.

Ein Bursche liebte ein junges Mädchen, das ihn gar nicht beachtete. Um sie zu bekommen, wechselte er seine Kleider und verkaufte auf den Straßen Äpfel. Er kam auch vor das Haus seiner Geliebten und rief: „Äpfel, schöne Äpfel!“ Sie erkannte ihn nicht und fragte ihn: „Wie teuer verkaufst du die Äpfel?“ „Ich gebe sie alle für ein Maß Hirse!“ „Gut, so wollen wir sie kaufen!“ Er ging hinein, nahm das Maß und gab die Äpfel. Aber während er die Hirse ausschüttete, schüttete er sie absichtlich auf die Erde und setzte sich dann hin, um sie Korn für Korn wieder einzusammeln.

Das Mädchen sah diese Dummheit des Burschen und lachte und sagte ihm, daß dies nicht gehe, so die ganze Hirse einzusammeln, und sie wollte ihm ein anderes Maß geben.

Er aber ging nicht darauf ein und sagte, es ginge nicht anders, und er sammelte, bis es Nacht wurde. Dann bat er, man möchte ihn des Nachts im Hause lassen, um seine Arbeit zu vollenden. Jene ahnten nichts Böses, und darum machten sie ihm keine Schwierigkeiten und bedauerten ihn nur wegen seiner dummen Hartnäckigkeit.

Als alle schlafen gegangen waren, beobachtete der Bursche genau, wo seine Geliebte schlafen würde, und um Mitternacht drang er in ihre Kammer, raubte sie und entfloh, ohne daß es jemand merkte, auch das Mädchen selbst nicht, denn sie schlief fest.

Erst als es Tag wurde, merkte sie, daß sie nicht in ihrem Vaterhause war, sondern in einem fremden, bei jenem Jüngling, der sie liebte, ohne daß sie ihn liebte.

Sofort merkte sie die Falle, die er ihr gestellt hatte, und beschloß, ihn seinen Zweck nicht erreichen zu lassen, sie **sprach also kein Wort.**

Er tat alles Mögliche, um ihr ein Wort zu entlocken, aber es war unmöglich, sie blieb wie stumm.

So verging lange Zeit, und als der Jüngling sah, daß er sich umsonst abquälte, beschloß er, eine andere zu heiraten, die wenigstens sprechen könnte. Während der Trauung war auch jenes Mädchen anwesend, und vor Kummer merkte sie nicht, daß die Lampe, die sie in der Hand hielt, so brannte, daß sie sich beinahe die Finger verbrannte. Als die Braut das sah, konnte sie sich nicht halten, stimmte ihr Brautlied an und rief ihr zu: „Ach! Du Arme, wenn du auch bist stumm, bist du doch nicht gänzlich blind.“ Das Mädchen, das sich bis dahin verstellte, wurde sehr gereizt, wandte sich zu der Braut und sprach: „Drei Jahre habe ich gelitten, ohne zu sprechen, und du konntest nicht einen Augenblick leiden, ohne zu sprechen!“ Wie der Jüngling hörte, daß seine Geliebte sprach, stürzte er sich auf sie, um sie zu ergreifen; er packte sie an den Zöpfen, aber sie wurde zu einer Schwalbe, und die Zöpfe blieben in der Hand ihres Geliebten. Nur zwei blieben ihr, und diese sind der scherenförmige Schwanz der Schwalbe.

Politis, *παραδόσεις* Nr. 343.

2. Aus Bulgarien.

Zu einer Zeit schämten sich die jungen Frauen gar sehr vor ihren Schwiegermüttern. Damals war es Brauch, daß, wenn man die junge Frau nach Hause brachte, sie drei Jahre gar nichts sprach. Einmal brachte man in ein Haus eine junge Frau, die war so verschämt, daß sie vor ihren Schwiegereltern neun

Jahre lang nichts sprach. Sie war in jeder Beziehung folgsam, arbeitete, aber **sprach nichts**, so sehr war sie schamhaft. Sie begannen sie zu schimpfen, sie solle sprechen; aber es vergingen wieder drei Jahre, und sie schwieg. Da sprachen zu ihr die Schwiegereltern: „Seit neun Jahren bist du unsere Schwiegertochter, und seit du in unserem Hause bist, haben wir deine Stimme noch nicht gehört. Sie ist stumm, deshalb spricht sie nicht. Ei, holen wir eine Frau für unseren Sohn; diese jagen wir fort!“ Sie verlobten ihren Sohn mit einer anderen; die junge Frau aber schwieg weiter. Sie brachten die neue Frau ins Haus, und die frühere schwieg noch immer. Es war am Abend, als sie die neue Frau brachten, und die Leute setzten sich zum Nachtmahl. Die schamhafte junge Frau leuchtete ihnen noch zu Tische, und nur jetzt begann sie zu reden: „Verflucht sei eine solche Gefährtin, die so schamhaftig ist wie ich!“ Kaum hatte sie ausgesprochen, so flog sie schon zum Rauchfang hin; ihre Schwiegermutter hielt sie aber an einer Schnur fest, so daß sie nur in den Rauchfang fliegen konnte. Sie ward eine Schwalbe. Die Schnur zerriß und ward zu ihrem Schwanze, und so flog sie zum Rauchfang hinaus. — Auch heute noch baut sich die Schwalbe, wohin immer sie kommt, an den Rauchfang oder Estrich ihr Nest, weil sie aus einem Menschen entstanden ist. Und wenn sie am Rauchfang zwitschert, so sagt sie stets: „Verflucht sei eine solche Gefährtin, die so schamhaft ist wie ich!“ Seit der Zeit hat der Brauch aufgehört, daß die junge Frau vor ihren Schwiegereltern nicht sprechen durfte.

Strausz, Die Bulgaren S. 73 = Sbornik umotvor. 7, 137.

IV.

Rumänische Sagen.

a) Ein reicher Mann hatte drei Töchter, eine immer schöner als die andere. Die älteste bat den Vater um die Erlaubnis, die Pferde auf die Sommerweide zu treiben. Es wurde ihr gewährt, aber der Mann gebrauchte eine List, um die Tochter von dem doch immerhin gefährlichen Vorhaben abzubringen. Verkleidet versteckte er sich an dem Wege, auf dem das Mädchen mit den Pferden hinauszog, und brachte die Tiere durch den seltsamen Anblick in wilde Flucht. So mußte das Mädchen wohl oder übel den Pferden folgen und heimlaufen. Nun wollte die zweite Tochter ihr Glück versuchen; auch hier scheuten die Pferde vor der Schreckgestalt des vermummten Mannes. Schließlich machte sich auch die dritte Tochter auf den Weg; sie hatte durch ihren Wunderhund erfahren, daß der Vater jenes Gespenst sei, und als sie an die betreffende Stelle kam, ging sie voran und rief: „Zurück, Vater, du willst doch nicht etwa auch mich erschrecken, wie meine beiden Schwestern!“ Darauf ließ sie der Vater ziehen.

Bald traf die Hirtin einen jungen Hirten; bevor sie aber näher ging, ritt sie schnell in die nächste Stadt und kaufte sich Männerkleider. Mit diesen angetan, kam sie wieder und wurde bald der Freund des Hirten. Der aber glaubte nicht recht, daß sein Gefährte wirklich ein Knabe sei. Auf den Rat seiner Mutter wollte er sich beim Baden darüber Gewißheit verschaffen. Da jedoch kam der Wunderhund seiner Herrin zu Hilfe; er jagte im entscheidenden Moment die Pferde in die Flucht, und so hatte das Mädchen keine Zeit zum Baden.

Dann riet die Mutter, einen Blumenstrauß unter das Kopfkissen zu legen; wäre der Genosse ein Knabe, so würden die Blumen bleiben, ein Mädchen, so würden sie verschwinden. Aber auch hier kam der Hund zu Hilfe; er nahm den Strauß abends weg, trug ihn während der Nacht im Tau umher und brachte ihn so am Morgen viel schöner und frischer wieder. Also scheiterte auch dieser Versuch.

Unterdessen war der Winter nahegerückt, und das Mädchen zog mit den Pferden heim. Der Hirte jedoch verfolgte es und kam gerade dazu, wie es mit einem Stab die Wogen eines großen Gewässers teilte und trocken mit der Herde hindurchzog; dann gingen die Wellen wieder zusammen, und die beiden waren getrennt. Jetzt nahm das Mädchen auch wieder die Mädchenkleider an und rief dem Hirten zu, er solle nicht länger suchen; seine Geliebte sei nicht für ihn bestimmt. Aber der junge Mann machte sich dennoch auf die Reise, um die Geliebte zu suchen; er fand sie auch und raubte sie. Sie aber warf schnell ihren Ring ins Wasser und **gelobte, nicht eher zu reden, als bis sie den Ring wiedergefunden.** Nach einigen Jahren fand die junge Frau selbst den Ring in einem Fisch. Als sie heimkam, begann sie plötzlich zu reden. Vor Freude umarmte sie ihr Mann, der gerade ein Schwein schlachtete, mit seinen blutigen Händen. Sie verwandelte sich in eine Schwalbe und flog davon. Noch heute ist der Kropf des Vogels rot von den blutigen Händen des Mannes.

Marianu, Ornitologia 2, 98.

b) Ein Mädchen verlor seine Eltern durch den Tod und besaß nichts als einige Schafe und einen Hund. Sie war als Hirtenknabe gekleidet und trieb ihre Tiere täglich zur Weide. Dort kam die Kleine mit einem anderen Schafhirten zusammen, dem Sohn eines Drachen, der sie jeden Abend als Begleiter mit auf das Drachenschloß nahm. Doch bald stiegen in dem Knaben Bedenken auf, ob sein Freund wirklich ein Junge oder gar ein verkleidetes Mädchen wäre. Er sagte diese Vermutung seiner Mutter, die zur Prüfung einen Zweig Immergrün unter das Bettkissen des vermeintlichen fremden Knaben legte: war es ein Mädchen, dann würde das Immergrün verschwinden, ein Knabe, so würde es bleiben. Aber der Hund der kleinen Hirtin hatte diese List bemerkt; er sagte seiner Herrin, sie solle abends den Zweig aus dem Bette herausnehmen und erst am Morgen wieder hineinlegen; so würde sie den Nachstellungen der Drachen entgehen. Das Mädchen tat, wie ihm geraten wurde, und täuschte so die Drachenmutter, die ihrem Sohn versicherte, sein Genosse sei wirklich ein Knabe, denn das Immergrün war nicht verschwunden. Die Kleine beschloß aber nunmehr, sich einer möglichen Entführung zu entziehen, und als sie mit dem Drachensohn einmal an ein Meer kam, schlug sie mit einem Stab in die Wogen; darauf teilte sich das Wasser, und sie zog mit ihrer Herde trocken hindurch. Als sie am anderen Ufer angelangt war, gingen die Wogen wieder zusammen, und nunmehr vom Drachensohn getrennt, nahm sie ihre Kappe ab, das goldne Haar fiel herunter — und der junge Drache sah, wie er getäuscht worden war.

Von Liebe getrieben, erwog der Jüngling, wie er wohl die Geliebte einholen könnte. Da riet ihm seine Mutter, auf einem Schiffe das Meer zu durchqueren. Das tat er auch und kam so als Kaufmann an das andere Meerufer. Die Leute kamen an Bord, um die Waren zu beschauen. Auch die Geliebte kam ohne Bedenken; aber kaum hatte sie das Schiff betreten, da fuhr der Drachensohn ab und gab sich dem Mädchen zu erkennen. Dieses aber warf schnell seinen Ring ins Meer und sagte zu ihrem Entführer: „Erst wenn du den Ring gefunden haben wirst, werde ich mit dir sprechen.“ Die Geraubte hielt ihr Versprechen, sie kamen zur Drachenburg, es wurde Hochzeit gehalten, aber **kein Wort richtete die junge Frau an ihren Mann.**

Eines Tages jedoch fand der junge Drache im Leibe eines Fisches, den er aufschnitt, den Ring. Schnell eilte er zur Geliebten, umarmte sie und zeigte ihr das

Kleinod; sie aber verwandelte sich schnell in eine Schwalbe und entfloh durchs Fenster. Der Drache suchte sie an der Mitte des Schwanzes zu fassen, riß aber nur einige Federn heraus, und deshalb hat die Schwalbe einen zweizinkigen Schwanz, am Kropfe aber einen roten Fleck, denn der Drache war vom Reinigen des Fisches noch blutig, als er seine Geliebte umarmte.

Marianu, Ornitologia 1, 82.

c) Eine arme Witwe hatte drei Mädchen; das jüngste, sehr schön und mit goldenem Haar, sprach eines Tages zur Mutter: „Ich will mich aufmachen und bei der Drachin Schafhirt werden.“ Weil der Sohn der Drachin aber die Kleine liebte, so nahm sie Männerkleider und begab sich an den Drachenhof. Der Sohn glaubte nicht recht, daß sein Gefährte wirklich ein Knabe sei; er befragte seine Mutter, die ihm riet, im Walde ein kräftiges Bäumchen abzuschneiden und den Gefährten zu fragen, was er daraus machen würde. Sage er „einen Spinnrocken“, so sei es ein Mädchen, sage er aber „einen Wagen“, so sei es ein Knabe. Dieses tat der junge Drache, und auf seine Frage bekam er die Antwort: „Einen Wagen.“

Die Mutter gab ihm noch einen anderen Rat: er solle mit dem Hirten baden. Als sie aber so weit waren, merkte das Mädchen die Absicht und jagte ihren Hund unter die Schafe, die wild davon liefen. Nun mußte die Hirtin den Schafen nach und konnte nicht baden.

Später wollte der Drache den Versuch wiederholen; da sprang das Mädchen angekleidet ins Wasser, gelangte ans andere Ufer und zeigte von da ihre goldenen Haare.

Jetzt hatte der junge Drache nur noch den Gedanken, wie er das Mädchen einholen könnte. Er machte sich deshalb auf die Reise als ein Kaufmann mit vergoldetem Spinnrocken. Er traf zunächst die Schwester der Geliebten, dann diese selbst. Als sie ahnungslos in den Wagen gestiegen war, um die Waren zu sehen, fuhr er auf und davon und brachte die Entführte mit heim, wo er sie heiratete. Aber unterwegs warf das Mädchen seinen Ring ins Wasser und **gelobte, nicht eher zu reden**, als bis es den Ring wiederbekomme. Auch mit der Schwiegermutter sprach die nunmehrige Frau nicht; deshalb wollte jene sie beseitigen. Sie schickte sie zu ihrer ältesten Schwester nach einem Weberkamm; dort, hoffte sie, werde die Schwiegertochter umkommen. Jedoch der Gatte erbarmte sich seiner Gattin und sagte ihr, sie solle beim Essen den ersten Bissen auf der Zunge behalten; dann könnte ihr nichts geschehen. Die Frau kam zur ersten Schwester, sie aß Hahnenbraten, und nichts stieß ihr zu, da sie den Rat ihres Mannes befolgte. Dann wurde sie zur zweiten Schwester geschickt, aß Lammbraten, und er schadete ihr nichts. Dann kam sie zur dritten Schwester; hier sollte sie die Hand eines toten Menschen essen, sie versteckte sie aber hinter ihrem Gürtel, und als die Alte fragte, ob sie die Hand auch gegessen hätte, da bedeutete sie ihr, sie wäre unter ihrem Herzen. Dann erhielt sie den Weberkamm, die Alte aber verlangte ihre Hand zurück. Da zog sie die Totenhand unter dem Gürtel hervor und gab sie ihr. Dann ging sie wieder zur zweiten Schwester, und diese verlangte das gegessene Lamm zurück (weil die Frau nicht daran gestorben war); da sprang das Lamm aus dem Munde heraus, und bei der ersten Schwester flog der gegessene Hahn lebendig heraus. Schließlich kam die Frau wieder zur Schwiegermutter und brachte den Weberkamm. Unterdessen hatte diese ihrem Sohn eine andere Frau gegeben, in der Hoffnung, daß die erste von ihrer Schwester getötet worden wäre. Jetzt war sie höchst erstaunt, die Frau lebendig wiederzusehen, und schickte diese sofort nach Wasser aus. Gehor-

sam ging sie und fand dabei ihren Ring. Nun konnte sie wieder reden, und sie machte ihrer Schwiegermutter bittere Vorwürfe wegen ihrer Schlechtigkeit. Als der Mann sie hörte, eilte er schnell herbei und umarmte sie mit blutigen Händen (er schlachtete gerade ein Schaf). Die Frau aber entfloh ihm, in eine Schwalbe verwandelt. Der Mann flog ihr nach, er wurde zu einer männlichen Schwalbe. [Die Ätiologie, daß der rote Fleck an der Kehle der Schwalbe von dieser Umarmung herrühre, ist aus den Parallelen zu ergänzen.]

Marianu, Ornitologia 2, 88.

d) Eine Witwe schickte ihre Tochter mit den Schafen auf die Weide, in Männerkleidern, um sie mehr zu schützen. Draußen traf das Mädchen einen Hirtenknaben, den Sohn einer Drachin; beide kamen eines Abends zu der Alten. Der Sohn sagte seiner Mutter, er vermute, sein Gefährte sei ein Mädchen. Um Gewißheit zu verschaffen, riet die Mutter, Blumen unter das Kopfkissen des Mädchens zu legen; würden sie vertrocknen, so sei es wirklich ein Mädchen; blieben sie frisch, so sei es ein Knabe. In der Nacht konnte die Kleine nicht schlafen; deshalb merkte sie, wie man Blumen unter ihr Kopfkissen legte. Schnell nahm sie aus ihrer Hirtentasche einen Zauberspiegel, um den geheimnisvollen Vorfall erklärt zu sehen; aber schon war die alte Drachin da, sah die vertrockneten Blumen und entdeckte die Verkleidung. Der Hirtenknabe, der die Kleine liebte, heiratete sie; sie aber **schwor, kein Wort mit ihm zu reden**. Darüber lachte der junge Mann, umarmte und drückte sie, daß fast die Augen aus dem Gesichte quollen. Als das Mädchen diese Behandlung sah, verwandelte es sich in eine **Ameise** und entfloh. Der Mann verfolgte den Käfer und schnitt ihn mit einem Messer fast mitten durch in zwei Teile, die nur durch einen schmalen Fleischstreifen verbunden blieben. So ist die Ameise geblieben bis heute.

Marianu, Insectele S. 234.

V.

Rumänische Sagen.

a) Eine Frau hatte eine sehr schlechte Schwiegermutter, von der sie täglich unaufhörlich gequält wurde. Wo hat man jemals in dieser Welt eine gute Schwiegermutter gesehen? Schließlich ging die Alte so weit, daß sie ihre Schwiegertochter in Stücke zerschnitt und so tötete. Aber kaum hatte der Mann diese Schandtat gesehen, so nahm er seine Mutter und wollte sie im Ofen verbrennen. Die Mutter Gottes nahm jedoch die Frau in Schutz, rettete sie durch die Ofenröhre und verwandelte sie in eine Schwalbe. Als Kennzeichen ihrer Schlechtigkeit verschnitt sie ihr aber den Schwanz und gab ihm die Form einer Schere oder besser die Form der zwei Messer, mit denen die Alte ihre Schwiegertochter getötet hatte. Von der Flucht durch den Ofen hatte der Vogel ein schwarzes Gewand bekommen; der rote Fleck am Kropf ist beim Beginn des Verbrennens herausgeflossenes Blut; die weißen Federn bedeuten den Überrest des Hemdes, mit dem sie beim Verbrennen bekleidet war.

Marianu, Ornitologia 2, 106.

b) Die Sântă Duminică (= heilige Sonntag) befahl, als sie einst zur Kirche ging, ihrem Dienstmädchen, die Speisen so zuzurichten, daß sie bei ihrer Rückkehr fertig wären, nicht zu warm und nicht zu kalt. Das Mädchen aber versah sich in der Zeit; als die Heilige zurückkam, war das Essen noch so heiß, daß sie sich verbrannte. Zur Strafe verwandelte sie das Mädchen in eine Schwalbe und bestimmte, daß dieser Vogel nur in den Ländern leben sollte, wo die größte Hitze

herrscht. Daher nistet noch heute die Schwalbe auf dem Boden der Häuser, wo doch die größte Hitze ist, und kommt nur in heißen Ländern vor.

Marianu, Ornitologia 2, 108.

VI.

1. Rumänische Sage.

Einem Ehepaar starben alle drei Kinder auf einmal. Beim Begräbnis war die Mutter wunderbarerweise außerordentlich lustig und freute sich auffällig. Bald darauf starben ihre Schwiegereltern; bei ihrem Begräbnis weinte und klagte die Frau unaufhörlich. Da fragte sie ihr Mann, warum sie jetzt so weine, während sie beim Begräbnis der Kinder keine Träne vergossen habe. Sie antwortete, ihre Kinder kämen ins Paradies; darüber habe sie sich gefreut; ihre Schwiegereltern aber kämen wegen ihrer Schlechtigkeit in die Hölle, darüber habe sie geweint.

Der Mann ärgerte sich sehr über diese Antwort und behandelte seine Frau sehr schlecht; als er sie wieder einmal schlagen wollte, verwandelte sie sich in eine Schwalbe und entfloh. Ihr Mann suchte sie am Schwanze festzuhalten, riß ihr aber nur die mittleren Federn aus, was man noch heute an dem zweizinkigen Schwanze der Schwalbe sehen kann.

Marianu, Ornitologia 2, 109.

2. Walachische Sage.

Die Rauchschwalbe war ehedem ein Mädchen, das stets mit seinen Eltern haderte und andere verleumdete. Zur Strafe wurde sie in ihre jetzige Gestalt verwandelt und muß ihr Nest in Schornsteinen bauen, dem schwärzenden Rauche ausgesetzt.

Arthur und Albert Schott, walachische Märchen S. 284.

3. Estnische Sage.

Einmal kam ein Bettler in ein Haus, wo eine Hochzeit gefeiert wurde. Er wurde nicht hereingelassen, weil er so zerlumpt war. Der Bettler bat um Nachtquartier, welches ihm verweigert wurde, da nicht mal für die Gäste Platz genug sei. Der Bettler bat wenigstens neben dem Hunde auf der Türschwelle schlafen zu dürfen, weil das nächste Gesinde weit sei und er vor Hunger und Frost sterben müsse. Auch das wurde ihm versagt.

Das war aber kein wirklicher Bettler, sondern es war Gott selbst, der sehen wollte, wie die Menschen die armen Leute behandeln.

Als der Bettler vom Gesindewirte ohne ein Stück Brot vertrieben worden war, ging er zu einer Badstüblerin, einer armen Witwe. Diese war sofort bereit, ihm ein Nachtlager zu geben. Aber Essen konnte sie ihm nicht geben, da sie selbst nichts hatte, als eine junge Kuh und eine Handvoll Mehl. Der Bettler sagte, sie solle die Kuh schlachten und aus dem Mehl Klöße machen, dann habe sie selbst zu essen und er, der Bettler, bekomme auch.

Es war der armen Witwe nicht leicht, die Kuh zu schlachten, aber schließlich tat sie es doch des Gastes wegen.

Dann bereitete sie eine Suppe mit Klößen. Der Bettler trank nur etwas von der Suppe und befahl dann der Witwe, die vier Schenkel der Kuh in den Stall, in jede Ecke einen, zu bringen, und ein paar Klöße solle sie in die Kammer werfen. Das tat die Frau, und dann legten sie sich schlafen.

Am anderen Morgen fand die Witwe vier schöne Kühe im Stall und in der Kammer so viel Mehlsäcke, wie sie Klöße hineingeworfen hatte. Der Bettler schickte den Sohn der Witwe ins Hochzeitshaus, zu sehen, was die Leute machten.

Dieser kam und erzählte, daß alle am Tisch säßen und ihnen der Geifer vom Munde fließe. Als der Knabe das zweitemal hinging, fand er, daß alle auf allen Vieren standen und sie wie Wölfe heulten.

Dann ging der Bettler selbst mit einem Schwerte in der Hand hin und blieb vor der Tür des Hauses stehen. Als der Bettler ins Zimmer trat, waren alle in Wölfe verwandelt und liefen in den Wald. Aber das Brautpaar war zu einem **Schwalbenpaar** geworden.

Als sie hinausflogen, schlug der Bettler ihnen den Schwanz mitten durch. Darum haben die Schwalben noch heute einen geteilten Schweif.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

3. Entstehung des Kuckucks.

1. Aus Ostpreußen.

In alten Zeiten lebten ein Mann und eine Frau, die hatten sieben Kinder. Der Mann war unverträglich und mißhandelte Weib und Kind. Da flüchtete die Frau in ihrer Not mit den sieben Kindern zum lieben Gott und rief ihn um Hilfe an. Der liebe Gott war sehr entrüstet über die Roheit des Gatten und Vaters und wollte ihn zur Rechenschaft ziehen. Doch dieser war in seinem Hause nicht zu finden. Als aber Gott seinen Namen rief, antwortete eine Stimme aus dem Backofen: „Kuckuck!“ Und Gott sprach: „Da du deine Frau und deine Kinder so schlecht behandelt und nun auch mich noch verhöhnt hast, sollst du ein Vogel sein, der nur Kuckuck ruft — der Welt zum mahnenden Beispiel. Deine Frau und Kinder aber will ich zu mir nehmen und zu Sternen machen. Hüte dich nun, daß dich deine Kinder nie sehen, sie würden sonst Rache an dir nehmen.“

Wie der Herrgott gesagt, so ist es geschehen. Der Kuckuck ruft seinen Namen noch heute durch die Welt. Die Frau glänzt als Abendstern am Himmel, und die sieben Kinder leuchten als „Siebengestirn“. Aber sobald sie sich am Himmel zeigen, versteckt sich der Kuckuck und hütet sich wohl, seinen Ruf erschallen zu lassen.

Frischbier, zur volkstüml. Naturkunde. Beitr. aus Ost- und Westpreußen. Altpreuß. Monatschr. 22 (1885) S. 294. Vgl. Lemke, Volkst. in Ostpr. 2, 285: Wenn der Kuckuck anfängt zu rufen, so verschwindet der Siebenstern; und wenn der Siebenstern wieder zum Vorschein kommt, hört der Kuckuck auf zu rufen.

2. Aus Mecklenburg.

De Soebenstiern is den Kukuk sien Fru mit söß Kinnern; dee hebben sik vertüürnt.

Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 2, 408.

Vgl. ebd. S. 411: Viertig Dag' un viertig Nacht darf de Kukuk sik man sehn laten, denn is dat Soebenstiern hier wech; wenn dat wedderkümmt, denn mööt de Kukuk wider.

Vgl. Ztschr. d. Vereins f. Volksk. V (1885) S. 430f. aus Mecklenburg: das Siebengestirn ist die Frau mit ihren sechs Kindern. Der Kuckuck will sie mit seinem Ruf locken, aber sie kommen nicht. Eine mecklenburgische Redensart lautet: de stahn sik as Kuckuck und Säbenstirn. Vgl. Bartsch 2, S. 175.

Parallele Anschauung der Isubu in Kamerun: Ein Sternbild am südl. Himmel, das aus sieben Sternen besteht, einem großen und sechs kleineren, heißt die Waisenkinder. Der große Stern ist einem Hausvater gleich, dessen Frau gestorben ist und dessen Kinder nun verlassen und klagend bei ihm stehen.

Seidel, Z. f. afr. u. oz. Spr. 6, 169.

3. Aus Pommern.

Ein Mann lebte mit seiner Frau in stetem Unfrieden, und im Ärger ver-

wünschten sie sich gegenseitig. Der Mann wurde zum Kuckuck, die Frau, da sie weniger schuld war, wurde mitsamt den Kindern zum Siebengestirn.

U. Jahn, Volkssagen aus Pommern.

4. Aus Dänemark.

a) Ein Mädchen hatte sieben uneheliche Kinder geboren. Ein Mann begegnete ihr und sprach: „Guten Tag, du, mit deinen sieben Hurenbälgen!“ Zur Strafe verwandelte ihn Gott in einen Kuckuck, die Kinder wurden als Sterne in den Himmel gesetzt.

Solange der Kuckuck singt, sieht man des Sommers das Siebengestirn nicht.

Kristensen, Folkeminder IV, 335, Nr. 428.

b) Kuckuck und Siebengestirn sieht man nicht auf einmal. Einst lebte ein Mann und seine Frau in Unfrieden, wünschten, daß sie sich nimmer in der Welt begegneten; sie wurden erhört, der Mann wurde zum Siebengestirn, die Frau zum Kuckuck.

Kristensen, Folkeminder VI, 235, Nr. 323.

5. Aus Böhmen.

Eine Gastwirtin hatte sechs Töchter. Sie und die Töchter spendeten reichlich Almosen und linderten überall die Not, wo sie nur konnten. Nur mußte das ohne Wissen des Vaters geschehen, denn dieser war ein sehr geiziger Mensch. Einmal erwischte er sie aber doch, als sie einem armen Bettler ein Almosen verabreichten. Da fluchte er entsetzlich — und siehe, Gott verwandelte ihn in einen Kuckuck, die Wirtin samt den Töchtern machte er zu Sternen, dem „Siebengestirn“. Wenn man am Himmel das Siebengestirn sieht, so schreit der Kuckuck nicht. Schreit aber der Kuckuck, so sieht man das Siebengestirn nicht.

Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler, S. 5.

6. Rutenische und polnische Sage.

Eine Prinzessin, die auf Drängen der Mutter eingewilligt hat, einen alten Mann zu heiraten, hält sich am Hochzeitstage verborgen und ist nirgends zu finden. Soviel auch die Mutter sucht, ruft und bittet, es ertönt nur immer ein Lachen, so daß jene ausruft: „Verberge dich für alle Ewigkeit und antworte immer wie jetzt!“ Da wurde die Prinzessin zum Kuckuck. Sie hat jedoch ihre Herkunft nicht vergessen. Zu stolz, sich selbst ein Nest zu machen und zu brüten, fängt sie kleine Vögel und zwingt sie, ihre Eier auszubrüten. Wenn sie bemerkt, daß ein solcher Vogel entfliehen will, bindet sie einen seiner Füße mit einem Pferdehaare am Neste an.

Die Natur, N. F. 5, 1879, S. 201. Vgl. Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler, S. 5.

7. Aus der Ukraine.

Eine Frau, die ihren Mann erschlug, wurde in einen Kuckuck verwandelt und muß bis zum Tage des letzten Gerichts vereinzelt umherfliegen.

Die Natur, N. F. 5, 1879, S. 201. Auch: Am Urquell 3, 18 (aus dem Dorfe Berhomet am Prut) und bei Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler, S. 5.

8. Aus der Schweiz.

Der Kuckuck ist vor alters ein geiziges Weib gewesen, eine rechte Batzengaunerin, und hat mit Wecken gehandelt.

Einmal kam ein armes hungriges Büblein zu ihr und wollte ihr ein Wecklein

abkaufen. „Wie teuer ist so ein Wecklein?“ fragte es. „He,“ sagte sie, „so viel Kreuzer kost's, als ich dir auf die bloße Hand legen kann.“ „Es soll gelten,“ sprach das Büblein, und hielt seine Hand hin. Aber da konnte die Geizige gar kein Ende finden mit dem Kreuzerlegen. Wo nur immer noch ein winziges Stückchen von der Hand vorguckte, wußte sie noch einen Kreuzer hinzuzwängen, und da kriegte's das hungrige Büblein am Ende so mit der Angst und Ungeduld, daß es unwillig ausrief: „Flieg auf und ruf guckguck!“ Und beim Wetter! — kaum hat er's raus, so ist das geizige Weib zum Kuckuck worden und ist ein Kuckuck geblieben bis heutigen Tages.

Nach dem mundartl. Märchen bei Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz, S. 182. Bei Lütolf, Sagen, S. 355, eine Luzerner Abart, worin der Knabe zum Kuckuck verwünscht wird, weil er der Frau das Brötchen nicht für den geforderten Preis abkaufen will.

9. Aus Deutschland.

Der Kuckuck ist ein verwünschter Bäcker oder Müllersknecht und trägt darum farbiges, mehlbestaubtes Gefieder. In teurer Zeit hat er armen Leuten von ihrem Teig gestohlen, und wenn Gott den Teig im Ofen segnete, ihn herausgezogen, bezupft und dabei jedesmal schadenfroh gerufen: „guck, guck!“ (ei sieh!).

Darum strafte ihn Gott der Herr und verwandelte ihn in einen Raubvogel, der unaufhörlich dies Geschrei wiederholt.

Grimm, Mythol.[4], 564.

Über das unehrliche Müllerhandwerk vgl. z. B. Kirchhof, Wendunmut 1, 288 ff., Hauffen, Gottschee S. 425.

10. Aus Deutsch-Böhmen.

Der Kuckuck ist eine verzauberte Frau, nach andern ein verzauberter Müller oder Bäcker.

Grohmann, Aberglauben und Gebräuche, Nr. 474.

11. Aus Rußland.

a) Es war einmal eine böse Frau, die ermordete ihren Mann. Dafür hat sie Gott zur Strafe in einen Kuckuck verwandelt und hat sie verurteilt, ewig paarlos zu bleiben und in den Wäldern herumzuirren.

Kupczanko, Am Urquell III, 18. Dragomanov, Mal. narodn. pred. S. 8, Nr. 27.

b) Der Kuckuck ist eine verwünschte Prinzessin. Sie buhlte mit allen Bewerbern, und da verfluchte sie einer, daß sie ihr Lebelang als Kuckuck umherfliege und „Kuckuck“ rufe.

Federowski, Lud biatorusski 1, Nr. 633. Vgl. 634: Der Kuckuck war einst ein sehr ausschweifendes Mädchen; Gott verwandelte sie in den Vogel.

c) Eine junge anmutige Fürstin gewann einen Junker von ganzem Herzen lieb, mußte aber ihre Liebe vor dem Vater verbergen. Denn dieser haßte ihn. Einst beschied er ihn vor sich, um ihn zu schelten. Da vergaß sie sich und sprach zu ihm: „Ach, du mein liebster Kuckuck!“ Da verwünschte sie der Vater: „So mögest du selbst ein Kuckuck sein!“ Und sie flog als Kuckuck davon.

Nach Zbirnyk 13, Nr. 303 (gekürzt) = Soria 1885, 118. Im wesentlichen gleich auch: Čubinskij, Trudi 1, 61.

d) Der Kuckuck ist ein Mädchen, das wegen eines verlorenen Schlüssels von seiner Mutter verflucht ward.

Dobrovolskij, Smol. Ethnogr. Sbornik 1, 277, Nr. 39.

4. Verschiedenes.

1. Rumänische Sagen.

a) Ein Ehepaar lebte mit seinen Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen, in Glück und Frieden, bis die Mutter starb. Um nun den Kindern, die sich aufs zärtlichste liebten, wieder eine Mutter zu geben, verheiratete sich der Mann wieder. Aber die Stiefmutter konnte die Kinder nicht ausstehen; sie brachte nach vielen vergeblichen Versuchen ihren Mann schließlich so weit, daß er die Kinder im Walde aussetzte. Als nun die Kleinen vergeblich auf die Rückkehr des Vaters gewartet und auch die Nacht im Walde verbracht hatten, machten sie sich auf den Weg, um allein den Heimweg zu suchen. Sie kamen an einen Stein, der die Form eines Tieres hatte; darauf ließen sie sich nieder, doch kaum hatten sie Platz genommen, so wurde der Stein lebendig und trug die Kinder durch den Wald an die Grenze ihres Heimatsdorfes. Dort stiegen sie ab; sogleich lief das Tier in den Wald zurück, da merkten die Kinder, daß ihre Mutter in Gestalt eines Rehes sie hierhergebracht. Sie kamen nach Hause zur Freude des Vaters, zum Ärger und Entsetzen der Stiefmutter, die nun auf neue Pläne sann.

Eines Tages war der Vater auf dem Felde, die Kinder spielten in der Scheune. Da beschloß das Weib, ihren Plan auszuführen. Mit einem Strick und einem Messer ging sie in die Scheune und rief ihre Kinder herbei. Diese kamen arglos; als aber die Stiefmutter Hand an sie legen wollte, verwandelte Gott die unschuldigen Kinder in ein Paar **Tauben**, die sich auf dem Dache niederließen und so dem Verderben entgingen. Deshalb sind die Tauben so artige Tiere, weil sie vorher unschuldige Kinder waren; deshalb ist immer eine bei der andern, weil es Zwillinge waren; deshalb legt auch die Taube nur je zwei Eier.

Reteganul, Povești din popor, S. 201, 1895.

b) Ein Ehepaar wünschte sich schon immer ein Kind, aber vergebens. Da kam eines Tages eine bettelnde Zigeunerin zu der Frau und riet ihr, ein bestimmtes Kraut immer bei sich zu tragen; dann werde ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Nach längerer Zeit bekam sie dann auch ein Kind, ein hübsches Mädchen, das Zina genannt wurde. Bald darauf starb die Mutter. Zinas Vater heiratete wieder, und nun begann für Zina eine traurige Zeit, denn die Stiefmutter, eine Zauberin, haßte das Mädchen. Schließlich verwandelte sie es in einen Vogel und entfloh selbst aus dem Hause. Als ihr Mann heimkam und das Haus verlassen fand, machte er sich auf den Weg, um Frau und Kind zu suchen. Er nahm unter anderem auch den Vogel in einem Käfig mit. Als er weit gewandert war, wurde er von dem Mädchen über seine Lage aufgeklärt. Nun hatte er nur den einen Wunsch, den Vogel wieder in das Mädchen zu verwandeln. Da kam er einmal an einen Garten, in dem er sich niederließ. Sogleich aber trat ein alter Mann auf ihn zu, der verzaubert war und jedem ihm zu nahe kommenden Menschen töten mußte. Der arme Vater erbat sich eine Frist von einem Jahre, dann wollte er zurückkehren. Er suchte auch dieses Jahr noch nach einem Mittel, Zinas Zauber zu lösen, fand aber keins. So kam er dann lebensüberdrüssig wieder zum verzauberten Alten. Hier sollte er nunmehr getötet werden, aber auf Bitten von drei vorüberkommenden Menschen wurde er erlöst, und auch von jenem Alten wich der Zauber, da drei schuldlose Seelen für den dem Tode geweihten Mann gebeten hatten. Aber auch später gelang es dem Mann nicht, Zina zu erlösen. Er starb, und Zina blieb ein Vogel, blieb die verzauberte **Wachtel** bis heute.

Marianu, Ornitologia 2, 222.

c) Es waren einmal zwei Brüder, die sich mit ihrer nicht unbedeutenden Habe auf die Wanderschaft begaben. Der Ältere war ziemlich dumm, der Jüngere um so klüger. Der Dumme zog nach Westen, während sein Bruder sich gen Osten wandte, und hatte nach längerer Reise sein ganzes Vermögen verzehrt. Mittellos bettelte er in einem Dorfe und nahm schließlich beim Dorfschulzen eine Schafhirtenstelle an. Wie er nun durch den Wald streifte, hörte er eines Tages eine herrliche Musik; er ging den Tönen nach und fand eine wunderbare Flöte, mit der er herrliche Lieder seinen Schafen vorspielen konnte. Ein andermal fand er einen wundervollen Schatz; dumm wie er war, wußte der Hirte das Geld nicht zu schätzen. Er nahm nur dreihundert Kettchen und legte sie seinen Schafen um den Hals. Da kamen einmal Kaufleute vorbei, die jene kostbaren Ketten sahen und den Hirten nach ihrem Herkommen fragten. Dieser führte sie bereitwilligst zu dem Schatz, wo jene sich aussuchten, was sie nur wollten, ja sie luden den ganzen Schatz auf ihre Tiere und nahmen sogar den dummen Hirten mit, mit dem Versprechen, ihm zur Belohnung eine hübsche Frau zu verschaffen. So kamen sie zur Residenz des Kaisers; sie schickten dem Herrscher einige Kleinodien, wurden daraufhin eingeladen und brachten es so weit, daß der dumme Hirt, den der eine Kaufmann für seinen klugen Sohn ausgab, die Kaisertochter heiratete. Dann drückten sich die Kaufleute heimlich und zogen mit ihren Schätzen weiter. Der Dumme hielt es aber auch nicht lange aus; auch er floh und kam zu einer Zauberin. Diese lehrte ihn allerhand Verwandlungskünste, verbot ihm aber, sich in ihrer Abwesenheit mit dieser Kunst zu beschäftigen. Der Dumme aber fand ein Glas mit einer roten Flüssigkeit; er trank daraus und wurde alsbald in einen Vogel verwandelt, in den **Storch**, dessen lange Beine, langer Hals und Vorliebe, sein Nest in der Nähe von Menschen zu bauen, noch heute an seinen menschlichen Ursprung erinnern.

Marianu, Ornitologia 2, 315.

d) Einem armen Mädchen starben beide Eltern kurz aufeinander. Es nahm einen Dienst beim Bojaren an und lebte dort glücklich, bis ein Räuberhauptmann sich in das Mädchen verliebte und es auf sein Schloß entführte. Da die Geliebte aber die Liebe nicht erwiderte, so verkaufte er sie an einen Gastwirt im Walde, der Fremde schlachtete und den Gästen vorsetzte. Hier mußte das Mädchen in der grausamen Wirtschaft helfen, bis eines Tages die Mutter des Gastwirts, eine Zauberin, die über den gottlosen Lebenswandel ihres Sohnes tief betrübt war, die Gefangene in eine **Ente** verwandelte und so befreite; durch ihre Zauberei bewirkte sie auch, daß das ganze Haus einstürzte und Sohn samt Zauberin selbst unter seinen Trümmern begrub. Deshalb konnte die Alte die Ente nicht wieder in das Mädchen zurückverwandeln.

Die Ente ist so fett, weil auch das Mädchen ziemlich wohlbeleibt war; deshalb kann sie nicht gut gehen, sondern wankt hin und her. Die Leute sagten, sie brauche Stützen, um nicht von einer Seite zur andern zu wanken. „Stützen“ heißen in der Bukowina „raze“ (radę); daraus wurde rața = Ente. (Diese Etymologie ist aber wenig glaubwürdig, rața wird vielmehr als slawisches Lehnwort angesehen.)

Marianu, Ornitologia 2, 385.

e) Die **Turteltaube** war ursprünglich eine junge Frau, die mit allen hübschen jungen Männern schön tat und liebäugelte. Zur Strafe verwandelte sie Gott in die Turteltaube, die nur ihren Gatten liebt und auch nach seinem Tode ihm noch treu bleibt: sie lebt dann zurückgezogen ohne einen zweiten Mann.

Marianu, Ornitologia 2, 204.

f) Während eines Gastmahls ging die Tochter eines Kaiserpaares in den Garten, um sich zu erfrischen. Im weichen Grase schlief sie ein, wurde schlafend von einem Engel durch die Lüfte getragen und an einem anderen Orte wieder heruntergelassen. Wie sie erwachte, fand sie sich in einem fremden Lande. Sie empfand Hunger und stillte ihn durch den Genuß einiger Äpfel; um den Durst zu löschen, mußte sie aber lange Wasser suchen, bis sie es endlich an einem riesigen Berge fand. Aber kaum hatte sie getrunken, so wurde sie in einen **Geier** verwandelt.

Marianu, Ornitologia 1, 179.

g) Ursprünglich lebten die Geier nur in „jener Welt". Eine Stiefmutter haßte ihren Stiefsohn und wußte den Vater dahin zu bringen, daß er seinen Knaben in einem Walde aussetzte. Dasselbe Schicksal hatte die Stieftochter eines reichen Mannes, der einem Diener befahl, das Mädchen im Walde zu töten und als Beweis dafür das rechte Auge mit heimzubringen. Der Diener ließ aber das Kind am Leben, setzte es im Walde aus und brachte das Auge eines Hundes.

Die beiden Kinder trafen sich nun im Walde; ein Engel in Gestalt eines Geiers brachte ihnen täglich zu essen, bis sie groß waren. Dann kam ein verirrtes Geierweibchen zu ihnen, das von der Schwiegermutter aus „jener Welt" verjagt worden war; dieser Vogel flog mit den beiden, die sich an den Geierfüßen festhielten, aus dem Walde hinaus in eine Stadt, wo der junge Mann wegen seiner Schönheit bald zum König erwählt wurde, und das Mädchen wurde seine Frau. — Das Geierweibchen lebte weiter am Königshofe, brütete einen männlichen und einen weiblichen Geier aus, die die Stammeltern der Geier in dieser Welt wurden. Schließlich starb der Vogel, und der König fertigte aus den Füßen einen Peitschengriff, wie es noch heute die Jäger tun.

Marianu, Ornitologia 1, 182.

h) Ein Krämer, „ein wahrer Grünwanst", betrog, wen er nur konnte, sowohl seine Kunden als auch die, welche von ihm Geld liehen. Schließlich wurde er ein solcher Betrüger, daß Gott ihn zur Strafe in den **Gimpel** verwandelte. Dieser Vogel hat einen großen Kopf und einen dicken Schnabel; denn schon jener Betrüger hatte einen Kopf von der Größe eines Kürbis und einen breiten Mund mit herabhängenden Lippen. Das Rote am Schnabel und Leib bedeutet das Blut, womit sich der Krämer durch den Betrug befleckt, und das Schwarze auf dem Kopfe seine Schafpelzmütze.

Wenn man einen Gimpel fängt und in einen Käfig sperrt, so lebt er nicht lange, sondern beißt sich die Zunge ab, um nicht dem Spott derer ausgesetzt zu sein, die er früher betrogen hat.

Marianu, Ornitologia 1, 420.

i) Als eine Frau mit zwei Knaben und einem Mädchen zur Zeit der großen Hungersnot — Gott weiß, wann sie gewesen ist — Brot in den Backofen schieben wollte, aßen ihre beiden Jungen von Hunger gequält vom ungebackenen Brote. Die Mutter wurde sehr ärgerlich und verwünschte die Knaben, die sich entfernten und zu **Adlern** wurden. Wie nun das Mädchen heimkam und ihre Brüder vermißte, da sagte ihm die Mutter, die beiden Knaben seien in die Welt hinausgezogen, um sich ihr Brot selbst zu suchen. Sehr betrübt über diesen Verlust, beschloß das Mädchen, ihre Brüder zu suchen, und zog auch in die Weite.

Sie lief und lief und kam bis ans Ende der Welt; dort wollte sie vom Hunger überwältigt sich schon ihrem Schicksale übergeben, da sah sie auf einmal einen großen Wald, in den sie hineinging. Bald kam sie an einen gewaltigen

Palast, der von vielen Singvögeln bewohnt und von zwei Ungetümen bewacht wurde. Sie wartete, bis diese Wächter schliefen, und trat dann ein. Zuerst traf sie einen Fuchs, der sich über den fremden Eindringling nicht genug wundern konnte und dem Mädchen in Aussicht stellte, vom Herren des Schlosses aufgefressen zu werden. Die Kleine erschrak gewaltig, wurde aber von der dazukommenden Herrin in Schutz genommen, die schließlich auch den Herren, einen gewaltigen Löwen, von dem grausamen Vorhaben abbrachte. Der Löwe selbst fragte, ob jemand die beiden Brüder (das Mädchen wußte nichts von der Verwandlung in Adler) gesehen oder gefressen hätte. Da dies nicht der Fall war, ließ er das Kind gehen und weitersuchen.

Nun kam das Mädchen an eine Hütte im Walde, wo ein altes Weib ihr sagte, die Brüder seien in Adler verwandelt worden und wohnten auf einem sehr hohen Berge; dort sollte sie nur hingehen.

So kletterte denn die Kleine auf jenen Berg hinauf und gelangte in die Behausung der Adler, einen gewaltigen Palast, wo niemand zu sehen war. Sie aß von den aufgetragenen Speisen und versteckte sich dann. Als die Adler heimkamen und das Mädchen gefunden hatten, erkannten sie ihre Schwester, freuten sich über ihre treue Sorge und sagten ihr: Nur wenn sie sechs Jahre lang schweigen und mit niemandem reden könnte, würde sie ihre Brüder vom Fluche erlösen. Dann entfernten sich die Adler.

Fünf Jahre schwieg die Schwester; da sie die Brüder für tot hielt, glaubte sie wieder sprechen zu können. Aber kaum war das erste Wort über ihre Lippen gekommen, da kamen die Brüder und sagten ihr, daß sie nun auf ewig verloren wären, ewig Adler bleiben müßten. Darauf flogen die beiden in die Welt hinaus; sie sind noch heute Adler und fressen nie Brot, sondern nur Fleisch und Kinder unter sechs Jahren.

Marianu, Ornitologia 1, 154. Vgl. Revue des trad. pop. 8, 42.

2. Aus Griechenland.

Einmal war der **Adler** ein Mensch und hütete Schafe. Die Lämmer ließen ihm das Herz platzen, denn sie liefen ihm davon. Da betete der Mensch zu Gott und sagte, wenn er ihn zu einem Adler machte, würde er das Herz der Lämmer fressen. Gott erhörte seine Bitte und machte ihn zum Adler; und darum, wenn der Adler ein Lamm erwischt, frißt er zuerst sein Herz auf.

Politis Nr. 339.

3. Sage von der Isle of Man.

a) Es ist eine sehr alte Sage, daß einst eine Fee, die sich in eine schöne Frau verwandelte, viele der besten Männer der Insel bezauberte und sie über eine Klippe führte, bis in die See, wo sie den Tod fanden ... Diese Fee wollte der Rache der Inselbewohner entgehen und wurde in einen **Zaunkönig** verwandelt. Seitdem ist dieser Vogel an jedem St. Stephenstag (26. Dez.) in großer Zahl gejagt, gerupft und zu Tode geschlagen worden. Folgendes ist eine Version des Liedes, das bei dem darauffolgenden Umzug vor den Häusern gesungen wird (aus Christmastide in the Isle of Man in Monthly Packet 1868, 301).

1. We'll away to the woods, says Robin the Bobbin,
   We'll away to the woods, says Richard the Robin,
   We'll away to the woods, says Jacky the Land,
   We'll away to the woods, says everyone,
2. What will we do there? says Robin the Bobbin etc.

3. We'll hunt the wren, says etc.
4. Where is he? where is he, says etc.
5. In yonder green bush, says etc.
6. How can we get him? says etc.
7. With sticks and stones, says etc.
8. He's down, he's down, says etc.
9. How can we get him home? says etc.
10. We'll hire a cart, says etc.
11. Whose cart shall we hire? says etc.
12. Johnny Bill Tell's, says etc.
13. How can we get him in? says etc.
14. With iron bars, says etc.
15. He's at home, he's at home, says etc.
16. How will we get him boiled? says etc.
17. In the brewery pan, says etc.
18. How will we get him eaten? says etc.
19. With knives and forks, says etc.
20. Who's to dine at his feast? says etc.
21. The king and the queen, says etc.
22. The pluck for the poor, says etc.
23. The legs for the lame, says etc.
24. The bones for the dog, says etc.
25. He's eaten, he's eaten! says etc.

b) In Neufundland singt man:

The Wren, the Wren, the king of all birds
On St. Stephens Day was caught in the firs.
Though he be little, his honour is great;
Jump up; good people and give us a treat.
With your pocket full of money,
And your cellar full of bur,
We wish you a Merry Christmas,
And a happy New Year.

Journ. of Am. Folklore p. 66 u. p. 143 f.

c) Am 26. Dezember wird im County Leitrim gesungen:

The wren, the wren, the king of all birds
On St. Stephens Day he was caught in the furze,
Although he is little, his family's great,
So rise up, mistress, and give us a treat.

Die wohlbekannte Geschichte wird erzählt, wie der Zaunkönig sich auf des Adlers Rücken versteckte, über seinen Kopf hinausflog und sich zum König erklärte: „Nein, ich bin König!“ Worauf der Adler ihm einen Schlag mit dem Flügel gab und ihn in einen Stechginsterbusch warf. Daher kann der Zaunkönig nur noch von Busch zu Busch fliegen.

Folklore 5, 197. Vgl. Crooke, ebd. 11, 20:

d) Wren hunting which is done by fishermen in the Isle of Man to keep off storms was originally possibly a procession in honour of the sacred beast, which later turned into a hunt.

4. Lettische Sagen.

a) Es war einmal ein Mädchen namens Nira, das gewann der eigene Bruder lieb und wollte es heiraten; auch die Eltern waren es zufrieden. Aber Nira konnte und wollte nicht zum Bruder gehen. Deshalb begab sie sich ans Seeufer, entkleidete sich (nur ein schwarzes Seidentüchlein behielt sie um den Hals) und sprang ins Wasser. Aber Gott hatte Wohlgefallen an ihr und rettete sie vom Tode: er verwandelte sie in einen Vogel — die **Schellente** (anas clangula).

(Nach einer Variante habe sie ein weißes Schnupftüchlein um den Hals gebunden, ehe sie in den See sprang.)

Lerchis-Puschkaitis VI, 19.

b) In einem lettischen Märchen wird erzählt, wie die böse Stiefmutter, eine Hexe, zur Strafe dafür, daß sie der Stieftochter nach dem Leben getrachtet hat, samt ihrer Tochter von Pferden zerrissen wird. Dabei verwandeln sich beide in **Elstern** und fliegen davon.

Lerchis-Puschkaitis IV, 4, Var. 3.

5. Aus Rußland.

Der **Specht** war einst ein Mensch. Dieser Mensch hackte beständig Holz, so daß er es sogar in der Karwoche tat. Da bestrafte ihn Gott. „Wenn du," sagte er, „Holz hackst, meine Woche aber nicht achtest, so sei ein Specht, und wenn du schon hackst, so hacke ewig mit dem Schnabel!" Seht, Brüder, so geschieht es jedem, der Gottes Woche nicht ehrt und die Feste Gottes nicht heilig hält.

B. D. Grinčenko, Is ust naroda S. 16.

6. Aus Bulgarien.

Die **Tauben** sind aus den Kindern eines Pfarrers entstanden, die im Frühling gar viel sangen. Ihr Gesang war aber nicht fromm, sondern sie verfluchten in bösen Verwünschungen den Pfarrer, ihren Vater, weil er sie nicht zum Lehrer geschickt hatte, damit sie aus Büchern lernen; und auch sich selbst verwünschten sie und wurden also Tauben. Folgendes sagten sie und verfluchten den Pfarrer: „Erblinden soll der Pfarrer, mag er kein Buch mir geben, daß ich daraus was lerne, damit aus mir was werde!"

Strauß, Die Bulgaren, S. 74.

7. Aus Estland.

a) In alten Zeiten gab es fast in jedem Dorf eine Hexe. Von einer Hexe wird erzählt, daß sie einmal einem lebenden Wolf die Haut abgezogen habe. Sobald sie sich diese Wolfshaut anzog, wurde sie selbst zum Wolfe. In dieser Gestalt stahl sie Lämmer und Schafe und versorgte ihre Leute (sie war Gesindewirtin) immer mit Fleisch. Einmal gab sie ihren Leuten das Fleisch eines halben Fuchses. Die Leute erkannten, daß es Fuchsfleisch war, und wollten es nicht essen. Besonders ein schlauer Knecht wurde durch diesen Fall aufmerksam auf seine Wirtin und fing an, ihr aufzulauern.

Einmal sah der Knecht, wie seine Wirtin Butter schlug. Bald goß sie aber den Rahm aus der Buttermaschine; sie glaubte, der Knecht sehe sie nicht. Dann machte sie eine wunderliche Stimme, und bald darauf kam eine große, langhaarige, schwarze Katze, welche wohl ein „puuk" (geisteshaftes Wesen, welches angeblich Schätze zuträgt, auch den Kühen die Milch aussaugt) war. Die Katze erbrach das ganze Geschirr voll, und daraus machte die Hexe Butter. Der Knecht sah das alles und erzählte es den übrigen Knechten und Mägden. Das wurde auch unter den anderen Dorfbewohnern bekannt.

Wenn die Hexe sich die Wolfshaut überwarf, konnte sie die verschiedensten Gestalten annehmen. Im Herbst stahl sie oft das Korn der übrigen Dorfbewohner aus der Trockenscheuer, indem sie die Gestalt eines Wirbelwindes annahm und unsichtbar war. Die Dorfleute wußten wohl, daß die Hexe ihr Korn stahl, aber sie konnten sie nicht ertappen. Bald gab es im Dorfe Hungersnot, während das Korn der Hexe sich in ihren Scheuern vermehrte. Einmal hatte die Hexe wieder einem reichen Bauern, während er das Korn in der Trockenscheuer windigte, das sämtliche Korn in einem Wirbelwinde fortgetragen. Da beschlossen die Bauern, eine List zu versuchen. Sie holten aus dem Walde einige Fuder Fichtenzweige, behandelten die Zweige ganz wie das Korn: sie wurden gedroschen und gewindigt. Plötzlich kam die Hexe im Wirbelwinde und trug die Fichtennadeln fort. Das hatten die Bauern erwartet. Als die Hexe das nächste Mal den Knechten Brot gebacken hatte, schmeckten sie einen starken Fichtengeschmack im Brot, etliche Nadeln kamen auch zum Vorschein. Nun war die Hexe überführt. Sie wurde verklagt und gefangen genommen. Das Gericht verurteilte sie zum Tode im Wasser. Der Gutsherr kam auch zu sehen, wie die Hexe ertränkt werden sollte. Aber sie sank nicht unter, und grinsend schwamm sie wie ein Holzstück auf dem Wasser. Endlich hieß der Gutsherr sie herausfischen und auf einen brennenden Scheiterhaufen stellen. Alles verbrannte an ihr: Kopf, Hände, Füße, Körper. Nur das Herz konnte das Feuer nicht verzehren. Mit einem sonderbaren Klang schwankte das Herz in den Flammen hin und her. Staunend sahen alle dieses Wunder. Da befahl der Herr einen Wacholderzweig zu holen, ihn mit der linken Hand zu fassen und auf das Herz der Hexe zu schlagen. Mit einem furchtbaren Krach platzte das Herz, und eine Elster flog aus ihr heraus. Das war die erste **Elster**, denn früher hatte es keine gegeben. (Aus d. Kirchspiel Neuhausen.)

b) Ein Hauswirt hatte mit seiner Frau ein Waisenkind erzogen; sie hatten aber auch eine eigene Tochter. Als die Mädchen zu Jungfrauen herangewachsen waren, hatte die Pflegetochter einen Freier. Weil der Freier ein wohlhabender junger Mann war, so verdroß es die Mutter, daß er ihre Tochter verschmäht und die Pflegetochter gefreit hatte.

Als der Bräutigam in den Hof fuhr, um seine Braut heimzuführen, da versteckte die Mutter, welche eine Zauberin war, die Pflegetochter im Schweinestall und schmückte ihre eigene Tochter als Braut aus. Schon fuhr der Bräutigam mit der falschen Braut fort, da befreite der Hund das arme Mädchen aus dem Stall. Das Mädchen lief dem Hochzeitszuge nach und rief singend: „Seisa, seisa, saekene!“ (Steh, steh, Hochzeitszug!) Die falsche Braut antwortete singend: „Söida, söida saekene!“ (Fahre, fahre, Hochzeitszug!)

Aber dennoch merkte der Bräutigam den Betrug. Sie waren gerade auf einer Brücke angelangt, da nahm er die falsche Braut und steckte sie unter die Brücke, die Pflegetochter aber setzte er neben sich.

Ein Jahr war vergangen. Die Mutter ging ihre Tochter besuchen. Sie kam über die Brücke, unter welcher ihre Tochter lag, und fand, daß ein langer Halm (putke) durch die Brücke gewachsen war.

Und sie sang: „Kitkun putke, katkun putke,
Wiin tütre tütrele mängiks.“

(Ich reiße den Halm ab und bring ihn meiner Großtochter zum Spielen.) Da sang die Tochter unter der Brücke:

„Ära kitku, ära katku,
Oma tütre naba wars.“

(Reiß nicht, es ist deiner Tochter Nabelschnur.) Die Mutter erschrak, als sie das hörte; doch bald holte sie die Tochter unter der Brücke hervor, und nun gingen sie beide weiter. Das folgende wie in den sonstigen Märchen.

Die Hexe läßt durch die Kindermagd, welche mit dem Kinde auf dem Hofe ist, die Pflegetochter herausrufen und verwandelt sie in einen Wolf, indem sie ihr eine Wolfshaut überwirft. Die eigene Tochter verwandelt sie zur Pflegetochter. Die Tochter der Hexe, welche ebenfalls eine Hexe ist, soll auch dem Mann den Kopf krauen, hat aber kalte Finger. Das fällt dem Manne auf. Sie kann auch dem Kinde keine Muttermilch geben, ihre Brüste sind aus Birkenrinde, und die Warzen daran sind kupferne Nadeln.

Den Mann hat man gelehrt, wie er seine wirkliche Frau wiedergewinnen kann. Und er schickt die Kindermagd aufs Feld, und diese singt:

„Komm nach Hause, Mutter des Kindes, komm dein Kind nähren. Das Kind saugt an einer Brust aus Birkenrinde und nährt sich von kupfernen Nadeln."

Auf diesen Ruf kam die Mutter, warf die Wolfshaut ab und fütterte das Kind. Das tat sie vielemal. Zuletzt machte der Mann den Stein glühend, auf welchen sie stets die Wolfshaut warf. Die Haut verbrannte. Sie wollte ohne Haut in den Wald rennen, der Mann lief ihr nach und hielt sie fest. So war sie gerettet.

Um die Hexe zu vernichten, hatte der Mann die Badestube geheizt. Vor die Tür der Badestube hatte er ein tiefes Loch graben lassen, dasselbe mit glühendem Pferdedünger gefüllt und mit einem reinen weißen Laken bedeckt. Die gerettete Frau wurde aber versteckt gehalten. Die Hexe fragte, was das für eine Bewandtnis mit dem Laken habe, und der Mann sagte:

„Bei uns ist es Sitte, daß man auf ein reines Laken tritt, wenn man aus der Badestube kommt, um sich die Füße nicht zu beschmutzen."

Die Hexe ging in die Falle und verbrannte. An ihrer Stelle flog aber eine **Elster** aus dem glühenden Dünger und rief:

„Kätte kätte kätte kätte!"

Das war die erste Elster.

Es heißt, daß die Schlange, die Katze und die Elster vom Teufel geschaffen worden sind.

Die Schlange soll man nicht mit der Flinte schießen dürfen, sonst sei die Flinte nicht mehr zu gebrauchen.

Die Katze hat ein zähes Leben. Und die Gespenster zeigen sich meist in Gestalt einer Katze. (Aus d. Kirchspiel Klein-Marien.)

a) und b) aus d. hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

c) Die **Taube** ist früher ein frommes Mädchen gewesen, welches sich im Walde verirrt hatte. Ein Engel gab ihm ein Federkleid, daß es emporfliegen und so sich hinausfinden konnte.

Wiedemann, Aus d. inn. u. äuß. Leben der Esten, S. 454.

8. Aus Pommern.

a) Der Bauer Hans Diebenkorn, ich weiß nicht, in welchem Dorfe er wohnte, hatte einen Sohn, der hieß Jochen. Das war ein schlimmer, ungeschlachter Junge voll Wildheit und Schalkstreiche, den keiner bändigen konnte. Sein Vater war ein stiller, ordentlicher Mann und ermahnte und züchtigte ihn oft und viel. Priester und Schulmeister hobelten und meißelten an ihm mit dem Ernst der Vermahnung und mit der Strenge der Strafe: es konnte ihn das alles nicht weich und geschmeidig machen, Jochen blieb Jochen, er blieb der freche und ungehorsame Ge-

sell, der er gewesen war, und wo er einen Schalkstreich konnte laufen lassen, war es seine Freude. Das Schlimmste dabei war, daß Jochen auch an Kräften unbändig war und sich schon in seinem fünfzehnten Jahre mit jedem Knechte im Dorfe im Ringen und Balgen messen konnte. Das machte auch dem Vater die meiste Sorge. Dazu kam, daß Jochen ein sehr schöner und schlanker Junge war, der das Maul so gut gebrauchen und so angenehm tun konnte, daß kein Mensch unter dieser Kappe den Schelm vermutete.

Desto besser konnte er seine Späße und Schalkstreiche mit andern ausführen; denn er konnte sich so gut verstellen, daß auch die gescheitesten und klügsten Leute von ihm angeführt wurden. Der Vater, der seinen Vogel kannte, hielt ihn nun freilich sehr zur Arbeit an; aber sowie er nur einen freien Augenblick hatte, war auch der Schelm da und sogleich auf allen Gassen Geschrei über ihn. Indessen sagt ein altes Sprichwort: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht," und das geschah auch bei Jochen.

Er hatte sein besonderes Vergnügen, alte Leute, die auf dem Wege vorbeigingen, und Arme, die ihr Brot vor den Türen mitleidiger Menschen suchten, zu necken, und tat es immer wieder, wie oft sein Vater ihn darüber auch hart gezüchtigt und erinnert hatte, es sei keine größere Sünde, als diejenigen zu verspotten, welche elend sind, denn ihr Elend komme von Gott, und Gott habe sie deswegen unter seinem besonderen Schutz.

Nun begab es sich, daß einmal eine arme, alte Bettelfrau gegangen kam mit einem Korbe auf dem Kopfe und einem Sack auf dem Rücken. Sie ging gar stümperlich und jämmerlich, stand alle drei Schritt still und ächzte und hustete sehr. Jochen sah sie kommen und machte sich an sie und bot ihr einen freundlichen guten Tag. Sie ward zutraulich und fragte ihn, wie sie über einen tiefen Bach, der vorüberfloß, ins Dorf kommen sollte. „O hier, Mutter, komm nur mit!" sprach Jochen, „hier ist ein Steg, den will ich dir zeigen." Er ging, und sie folgte ihm, und er führte sie auf ein ziemlich schmales und schwankes Brett, das über den Bach gelegt war. Als die alte Frau aber mitten auf dem Brette war, da fing Jochen an mit dem einem Ende desselben aus allen Kräften zu wippen — er gebärdete sich aber, als taumele er — und wippte so arg, daß das Brett umschlug und die alte Frau mit Korb und Sack in den Bach fiel, so lang sie war. Er sprang nun zu und half ihr wieder aus dem Wasser und stellte sich, als sei er unschuldig an der Sache, heimlich aber lachte er in sich hinein. Die alte Frau dankte ihm noch und ließ sich nichts merken, zog ihre nassen Kleider aus und hing sie an Sträuchen auf, daß sie an der Sonne trockneten, und fing dann an, damit sie sich die Langeweile vertreibe, mit beweglicher und kläglicher Stimme einige Lieder zu singen. Jochen, der weggelaufen war, kam bald wieder und lauschte; die Lieder gefielen ihm, und er setzte sich zu ihr und sagte lachend: „Höre, Mutter, singe mir auch einen Vers." „Das will ich tun, mein Sohn," sprach die Alte, „aber du mußt auch acht geben und deinen Vers behalten." Und sie sang:

„Dukatenkrut hinner'm Tuune[1]),
Leew in dem Pagellune[2])
Un in dem Sparling Treu,
Verstand im lütten[3]) Finger —
Dat sünt so sell'ne Dinger,
As Rosen unner't Heu.

1) hinterm Zaume. 2) Pfau. 3) kleinen.

Hür nipp[1]) no to, min Jüngken,
Du makst so mennig Sprüngken,
Dat Gott vergewen mag:
Veel Müse freten den Kater —
Du denkst ens an dit Water,
Un din Juchhe watt[2]) Ach.“

Jochen lachte unbändig auf, als sie gesungen hatte, und rief: „Das ist ja ein dummes, närrisches Lied, Alte, ohne Sinn und Verstand. Höre, ich singe dir auch eines vor.“ Und er sang mit heller, geschwinder und scherzender Stimme:

„De Kukuk up dem Tuune satt,
Datt wutt regnen[3]), un he wutt natt,
De Kukuk un de wutt natt.
Doon schreed he: Ach! min buntes Gatt![4])
Wo natt! wo natt! wo natt! wo natt!
Min Gatt, wat büst du natt:
Kukuk! Kukuk!
De Kukuk flog na Hus —.“

Und darauf lief er davon, tat aber vorher ihrem Korbe und ihren Schuhen noch einen Schabernack an.

So machte Jochen es oft und konnte seinen unbändigen Mutwillen gar nicht halten. Eines Tages kam er aus dem Walde und sprang mit Trallala und Juchheida über das Feld daher, denn lustig war er fast immer. Es war ein kalter Wintertag, und es schneite und fror sehr. Als er so tralleiend und juchheiend einen Hohlweg hinablief, stand ein kleiner, schneeweißer Mann da, der sehr alt und jämmerlich aussah, und stöhnte und ächzte bei einem großen Korbe, den er sich auf den Rücken heben wollte und nicht konnte. Als er nun Jochen kommen sah, war er froh und bat den Burschen freundlich: „Lieber Sohn, bedenke, daß du auch einmal alt und schwach werden kannst, und hilf mir diesen Korb hier auf den Rücken hängen.“ „Von Herzen gern,“ sprach Jochen, sprang hinzu und hängte dem alten Manne die Henkel desselben um die Schultern; darauf riß er ihn mit dem Korbe um und ließ ihn im Schnee liegen und lachte und rief im Weglaufen: „Piep, Vogel, piep!“

Der alte Mann wühlte sich wieder aus dem Schnee auf und sammelte, was herausgefallen, wieder in den Korb und schrie mit zorniger Stimme hinter dem lachenden Jochen her: „Ja, piep, Vogel, piep! Gott wird dich piepen lehren, du gottloser Bube!“ Und Gott hat den Vogel pfeifen gelehrt. Denn als Jochen am andern Morgen mit der Axt auf dem Nacken in den Wald gehen wollte, daß er Holz fälle, mußte er wieder durch diesen Hohlweg gehen. Doch wie er näher kam, ward ihm ganz wunderlich zumute, so wunderlich, als ihm in seinem Leben nicht ums Herz gewesen war. Und obgleich es heller, lichter Tag war und die Wintersonne eben feuerrot aufging, war ihm doch graulich, als wäre es Mitternacht gewesen. Das war sein böses Gewissen, und es deuchte ihm immer, als komme der alte Mann jeden Augenblick aus dem Hohlwege auf ihn zu und schreie ihn an: „Piep, Vogel, piep!“ und er wäre gern einen andern Weg in den Wald gegangen.

Indessen wagte er es doch und ging in den schauerlichen Hohlweg hinein. Aber kaum hatte Jochen seinen Fuß auf die Stelle gesetzt, wo er gestern abend den alten Mann mit dem Korbe in den Schnee gestürzt hatte, so hat es ihn gefaßt und

1) hör nun genau zu. 2) wird. 3) es begann zu regnen. 4) Kleid.

geschüttelt, und in einem Augenblicke ist er weggewesen und ist auch nie wiedergekommen, und kein Mensch hat gehört, wohin er gestoben und geflogen ist. Die Leute haben aber geglaubt, daß der böse Feind ihn geholt habe wegen der vielen verruchten und gottlosen Streiche, die der übermütige Junge immer verübte.

Das ist es aber nicht gewesen, sondern des alten Mannes Piep! Vogel, piep! hat Jochen pfeifen lernen müssen, er ist in einen kleinen Piepvogel verwandelt und der allerkleinste Vogel geworden, der auf Erden lebt. Dies ist nun seine Strafe, daß er im strengsten Winter durch die Sträucher und Hecken fliegen und um die Häuser und Fenster der Menschen, meist aber der armen Leute, umherfliegen und hungern und frieren und piepen muß. Er hat ein graues Röckchen an, gleich dem grauen Kittel, den er trug, als er verwandelt worden, und muß bis diesen Tag aus schelmischen und spitzbübisch freundlichen, kleinen Augen lachen, auch wenn ihm weinerlich zumute ist. Er heißt der **Zaunkönig**, die Leute nennen ihn aber aus Spott den großen Jochen oder den kurzen Jan; auch wird er Nesselkönig genannt, weil der arme Schelm durch Nesseln und Disteln und kleine stachlichte Sträucher schlüpfen und fliegen muß und meistens in Nesselbüschen sein Nest baut. Da hat er nun Zeit, seine Sünden zu bedenken, wann der Wind pfeift und der Schnee stöbert und er in kahlen Hecken und Zäunen sitzen und piepen muß. Da hören die Kinder ihn oft mit seiner feinen Stimme singen und denken an die alte Geschichte von Jochen Diebenkorn. Er singt aber also sein Piep, Vogel, piep:

„Piep! piep!
De Äppel sünt riep[1]),
De Beren sünt gel[2]),
Dat Speck in de Tweel[3]),
De Stuw is warm,
Hans slöpt Greten im Arm.
Piep! piep!
Wo koold is de Riep[4]),
Wo dünn is min Kleed!
Wo undicht min Bedd!
Wo lang is de Nacht,
Wer hedd dat woll dacht!“

U. Jahn, Volkssagen nach E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinn. 1, 416.

b) **Rotkehlchen** und **Kohlmeischen** waren einst ein paar hübsche Dirnen, Töchter einer alten frommen Witwe, die sich vom Spinnen, Nähen, Waschen und von anderer Arbeit knapp, aber doch ehrlich ernährte. Sie hatte nur diese beiden Kinder, von welchen die älteste Gretchen und die jüngste Katharinchen hieß. Sie hielt, wie sauer es ihr auch ward, die Kinder immer nett und reinlich in Kleidung und schickte sie fleißig zur Kirche und Schule, und als sie größer wurden, unterwies sie sie in allerlei künstlicher Arbeit mit der Schere und Nadel und hielt sie still in ihrem Kämmerlein in aller Ehrbarkeit und Tugend. Und Gretchen und Katharinchen gediehen, daß es eine Freude war, und wurden ebenso hübsch und fein, als sie fleißig und ehrbar waren, so daß alle Menschen ihre Lust an ihnen hatten und die Nachbarn sie ihren Töchtern als rechte Muster zeigten und lobten. Die Witwe starb, und die beiden Schwestern blieben in ihrem Häuschen und lebten, wie sie mit ihrer Mutter bisher getan, von ihrer Hände Arbeit. Aber es blieb nicht lange mehr so still in dem Häuschen, als es sonst gewesen war. Es fanden sich junge Gesellen ein, welche die Mädchen zu Tänzen und zu Spaziergängen auf die Dörfer verlocken wollten. Die beiden Schwestern wehrten sich einige Wochen tapfer, aber endlich ließen sie sich bewegen und dachten: es kann doch wohl keine Sünde sein, was so viele Frauen und Mädchen tun, die niemand unehrlich nennt. Zuerst freilich kam es ihnen bei diesen Tänzen doch zu wild vor, und sie sahen

1) reif. 2) gelb. 3) Rauchfang. 4) Reif.

nicht einmal lange zu, sondern gingen früh weg und waren vor Sonnenuntergang wieder zu Hause. Das zweite- und drittemal aber tanzten sie schon mit. Das vierte- und fünftemal blieben sie bis nach Sonnenuntergang, und das sechste- und siebentemal hatte die Glocke zwölf geschlagen, als sie heimkamen, und sie mußten ihre Wirtin herauspochen, daß sie ihnen die Türe aufschlösse, und als die alte Frau sie ermahnte und sie an ihre selige Mutter erinnerte, lachten sie und sprachen: „Ach! die Mutter und Ihr! Wann die Mäuse keine Zähne mehr haben, schelten sie auf die Nußknacker. Ihr werdet auch getanzt haben, als Ihr jung waret!“

Die Mädchen waren zu Hause noch immer sehr fleißig, aber bald ward doch mancher kostbare Wochentag mit Nichtstun und Herumprangen vertändelt, den sie sonst auf nützliche Arbeit verwendet hatten. Auch in ihrem Kämmerchen mußte alles anders werden, die Vögel waren lustig uud bunt geworden, es mußte alles blankere und zierlichere Federn anziehen: neue Tische, neue Stühle, neue Vorhänge, feinere Kleider und Schuhe. Aber mit dem alten Hausrat schien auch der mütterliche Segen, der bisher sichtbar auf den Kindern geruht hatte, aus dem Hause gezogen zu sein.

Gretchen und Katharinchen hatten immer viele schöne Arbeit und kostbare Zeuge unter den Händen, woraus sie Schmuck und Kleider stickten und nähten. Sie verbrauchten jetzt mehr Geld als sonst, sie fingen allmählich an zu mausen, ach! sie stahlen zuletzt. Einmal hatten sie einen bunten, seidenen Rock gestohlen, der in einem Nachbarhause am Fenster hing, und an einen herumziehenden Juden verkauft. Ein armer Schneidergesell, bei welchem man viele bunte Lappen und Streifen Zeug gefunden, die er auch wohl gemaust haben mochte, war darüber angeklagt, gerichtet und gehängt worden. Er hing und baumelte an dem lichten Galgen. Eines Abends spät kamen die beiden Dirnen mit anderen Gesellen und Gesellinnen von einem Dorftanze zurück, und der Weg ging an dem Galgen vorbei. Da rief einer aus der Schar, ein leichtfertiger Gesell: „Fritz Schneiderlein, Fritz Schneiderlein! wie teuer wird dir dein bunter Rock!“ Kaum aber hatte er das Wort gesprochen, so schlug die Sünde wie ein Blitz in die beiden Dirnen, die schuld waren an des armen Schneiders Tod. Sie stürzten beide wie tot zur Erde hin, und die andern, die es sahen, liefen voll Schrecken weg, als hätten ihnen alle Galgenvögel schon im Nacken gesessen. Sie haben die Geschichte in der Stadt erzählt, und die Leute sind hingegangen, aber die beiden Mädchen haben sie nimmer gefunden.

Und wie hätten sie sie finden sollen? Sie waren in Vögel verwandelt und müssen nun in der weiten Welt herumfliegen. Gretchen ist ein Rotkehlchen geworden und Katharinchen ein Kohlmeischen. So müssen sie nun als kleine Vögel in den Wäldern herumfliegen und Hunger und Durst leiden, Hitze und Kälte aushalten und vor Sperbern und Falken, vor Schlangen und Ottern, vor Jägern und wilden Buben zittern. Daß diese kleinen Vögel einst Menschen gewesen sind, kann man noch daraus sehen, daß sie immer um die Häuser der Menschen fliegen, auch oft durch die offenen Fenster in die Zimmer kommen und sich da fangen lassen, auch daß sie im Walde, sowie sich nur Menschen da sehen lassen, sogleich um sie herumflattern und herumzwitschern. Sie haben auch die alte Unart im Vogelkleide noch nicht abgelegt und können das Mausen nicht lassen, sondern sind noch immer Erzdiebe, und wo nur etwas Buntes und Schimmerndes ausgehängt wird, da fliegen und schnappen sie danach. Darum werden auch keine Vögel leichter in Fallen und Schlingen gefangen, als diese beiden, und müssen Gretchens und Katharinchens

gefiederte Urenkel noch entgelten, daß sie einst den bunten Rock gestohlen haben, darum der Schneider hangen mußte.

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinn. 1, 427.

c) Der **Blaufuß** war ehedem ein stolzer, verwegener Ritter in Pommern, ein rechter Menschenplager, so verhaßt bei den Leuten, daß die Bauern noch immer „Blaufuß" sprechen, wenn sie Junker sagen wollen oder verblümt einen Edelmann meinen. Dieser Blaufuß hatte zwar die schönsten Schlösser und Güter, aber dennoch war er ohne alles Mitleid mit den Armen, und kein Bettler wagte es, die Schwelle seines Hauses zu betreten. Ja, ich glaube, der Teufel aus der Hölle hätte sich nicht erdreistet, in seinen Wäldern einen Spazierstock zu schneiden. Die größte Freude bereitete es aber dem Unhold, wenn er seine Bauern und Tagelöhner beim größten Schneetreiben oder im heftigsten Hagelwetter in Feld und Wald auf die Arbeit treiben konnte. Dann schrie er dabei freudig sein: „Wôl! Wôl!" und das trieb er, solange er lebte.

Endlich traf ihn die Vergeltung; der Tod klopfte an seine Türe, und in seiner Gesellschaft erschien der Teufel mit einer Schar höllischer Geister, die ergriffen die Seele des Unmenschen und nahmen sie mit sich zur Hölle hinab. Aber das Andenken an ihn sollte auf Erden nicht verloren gehen, und deshalb verwandelte unser Herrgott den Sohn des wilden Junkers, der gleichfalls ein rechtes Teufelskind war, in einen Vogel, der eben der Blaufuß ist. Während der Vater in der Hölle schmachtet, muß der Sohn mit häßlichem Geschrei in der Luft umherflattern und hungern und frieren, wenn das übrige Volk der Falken und Weihen fröhlich und guter Dinge ist.

Denn wenn es kalt ist und der kahle, magere Winter kommt, so ziehen die meisten Vögel weit über See und Land dahin, wo es warm ist, und kommen erst im Frühjahr wieder, wenn Schnee und Reif weg sind. Der Blaufuß dagegen muß hier aushalten und über die weiten, schneebedeckten Flächen fliegen und lauern, ob er wohl irgendwo ein mageres Mäuschen oder einen kleinen Vogel erhaschen kann. Lauern muß der böse Schelm, denn erfliegen kann er nichts, Fettes und Gutes; Gott hat ihm zur Strafe zu schwere Flügel gegeben.

Wenn nun die Leute den schlimmen Junker fliegen sehen, so rufen sie ihm höhnend zu:

„Blagfoot! Blagfoot!
Wo bekümmt di de Kattenspise?
Wo smecken di de Müse?"

Das muß er ungestraft über sich ergehen lassen, und er muß in dieser Bedrängnis leben und seine Kinder und Kindeskinder mit ihm bis in alle Ewigkeit.

U. Jahn, Volkssagen. Nach dem plattdeutschen Märchen bei E. M. Arndt, M. u. Jugenderinn. 2, 20.

9. Aus Annam.

Das **Rebhuhn** ist ein verwandelter Knabe, den sein Stiefvater Rebhuhn im Walde verhungern ließ.

Landes, Contes annamites 141.

10. Aus Ceylon.

Der **Fliegenschnäpper** (?fly-catcher bird of Paradise) heißt der Baumwollendieb. Einst war er ein Seeräuber und plünderte die Tuchhändler. Zur Strafe wurde er in den Vogel verwandelt und dazu verdammt, ein Stück weiße Baumwolle an den Schwanz gebunden zu tragen.

Folklore Journal 5, 353.

11. Indianersagen.

a) . . . Als das getan war, ging Doak-a-batl weiter, und bald hörte er großen Lärm und wollte sehen, was das wäre. Da fand er einen Medizinmann, der tanzte einen närrischen Tanz und sang dazu: „Ki, ki, ki!“

Dieser Medizinmann war blau bemalt, und sein Haar war aufgebunden, so daß es aufrecht auf dem Kopf stand, und es war kein schöner Anblick, und Doak-a-batl fragte ihn: „Was machst du?“

Der Medizinmann sagte: „Ich zaubere!“

Da sprach Doak-a-batl: „Du bist närrisch und verstehst nichts vom Zaubern; du bist nicht weise wie Tah-mah-na-wis und nicht würdig zu den Mid-win-nie zu gehören. Darum verwandle ich deine Gestalt. Geh hin und werde ein blauer Vogel, Klale-kula-kula, und die Menschen sollen dich an deinem Sang ‘Ki, ki!’ erkennen.“

So wurde der törichte Tah-mah-na-wis-Mann durch Doak-a-batl verwandelt, und Kiki, der **Blauhäher**, entstand, und er war der erste dieser Vogelart.

Und darum hat der Blauhäher einen Schopf, weil sein Haar aufrecht auf dem Scheitel gestanden hatte.

Aus Philipps, Indian Fairy Tales, S. 200.

b) Vor langer Zeit kam Quaw-te-aht, der Verwandler, ins Land und wanderte durch die Wälder.

Auf seinen Wanderungen kam er an einen Ort, wo der Regen fiel, und blieb bei einer Fichte stehen, um zu warten, bis der Regen vorübergezogen wäre.

Während er dort stand, sah er einen Mann, der stand still und schwang die Hände schnell über seinen Kopf in der Luft hin und her und versuchte, auf diese Weise zu verhindern, daß der Regen auf ihn fiel.

Als Quaw-te-aht das sah, dünkte ihn dieser Mann sehr töricht, und er fragte: „Wozu machst du das?“

„Auf diese Art verhindert man, daß der Regen auf einen fällt,“ sagte der Mann.

„Du bist töricht, und wegen deiner Torheit will ich deine Gestalt verwandeln,“ sagte Quaw-te-aht. „Gehe hin und werde Chee-chee-watah, der **Kolibri**, und schwinge deine Arme dein ganzes Leben lang.“

Und so wurde der Mann durch Quaw-te-ahts Zauberkunst in die Gestalt eines kleinen Vogels verwandelt, der mit seinen Flügeln lärmt, und du kannst ihn immer sehen, wenn der Regen gerade vorüber ist, oder wenn die Snoqualms, des Mondes Tränen, beim Nahen Polikelys, der Nacht, fallen, zur Strafe seiner Torheit, als er ein Mensch war.

Seitdem das geschehen, fürchtet sich kein Indianer vor dem Regen, und er macht sich nichts daraus, wenn er auf ihn fällt; denn er denkt an den Kolibri Chee-chee-watah.

Als der Regen vorüber war, wanderte Quaw-te-aht weiter durch die Wälder und traf einen kleinen Jungen, der war von seiner Mutter ausgeschickt, einen Korb voll Shot-o-lilies, Heidelbeeren, zu pflücken, und der kleine Junge weinte: „Hu, hu, hu!“ weil er kein mutiger Junge war und an den braunen Bär, Hoots, dachte, der in den Wäldern wohnt.

Quaw-te-aht fragte: „Warum weinst du?“

„Weil ich mich vor Hoots, dem braunen Bären, fürchte und glaube, er wird kommen und mich fressen,“ antwortete der Junge.

„Weil du kein mutiger Junge bist und immer weinst, so will ich dich aus einem Jungen in einen Vogel verwandeln,“ sagte Quaw-te-aht, und durch seine

Zauberkunst verwandelte er den Knaben in eine **Taube**, die lebt jetzt in den Wäldern und ruft immer: „Hu, hu, hu!“ gerade wie es der Knabe tat, als er Furcht hatte vor Hoots, dem Bären . . .

Quaw-te-aht wanderte weiter, und bald traf er einen andern Mann, der schärfte sein Steinmesser, und zu diesem Mann sprach er: „Warum schärfst du das Messer?“

„Um Fleisch zu schneiden,“ sagte der Mann.

„Das ist zweideutig gesprochen; du schärfst, Opitsah, das Messer, um mich zu töten, denn ich kenne dein Herz und sehe deine Gedanken. Gib mir das Messer,“ sprach Quaw-te-aht und schritt auf ihn zu.

Als der Mann merkte, daß Quaw-te-aht seine Gedanken sah, fürchtete er sich sehr und wandte sich zur Flucht.

In der großen Eile ließ er das Messer fallen, und Quaw-te-aht hob es auf und warf es dem Manne nach, und es traf ihn in die Ferse.

Als das Messer in seiner Ferse stak, fing der Mann an herumzuspringen und lief in den Wald.

Quaw-te-aht sprach, um ihn für seine bösen Gedanken zu strafen: „Gehe hin und sei Mowitsch, der **Hirsch**, und springe immer in den Wäldern umher.“ Und so wurde dieser böse Mann durch Quaw-te-ahts große Zauberkunst der erste Hirsch und springt noch immer in den Wäldern herum mit dem Messer in seiner Ferse, denn du kannst den Griff sehen; er steht gerade über dem Fuß des Hirsches heraus, wo er noch eine Zehe hat, und seine Füße sind in zwei gespalten, weil das Messer den Fuß des bösen Mannes spaltete.

Philipps, Indian Fairy Tales, S. 91ff. Vgl. oben S. 15.

c) Es war einmal ein Jäger, der war so ehrgeizig, daß er wollte, sein einziger Sohn solle sich durch Entbehrung auszeichnen, als dieser so alt war, sich durch Fasten seinen Schutzgeist zu wählen. Nachdem er schon acht Tage gefastet hatte, drängte ihn der Vater, noch länger auszuhalten. Am nächsten Tag aber, als der Vater in die Hütte trat, hatte sich die mißachtete Natur an seinem Sohn gerächt, und er flog gerade in Gestalt eines **Rotkehlchens** auf einen Holzblock. Doch ehe er in den Wald flog, bat er seinen Vater, nicht über die Verwandlung zu trauern. „Ich werde so glücklicher sein,“ sagte er, „als ich als Mann je hätte sein können. Ich werde immer ein Freund der Menschen sein und werde in der Nähe ihrer Wohnungen bleiben. Ich konnte deinen Ehrgeiz als Krieger nicht befriedigen, aber ich will dich mit meinen Liedern erfreuen. Ich bin jetzt aller Sorgen und Schmerzen ledig, meine Nahrung finde ich in Feldern und auf Bergen, und die klare Luft ist mein Reich.“

Swainson, Folklore of British Birds, p. 13 (Sage der Chippeway-Indianer).

d) Squaktktquaclt hört von einem Zauberer, der mit einem Zauberspeer auf die Schatten der Menschen wirft, die er dadurch tötet. Squaktktquaclt verwandelt sich in einen sehr schönen Fisch und verleitet den Zauberer, nach ihm mit dem Speer zu werfen, wobei dieser den Zauber verliert, denn die Spitze bleibt im Fisch stecken. Darauf kommt Squaktktquaclt als Mensch zu dem Zauberer, packt ihn beim Schopf und verwandelt ihn in einen **Blauhäher**, der darum einen abstehenden Federschopf auf dem Kopfe hat.

Folklore 10, 213. (Aus British Columbia.)

e) . . . Qäls ging weiter und kam nach K'umiē'k'en. Dort traf er einen Mann, namens Spâl. Dieser war im Begriffe, einen Hirsch abzuziehen, und Qäls sagte

zu ihm: „Sei vorsichtig beim Abziehen des Hirsches. Ich habe ihn getötet, mein Pfeil steckt noch drinnen. Zerbrich ihn mir ja nicht.“ Spâl fuhr heftig in die Höhe und rief: „Was fällt dir ein. Ich selbst habe den Hirsch getötet. Mir gehört er, ich werde damit tun, was ich will, und du hast dich nicht darum zu kümmern!“ Qäls sagte nochmals: „Hüte dich und zerbrich meinen Pfeil nicht!“ Aber Spâl kümmerte sich nicht um seine Worte, lud den Hirsch auf den Rücken und ging nach Hause. Qäls nahm nun vermodertes Holz und warf ein Stück auf den Rücken und eines auf das Geweih des Hirsches; dann nahm er einen Stein und zauberte ihn in den Magen des Hirsches. Als Spâl nach Hause kam, warf er seine Last nieder, nahm den Hirschmagen und ging ins Haus. Dort sagte er zu seiner Frau: „Sieh dir doch draußen den großen Hirsch an, den ich erlegt habe.“ Seinem Kinde warf er den Magen zu, der gerade dessen Leib traf und es tötete, denn er war plötzlich Stein geworden. Die Frau aber fand draußen nichts als einen Haufen vermodertes Holz. Das hatte Qäls getan.

Dieser aber traf im Walde einen anderen Mann, der ebenfalls im Begriffe war, einen Hirsch abzuziehen. Qäls trat zu ihm und sprach: „Sei vorsichtig beim Abziehen des Hirsches. Ich habe ihn getötet, mein Pfeil steckt noch drinnen. Zerbrich ihn mir ja nicht.“ Jener versprach darauf zu achten. Da sagte Qäls: „Lade den Hirsch auf deine Schultern und gehe nach Hause. Du wirst mich später noch wiedersehen.“ Jener tat, wie ihm geheißen. Und der Hirsch wurde schwerer und schwerer, so daß er ihn schließlich kaum noch tragen konnte. Als er zu Hause ankam, rief er seine Frau und bat sie, ihm zu helfen, den Hirsch abzuladen. Da fanden sie, daß er während des Heimweges ungemein fett geworden war, und sie konnten viele Kisten mit dem Hirschfette füllen.

Als Spâl dies hörte, sandte er seinen Sohn zu seinem glücklichen Nachbar, ihm einen Fisch zu bringen, denn er hoffte, daß er etwas Fett als Gegengeschenk erhalten werde. Jener aber nahm den Fisch nicht an. Da ging Spâl selbst hinüber, ihm den Fisch anzubieten, aber er konnte den Nachbar nicht bewegen, denselben anzunehmen. Darüber schämte er sich so, daß er den Fisch fortwarf. Er ging wieder auf Jagd aus. Als er einen Hirsch erlegt hatte, trat wieder Qäls auf ihn zu und behauptete, sein Pfeil stecke in dem Hirsche. Wieder folgte Spâl nicht seinem Verlangen, auf den Pfeil zu achten, und daher verwandelte Qäls auch diesen Hirsch in vermodertes Holz. Der andere Mann dagegen folgte ihm, und er beschenkte ihn wieder, indem er das Fett des Hirsches sich vermehren ließ. Dann verwandelte er Spâl in einen **Raben**, den anderen aber in eine **Möwe**. (Sage der Cowitchin.)

Boas, Indianische Sagen, S. 46.

f) K·'ā'nigyilakʿ kam an einen Fluß und fand dort ein Haus, dessen Tür offen stand. Drinnen erblickte er vier blinde Mädchen, die um ein Feuer saßen, in dem sie einen Stein erhitzten, um vier Wurzeln zu kochen, die in einem Holztopfe lagen. Als er näher kam, sagte die älteste: „Ich wittere K·'ā'nigyilakʿ, er kann nicht weit von uns sein.“ Er aber schlich heimlich ins Haus und nahm unbemerkt die vier Wurzeln fort. Als die Mädchen nun den glühenden Stein ins Wasser werfen wollten, fanden sie, daß ihre Wurzeln fort waren, und sie sprachen zueinander: „Wo sind unsere Wurzeln geblieben?“ Da trat K·'ā'nigyilakʿ zu ihnen und sprach: „Wie kommt es, daß Ihr alle blind seid? Ich will Euch heilen,“ und er nahm jede einzeln bei der Hand und führte sie ins Freie. Er nahm etwas Harz in den Mund, kaute darauf und spie ihnen dann auf die Augen. So wurden sie sehend. Und er

ergriff die Mädchen an den Beinen und warf sie in die Luft. Da wurden sie in **Enten** verwandelt. (Sage der Nak·o′mgyilisala.)

Boas, S. 202.

g) K·′ā′nigyilakˁ folgte einer Einladung K·oā′k·oa's; er landete und ging ins Haus. Dort wies K·oā′k·oa ihm einen Platz am Feuer an, und K·′ā′nigyilakˁ setzte sich nieder. Er war eitel auf seinen Ohrenschmuck und drehte den Kopf hin und her, damit man ihn sehen sollte. Als K·oā′koa die Harpunenspitzen in den Ohren des Fremden erblickte, rief er: „Woher hast du deinen Ohrenschmuck bekommen?" „O", antwortete K·′ā′nigyilakˁ, „den trage ich schon lange, lange Jahre." K·oā′k·oa aber schüttelte den Kopf und sagte zögernd: „Ich weiß nicht, ich habe etwas verloren, das gerade so aussieht, wie dein Ohrenschmuck." Er war überzeugt, daß jener es ihm geraubt hatte, und ward sehr zornig. Er nahm einen Knochen, spaltete ihn in lauter dünne Nadeln und steckte diese in einen Lachs, den er K·′ā′nigyilakˁ vorsetzte. Als dieser anfing zu essen, blieben ihm die scharfen Splitter im Halse stecken. Er versuchte, sie auszuspeien, aber es gelang ihm nicht; sie setzten sich nur fester in seinen Schlund, und Blut quoll aus seinem Munde hervor. Da sprach er: „Warum betrügst du mich so? Ein gutes Mahl versprachst du mir zu geben, und nun machst du mich krank! Wenn du mich von den Knochensplittern befreist, will ich dir auch meinen Ohrenschmuck geben." Da freute sich K·oā′k·oa. Er schüttelte K·′ā′nigyilakˁ, und die Knochen fielen aus dessen Halse heraus. K·′ā′nigyilakˁ nahm nun die Harpunenspitzen aus seinen Ohren und drückte sie an K·oā′k·oa's Nase: „So," rief er, „da sollen sie ewig sitzen bleiben", und er ergriff ihn und warf ihn in die Luft. Da flog jener als **Kranich** davon. Seine Frau verwandelte er in einen **Specht**. (Sage der Nak·o′mgyilisala.)

Boas, S. 201.

h) Am nächsten Morgen gingen die beiden Alten wieder zum Flusse hinunter, um zu sehen, ob Lachse gefangen wären. Und siehe, sie fanden vier Fische. Diese trugen sie nach Hause, und als sie nahe genug waren, schrie der Mann wieder. Da sagte K·′ā′nigyilakˁ zu seinem Bruder: „Laß uns doch sehen, wer eigentlich diese bösen Menschen sind! Komm, wir wollen uns hier, nahe dem Hause, verstecken und nicht in den Wald gehen." Sie taten, wie K·′ā′nigyilakˁ geraten hatte, und da sahen sie, daß nur der Alte und seine Frau kamen, und daß sie vier schwere Lachse ins Haus trugen. Sie hörten, wie die Frau zu ihrem Manne sagte: „Nun mache rasch Feuer, wir wollen essen, ehe die Kinder zurückkommen." Der Mann gehorchte, und dann kochten sie die Fische und fingen an zu essen. Da wurde K·′ā′nigyilakˁ zornig. Er nahm seinen Bogen und erschoß zuerst den Mann, dann die Frau. Dann nahm er ihre Leichname, warf sie in die Höhe, indem er sagte: „Nun fliegt davon als Vögel." Da wurde der Mann in einen **Reiher**, die Frau in einen **Specht** verwandelt. (Nak·o′mgyilisala.)

Boas, S. 195.

i) Qā′is, die Sonne, erschuf die Erde, das Meer, Menschen und Fische. Er heißt auch Qā′aqa oder Slaā′lɛk·am. Im Laufe der Zeit wurden die Menschen schlecht und folgten nicht mehr den Geboten Qā′is'. Da stieg dieser zur Erde herab und verwandelte alle, die schlecht oder töricht waren, in Steine und Tiere. Ein Mann hatte gehört, daß er kommen würde, und beschloß ihn zu töten. Er schärfte seine Muschelmesser auf einem Schleifsteine. Als Qā′is herankam und ihn sah, fragte er, was er tue. Jener antwortete: „Ich will Qā′is töten, wenn er kommt." „Das ist

gut," versetzte jener. „Laß mich doch deine Messer sehen." Er gab sie ihm und dann schlug Qā'is sie ihm in die Stirn und verwandelte ihn in einen **Hirsch**. Der Vogel Sk·k·āk· war ein Krankenbeschwörer. Als Qā'is ihn sah, klatschte er nur in die Hände und verwandelte ihn so in einen **Vogel**. (Sage der Sk·qōmic.)

Boas, S. 56. Vgl. S. 443.

B. Verwandlung in Säugetiere.

1. Estnische Sage.

Einem ebengeborenen Knaben ward das Zauberwort: „Alles, was du sagst, soll geschehen!" in die Wiege gelegt. Das hörte eine Gefährtin und Hochzeitssängerin der jungen Mutter, und es gelüstete sie, den Knaben mit dem Zauberspruch zu besitzen. Sie nahm der schwerkranken, besinnungslosen Mutter das Kind fort, holte aus dem Walde Rabenjunge, die sie in Stücke riß und auf das Bett der Wöchnerin legte; und damit es aussehen sollte, als hätte die Mutter im Fieberwahn selbst das Kind aufgegessen, machte sie der Kranken den Mund blutig. — Nachdem das Weib längere Zeit mit dem Knaben herumgewandert und seine Zauberkraft ausgebeutet hatte, geschah es, daß der Knabe zufällig hörte, wie das Weib einer Freundin die Geschichte des Kindes erzählte. Zur Strafe sagte der Knabe zum Weibe: „Hundestreiche hast du getan, und zum **Hunde** sollst du werden," worauf diese sich in einen Hund verwandelte und so der erste Hund entstand. Heimkehrend heilte der Knabe seine Mutter vom Wahnsinn und lebte mit seinen Eltern in Glück und Freude. (Aus Fennern, Wändra.)

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

2. Rumänische Sage.

Eine alte Frau wurde im Wald von Räubern gefangen genommen und sollte sterben, da ihr Sohn die Bande einst verraten hatte. Da sie flehentlich um Schonung bat, führte sie der Hauptmann in eine Gegend, wo sie verhungern sollte. Mit Hilfe einer Ziege kam sie wieder in menschliche Gegenden und bat eine Frau, namens Kata, um Wasser. Diese aber haßte alle alten Weiber, wegen ihrer bösen Schwiegermutter, und versagte ihr das Gewünschte. Da bat die Alte Gott, Kata in ein Tier zu verwandeln. So geschah's, und nach der Frau heißt das Tier **Katze**.

Papahagi, Basme Aromâne, S. 21.

3. Aus Annam.

Nach einem annamitischen Märchen wurden ein reicher Mann und seine Frau in **Affen** verwandelt, weil sie ihre Magd schlecht behandelten. Ein Genius hatte das arme Mädchen, das Wasser zum Opfer holen sollte, mit göttlicher Schönheit begabt. Der Mann und die Frau wollten auch Jugend und Schönheit für sich erlangen. Auf Befehl des Genius mußten sie vier große Ziegelsteine rotglühend machen und sich darauf setzen. Sie wurden in Affen verwandelt und flüchteten in den Wald.

Nach Landes, Contes annamites, S. 128.

4. Aus Afrika.

a) Man erzählt sich, daß der **Affe** früher ein Mensch gewesen ist, der sich vor der Arbeit scheute und in ein wildes Tier verwandelt wurde. Es heißt, er ging in den Wald, um Beeren und Wurzeln zu essen und sich von Insekten und von kleinen Tieren zu nähren. So erzählten es sich die Leute früher, heute erzählen sie folgendermaßen: Eines Tages stieß dieser Mann sich mit dem Spatel seiner Störstange

— la spatule de la boullie — in das Gesäß; dabei wurde er ein wildes Tier, lief auf vier Füßen, und sein Körper, seine Arme und Beine wurden von Fell bedeckt. Soweit wurde er verwandelt, das übrige blieb wie es war, Arme, Beine, Gesicht, die Art, sich zu setzen, all das blieb wie beim Menschen.

Revue des trad. pop. 10, 37: Jacottet, contes et trad. du Haut du Zambèze.

b) Man sagt, daß der Pavian ein Mann aus dem Volke der Amatusi war. Und bis heute sagen die Amafenen, daß die Paviane aus ihnen hervorgingen. Es heißt, ein Mann jenes Volkes war ein sehr großer Faulpelz. Er hatte zu keinerlei Arbeit Lust; er wollte nur immer essen, während andere dafür arbeiteten. Wenn man ihn aber schalt, über ihn lachte und seiner Faulheit spottete, so ward er zornig. Zuletzt nahm er den Griff seiner Hacke und befestigte ihn hinten, daß er ein Tier werden und seine Nahrung stehlen könne, um die man ihn schalt. Er schlief auf offenem Felde und wurde ein Affe.

Henry Callaway, Nursery tales of the Zulus, S. 179.

Ebendort S. 178 die Variante, daß der ganze Stamm der Tusi, welcher zu den Amafenen gehörte, faul und gefräßig war, seinen Wohnort verließ und jeder sich den Stiel einer Radehacke hinten befestigte. Wir wissen keine lange Geschichte darüber, was sie taten, daß sie sich in Paviane verwandeln konnten. Wir wissen nur, daß sie die Stiele so befestigten. Diese wuchsen und wurden Schwänze. Haar zeigte sich auf ihren Leibern, ihre Stirn ward hervorstehend, und so wurden sie Affen. Sie gingen zu den Abhängen, ihre Wohnungen wurden die Felsen. Vgl. ebd. S. 177: Menschen, die viel im Freien lebten, wurden fabelhafte Tiere (Izingogo).

c) Vor langer Zeit lebte ein Stamm Eingeborener am Ufer des Kongoflusses bei Bolobo, der wurde seinen Nachbarn verschuldet. Um den Verfolgungen ihrer zornigen Gläubiger zu entgehen, flohen sie in den Großen Wald. Die Zeit verging, und sie blieben arm und kamen durch das Waldleben ganz herunter. Sie leben noch jetzt im Walde und heißen Bakewa = **Menschenaffen**. (Vom oberen Kongo.)

Journ. Brit. Anthr. Inst. 24, 269. Auch an der Loangoküste: Bastian, Exped. a. d. Loangok. 2, 185.

d) Die Akraneger an der Goldküste erzählen, daß, als Nyongmo die Menschen erschuf, die Fetische es ihm nachmachen wollten; aber es kamen nur Halbmenschen oder Affen hervor.

Globus 65, 133.

e) Ursprünglich war das Land am Zaire von Affen bewohnt, die dorfweise im Wald zerstreut lebten. Da sie aber die Verehrung Gottes (Zambi) vergaßen und ihn sogar schmähten, indem sie unter Emporkehrung ihres Gesäßes Verwünschungen ausstießen, so geriet Gott in Zorn und verwandelte sie in zottige Tiere mit wackelndem Gange, die jetzt behausungslos in den abgelegenen Teilen des Walddickichts hausen.

Ad. Bastian, Exped. a. d. Loangoküste 2, 218. Vgl. ebd. S. 185 und S. 223:

f) Die Schimpansen stammen von einem Fetissero, der in den Wald floh und sich mit einer Äffin mischte.

g) Der Schimpanse erfreut sich des königlichen Schutzes, sagen die Wanjoro[1]), und es wäre ein Verbrechen, ihn ohne ausdrücklichen Befehl zu fangen oder zu töten, da er vor alters dem Menschengeschlechte angehörte.

Casati 2, 37.

1) Im Lande Unjoro, besonders in Nusrandure und in der Zone des Flusses Kafu.

h) In Südostafrika bemerkte der Pater Dos Santos schon vor langer Zeit: „Sie sind der Ansicht, daß die Affen einstmals Männer und Frauen gewesen seien, und nennen sie deshalb in ihrer Sprache das erste Volk."

Tylor, Anfänge der Kultur 1, 370 unter Hinweis auf Dos Santos, Ethiopia Oriental; Evora 1609, pt. I, c. IX. Ferner ist dort verwiesen auf Burton, Footsteps in East Africa p. 274 und Waitz, Anthropologie 2, 178 (Westafrika).

5. Sage der Mbocobis (Südamerika).

Bei dem großen Brande der Wälder kletterten ein Mann und eine Frau auf einen Baum, um Schutz vor der Feuerglut zu suchen, aber das Feuer versengte ihr Gesicht, und so wurden sie Affen.

Tylor, Anfänge der Kultur 1, 370 = d' Orbigny, L'Homme Américain 2, 102.

6. Sage der Quiches (Guatemala, Anfang des 18. Jhdts.).

Im Anfange war nur Gott der Schöpfer, die starke Schlange. Die Mütter und Väter waren im Wasser. Er rief sie zur Beratung, und durch ihr bloßes Wort wurde die Erde gebildet, auf dem Wasser schwimmend. Die Tiere vermochten ihren Schöpfer nicht zu loben und seinen Namen nicht auszusprechen; sie wurden daher wieder zerstört und nach mehreren wieder zerschlagenen Mißbildungen der Mensch geschaffen. Diese Menschen aber waren von Holz und ohne Verstand, sie vergaßen ihren Schöpfer. Daher trat eine große Flut und eine allgemeine Empörung der geschaffenen Dinge gegen sie ein, die ihnen den Untergang brachte. Infolge davon wurden sie in die jetzigen **Affen** verwandelt.

Waitz 4, 263. Aus der Chronik von Ximenes. Nach Tylor, Anf. d. Kultur 1, 370 ist hierzu die Parallele bei Brasseur, Popol Vuh S. 23, 31 und eine Sage der Pottowatomis bei Schoolcraft, Indian Tribes 1, 320 zu vergleichen.

7. Aus der Flutsage der Caingang (Argentinien).

Bei der Flut entstand durch Wasserhühner und Enten, die in Körben Sand herbeischleppten, die sie ins Wasser fallen ließen, eine Aufschüttung an der Ostseite des Gebirgsrückens, und auf diese begaben sich nun die Kaingang, welche auf dem trockenen Gipfel Platz gefunden hatten, jene aber, welche, als sie durch Schwimmen sich auf die Serra do mas gerettet, aber keinen freien Platz dort mehr gefunden hatten und so gezwungen waren, in den Baumwipfeln sich zu bergen, verwandelten sich in **Cebusäffchen**, die Kuruton aber in **Brüllaffen**.

Globus 74, 246. Vgl. oben S. 6.

8. Sage der Hindu.

Die Affen (makakus radiatus) waren einst Menschen — Kappuvandlu oder Landleute. Sie gerieten in Schulden, und die Gläubiger überraschten sie eines Tages und verlangten ihr Geld. Erschreckt und unfähig, zu bezahlen, nahmen die Affen ihre gegenwärtige Gestalt an, klemmten die Schwänze ein und flohen in den Dschungel.

Folklore 11, 218 vgl. dazu Tylor, Anf. d. Kultur 1, 375, und Landweibel von Einsiedeln Jakob Ochsner (1798—1871) berichtet: (in der Zeit zwischen 1862—1871).

9. Aus der Schweiz.

Schon gar oft wurde ich von Leuten, denen ich als Mann von Kenntnis galt, befragt, ob denn die Affen wirklich verwünschte oder verfluchte Menschen seien, wie sie und ihre Voreltern von jeher es immer hörten und glaubten. Auf meine Antwort, daß sie auch eine Tiergattung seien, und nach weiterer Erklärung wollte der alte Glaube doch noch nicht bei allen weichen.

Schweizerisches Archiv f. Volkskunde VIII, S. 300, wo verwiesen ist auf Lütolf, Sagen S. 349.

10. Aus Afrika.

a) Der **Elefant** war früher ein Mensch, er scheute sich vor der Arbeit und wurde in ein großes Tier verwandelt. Seine Vorder- und Hinterbeine, seine Verteidigungswerkzeuge, seine Ohren, all das hat nichts Menschliches mehr. Nur seine Brüste, sein „Finger" (= Rüssel) und sein Mund ähneln dem Menschen. Wenn die Menschen ihr Feld bebauen, kommen die Elefanten, um das Korn zu fressen. Wenn die Menschen es bemerken, stellen sie Wachen bei ihren Feldern auf; wenn die Elefanten kommen, so finden sie die Eigentümer der Felder da. Die sagen zu ihnen: das sind solche, die nicht haben arbeiten wollen und die unsere Nahrung zerstören.

Revue des trad. pop. 10, p. 37: Jacottet, Contes du Haut Zambèse.

b) Da waren einst zwei Weiber, die wohnten einander gegenüber. Eine von ihnen war reich und die andere arm. Eines Tages kochte sich die Reiche ein gutes Essen von Milch, und die andere kochte sich ein geringes Essen, einen Bohnenbrei. Wie sie sie nun aßen, sahen sie ein altes Weib daherkommen. Das ging zuerst zu der Reichen, bat sie um Speise und sprach: „Gib mir von deinem Milchbrei, Liebe!" — Sie wurde aber arg gescholten, und Speise bekam sie nicht. Nun ging sie zu jener, die das geringe Essen hatte, und sprach: „Gib mir ein wenig von deinem Essen, Liebe!" Die Arme gab ihr auch, denn sie sah, wie sehr sie Hunger litt. Die Alte setzte sich nieder und aß. Als sie gesättigt war, stand sie auf und sprach: „Ich gehe jetzt weiter. Doch höre: wenn du nun ein Sausen hörst, so halte dich fest an der Mittelsäule des Hauses und schaue nicht hinaus!" Mit diesen Worten verließ sie das Haus und ging davon. Eine kleine Weile wartete das Weib. Da fühlte sie, wie ein Erdbeben vorüberging, und sie hielt sich an der Mittelsäule fest, wie ihr gesagt war. Als es wieder still geworden war, trat sie hinaus und sah nun, daß ihre Nachbarin, welche der Alten das Essen verweigert hatte, verschwunden war. Ihr Haus, ihre Bananenstauden und alle Bäume auf ihrem Platze waren in die Steppe hinuntergeschleudert worden. Dort verwandelten sich ihre Rinder in Büffel, und ihre Ziegen wurden zu Antilopen und ihre Schafe zu Wildschweinen. Sie selbst aber wurde ein Elefant. Die Arme jedoch hatte nicht den geringsten Schaden davongetragen.

Noch jetzt, wenn einer dem anderen Speise zu geben sich weigert, sagen die andern zu ihm: „Willst du auch mit deinem Hause in die Steppe hinuntergestoßen werden, wie einst jenes Weib?" — Viele Leute dort mögen auch kein Elefantenfleisch essen. „Es ist ein Mensch," sagen sie, „denn er hat eine Hand wie ein Mensch."

Neun Dschagga-Märchen, erz. von den Missionaren Gutmann und Fokken, hg. von A. v. Lewinski, S. 6 (Lpz. 1905, Lichtstrahlen im dunklen Erdteile, kleine Serie Nr. 3, Verlag der Ev.-luth. Mission).

11. Sage der Aino.

Die Bärengöttin heiratete einen Menschen, darum sind die **Bären** menschenähnlich.

Ausführlich im Folklore Journal 6, 11.

12. Sage der Samojeden.

Es wird erzählt, daß der Bär aus der Verbindung einer Frau, die halb Tier, halb Mensch war, mit einem Waldgeist abstamme.

Potanin, Očerki sěvero-zap. Mongolii IV, 754. Vgl. Revue des trad. pop. 11, 249

13. Mongolische Sagen.

a) Der Bär war früher ein Chan mit Namen Karabty-chan. Er befahl einem Waisenkind, sich die Fuchskappe Jerlik-chans zu verschaffen. Die Waise fragte: „Wie werde ich sie erlangen?“ Karabty-chan antwortete: „Ziehe gegen ihn aus, als ob du Krieg mit ihm führen wolltest; wenn er dann zu dir hinaustritt, so ergreife seine Kappe.“

[Das Waisenkind gehorcht und ruft den Jerlik-chan aus seiner Jurte hervor.] Sein Ruf war gleich den Rufen von hundert Menschen, das Gestampf eines Pferdes war gleich dem Gestampf von hundert Pferden. Jerlik-chan erschrak und sprang hinaus; das Waisenkind ergriff seine Kappe und sprengte davon. Jerlik-chan rief ihm nach: „Warum trugst du meine Kappe fort?“ Das Waisenkind antwortete, so sei es ihm von Karabty-chan befohlen. Da sagte Jerlik-chan: „So möge Karabty-chan ein Bär werden, sein Weib ein Schwein, sein Sohn aber ein Stern.“ (Erzähl. e. Telengiten.)

Potanin, Očerki 4, 167a.

b) Aus Furcht vor dem menschenfressenden Džel'baga flieht das letzte Menschenpaar: der Mann in den Wald — und wird zum Bär, der deswegen menschlichen Verstand hat und Fußspuren wie ein Mensch hinterläßt, das Weib — ins Wasser und wird zum Fisch Mezil'. (Erz. e. Bjurgun.)

Ebd. 167b.

c) Der Bär war früher ein Jäger und Schamane. (Burjatisch.)

Ebd. S. 168v.

14. Sagen der Ostjaken und Wogulen.

Der Bär stammt von Menschen ab, von Helden und weiblichen Waldgeistern oder von Heldentöchtern und männlichen Geistern; von einem Mann, den seine Mutter verflucht hat, und einer Heldentochter, die in eine Bärin verwandelt worden war; von einem Helden, der sich im Walde verirrt hat, und dessen Körper sich beim Übersteigen eines mit Moos bewachsenen Baumstammes ebenfalls mit Moos bedeckt.[1])

Charusin, Etnogr. Obozrĕnie 10, 4, 1ff.

Ebd. eine zweite Sage: Der Bär lebte früher mit Gott im Himmel und kam auf die Erde entweder auf eigenen Wunsch oder zur Strafe für seinen Ungehorsam. Er darf alle wilden und die Haustiere böser oder ihn auslachender Menschen fressen. Er wurde schließlich von einem Helden getötet, die Gottheit erlaubte aber dem Schatten des Bären, seine frühere Gestalt anzunehmen und für immer auf der Erde zu bleiben.

15. Sage der Wotjaken.

Anfangs gab es keinen Bären; er ist aus einem Wotjaken entstanden. Einstmals heiratete ein berühmter Zauberer. In der Nacht, während des Schlafes, fing er plötzlich an, wie ein Bär zu stöhnen. — „Warum stöhnst du?“ fragte ihn seine Frau. „Das tut nichts,“ antwortete der Zauberer, „ich werde im Hof auf- und abgehen, dann wird alles aufhören.“ Er ging hinaus, legte seine Kleider ab und ließ sie an der Vorratskammer liegen. Leise schlich die Frau ihm nach, um zu sehen,

1) Vgl. Etn. Ob. II, 1, 109 (aus Potanin, Putešestv. po Mongolii = Očerki 4, 754): Die Ostjaken erzählen, daß der Bär früher ein Mensch (Held) war, der über einen Baumstamm im Walde klettern wollte, nachdem er seine Kleider abgelegt hatte. Letztere wurden ihm gestohlen, statt dessen wuchs ihm ein Bärenfell; allein er behielt die menschlichen Eigenschaften und versteht die Sprache der Menschen.

was er tun würde. Und da sieht sie, daß ihr Mann nackt in den Wald geht, auf eine Eberesche steigt und von dort mit dem Kopf voraus herabklettert. In dieser Zeit war er zum Bären geworden. Dann kehrte er aus dem Walde zurück und ging in das Dorf, um zu zaubern.

Die Frau erriet, daß es mit ihrem Manne nicht geheuer sei, lief voller Schrecken nach Hause, packte ihres Mannes Kleider zusammen und verbarg sich in der Vorratskammer. Nach einiger Zeit kehrt der Bär zurück und findet sein Gewand nicht. Er klopfte an die Tür der Frau und bat mit Bärenstimme um seine Kleidung. Mehr denn je erschrak das Weib und sprach kein Wort. Da brüllte er auf, brüllte und ging zurück in den Wald. Und so blieb er für immer ein Bär.

Etnogr. Obozrĕnie 4, 4, 174.

16. Sage der Altajer.

Man erzählt, daß nach der Sintflut, die von dem Gotte Dyel Bega über die Menschheit geschickt worden war, nur zwei Personen am Leben blieben: ein alter Mann und seine Frau. Sie flüchteten sich in den Wald, und der Alte verwandelte sich in einen Bären. Darum hat der Bär eine fast menschliche Intelligenz.

Revue des trad. pop. 11, 249.

17. Sage der Schwarzwald-Tataren.

Es lebten zwei Brüder. Des einen Acker war an der Sonnenseite, des anderen Acker war auf der von der Sonne nicht beschienenen Mitternachtsseite. Des einen Acker geriet gut, des anderen Acker geriet gar nicht. Der eine Bruder sprach: „Auf deinem Acker ist das Getreide gut, auf dem meinigen ist gar kein Getreide.“ So sprechend, zürnte er dem Bruder. Der eine Bruder steckte zwei Pfeile in den Mund, diese wurden zu Hauzähnen, er selber ward ein Bär. Der Bruder, der ein Bär geworden, warf seine Bogensehne fort; diese Bogensehne verwandelte sich in die Hopfenpflanze und wuchs, sich um den Baum herumrankend.

Radloff, Proben der Volkslit. d. türk. Stämme Süd-Sibiriens 1, 286.

18. Aus Rußland.

a) Ein armer Bauer fuhr in den Wald und dachte eine Tanne, welche ihm zusagte, zu fällen; diese aber rief ihm mit menschlicher Stimme zu: „Fälle mich nicht, ich bringe dir Nutzen!“ Er hörte darauf und schlug eine andere Tanne. Nach einiger Zeit aber fuhr er wieder in den Wald und fällte doch jene Tanne. Da donnerte es plötzlich, es zuckte der Blitz, der Mann stürzte zur Erde und wurde ein Bär.

W. N. Jastrebow. Mat. po ethnogr. Nowoross. kraja S. 10.

b) 1. Variante zu dem Märchen vom Fischer und seiner Frau. Eine Linde, die der Bauer abhauen will, erfüllt die Wünsche. Der Bauer und seine Frau werden zu Bären, weil der Bauer als Gouverneur noch Zar werden wollte.

2. Ein Gevatter erfüllt die Wünsche. Als der Bauer auf Antreiben seiner Frau Gott werden will, werden beide zu Bären. (Kleinrussisch.)

Etnogr. Obozrĕnie 3, 2, 129—132.

c) [Ein Bauer wollte einst eine Linde fällen; diese bittet ihn aber, es nicht zu tun, und stellt ihm einen Wunsch frei. Er wünscht sich Brennholz. Die Frau des Bauern ist damit höchst unzufrieden; ein zweiter Wunsch (welcher — war dem Erzähler nicht mehr erinnerlich) wird gewährt. Auch damit ist das Weib nicht

zufrieden. Auch die dritte Bitte, „daß die Leute uns fürchten mögen," wird erfüllt.] Der Bauer ging nach Hause und stolperte auf der Schwelle, fiel und wurde zum Bären. Die Alte aber erblickte ihn, erschrak, fiel ebenfalls und wurde zur Bärin. — Von ihnen beiden stammen alle Bären ab.

Etn. Obozrěnie III, 4, 197.

19. Lettische Sagen.

a) Früher konnten alle Bäume sprechen und baten immer die Menschen, sie nicht zu fällen. [Die Linde macht einen Bauern erst zum Herrn und dann zum König, damit er sie nicht abhaue.] Doch als der Bauer zum dritten Male kam und Gott werden wollte, antwortete die Linde: „Stell' dich auf alle Viere, dann will ich es tun!" Der Bauer gehorchte, und im selben Augenblick wuchs ihm das Fell, und er ward zum Bären.

Danach bestimmte aber Gott der Herr, daß die Bäume nicht mehr reden sollten.

Živaja Starina 5, 431, Nr. 1 = Stef. Ulanowska, Lotysze Inflant polskich 1, 91.

Vgl. die Variante ebd. 5, 432 Nr. 3 = Rākstu krājums 3, 33—35.

Über das Sprechen der Bäume s. Treuland, Lett. Volksmärchen. Mitau 1887, Nr. 39, S. 43.

b) Eine Frau wird von einem Zauberer in eine Bärin verwandelt, von der alle Bären abstammen. Verstand hat der Bär darum wenig, weil seine Abstammung eben auf eine Frau zurückgeht.

Živaja Starina 5, 432, Nr. 2 = Rākstu krājums 3, 110.

20. Aus Island.

Der **Eisbär** ist ein verzauberter Mensch.

Jón Árnasson, Isl. Volkssagen übs. von Lehmann-Filhés, N. F. S. 253.

21. Aus Bulgarien.

Eine Frau hatte zwei Töchter, von denen die eine ihre eigene, die andere ihre Stieftochter war. Sie liebte ihre eigene Tochter mehr. Einmal schickte sie ihre Stieftochter zum Flusse mit weißer Wolle, damit sie dieselbe so lange wasche, bis sie schwarz werde. Das Mädchen wusch und wusch die Wolle, damit sie schwarz werde. Ein Alter kam heran und fragte sie: „Weshalb wäschst du diese Wolle?" Das Mädchen versetzte: „Meine Stiefmutter hat gesagt, daß ich die Wolle so lange waschen soll, bis sie schwarz wird." „Nun, so wasche sie nur, wenn sie es so befohlen hat," meinte der Alte. Die Maid wusch weiter, und die Wolle verwandelte sich da in Gold. Sie trug es nach Hause. Als die Stiefmutter das sah, schickte sie auch ihre eigene Tochter mit Wolle aus, damit sie sie so lange wasche, bis sie schwarz werde. Das Mädchen wusch so lange, bis es ermüdete; dann setzte sie sich nieder, um zu rasten. Auch sie wurde von dem Alten gefragt, was sie mache. „Ei, geh du nur weiter, was fragst du darnach!" antwortete sie. Da verfluchte sie Gott: „Nimm diese Wolle auf deinen Rücken und durchstreife als Wild die Wälder!" So entstand aus dem Mädchen der Bär.

Strauß, Die Bulgaren, S. 65f. Vgl. Schischmanoff, Nr. 15.

22. Aus Serbien.

Einmal lebte ein böser Mensch — ein Bäcker, der fürchtete Gott nicht und schämte sich vor den Leuten auch nicht — und manchmal lästerte er Gott. Er sollte aber bestraft werden. Als er einmal wieder so fluchte und seine Hände gerade voll Teig und sein ganzer Körper voll Mehl waren, wurde er in einen Bären ver-

wandelt. Deswegen hat der Bär die Füße (die Sohlen) wie ein Mensch, und auch sein ganzer Körper ist dem menschlichen gleich.

Zbornik (Agram) IV, S. 137.

23. Sage der Cherokee.

Vor langer Zeit gab es einen Cherokee-Stamm, der hieß Ani'-Tsâ'gûhĭ, und in einer Familie dieses Stammes war ein Knabe, der oft das Haus verließ und den ganzen Tag in die Berge ging. Nach einiger Zeit ging er häufiger dorthin und blieb auch länger da. Zuletzt wollte er nicht einmal mehr im Hause essen, sondern ging bei Tagesanbruch fort und kam erst des Nachts wieder. Seine Eltern schalten ihn, das half aber nichts, und der Knabe ging jeden Tag fort. Da bemerkten sie, daß langes braunes Haar an seinem Körper zu wachsen anfing. Sie wunderten sich darüber und fragten ihn, warum er so gern in den Wäldern wäre, daß er nicht einmal zu Hause äße. Der Knabe sagte: „Ich finde dort genug zu essen, besseres Korn und bessere Bohnen, als wir sie in den Ansiedlungen haben, und bald bleibe ich für immer weg." Seine Eltern sorgten sich und baten ihn, sie nicht zu verlassen, aber er sagte: „Es ist dort besser sein als hier, und ihr seht ja, ich verändere mich schon, so daß ich hier nicht länger leben kann. Wollt ihr mit mir kommen? Es gibt dort Unterhalt für uns alle, und ihr braucht niemals dafür zu arbeiten. Wollt ihr aber kommen, so müßt ihr erst sieben Tage fasten." — Die Eltern besprachen dies miteinander und erzählten es dann dem Stammeshäuptling. Es wurde Beratung darüber gehalten, und nachdem alles vorgebracht worden war, kamen sie zu dem Schluß: „Hier müssen wir hart arbeiten und erwerben kaum genug. Dort, sagt er, ist immer Überfluß ohne Arbeit. Wir wollen mit ihm gehen." Da fasteten sie sieben Tage, und am siebenten Morgen verließen alle Ani'-Tsâ'gûhĭ die Ansiedelung und zogen dem führenden Knaben in die Berge nach.

Als die Leute aus den anderen Orten davon hörten, waren sie sehr traurig und sandten ihre Anführer, um die Ani'-Tsâ'gûhĭ zu überreden, zu Hause zu bleiben und nicht in die Wälder zu gehen, um dort zu leben. Die Boten fanden sie schon auf dem Wege und waren überrascht, als sie bemerkten, daß ihre Körper schon anfingen, sich mit Haaren zu bedecken wie bei den Tieren, weil sie sieben Tage lang sich der Menschennahrung enthalten hatten und ihre Natur sich änderte. Die Ani'-Tsâ'gûhĭ wollten nicht zurückkommen, sie sagten: „Wir gehen dahin, wo wir Überfluß an Nahrung haben. Von nun an sollt ihr uns yânû, Bären, nennen, und wenn ihr hungrig seid, so kommt in die Wälder und ruft uns, und wir werden kommen und euch unser eigenes Fleisch geben. Ihr braucht euch nicht zu fürchten, uns zu töten, denn wir werden ewig leben." Sie lehrten die Boten Lieder, um sie zu rufen, und die Bärenjäger singen die Lieder noch jetzt. Als die Gesänge beendet waren, wandten sich die Boten wieder den Ansiedelungen zu, aber nachdem sie ein Stück gegangen waren, wandten sie sich um und sahen einen Zug von Bären in die Wälder gehen.

Mooney, Myths of the Cherokee, S. 325.

24. Aus Finnland.

a) Es waren einmal drei Brüder. Und einer ging in den Wald, und aus ihm wurde ein Bär. Und der andere ging in den See, und aus ihm wurde ein Frosch. Und der dritte blieb zu Hause, und der wurde der Mensch.

Krohn, Suom. Kansans. 1, 267, Nr. 274. Russ. Übs.: Živaja Starina 5, 444, Nr. 6.

b) Es war einmal ein reicher Hof, wo große Hochzeiten gefeiert wurden. Ein alter Bettler, der auf diesen Hochzeitshof zu essen haben wollte, erhielt nichts, sondern es hieß: „Wir haben kein Essen für so niedrige Menschen!“ Da wurde der Greis böse, ging in die Badestube und begann zu zaubern. Darauf sagte er zu seinem Knaben: „Geh' und sieh, was die Hochzeitsleute in der Stube machen.“ Der Knabe ging, um nachzusehen, und meldete dann dem Greise: „Die Hochzeitsleute springen an die Wände.“ Dieser schickte ihn zum andernmal hinein, und der Knabe sagte: „Sie laufen auf vier Füßen nach der Tür zu.“ Beim drittenmal brachte der Knabe die Botschaft: „Sie sind gerade dabei, in den Wald zu gehen.“ Und so war es. Der Hof verblieb mit allem, was darin war, dem Greise; die Hochzeitsleute aber waren Bären geworden, die Frauen wurden Bären, die einen Ring um den Hals haben. Daher stammen nun alle Bären.

Krohn, ebd. S. 267, Nr. 275 (gekürzt). Russ. Übs.: Živaja Starina 5, 444, Nr. 5.

[c) Übertragung auf die **Wölfe**.]

Ein Mann, der ein Brachfeld pflügen wollte, sah einen Wolf hinter einem Zaune lauern und bemitleidete ihn so, daß er ihn zuletzt segnete. Da verwandelte sich der Wolf in einen Menschen und sagte: „Ich habe auf die Segnung gewartet, ich bin einer jener estnischen Wölfe[1]), in die alle die Hochzeitsleute verwandelt wurden.“ Dann erzählte er, daß Jesus und Petrus in einem Hochzeitshofe keine Herberge und kein Essen erhalten hätten. Jesus habe die Ungastlichen verflucht und seinem Gefährten befohlen, hineinzugehen und zu sehen, was sie machten. Antwort: „Sie springen jetzt an die Wände.“ Zweite Antwort: „Sie brüllen wie die Wölfe.“ Beim drittenmal waren sie schon zu Wölfen geworden und sprangen in den Wald. „Und ihrer waren so viele, daß es das Sprichwort noch heute im Lande gibt: Sie sind wie estnische Wölfe.“

Krohn, S. 268, Nr. 276.

25. Sage der Votjaken.

Anfangs gab es keine Wölfe; sie sind aus Russen entstanden. — Unter ihnen war ein berühmter Zauberer, der von allem Volk sehr gefürchtet war, und alles machte ihm Geschenke. Nun gab ihm aber einmal der Hausherr, bei dem eine Hochzeit gefeiert wurde, nichts. Da ward der Zauberer böse, eilte dem Hochzeitszuge nach, erreichte ihn im Walde und verwandelte alle Teilnehmer in Wölfe; und so blieben diese Leute Wölfe.

Etnogr. Obozrěnie IV, 4, 174.

26. Kosakenmärchen.

Ein reicher und ein armer Mann hatten einmal ein Feld in gemeinschaftlichem Besitz, das besäten sie zu gleicher Zeit mit gleichem Samen. Gott aber segnete die Arbeit des Armen und ließ die Saat gedeihen, die des Reichen dagegen gedieh nicht. Da verlangte der Reiche das fruchtbare Feldstück für sich und sagte zu dem Armen: „Sieh her, meine Saat ist gut aufgegangen, deine gar nicht!“ Der Arme erhob Einspruch, doch der Reiche wollte nicht hören, sondern sprach zu ihm: „Wenn du mir nicht glauben willst, dann komm morgen vor Tagesanbruch aufs Feld, Gott soll zwischen uns richten.“

---

1) Die Leute aus Karelen und Savolas glauben, daß der Wolf ihnen aus Estland zugeschickt worden ist, wo er aus einem Menschen in seine jetzige Gestalt verwandelt wurde, und dessen Schwanz aus einem hinten eingesteckten Holzscheit gebildet ist. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn. Vgl. oben S. 14f.

Da ging der Arme heim. Der reiche Mann aber grub eine tiefe Grube in des Armen Feldstück, setzte seinen Sohn hinein und sagte zu ihm: „Merk' auf, mein Sohn, wenn ich morgen früh hierherkomme und frage, wessen Feld das ist, dann rufe: das gehört nicht dem Armen, sondern dem Reichen."

Danach überdeckte er ihn mit Stroh und wandte sich nach Hause. Am Morgen sammelte sich alles Volk und ging aufs Feld hinaus. Der Reiche aber rief: „Sprich, Herr Gott, wessen Feld ist dies, des Reichen oder des Armen?"

„Des Reichen, des Reichen," rief eine Stimme mitten im Felde.

Aber der Herr selbst war unter dem versammelten Volke, und er sprach: „Höret nicht auf die Stimme, denn das Feld ist wahrlich das des armen Mannes." Und er erzählte allen, wie sich's verhielt. Dann gebot er dem Sohne des Reichen: „Bleibe, wo du bist, und sitze dein ganzes Leben hindurch unter der Erde, solange die Sonne am Himmel steht."

Alsbald wurde der Sohn des Reichen zum **Maulwurf**, und das ist der Grund, weshalb der Maulwurf das Tageslicht flieht.

Bain, Cossack Fairy Tales and Folk Tales S. 201.

27. Aus Serbien.

Schon von der Schöpfung der Welt an stritten und zankten die Menschen immer miteinander, und fast jeden Tag kam eine Zwietracht über jede Kleinigkeit vor. Einmal stritten auch zwei Nachbarn über ein Stück Erde, und jeder wollte die Erde sich zueignen, und einer wollte den andern um jeden Preis betrügen. Endlich schlossen sie einen Vertrag ab, nach dem die umstrittene Erde selbst ihren Hader entscheiden sollte. Da grub jeder von ihnen heimlich eine Grube aus, in die er sein Kind, das er zu diesem Zwecke vorbereitet hatte, hineinsteckte. So machten es beide, und jetzt kamen sie wieder aufs Feld, und der eine fragte, wem also die Erde gehöre und wen sie mehr liebe. Das Kind antwortete natürlich, wie der Vater ihm vorher gesagt hatte. Danach fragte auch der andere, und die Antwort des anderen Kindes war dieselbe. Der Streit war also nicht entschieden. Als sie aber jetzt die Erde wegscharrten — da möchten sie das sehen! — von den Kindern keine Spur da. Sie waren in zwei kleine Maulwürfe verwandelt, die ihren Vätern jetzt Schaden anrichten.

Zbornik (Agram) IV, S. 137.

28. Aus Thrazien.

Der Maulwurf war einst ein Totengräber, und einmal, während einer großen Krankheit, wobei viele starben, begrub er einen noch halb Lebendigen. Und Gott verfluchte ihn, daß er blind werde, weil er nicht aufgepaßt hatte, und er solle immer sein Grab graben, und er wurde zum Maulwurf.

Politis, *παραδόσεις* Nr. 355.

29. Aus Frankreich.

a) Eine sehr hochmütige Frau wurde in ein Tier verwandelt, das seither Maulwurf genannt wird und durch Hände und Füße noch an seine Abstammung erinnert.

Rolland, faune populaire 1, 14; auch bei Sébillot, litt. orale de l'Auvergne, p. 192.

b) Als sich die Feen einst gegen Gott auflehnten, wurden sie zur Strafe in Maulwürfe verwandelt und verdammt, das Tageslicht nicht wieder zu sehen. Daß

diese Geschichte wahr ist, kann man noch daran sehen, daß die Pfoten der Maulwürfe wie kleine Hände aussehen.

Sébillot, ebd. p. 192 aus Gras, Dictionnaire du patois forézien. Andere Lesarten bei Sébillot. 1. Feen, die aus Hochmut um Erhöhung ihres Tales und Vernichtung des dieses überragenden Berges gebeten haben, werden in Maulwürfe verwandelt. 2. Feen bitten, nachdem das Johannisevangelium gepredigt ist, um Verwandlung in Maulwürfe.

30. Aus Niederösterreich.

Ein tückischer Zwerg, der in der Umgebung eines frommen Einsiedlers haust, neckt und quält die Waldbewohner, wo er nur kann, und fügt zuletzt auch dem ehrwürdigen Mann viel Schaden zu. Eines Morgens überrascht ihn dieser, während er sich in seinem Garten zu schaffen macht. Nachdem er in der Nacht alles Gepflanzte zerstört hat, wühlt er jetzt in einem Winkel, um die letzten Reste der Wurzeln zu vernichten. Da verflucht ihn der Greis: „Von nun an sollst du verflucht sein, zu wühlen, aber nicht auf der Erde, sondern unter derselben. Du sollst den Menschen nützlich sein, ohne es zu wollen, indem du alle schädlichen Würmer aufzehren mußt. Du sollst das Tageslicht nicht mehr sehen. Du sollst unbeholfen und dumm sein. Wiewohl du den Menschen nützlich bist, sollst du doch von ihnen verfolgt und verabscheut werden, wenn du auf die Erde kommst.“ Der Zwerg schrumpft zusammen und wird ein Maulwurf.

Nach Th. Vernaleken, Heimgarten 24, 781.

31. Aus Pommern.

Es war einmal eine Prinzessin, für die hatte ihre Mutter einen Bräutigam ausgewählt, aber sie war stolz und wollte nichts von ihm wissen. Da ergriff die Mutter großer Zorn, und sie verfluchte und verwünschte ihr eigenes Kind.

Sogleich schrumpfte der Körper des Mädchens zusammen, und ihr schwarzes seidenes Kleid legte sich als ein schöner tiefschwarzer Sammetpelz um ihn herum, kurz — aus der schönen Prinzessin ward der Maulwurf, und sie mußte Maulwurf bleiben für immer.

Jahn, Volkssagen aus Pommern, 2. A., S. 450. Vgl. Haas, S. 140f. Auch Bl. f. pomm. Vk. 8, Nr. 5, S. 73.

32. Aus Mecklenburg.

De Mullworm is 'ne verwünschte Prinzessin. Dee hett sik so inbild't, het ümmer in Samft un Sid' gahn un hett sik ehr samften Kleed nich von de leew' Sünn' beschinen laten wullt. Dor hett uns' Herrgott secht: „wenn se de Sünn' nich achten ded', denn süll se för ümmer in de Jer (Erde) wöhlen;“ un hett se to'n Mullworm maakt.

Dorüm kann de Mullworm noch de Sünn' nich verdrägen.

Wossidlo, Mecklenb. Volksüberl. 2, 343.

33. Aus Schleswig-Holstein.

Ein Edelmann ließ sich von einem Schlachter das ganze Jahr hindurch Fleisch liefern. Als nun das Jahr um war und der Schlachter seine Rechnung brachte, wog ihm der Edelmann alle Knochen wieder zu und sagte: „Ich habe nur Fleisch verlangt und keine Knochen. Du mußt dir nun für so viel Pfund abziehen lassen.“ Das wollte der Schlachter natürlich nicht gelten lassen und verklagte den Edelmann, konnte aber gegen ihn kein Recht bekommen. Das folgende Jahr über ließ sich der Edelmann von einem andern Schlachter sein Fleisch liefern und machte es am Ende ebenso wie mit dem ersten. Zuletzt hatte er alle Schlachter der ganzen

Gegend auf dieselbe Weise angeführt. Da haben die armen betrogenen Leute den Edelmann endlich unter die Erde zu einem Tier verwünscht, das sich nur Fleisch ohne Knochen suchen muß. Das ist nämlich der Maulwurf, der ja nur Regenwürmer frißt.

Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, S. 357.

34. Aus England (Bridgewater).

Eine stolze Frau ist durch Verwandlung in einen Maulwurf bestraft worden. Das sieht man noch heute an dessen Händen und Füßen.

Notes and Queries, 1. Ser., 5, 534.

35. Aus Amerika.

a) Der Maulwurf ist eine verwandelte stolze Frau.

Bergen, Animal and Plantlore, S. 155. (Aus Chesterton, Negersage.)

b) Der Maulwurf war ein stolzes Mädchen. Nun trägt er schöne Kleider unter der Erde und hat keine Augen, weder für seine eigene Schönheit noch für die anderer.

Folklore Journal 6, 90. (Aus Washington.)

36. Berberische Sage.

Es war einmal eine Frau, die holte an einem Feiertage Holz. Da verwandelte sie Gott in ein **Stachelschwein.** Die Stacheln auf dem Rücken sind das Reisig, das die Frau sammelte.

H. Stumme, Märchen der Schluh von Tázerwalt, S. 194.

37. Sage der Flachkopf-Indianer.

Drei Brüder behandeln ihren Stiefbruder schlecht. Dieser ist ein Medizinmann und beschließt, sich zu rächen. Er bewirkt, daß sie mit ihren Speeren an einem Seekalb hängen bleiben; das Kalb bringt sie auf eine Insel. Dort sind sie wieder frei und stehlen einem kleinen Mann Fische. Dieser überwindet sie und bringt sie nach dem Dorf der kleinen Leute. Das Völkchen wird von großen, Gänsen ähnlichen Vögeln überfallen, welche, wie Stachelschweine, ihre Posen auf die kleinen Männer schießen, welche dann leblos umfallen. Die Brüder ziehen die Posen wieder heraus und beleben sie. Die Männer wollen die Brüder aus Dankbarkeit in die Heimat schicken und setzen sie auf einen Walfisch. Dieser überlegte es sich anders und verwandelte[1]) sie in **Meerschweine,** die seitdem in beständigem Krieg mit den Seekälbern leben. Als der Walfisch eines Tages die Mutter der Brüder in ihrem Schmerz sieht, verwandelt er sie voll Mitleid in einen Stein.

Ausland, 1859, S. 921. Aus P. Kane, Wanderings of an Artist.

38. Mongolische Sagen.

a) Alle **Murmeltiere** waren einst Menschen, sie lebten von der Jagd und schossen ausgezeichnet. Einst aber wurden sie übermütig, prahlten, jedes Tier, selbst den Vogel im Fluge mit dem ersten Schusse zu töten, und erzürnten dadurch den bösen Geist. Um sie zu strafen, trat dieser unter sie und befahl dem besten Schützen, eine fliegende Schwalbe mit der ersten Kugel herabzuschießen.

1) Auch an der pacifischen Küste traut man dem Walfisch eine „große Medizin" (Zauberkraft) zu.

Ausland 1859, 869.

Der dreiste Jäger lud und schoß; die Kugel riß der Schwalbe jedoch nur die Mitte des Schwanzes weg. Seit jener Zeit haben die Schwalben einen Gabelschwanz. Die übermütigen Jäger aber wurden zu Murmeltieren. (Sage der Tungusen.)

K. Müllenhoff, Natur im Volksmunde, S. 29. Vgl. Brehm, Tierleben 3 A. II, 445.

b) Das Murmeltier war früher ein Mensch und kühner Jäger. Einst wollte er einen tel'gen (eine Art Raubvogel) erlegen, schoß und traf ihn in den Schwanz, weswegen jetzt der Schwanz des tel'gen einen Einschnitt hat. Nachdem er also vorbeigeschossen, verfluchte der Jäger sich selbst, hieb sich den großen Finger ab, vergrub sich in die Erde und sagte: „Nur vier Monate im Jahr möge ich leben!"

Potanin, Očerki 4, 179 a. Erzählung eines Djurbjuten.

c) Tarbagan (das Murmeltier) wandelte früher auf der Erdoberfläche, lebte nicht unter der Erde und war ein dem Menschen schädliches Geschöpf. Erche-mergen schwor, den tarbagan zu töten, und schoß ihm mit dem Bogen den großen Finger weg. In der Angst wühlte sich tarbagan in die Erde hinein und sagte: „Von nun ab werde ich der Fraß aller Kreaturen sein!" Und jetzt nährt sich mit ihm der Vogel tas, der bjurgut und die Elster, der Wolf fängt ihn, und vom Menschen wird er geschossen.

Potanin, Okraina 2, 345, 2. Erzählung eines Chalchater.

d) Erche-mergen gedachte einst auf Sonne und Mond zu schießen. Da stahl ein burchon (mongol. dämon. Wesen? vgl. burchan) einen Stern des Mečit (Plejaden), der damals aus 7 Sternen bestand, und forderte den Erche-mergen auf, einen von den Sternen des Mečit zu treffen; könne er es nicht, so würde er auch Sonne und Mond nicht zu treffen vermögen. Erche-mergen schießt und vernichtet einen Stern des Mečit. Der burchon aber verstand es, schnell den gestohlenen Stern an die Stelle des zertrümmerten zu setzen. Erche-mergen sieht: Als er sich zum Schießen anschickte, waren 6 Sterne im Mečit, und jetzt sind es ebenfalls 6; folglich hat er gefehlt. Darauf sprach er: „Wenn ich trockenes Gras essen werde, muß ich sterben; wenn ich Quellwasser trinken werde, muß ich sterben," und er verwandelte sich in ein Murmeltier.

Daher frißt das Murmeltier kein trockenes Gras, sondern nur grünes, und liebt nicht feuchte Stellen, es baut sich immer auf trockenem Boden an.

Potanin, Okraina 2, 345, 1. Erz. e. Malchas. Lama.

e) Das Murmeltier war einst ein Jäger. Damals gab es vier Sonnen, je eine in jeder Himmelsgegend. Er begann, nach der Sonne zu schießen, und hatte bereits drei erschossen.

Da erzürnte Burchyn-Bakši, daß es kein Licht mehr auf Erden geben würde, und verwandelte den Jäger in ein Murmeltier.

Erz. e. Bogdošabiner. Potanin, Očerki 4, 179 g. Ebd. S. 180 d und e eine ganz ähnliche burjatische und telegitische Variante.

f) Das Murmeltier war früher ein Mensch und Jäger. In der Zeit gab es drei Sonnen; er wollte die eine Sonne mit dem Pfeil treffen und fehlte. Er schneidet sich im Zorn den großen Finger ab und gräbt sich in die Erde ein.

Erz. e. Urjanchaier. Ebd. S. 179 v.

g) Kan Geredej, verwundet durch den Tarbagan, haut diesem den Finger ab,

vergräbt ihn in die Erde und verflucht ihn: niemand möge ihm Ruhe geben, die armen Leute sollen ihn essen, Vögel und Tiere ihn herumschleppen. (Telengitisch.)

Ebd. S. 179 b.

h) Es war früher ein unfehlbarer Bogenschütze. Der grub seinen Daumen in die Erde und sagte: „Sei ein Maulwurf.“ Seitdem schoß er nicht mehr.

i) Zwei Jäger schossen viele Tiere, darum verwandelte Gott sie in **Biber** und Murmeltier.

k) Auf der Tiere Flehen wird ein Jäger von Gott mit den Worten in die Erde gegraben: „Du konntest nicht in Frieden auf der Erde leben, so lebe in einem Loch unter der Erde und nähre dich von Wurzeln.“

l) Das Murmeltier war einst ein reicher Mann, der hieß Karun bai. Er hatte Tausende von Pferden, Ochsen, Kamelen, Schafen. Es kamen Bettler, Blinde, Lahme und alte Leute, die um Almosen baten. Karun bai gab ihnen nichts. Da wandten sich die Bettler in ihrer Not zu Gott und sagten: „Herr, du gabst Karun bai vergeblich so großen Reichtum. Wir Armen bitten ihn um Almosen, und er gibt niemals jemandem etwas.“ Gott fragte Karun bai: „Gibst du Almosen?“ „Nein,“ erwiderte Karun bai, „warum sollte ich denn?“ Da verwandelte Gott ihn in ein Murmeltier und befahl ihm, daß er Gras fressen solle. Das Murmeltier verließ seine Familie mit dem Ruf: „Anguit! Anguit!“ d. h. Amanbul, lebe wohl! und noch jetzt ruft er sein Lebewohl, wenn er aus seinem Loche kriecht. Das Rindvieh Karun bais verwandelte Gott in wilde Tiere. Die Ochsen in Renntiere, die Schafe in argali, die Ziegen in Felsziegen, die Pferde in kulans und surtax und die Kamele in tiu ê giēk.

Var. h) bis l) aus Folklore Journal 3, 318.

39. Aus Griechenland (Athen, Arkadien und sonst).

a) Das **Wiesel** war eine Braut und wurde zum Tier. Darum ist es auf alle Bräute eifersüchtig. Und um der Braut nicht die Mitgift zu ruinieren, legte man in die Kammer, wo man sie aufbewahrte, Schächtelchen mit Salben und Honig, damit das Wiesel sich daran satt fresse und zufrieden gestellt werde, damit es die Aussteuer nicht durchlöchere.

Das Wiesel als Bräutchen, das es ist, liebt das Spinnen. Sobald man es sieht, muß man zu ihm sagen: „Willkommen, mein Wieselchen, willkommen, mein Bräutchen!“ und an der Haustür oder auf die Sachen, die es zu zerreißen pflegt, legt man ihm einen Spinnrocken mit Baumwolle hin. Dann freut sich das Wiesel und tanzt darauf herum. Wenn durch Zufall eine Frau darüber aufschreit (?), wird es sie behalten und sich an ihr rächen. Denn es ist sehr rachsüchtig. Es wird ihr die Kleider zerreißen, selbst wenn sie sie in der Truhe hat. Die dagegen, die ihm schmeicheln, haben großen Nutzen von ihm. Wo es ungerechtes Geld findet, nimmt es dieses weg und bringt es in das Haus dessen, der es gepflegt hat. Und wenn man Goldstücke in einen Sack aus Wieselfell tut, werden sie nie alle.

Politis, παραδόσεις Nr. 333 u. 335. Vgl. Nr. 334:

b) Eine Variante aus Arkadien unterscheidet sich nur dadurch von der vorigen, daß sie das Wiesel eine Nixe gewesen sein läßt, in die es sich wieder verwandelt, wenn man ihm einen Spinnrocken mit Baumwolle hinlegt, weshalb man es auch „Spinnrocken“ nennt.

Dazu bemerkt Politis (Bd. II, 926 ff.):

Die Bezeichnung als „Bräutchen“ ist schon mittelgriechisch. Vgl. Ducange s. v. Schol. zu Aristoph. Wolken 169, 6, 424 (Dübner); Plut. 693. Dazu Panzer, Beitrag

zur deutschen Mythologie II, 358; Gubernatis, Zool. Myth. II, 52. P. nimmt an, ‚daß die Zierlichkeit des Tieres, die glänzende Farbe seines Felles, seine Eigenschaft, manchmal auf den Hinterfüßen zu stehen, behende seine Umgebung beobachtend, Anlaß gegeben hat zur Ausbildung von Sagen über seine Verwandlung aus einem Weibe, und zwar einer schönen Braut, deren Heirat unglücklich verlief". So erdenkt sich das Volk, daß es die Bräute um ihr Glück beneidet und ihre Aussteuer vernichtet, wenn man es nicht durch die obigen Mittel versöhnt. Auf die gleiche Vorstellung bei andern Völkern deuten die Bezeichnungen: ital. donola (vornehmes Fräulein), span. port. doninha, deutsch Fräulein, Jüngferchen, Mühmlein (bair.), Schöndinglein, Schöntierle; dänisch brud, auch kjönne (Wunderschöne), franz. belette, breton. kaerell (kaer = schön), engl. fairy, baskisch andereigerra (aus andrea = Frau), ungar. menyét (aus meny = Schwiegertochter), rumän. nevĕstuică (Weibchen), albanes. nūs ĕ ljaljĕsĕ (Schwägerin); vgl. Hahn, Alb. Stud. III, 86.

Ein sizilianischer Gebrauch als Nachklang der Sage bei Pitrè, Usi e costumi III, 440f. Vgl. dazu die opferartigen Fütterungen des Wiesels bei den heutigen Griechen und den Deutschen Siebenbürgens (vgl. Drexler) sowie die versöhnende Anrede in einigen Gegenden von Deutschland: „Schönes Dingl, behüt dich Gott!" (vgl. Brehm, Tierleben, Säugetiere Bd. 2, 85). — Zu der Vorstellung von der Unerschöpflichkeit des aus Wieselfell hergestellten Geldbeutels vgl. Bartels, Zschr. d. Ver. f. Volksk. 1899, 175 (vom Maulwurfsfell) und Wuttke, Deutscher Volksaberglaube § 118. In Niederbayern benutzt man das Wieselfell zur Heilung von Tierkrankheiten (vgl. Panzer, Beitrag zur Deutschen Myth. II. 189).

Antike Mythen über das Wiesel s. Bd. IV.

40. Estnische Märchen.

a) An einem schönen Sommertage gingen ein Bruder und eine Schwester in den Wald Beeren pflücken. Sie verirrten sich und fanden sich nicht zurecht, obwohl sie den Wald kreuz und quer durchgegangen waren. Der Knabe wurde durstig. Bald fanden sie auch eine Quelle. Freudig beugte sich der Knabe nieder, um zu trinken. Plötzlich rief eine Stimme: „Trink nicht! Wer dieses Wasser trinkt, wird ein Hase." Der Knabe trank nicht und ging weiter. Aber der Durst quälte sehr. Da fanden sie eine Wasserlache. Der Knabe lief darauf zu und wollte trinken, aber auch aus dieser Wasserlache rief eine Stimme: „Knabe, trink nicht! Wer von hier trinkt, wird ein Fuchs." Auf die Bitte der Schwester bezwang der Knabe seinen Durst. Sie gingen weiter. Aber der Durst wurde immer unerträglicher. Als sie bald wieder eine Quelle fanden und auch aus dieser Quelle eine Stimme rief: „Trink nicht! Wer von hier trinkt, wird zur Gemse," ließ sich der Knabe auch durch die Bitten der Schwester nicht abhalten und trank. Sofort verwandelte er sich in eine Gemse. Die Schwester band ihm das Strumpfband um den Hals und wollte ihn nach Hause führen, bald aber befreite er sich und lief in den Wald. Die Schwester ging weinend nach Hause.

Das war die erste **Gemse.**

b) Der Knabe war das einzige Kind armer Eltern und ihr Sonnenschein von klein auf. Er war ein aufgewecktes Kind und sollte so gut wie irgend möglich geschult werden.

Als er schon in dem Alter war, daß er was lernen konnte, nahm ihn der Vater mit sich, um ihn in der Stadt in der Schule abzugeben. Unterwegs begegnete ihnen ein schwarzer Mann, fragte, wohin sie gingen. „Gib den Knaben mir," sagte der Fremde, „ich will einen klugen Mann aus ihm machen. Nach drei Jahren kannst du ihn von hier, wo wir eben sind, abholen."

Der arme Mann war sehr froh, einen so billigen Lehrer gefunden zu haben, und gab seinen Sohn freudig hin.

Drei Jahre verstrichen. Der Vater kam zur verabredeten Stelle, um seinen klugen Sohn abzuholen. Wie erschrak er aber, als er den schwarzen Fremden allein vorfand!

Sein Sohn sei noch zu dumm, er müsse noch drei Jahre lernen, sagte der Fremde. Dann aber werde er einen sehr klugen Mann in seinem Sohne erkennen. Sehr sorgenvoll kehrte der Vater heim, wo die Mutter untröstlich darüber war, daß der liebe Sohn noch nicht heimgekehrt war.

Wieder verstrichen drei Jahre. Voll froher Hoffnung ging der Vater wieder, den Sohn abzuholen. Aber diesmal fand er auch den schwarzen Fremden nicht und seinen Sohn erst recht nicht. Vergeblich wartete er lange Zeit auf die beiden. Niemand kam. Er wurde sehr unruhig. Der Vater konnte ohne seinen Sohn nicht heimkehren, und er ging weiter und weiter, um ihn zu suchen. Da kam er in ein kleines Häuschen, wo drei Laib Brot drin waren. Der erste Brotlaib sagte: „Du suchst deinen Sohn. Er ist in der Hölle beim Teufel, wo er viel zu leiden hat. Aber geh hin, du kannst ihn vielleicht retten. Der schwarze Mann, dem du deinen Sohn abgabst, wird dir begegnen und wird dir drei ganz gleiche junge Männer zeigen. Einer von ihnen ist dein Sohn. Wenn du ihn erkennst, dann hast du Hoffnung, ihn zu befreien. Erkennst du ihn nicht, ist er für immer verloren.“ Voller Angst fragte der Mann, wie er seinen Sohn denn erkennen könne. Das Brot sagte: „Einem von den jungen Männern wird ein kleiner, weißer Taschentuchzipfel aus der Brusttasche gucken. Dieser ist dein Sohn.“ Der Mann dankte und wollte gehen. Da sagte das zweite Brot: „Wenn du deinen Sohn unter den Jünglingen erkannt hast, wird der Teufel dir drei ganz gleiche Fische zeigen. Einer von ihnen hat in seinem Schwanz einen kaum merklichen weißen Punkt; dieser ist dein Sohn.“

Der dritte Laib sprach: „Darauf wird der Teufel deinen Sohn und die beiden anderen Teufel in ganz gleiche schwarze Hähne verwandeln. Derjenige Hahn, welcher bei seinem Kamm ein kaum merkliches weißes Zeichen hat, ist dein Sohn. Sei aufmerksam: Wenn du ihn nicht erkennst, ist er dir auf immer verloren.“ Mit vielem herzlichen Dank ging der Mann die Hölle aufsuchen.

Der Mann fand alles so, wie die Brote ihm gesagt hatten, und erkannte jedesmal richtig seinen Sohn. Der Teufel war wütend, mußte aber dem Manne seinen Sohn in Gestalt des Hahnes in einen Korb packen und abgeben.

Der Vater ging frohen Herzens, den Korb unterm Arm. Unterwegs fing der Hahn an zu sprechen: „Geh' mit mir in die Stadt und verkauf mich für einen teuren Preis. Aber den Korb darfst du nicht mit verkaufen, sonst hast du deinen Sohn für immer verkauft.“ Kaum war der Mann in die Stadt getreten, so bestürmten ihn die Menschen, den Hahn zu verkaufen. Er verlangte 50 Rubel für den Hahn, was ihm sofort ausgezahlt wurde. Den Korb wollten sie auch kaufen, aber der Mann verkaufte ihn nicht.

Sobald der Mann die Stadt verlassen hatte, so kam ihm sein Sohn in menschlicher Gestalt mit schnellem Schritte nach.

„Vater, wir sind arm,“ sagte der Sohn, „wir wollen noch Geld machen. Ich werde mich in einen Ochsen verwandeln, verkauf mich teuer, aber verkauf mein Joch nicht.“ Der Mann verkaufte den Ochsen ohne Joch für 150 Rubel. Noch ein drittesmal verwandelte sich der junge Mann in einen Hengst und schärfte dem Vater ein, daß er den Zaum nicht auch verkaufte, sonst sei er für immer verkauft.

Für den Hengst bekam er 500 Rubel. Der Käufer war der Teufel selbst. Er bot dem Mann auch für den Zaum 500 Rubel. Das war zu verlockend, und er verkaufte auch den Zaum.

Nun kam der Sohn ihm nicht mehr nach. Traurig ging er heim.

Der Teufel kehrte mit dem Hengst in einer Schenke ein. Er band das Tier hoch ans Dach, so daß es nur auf seinen Hinterbeinen stehen konnte. Ein Mann kam aus der Schenke, sah das gequälte Tier und befreite es. Der Hengst lief davon, bis ihm das Meer entgegen kam. Der Teufel verfolgte ihn. Schnell verwandelte sich der Hengst in einen kleinen **Stichling**, der Teufel verwandelte sich in einen **Walfisch.** Der Stichling wandte sich bald rechts, bald links und entkam schließlich. Der Walfisch sucht aber bis heute den Stichling.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

41. Indianersagen.

a) Sage der Vancouverinsel-Indianer.

Das **Eichhörnchen** ist aus einem Kinde entstanden, das einer Menschenfresserin entging.

Bancroft, Nat. Races 3, 52.

b) Aus British-Columbia.

Squaktktquaclt trifft einen Mann namens **Coyote**, der sich rühmt, Menschenfresser zu sein. Um ihn zu prüfen, sagt Squaktktquaclt, er solle das Essen wieder von sich geben, worauf ein bißchen Gras erscheint. Zur Strafe für seine Prahlerei wird er in das Tier seines Namens verwandelt.

Folklore 10, 207.

c) Vom unteren Fraser River.

α) K·alɛ́'tsɛmɛs, der erste Häuptling der K·oā́'antɛl, hatte eine Tochter. Diese wollte keinen Mann nehmen. Eines Nachts aber schlich sich ein Mann zu ihrem Bette, und sie duldete ihn bei sich. Es war der Hammer ihres Vaters, welcher menschliche Gestalt angenommen hatte. Morgens, ehe es hell wurde, verließ er sie wieder und wurde wieder ein Hammer. Am nächsten Abend schlich sich wieder ein Mann zu ihrem Bette und schlief mit ihr. Es war ihres Vaters Hund, der ebenfalls menschliche Gestalt angenommen hatte. Nach einiger Zeit gebar sie eine Anzahl Hunde. Der Hund war stärker gewesen als der Hammer, sonst wären die Kinder kleine Hämmer geworden. Als ihr Vater das sah, schämte er sich und verließ sie mit seinem ganzen Stamme. Da baute die Frau sich eine kleine Hütte und ging jeden Tag an den Strand hinab, Muscheln zu suchen, von denen sie und ihre Kinder lebten. Als sie drunten am Strande war, hörte sie Singen und das Schlagen von Stäben zur Gesangbegleitung. Sie versuchte einige Male unbemerkt nach Hause zu kommen, um zu sehen, wer da sang, doch gelang es ihr nicht. Eines Tages nun hing sie ihren Mantel und ihren Korb, in dem sie Muscheln sammelte, an ihren Grabstock, so daß es aussah, als sammle sie Muscheln. Dann schlich sie sich von hinten zum Hause. Da hörte sie folgenden Sang: „O! Mutter glaubt, wir seien Hunde und verläßt uns täglich. Sie weiß nicht, daß wir Menschen sind.“ Und sie sah sechs Knaben umherspielen. Einer saß als Wächter an der Haustür und sah nach dem Strande, um gleich seine Brüder zu benachrichtigen, wenn die Mutter heimkomme. Im Hause sah sie die Hundefelle, in denen die Kinder sonst immer steckten, hängen. Da sprang sie hinein, ergriff die Felle und warf sie ins Feuer. So mußten die Kinder Menschen bleiben. Sie wurden die Ahnen der K·oā́'antɛl. Später kam Qäls des Weges und verwandelte K·alɛ́'tsɛmɛs in einen **Dachs.**

Boas, Indianische Sagen S. 25.

β) Der Ahne der Mā́'çqui, Sk·ɛlḗ'yitl (von sk·ɛlā́'o, Biber), hatte einen Sohn,

den er ebenso, wie sich selbst, ganz in Biberfelle kleidete. Als Qäls kam, kämpfte er mit ihm, indem beide einander gegenüberstanden und sich gegenseitig zu verwandeln suchten. Endlich besiegte ihn Qäls. Sk·ɛlē′yitl sprang ins Wasser und schlug dort wild um sich. Er wurde nebst seinem Sohn in **Biber** verwandelt.

Boas, ebd.

d) Sage der Nutka.

Im Anfange wohnten nur die Ky'äimi′mit, Vögel und andere Tiere auf Erden. Sie wußten, daß sie einst in Menschen und wirkliche Tiere verwandelt werden würden. Als sich nun das Gerücht verbreitete, daß zwei Männer, namens Kwē′-kustɛpsɛp (= die Verwandler), vom Himmel heruntergestiegen seien und sie verwandeln würden, beriefen sie einen Rat, um die Angelegenheit zu besprechen. Ā′tucmit, der Hirsch, sagte: „Wenn sie kommen und mich verwandeln wollen, werde ich sie töten. Ich fürchte mich nicht.“ Er nahm ein Paar große Muschelschalen auf und schärfte sie am Meeresufer auf einem Steine. Er versuchte an seiner Zunge, ob sie scharf seien, und das abgeschabte Pulver lief aus dem Munde über sein Kinn. Während er noch so beschäftigt war, sah er zwei Leute herankommen, die gerade so aussahen, wie seine Nachbarn. Sie fragten: „Was tust du da, Ā′tucmit?“ Er antwortete: „Ich mache mir Dolche, um sie zu töten, sobald sie kommen.“ „Wen denn?“ fragten jene. „Die Verwandler, wenn sie wirklich kommen,“ erwiderte der Hirsch. „Da hast du dir schöne Muscheln ausgesucht, laß sie uns doch sehen,“ fuhren jene fort. Als Ā′tucmit sie ihnen gab, schlugen sie ihn mit denselben auf die Stirn und riefen: „Sie sollen immer auf deiner Stirn sitzen; diese hier, jene dort! Nun schüttele deinen Kopf!“ Er mußte gehorchen. „Nun nochmals,“ riefen sie. Als er seinen Kopf zum zweiten Male geschüttelt hatte, wurden die Muscheln in Geweihe verwandelt. Dann befahlen sie ihm, die Hände auf die Erde zu stützen, und sie beschmierten sein Hinterteil mit dem Pulver, das er von den Muscheln abgerieben hatte. Dann hießen sie ihn in den Wald laufen, und er wurde ein **Hirsch**. Die Verwandler gingen nun in das Dorf und verwandelten alle Bewohner in Tiere und Vögel. Die **Landotter** hatte einen langen Speer, der **Biber** ein langes, breites Knochenmesser; daraus machten sie ihnen Schwänze.

Boas, S. 98.

e) Sage der Cowitchin.

Qäls traf einen Mann, welcher Muscheln schärfte, um sie als Spitzen für seine Pfeile zu gebrauchen. Er fragte: „Was machst du da?“ Jener antwortete: „Wenn Qäls kommt, will ich ihn mit diesen Pfeilen erschießen.“ Er erkannte ihn nämlich nicht. Qäls ließ sich die Muscheln geben, schlug sie jenem in den Kopf und verwandelte ihn in einen **Hirsch**, indem er sagte: „Nun springe davon! Künftig sollen die Menschen dich essen!“

Boas, S. 46.

f) Sage der Nak·o′mgyilisala.

α) Und K·'ā′nigyilak‘ wanderte weiter. Einst traf er einen alten Mann, namens Tlē′qēkyōtl, welcher zwei Muscheln an einem Wetzsteine schärfte. K·'ā′nigyilak‘ trat dicht an ihn heran und fragte ihn, was er mache. Unwirsch drehte jener sich um und antwortete: „Hm! Wenn K·'ā′nigyilak‘ hierher kommt, will ich ihn damit auf den Kopf hauen und töten.“ Er erkannte ihn nämlich nicht. Da sagte K·'ā′nigyilak‘: „O, das ist recht! Laß mich doch einmal deine Muscheln sehen!“ Tlā′qē-

kyōtl gab ihm erst die eine, und als K·'ā'nigyilakᶜ darum bat, auch die andere Muschel. Dann schlug dieser ihm die eine rechts, die andere links in den Kopf, beschmierte sein Hinterteil mit Schmutz und rief: „So, nun werde ein **Hirsch** und laufe in den Wald." Und so geschah es. Die Muscheln wurden in das Geweih verwandelt, und noch heute sind die Hirsche hinten schwarz.

Boas, S. 200.

β) K·'ā'nigyilakᶜ ging weiter und traf einen Mann, der damit beschäftigt war, einen Stock sorglich mit schwarzen Ringen zu bemalen. Er trat neben ihn und fragte: „Was machst du denn da?" Jener drehte sich um und sagte: „Wenn K·'ā'nigyilakᶜ hierher kommt, so will ich ihn mit diesem Stocke töten." Denn er erkannte ihn nicht. K·'ā'nigyilakᶜ antwortete: „So, ich kenne den Mann nicht, aber das wird ihm gewiß ganz recht geschehen. Laß mich doch einmal deinen Stock sehen!" Der Mann gab ihn ihm, dann ließ K·'ā'nigyilakᶜ ihn aufstehen, und unversehens stieß er den Stock in sein Hinterteil. Dann bemalte er seinen Mund und Rücken schwarz und sagte: „Fortan sei ein **Waschbär** und lebe auf den Bergen!"

Boas, ebd. — Der Stock als Schwanz auch auf S. 454 Anm.

42. Sage der Hudson-Bay-Eskimos.

Ein Knabe, der wegen seiner langen Ohren verspottet wurde, lief fort und wurde zum **Hasen**.

Journal of Am. Folklore 12, 18. = Turner, The Hudson Bay Eskimo, 11th Ann. Rep. Bur. of Ethn., S. 263.

C. Verwandlungen in Geschöpfe aus anderen Tierreichen.

1. Von den Marquesasinseln.

Viele Schiffe fahren aus, um die Schönste eines Landes zu finden, aber nur eins kommt an, die übrigen leiden Schiffbruch, und ihre Insassen werden in kleine **Tümmler** verwandelt. (Begründung — daß sie fortan suchen — fehlt.)

Annuaire des trad. pop. 2 (1887), S. 78.

2. Aus Bahama.

Ein Mann will seine jüngste Schwester zur Frau haben. Als sie sich weigert, verwandelt er sich in einen **Haifisch** und sie in einen **Tümmler**. Seitdem schlägt der Tümmler den Haifisch.

Edwards, Bahama Songs, S. 84.

3. Aus Frankreich (Gegend von Saint-Cast).

Ein Mann aus Ville-Norme ging eines Nachts aus, um seine Netze am Ufer aufzustellen. Da hörte er eine Stimme, die sagte: „Morgen ist unserer Königin größtes Jahresfest. Wir werden eine große Feier veranstalten, der alle anderen Feen in ihren schönsten Gewändern beiwohnen werden, und jeder Fischer, der an diesem Tag mit Netzen fängt, wird bestraft werden." Als der Fischer dies hörte, lachte er, ging weiter und bereitete die Netze vor wie immer. Am nächsten Morgen hörte er eine Stimme: „Ungläubiger, du wolltest nicht glauben, was wir dir gestern sagten. Die Feen von Grouin verfluchen dich, verwandle dich in einen Fisch und werde ein **Lumpfisch** (cyclopterus lumpus)!" Da nahm der Fischer Fischgestalt an, seine Arme wurden zu Flossen, sein Körper bedeckte sich mit Schuppen, und er sprang ins Wasser.

Seit dieser Zeit gibt es Lumpfische in der See.

Sébillot, contes des marins 362 = Folklore des Pêcheurs S. 386.

4. Indianersagen.

a) Sage der Wishosk.

Otter aß Gurugudatrigakwitls Fisch. Dieser wußte, daß Otter es gewesen war. Er sagte zu ihm: „Nun lebe du im Wasser und friß Fische."

Journ. of Am. Folklore 18, 99.

b) Sage der Ç a t l ō ′ l t q.

Kumsnō′otl wanderte weiter. Bald traf er einen Mann namens Kō′ma (eine Art **Schellfisch**), welcher ein gewaltiger Zauberer war. Da sprach Kumsnō′otl zu seinen Gefährten: „Laßt uns nicht näher herangehen; ich fürchte jenen!" Da lachte Kō′ma und rief: „Warum fürchtest du mich, etwa weil ich ein mächtiger Zauberer bin? Ich tue ja niemand etwas, ich freue mich nur, daß es schönes Wetter ist!" Aber Kumsnō′otl fürchtete ihn. Deshalb ergriff er ihn und warf ihn ins Wasser. Er gab ihm einen kurzen Schwanz und verwandelte ihn in einen dicken, fetten Fisch, indem er rief: „Da du ein Zauberer warst, so sollen die Menschen dich fürderhin benutzen, um ihre Krankheiten zu heilen." Deshalb kocht man das Fett dieses Fisches aus und benutzt es als Medizin.

Boas, Indianische Sagen von der nordpacifischen Küste, S. 63.

c) Vom unteren Fraser River.

α) Iā′lEpk·ē′lEm, der Ahnherr der LEk·′ä′mEl, lebte mit seiner Mutter zusammen. Die Menschen hatten damals noch kein Feuer und lebten wie im Traume. Als die Sonne das sah, hatte sie Mitleid mit ihnen und stieg vom Himmel herab in Gestalt eines Mannes. Dieser gab IālEpk·ē′lEm das Feuer. Da erwachte derselbe aus seinem traumhaften Leben zu wirklichem Leben. Die Sonne unterwies ihn und sein Volk in allen Künsten. Später kam Qäls des Weges und kämpfte mit IālEpk·ē′lEm. Sie standen einander gegenüber und versuchten, einander zu verwandeln. IālEpk·ē′lEm nahm etwas weiße Holzasche auf, streute sie auf sich und rühmte sich, durch die Hilfe der Sonne mächtig und weise geworden zu sein. Er sprang dabei hoch in die Höhe. Da rief Qäls: „Tue künftig ebenso im Wasser!" und verwandelte ihn in einen **Stör**.

Boas, ebd. S. 25.

β) Qäls wanderte weiter den Fluß hinauf und kam zu einem Hause, in dem ein alter Mann mit sehr kleinem Munde und sehr dickem Bauche wohnte. Sein Name war Spēpā′ltsEp. Als er ihn erblickte, fragte er ihn: „Wie kommt es, daß dein Mund so klein ist?" Jener wußte nichts darauf zu antworten. Er fuhr fort: „Das ist nicht gut, du kannst ja nicht ordentlich essen. Willst du nicht lieber in den Wald gehen und jagen?" Jener versetzte: „Nein, ich will lieber hier bleiben. Ich mag mich nicht viel bewegen, und ich wünsche, daß die Leute mich hier immer finden können." „Gut," sagte Qäls, „du sollst immer hier bleiben," und verwandelte ihn in den Fisch Spā′ltsEp.

Boas, S. 22.

γ) Qäls wanderte weiter und traf einen alten Mann mit kleinem Kopfe, namens K·ē′wuq. Er fragte ihn: „Bleibst du immer hier in deinem Hause?" „Ja," erwiderte jener, „mir liegt nichts daran herumzureisen." Da verwandelte Qäls ihn in einen **Flußlachs**, der immer im Süßwasser bleibt.

Boas, S. 23.

5. Aus Tonga.

Im Himmel wohnte mit seinen beiden schönen Töchtern der Gott Langi (Himmel). Als dieser einstmals nach Bulotu, dem Wohnsitz der Götter, zu einer Götterversammlung berufen war, ließ er seine Töchter vor sich kommen und sagte: „Ich weiß, daß ihr neugierig seid und meine Abwesenheit gern benutzen möchtet, um nach Tonga hinabzusteigen und dort die schönen Fürsten zu sehen und kennen zu lernen. Tut es nicht, denn es würde die schlimmsten Folgen haben, wenn ihr hinginget." Als ihm nun die Töchter versprochen hatten, zu bleiben, ging er nach Bulotu. [Die Töchter gehen trotz des Versprechens nach Tonga, wo die Fürsten beim Mahle sitzen. Unter diesen entsteht ein Streit um den Besitz der Mädchen. Das Getümmel wird so laut, daß die Götter in Bulotu es hören.] Erzürnt schickten sie den Langi ab, daß er seine Töchter zurückrufe und sie bestrafe, und eilend stürmte dieser nach Tonga. Doch als er ankam, war die eine Tochter schon tot, der anderen riß er im heftigen Zorn das Haupt ab und warf es ins Meer. Allein dies schwamm weiter und wurde zur **Schildkröte**; daher Schildkröten zu essen ein Frevel gegen die Götter wäre.

Waitz, Anthropologie der Naturvölker 6, 94.

6. Aus Finnland (Paulaharju).

a) Die **Kröte** ist aus einer Königstochter entstanden. Die wollte garnichts tun, nicht einmal den Mund wollte sie zum Essen öffnen. Sie bat nur immer: „Wenn ich doch nichts zu tun brauchte!" Als sie einmal allein in ihrer Kammer war und die anderen hereintraten, fanden sie eine Kröte darin auf dem Fußboden. Der König ergriff sie und warf sie zum Fenster hinaus.

Da sprang sie in den Wasserstrom hinein und schwamm bis in die Neva den Flußlauf entlang. Daraus sind die Wasserkröten entstanden.

Frdl. Mitt. von Prof. K. Krohn. Im wesentlichen gleichlautend: Krohn, Suom. Kansans. 1, 284, Nr. 307.

b) Ein Mädchen war mit anderen beim Beerenpflücken. Sie war so schön, wie man wohl keine zweite fand. Als die Mädchen vom Beerenpflücken nach Hause gingen, dachte sie nur daran, immer noch schöner zu werden, und bat Gott darum. Gott aber sah, daß sie dadurch seiner spottete, weil sie schon vorher so schön war, und er verwandelte sie in einen **Frosch**, und so ist der Frosch entstanden.

Krohn, S. 284, Nr. 308.

7. Vom unteren Fraser River.

a) Der Biber saß an der Türe seines Hauses. Er wollte Pēpahā'm zur Frau haben. Diese war damit beschäftigt, einen schönen Mantel zu weben. Als sie endlich damit fertig war, sagte sie zum Biber: „Was sitzest du so lange da? Gehe fort! Ich will dich nicht zum Manne haben. Deine Füße und deine Hände sind zu kurz, und dein Bauch ist zu dick." Der Biber antwortete nicht, sondern blieb ruhig sitzen. Das Mädchen arbeitete weiter. Als sie sich nach einiger Zeit umdrehte und den Biber immer noch dasitzen sah, sagte sie abermals, sie wolle ihn nicht, da seine Hände und Füße zu kurz seien, sein Bauch zu dick. Da dachte der Biber: „Ich will nach Hause gehen. Sie schilt mich doch nur." Er ging fort und sang: „MELMELE'ts qoqōlē'etlp!" (d. h. Steige Wasser bis über die Bäume!) Da fing es an zu regnen. Als K·ā'iq das sah, band er zwei Boote zusammen, legte Planken darüber und fuhr von dannen. Das Wasser stieg höher und höher, und das Mädchen kletterte auf seinen Webstuhl, um nicht zu ertrinken. Sie rief nun: „K·alā'uya!

(Biber) komme und hole mich!“ Jener aber war böse und wollte sie jetzt nicht mehr haben. Er sagte: „Warzen sollen künftig deinen ganzen Körper bedecken.“ Sie ward dann in einen **Frosch** verwandelt.

Boas, Indianische Sagen. S. 36.

b) Qäls wanderte weiter und traf den Salamander, einen alten Mann mit weißem Haar und langen Nägeln. „Alter, was ißt du? Wovon lebst du?“ fragte ihn Qäls. Jener erwiderte: „O mein Enkel, ich habe garnichts zu essen.“ „Und warum tust du immer den Menschen deine Exkremente in den Mund und tötest sie so? Das ist nicht gut. Später sollen die Menschen deine Exkremente als Gift gebrauchen!“ Und damit verwandelte er ihn in einen **Salamander**.

Boas, ebd. S. 23.

c) Und Qäls kam an ein Haus, da wohnte ein alter Mann, die Klapperschlange. Dieser saß vor seinem Hause und hielt etwas hinter seinem Rücken versteckt. Qäls setzte sich ihm gegenüber und fragte: „Alter, was versteckst du da?“ Dieser antwortete nicht auf die Frage, sondern sagte nur: „Damit habe ich schon den Marder besiegt.“ Qäls fragte ihn noch einmal, er aber antwortete garnicht. Da hieß er ihn aufstehen und sah nun, daß jener eine Rassel hinter seinem Rücken verbarg. Er steckte ihm dieselbe an den Rücken und sagte: „Fortan trage immer die Rassel!“ und verwandelte ihn in eine **Klapperschlange**. Da jener ein Schamane gewesen war, kann er auch noch heute Menschen vergiften.

Boas, ebd. S. 22.

d) Qäls ging weiter und kam zu einem Hause, in dem wohnte ein alter Mann mit rotem Gesichte und roten Haaren an Händen und Füßen. Er hieß PētHEL. Als Qäls kam, versteckte er sich, und als er weiterreiste, verwandelte er sich in eine kleine **Schlange** (rot am Bauch, schwarz auf dem Rücken) und folgte ihm. Als Qäls abends das Lager aufschlug und der älteste Bruder sich setzte, kroch er in dessen After. „Ha!“ rief Qäls, „machst du solche Streiche? So bleibe eine Schlange und tue immer desgleichen.“ Seither ist PētHEL eine kleine Schlange, die immer den Menschen folgt, sogar ins Wasser, und ihnen in den After kriecht.

Boas, ebd. S. 22.

8. Rumänische und neugriechische Insektensagen.

a. Die ungleichen Kinder.

α) Eine arme Frau schickte ihre beiden Kinder in die weite Welt, weil sie daheim nicht genug zu essen hatten. Als ihre Todesstunde kam, sandte sie nach ihnen; der Knabe aber war so beschäftigt, daß er nicht kommen wollte. Das Mädchen dagegen kam an das Sterbebett der Mutter. Die Freude des letzten Wiedersehens war groß; als die Mutter tot war, verwandelte sich das Mädchen in die **Biene**; sie ist immer froh und munter, die Menschen lieben sie. Sie wohnt in der Honigwabe, und die Christen fertigen aus dem Wachs Kerzen, die sie in der Todesstunde zu Ehren der Mutter Gottes anstecken.

Der Knabe wurde zur **Spinne**, die ewig allein lebt, ohne Geschwister und Eltern, die Welt flieht und sich an dunklen Orten verbirgt, die Menschen aber hassen sie.

Marianu, Insectele, S. 135.

β) Spinne und Biene wurden ans Totenbett ihrer Mutter gerufen. Die Biene kam und wurde von der Mutter gesegnet: von den schönsten Blumen sollte

sie essen, die Welt sollte sich an ihrem Honig ergötzen, ihr Wachs zu Ehren Christi brennen und Gott sie reich segnen. Die Spinne aber kam nicht, sondern blieb beim Weben. Deshalb verfluchte sie die Mutter: Tag und Nacht solle sie spinnen und nie Glück haben.

Papahagi, liter. popor. Aromînilor S. 772.

Die Verwandlung ist hier, wie in den folgenden Varianten, durch eine einfache Tiergeschichte ersetzt worden.

γ) Die **Biene** und die **Wespe** waren Herzensschwestern und in allem gleich. Als einmal ihre Mutter schwer krank wurde, lud sie sie ein, sie zu besuchen und ihr auch etwas Stärkendes mitzubringen. Die Biene lief bereitwillig herbei und pflegte sie, soviel sie konnte, und stellte sie zufrieden. Die Wespe aber fand tausend Ausflüchte und Gründe, daß auch sie nicht wohl gewesen wäre, keine Zeit gehabt hätte und viele andere Lügen mehr, und sie ging gar nicht hin, nicht einmal zum Scheine, die bedauernswerte Mutter zu besuchen, welche mit dem Tode rang.

Wieder rief ihre Mutter die Biene, als sie den Tod nahe fühlte, und wünschte ihr von ganzem Herzen, daß sie in ihrem ganzen Leben voll Süßigkeit sei. Und darum sammelt und bereitet die Biene Honig und ernährt sich von diesem. Die Wespe verfluchte sie, daß sie immer voll Leid, Hunger und ohne Süße sei und nie in ihrem Leben Glück und Gedeihen sehe. Und darum bereiten die Wespen weder Honig wie Bienen, noch haben sie irgendwo eine Heimstätte. (Gortynia.)

Politis, παραδόσεις Nr. 349.

δ) Die **Zikade**, die **Ameise**, die **Biene** und die **Spinne** waren Geschwister. Als ihre Mutter starb und sie zu sich rief, ihnen ihren Segen zu geben, da ging nur die Biene hin, die anderen blieben draußen. Sie wünschte ihr also, daß sie Wachs bereite für die Heiligen und Honig für die Menschen. Die übrigen verfluchte sie und sprach zu der Spinne: „Die ganze Nacht soll sie spinnen und es am Morgen wieder auftrennen.“ Zur Ameise sprach sie: „Das ganze Jahr soll sie schleppen und ein Körnchen fressen.“ Zur Zikade: „Sie soll immerfort rufen und bersten.“ (Naxos.)

Politis, ebd. Nr. 352.

ε) Eine Mutter hatte vier Kinder, das Stachelschwein, die Spinne, die Schildkröte und die Biene. Es kam eine Zeit, da wurde sie krank und schickte nach ihrem Sohne, dem Stachelschwein, und ihren Töchtern, die sie verheiratet hatte. Das **Stachelschwein** aber sagte zu dem Abgesandten seiner Mutter, er müsse Zäune um seine Weinberge bauen und habe keine Zeit. Da verfluchte ihn seine Mutter und sagte: „Die Stacheln sollen ihm im Rücken sitzen.“ Die **Spinne** sagte, sie webe Leinwand und habe keine Zeit. Auch sie verfluchte die Mutter und sagte: „Sie soll weben und keine Leinwand haben.“

Die **Schildkröte** wiederum sagte, sie habe Wäsche, und darum gab ihr die Mutter den Fluch: „Der Waschtrog soll sich umkehren und ihr auf dem Rücken sitzen.“ Die **Biene** aber war, als man die Nachricht brachte, beim Backen; und sie lief, wie sie war, mit dem Teig hin und traf ihre Mutter noch am Leben. Darum war diese auch zufrieden und segnete sie und sagte, was sie in ihre Hände nähme, solle zu Honig werden. Seitdem ist die Biene das gesegnetste Tier, und man braucht sie weder auf die Weide zu schicken, noch sie zu pflegen, sondern sie gibt einem Honig ohne Mühe und Kosten. (Thracien und sonst.)

Politis, ebd. Nr. 351.

ζ) Der **Goldkäfer, Marienkäfer** und der **Mistkäfer** waren zuerst Geschwister, und eines Tages gab ihnen ihre Mutter eine Arbeit. Die erste Schwester machte sie gut, und die Mutter war sehr zufrieden und segnete sie und wünschte, sie möchte ein Goldkäfer werden. Und sie wurde es auch. Der zweiten wünschte sie, ein Marienkäfer[1]) zu werden. Die dritte tat gar nichts, und die Mutter wurde unwillig und verfluchte sie dazu, sich immer mit Mist abzugeben. (Euboea.)

Politis, ebd. Nr. 855.

b. Verschiedenes.

α) Als die Menschen immer sündhafter wurden, schuf Gott die Hölle und zeigte diese Strafe den bösen Menschen. Da besserten sie sich bis auf ein Mädchen, das sich durch seine Schönheit vor allen auszeichnete, aber auch durch seine Bosheit, mit der es die Mitmenschen zu verführen suchte. Da sandte Gott den Erzengel Gabriel aus, der diese Sünderin in die Hölle bringen sollte. Dieser aber wurde so von ihrer Schönheit gerührt, daß er Gott für sie bat. Gott gewährte noch ein Jahr Frist. Das Mädchen aber sündigte weiter; deshalb beschloß Gott, da das Mädchen schließlich auch in der Hölle Bosheiten vollführen könnte, es in einen Käfer zu verwandeln. So ging denn Gabriel hin, nahm das Mädchen bei den Haaren und wirbelte es so lange im Kreise, bis es zur **Ritterwanze**, einem kleinen roten Käfer mit schwarzen Punkten, wurde, der noch heute uns verführen will. Denn wenn man ihn auf den Finger setzt, so zeigt er, wohin man gehen soll. Aber da er uns verführen will, so muß man gerade nach der anderen Richtung gehen.

Marianu, Insectele, S. 573.

β) Eine Frau, die ihr Leben lang nur Böses getan, ging in ihrem Alter ins Kloster, um Buße zu tun. Aber auch dort tat sie Böses und war dem Teufel geneigt. Mit Geld und Gunst brachte sie es jedoch bis zur Äbtissin. Da kamen einst Gott und Petrus als alte Männer ins Kloster und machten dem bösen Weibe Vorwürfe. Da sie keine Reue zeigte, verfluchten sie sie, und sie wurde zur **Maulwurfsgrille**, die nun unter der Erde Klosterzellen baut, aber auch da noch Böses tut, nämlich die Wurzeln der Kräuter abfrißt.

Marianu, Insectele, S. 550.

γ) Einer beschwerte sich bei Gott über seinen Nachbar, einen hübschen Mann, der aber Tag und Nacht zu Hause tanzte und sprang, so daß die Nachbarschaft keine Ruhe hatte. Gott prüfte selbst die Berechtigung dieser Klage und fand, daß der Nachbar wirklich unerträglich war. Deshalb befahl er ihm auszuziehen, und da dieser nicht wollte, so nahm er ihn her und schleuderte ihn wohl eine Meile weit, so daß er immer auf und nieder sprang. Dazu sagte er: „So schön du früher warst, so häßlich und schwarz sollst du werden. Springen sollst du Tag und Nacht, von einem Ort zum andern, damit dein Nachbar Ruhe hat."

Man glaubt, daß aus diesem unruhigen Geist der **Floh** entstanden ist.

Marianu, Insectele, S. 412.

δ) Der Impĕrat roșu („rote Kaiser", Sagengestalt, Herrscher der Ungeheuer) hatte eine Tochter und einen Sohn, ohnegleichen schön und gut, solange sie klein waren. Als sie aber groß wurden, da wurden sie böse. Darüber ärgerte sich der Kaiser so sehr, daß ihn der Schlag rührte, und er starb. Nun begann ein Streit um die Krone; das Mädchen behauptete, als die Ältere mehr Anspruch zu haben,

1) Lat. coccinella septempunctata.

der Sohn aber meinte, daß nur ein Mann den Thron besteigen könne. So stritten sie sich, bis eines Tages der junge Mann betrunken heimkam und sich auf seine Schwester stürzte. Sie aber fürchtete sich nicht, nahm den Bruder beim Genick und warf ihn aus dem Lande hinaus. Der junge Mann konnte jedoch diese Schmach nicht ertragen; er kam zurück, tötete seine Schwester und bestieg den Thron. Gott aber machte aus dem toten Mädchen — zur Erinnerung — einen kleinen Käfer, auf dem Rücken rot, den er Bubuouză (= Coccinella septempunctata, **Marienkäfer**) nannte, der noch heute lebt.

Marianu, Insectele, S. 116.

ε) Es war einmal ein Mädchen, die Tochter einer Witwe; so schön es war, so faul war es auch. Die Mutter liebte ihr Kind über alles, nur die Faulheit ärgerte sie. Als sie eines Morgens aufs Feld ging, hieß sie ihre Tochter das Haus und den Hof kehren. Die aber blieb im Bett liegen und stand erst auf, als die Mutter heimkam. Als diese sah, wie das Mädchen anfing, den Kehricht mit den Füßen beiseite zu schieben, wurde sie so erzürnt, daß sie sprach: „Gott hat dir die Hände zum Arbeiten gegeben; wenn du den Kehricht mit den Füßen wegschiebst, dann soll dich Gott dein Leben lang Tag und Nacht mit den Füßen arbeiten lassen." Kaum hatte sie das gesagt, so wurde das Mädchen in einen Käfer verwandelt, der Tag und Nacht mit seinen Füßen Kehricht trägt.

Marianu, Insectele, S. 13.

ζ) Zur Zeit des Königs Alexander gab es einen sehr schönen jungen Mann, den gar manche Königstochter gern zum Gatten gehabt hätte. Nur der König Alexander haßte ihn, aber er hätte sich auch mit ihm versöhnt unter der Bedingung, daß der schöne Jüngling nie zu seiner Geliebten ginge und ihr vorsänge. Die Sonne brachte diese Versöhnung zustande; sie lebte damals noch auf Erden. Der junge Mann aber verspottete den König und ging erst recht zu dessen Geliebten. Zur Strafe verfluchte ihn die Sonne; er wurde schwarz, eine unscheinbare **Grille** (Gryllus campestris), und versteckte sich unter den Herd bei einer armen Frau, wo er schrie: „griž, griž".

Die Königstöchter aber, die in den schönen jungen Mann verliebt waren, waren entsetzt darüber; sie verwandelten sich in **Ameisen** und brachten ihm so Nahrung, damit ihr Geliebter nicht verhungere. So ist's noch heute.

Marianu, Insectele, S. 529.

9. Aus Island.

Der **Eisenschmied** (járnsmitur, ein Laufkäfer, Carabus) und die **Spinne** (kónguló) sind verzauberte Geschwister. Der Eisenschmied wird nicht eher entzaubert, als bis irgendein Menschenweib den Gurt von ihm löst, sie aber nicht eher, als bis irgendein Mann ihren Gürtel sprengt.

Huld VI, S. 21.

10. Sage der Aino.

Zwei junge Donnergötter, Söhne des Hauptdonnergottes, waren von heftiger Liebe zu demselben Ainoweibe erfaßt. Da sagte der eine scherzend zum andern: „Ich will ein Floh werden, um in ihren Busen hüpfen zu können." Der andere sprach: „Ich will eine Laus werden, um stets in ihrem Busen zu bleiben." „Sind das eure Wünsche?" rief ihr Vater, der Hauptdonnergott. „Ihr sollt beim Wort genommen werden." Sie wurden in einen **Floh** und eine **Laus** verwandelt, und daher stammen alle die Flöhe und Läuse ab, die es heute gibt. Daher kommt es,

daß die Flöhe jedesmal bei einem Gewitter allerorten herausspringen, wo vorher keiner zu sehen war.

Chamberlain, Aino Folklore, S. 7.

11. Aus Pommern.

Es war einmal eine Prinzessin, die führte ein gar wildes Leben. Den ganzen Tag über tummelte sie sich auf ihrem feurigen Rosse herum und durchstreifte Feld und Flur. Eines Tages ritt sie durch einen finstern Wald. Da trat ein kleines Männchen auf sie zu und flehte sie um eine milde Gabe an. Aber die hartherzige Jungfrau wollte sich nicht in ihrem Vergnügen stören lassen und befahl dem Männchen, aus dem Wege zu treten.

Als es nicht gehorchte, trieb sie ihr Roß mit den Sporen an und überritt es. Kaum war der Frevel geschehen, so rief das Männchen mit überlauter Stimme: „Weil du so grausam gewesen, sollst du samt deinem Pferde in alle Ewigkeit umherreiten!“ Und sogleich verwandelten sich die Prinzessin und ihr Roß in ein geflügeltes Tierchen [die **Libelle**], welches zum Andenken an die Begebenheit bis auf den heutigen Tag das Hatzpferd genannt wird. Erst, wenn das jüngste Gericht anbricht, wird der Fluch von ihm weichen, und es wird wieder zur Reiterin werden.

Jahn, Volkssagen aus Pommern u. Rügen, S. 488.

12. Aus Österreich (Salzburg).

Vor alten Zeiten, als es noch Feen und Zauberer gegeben hat, lebte in einem Dörfchen ein Knabe namens Damian. Seine Eltern waren wohlhabende Leute und konnten ihm daher alles kaufen, was die anderen Kinder des Dorfes entbehren mußten. Darauf tat sich der kleine Narr so viel zugute, daß er sich für besser und vornehmer hielt als die anderen und stets von ihnen Gehorsam verlangte.

Mit den Jahren wuchs seine Habsucht immer mehr, und bald wurde er von allen Leuten verachtet und gemieden. Als seine Eltern starben, erbte er als einziger Sohn das ganze Vermögen der Eltern. Durch schlauen Handel vergrößerte er dieses noch mehr, aber rechte Freude fand er nicht, denn er fürchtete, sie möchten ihn bestehlen. So führte er ein einsames, durch Geiz und Neid verkümmertes Leben.

Unterdessen war Damians Schwester in fernem Lande in Not und Elend gestorben und hatte ihm ihr einziges Kind als Erbteil hinterlassen.

Damian sah sich genötigt, die arme Waise in sein Haus aufzunehmen; der arme Kleine aber hatte dort die bittersten Stunden. Jeden Augenblick von dem mürrischen Verwandten für eine unnütze Last gescholten, die nur Brot essen, aber keines verdienen könne, schleppte das arme Kind unter Hunger und Tränen seine Tage hin.

Einst saß der kleine Georg, so hieß der Knabe, wieder vor dem Tor des Vorhofes und verzehrte weinend sein grobes trockenes Brot, das ihm der karge Oheim unter Brummen und Schelten zugeteilt hatte. Da nahte sich ihm ein kranker, schwacher Greis und schaute heißhungrig nach dem Brote des Kleinen. Dieser, von Mitgefühl ergriffen, vergaß seinen eigenen Hunger und reichte mitleidig dem Alten die Brotrinde. Da stürzte Damian, der vom Hause alles mit angesehen hatte, wütend auf den Knaben los, schmähte und mißhandelte ihn und hetzte in seinem Zorn die Hunde auf den Alten. Diese rissen den Unglücklichen zu Boden.

Da erhob sich aber der verwandelte Alte und rief mit fester Stimme: „Deine Habsucht wird deine Strafe werden! Nie sollst du imstande sein, dich von deinen Schätzen zu trennen! Ewig sei verdammt, sie mit dir zu führen, sie und dein ganzes Haus, auf dem nur Fluch und Tränen lasten!“

Als Damian dies hörte, stieß er ein schallendes Gelächter aus, pfiff seinen Hunden und verschwand in seinem Steinhause, das er hinter sich zuschloß.

Die herbeigeeilte Menge aber umringte mitleidig und hilfreich den sterbenden Greis und das mißhandelte Kind, heftige Drohungen gegen den grausamen Damian ausstoßend, bis die lauten Stimmen plötzlich vor einem höheren Gerichte verstummten, das sich ernst und furchtbar ihnen offenbarte. Der Himmel nämlich hatte sich ringsum verfinstert, heftige Donnerschläge erschütterten die Luft, und rote Blitze schlängelten sich wie Feuerzungen um das steinerne Haus. Dieses selbst aber schrumpfte unter dem Geheul des Sturmes, dem Rollen des Donners, den zuckenden Blitzen immer kleiner und kleiner zusammen. Starr vor Erstaunen und Grausen standen die Leute. Da stürzte Damian plötzlich heraus mit schreckensbleichen Zügen. Fort wollte er, aber seine Füße wurzelten im Boden. Krampfhaft öffneten sich seine Lippen zum Ruf nach Hilfe, aber die Stimme versagte ihm. Und immer kleiner und kleiner und kleiner wurde seine Gestalt, und da, wo sein Haus gestanden, sah man bald ein kleines, unansehnliches Tier — eine **Schnecke** mit ihrem steinernen Gebäude auf dem Rücken langsam und schwer dahinkriechen.

Th. Vernaleken, Heimgarten 24, 783.

13. Aus Litauen.

Als Christus noch auf Erden war, hatte einstmals ein Mann Panzerhemd und Waffen angelegt, um mit ihm zu kämpfen. Aber Christus verwandelte den Mann in ein Tier, wie es damals noch keines gab, nämlich in einen **Krebs**.

Der Krebs hat noch heute einen Panzer an und führt Waffen und kann sich doch gegen den Menschen nicht verteidigen.

Veckenstedt, Myth. Sagen u. Legenden der Zamaiten (Litauer) 1883, I, 228. Diese Erzählung stimmt zu dem žemaitischen Sprichwort: Du erhebst dich wie der Krebs gegen den Perkun, und den gleichfalls žemaitischen Glauben, der Krebs nehme bei einem Gewitter ein Stöckchen zwischen die Scheren, um damit gegen den Gott zu streiten. (Bezzenberger, Altpreuß. Monatsschr. 22, 1885, S. 348.)

14. Aus Amerika.

Die **Eidechsen** waren einst kleine Menschen und lebten im Kampf mit den Bären, aber ihre Pfeile waren zu schwach, um den Bären zu schaden. Ein Knabe befreit sie alle von den Bären, indem er von einem Baum aus dem Anführer einen Pfeil in den Rachen schießt. Seitdem fürchten die Bären die Menschen und wohnen im Wald und können nicht mehr sprechen. Pfeilspitzen, die man jetzt findet, taugen nichts, es sind die der Eidechsen.

Folklore Journal 7, 24.

15. Aus Finnland (Paulaharju).

Die Eidechse ist der Schlange Hurenkind. Sie hat vier Füße; die zwei Hinterbeine sind größer, und vorne hat sie Hände wie bei Menschen. Der Schwanz ist wie der einer Schlange und der Kopf wie der des Menschen. Sie ist der Schlange und des Menschen Hurenkind, sie ist vom Menschengeschlecht. Der eine Teil ist vom Menschen, und der Schwanz ist von der Schlange.

16. Aus Schwaben.

Die Eidechsen sind verwünschte Prinzessinnen, die wegen ihrer Eitelkeit von Zauberern in solche Tiere verwandelt wurden. Der Schwanz war ehemals ihr schönes langes Haar. Auf dem Kopf sieht man noch zuweilen eine Krone.

E. Meier, Sagen, Sitten und Gebr. aus Schwaben 1, 217. Vgl. Am Urquell 5, 113.

17. Südslavische Sage.

Es war einmal eine junge Frau, die eben erst geheiratet hatte. Als sie einmal Brot knetete, entfuhr ihr in Gegenwart ihres Schwiegervaters und ihrer Schwiegermutter ein Wind. Darüber schämte sich die Arme so, daß sie ihnen gar nicht mehr in die Augen blicken konnte. Sie setzte die Scheibe Brotteiges auf die Erde, legte sich auf die Scheibe und deckte sich zusammengekauert mit dem Backtrog zu. Dann bat sie Gott, er möge sie in was für ein Geschöpf immer verwandeln. Da wuchsen ihr die Scheibe und der Backtrog an den Leib an, und sie ward eine **Schildkröte**. Nun kroch sie langsam fort, kroch aus dem Haus hinaus und zog ins Gebirge.

Daher kommt es, daß sie jedesmal, wenn sie jemanden erblickt, gleich den Kopf hinter die Mulde zurückzieht und so lange sich nicht muckst, bis der vorbeigegangen. Das tut sie nur, weil sie sich schämt.

Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven. II, 123.

D. Verschiedenes.

1. Aus Finnland.

Ein König hatte drei Töchter. Die eine wurde zum Kuckuck, die andere zum Eichhörnchen, die dritte zur Kröte. Aber sie hatten das auch gewünscht. Sie sagten — die Älteste meinte: „Wenn nur das aus mir würde, worüber alle sich wundern sollten.“ Und sie ward zur **Kröte**. Die zweite sagte: „Wenn ich so eine würde, daß alle lauschen möchten.“ Da ward sie zum **Kuckuck**, und alle ersehnen im Frühling ihren Ruf und sagen: „Hört man den Kuckuck nicht bald?“ Die dritte sagte: „Ich möchte ein Wesen werden, dem alle nachlaufen und dem das junge Volk nachschaut.“ Und sie ward zum **Eichhörnchen** und wird noch jetzt angeschaut. So sind die drei Tiere entstanden.

Nach mündl. Bericht. Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn. Im wesentlichen gleichlautend in dessen Suom. Kansansatuja 1, 271, Nr. 279. Živaja Starina 5, 446 (russ. Übers.).

2. Aus Estland.

Ein König hatte eine Tochter und drei Söhne. Einst ließ er sich von seiner Tochter den Kopf krauen. Da fand die Tochter eine Laus. Der König nahm die Laus, legte sie in ein Kästchen und zog sie darin drei Jahre lang groß. Dann schlachtete er die Laus und machte seiner Tochter aus der Lausehaut Schuhe. Darauf versammelte er alle Könige und ließ sie raten, aus was für einem Leder die Schuhe seiner Tochter wären. Wer richtig riet, sollte seine Tochter zur Frau bekommen. Aber niemand erriet es. Plötzlich trat eine große Schlange zur Tür herein und sagte: „Das sind Schuhe aus Lauseleder!“ Der König mußte seinem Worte treu bleiben und die Tochter der Schlange zur Frau geben. — Und die Königstochter ging mit der Schlange. Und sie gingen übers Meer, immer eine Brücke vor sich und Wasser hinter sich, bis an einen Ort, wo schöne Häuser standen. Da hatte es die Königstochter sehr schön. Des Tags war ihr Mann eine

Schlange, des Nachts aber ein schöner junger Mann. — Nach einem Jahre hatte die Königstochter einen Sohn, und sie war sehr froh und wollte das Kind ihrem Vater zeigen. Ihr Mann wollte es wohl nicht erlauben, aber weil sie so sehr bat, brachte er sie selbst über das Meer, immer eine Brücke vor sich und Wasser hinter sich, bis sie ans Ufer kamen.

„Wenn du zurückkommen willst," sagte die Schlange, „so rufe: ʿKiilu, kaalu, komm, dein Frauchen heimzufordern!'" — Die Königstochter ging, und wie sie in das Haus ihres Vaters kam, da wunderten sich alle, denn niemand hatte sie mehr lebend geglaubt. Als sie schon eine Zeitlang dagewesen war, verlangten ihre Brüder zu wissen, was ihr Mann sei. Sie sagte, sie wisse seinen Namen nicht. „Aber wie rufst du ihn denn, wenn du nach Hause gehst?" fragten die Brüder. Das wollte die Königstochter nicht sagen, denn ihr Mann hatte es ihr verboten. Die Brüder drangen so lange in sie, bis sie es dennoch ihnen verriet.

Da gingen die Brüder an das Meeresufer, und der älteste rief: „Kiilu, kaalu" usw. Eine Stimme aus dem Meer antwortete:

„Das ist nicht die Stimme meines Frauchens." Dann rief der zweite Bruder ebenso und bekam dieselbe Antwort. Dann rief der jüngste Bruder, und da antwortete die Stimme aus dem Meere: „Das ist meines Frauchens Stimme!" und der Kopf der Schlange erschien an der Oberfläche des Wassers. In demselben Augenblick aber schlugen sie ihr mit dem Schwerte den Kopf ab und gingen heim. Als die Königstochter an das Ufer kam und zu rufen begann und keine Antwort erhielt, begriff sie, was geschehen war. Im selben Augenblicke wurde sie selbst zur Maserbirke und ihr Sohn zur Ente. Als die Brüder später nach ihr gingen, fanden sie eine Maserbirke und eine Ente und begriffen auch, was geschehen war. Sie brachen einen Zweig von dem Baume, und diese verwundete Stelle fing an zu bluten. So entstand die blutfließende **Maserbirke** und die **Ente**.

3. Indianersagen.

a) Vor vielen, vielen Sommern, da lebte einmal ein Häuptling, das war T'sing der Biber, ganz allein auf einer großen Insel im großen Wasser.

Nun hatte T'sing, der Biber, eine Tochter, Cawk, die mit dem hübschen Antlitz. Ihre Mutter war schon lange tot, und sie lebte allein mit ihrem Vater und wuchs zu einem hübschen Mädchen heran, Cawk.

Alle jungen Männer ringsum im Lande kamen und machten Cawk, der Hübschen, den Hof, aber sie behandelte alle ganz gleich und war zu stolz, eines andern als eines großen Häuptlings Frau zu werden, und so wartete sie.

Einstmals, als das Eis schmolz und das Wasser entfesselt wurde, kam ein großer weißer Vogel, das war T'kope Kula-Kula, die Seemöwe, zu der Insel, wo der Biber T'sing lebte, und sah Cawk, die Hübsche.

Die Seemöwe verliebte sich in Cawk, und durch seinen Gesang gab er ihr seine Liebe kund also:

„Komm mit mir! Komm in das Land der Vögel, wo niemals Hunger herrscht.

„Wo meine Hütte aus schönsten Hölzern steht, und wo ich, T'kope Kula-Kula, Häuptling bin.

„Dein Feuer soll stets mit Holz brennen.

„Du sollst auf reichen Bärenfellen ruhen.

„Mein Volk, die Möwen, soll dir Nahrung bringen.

„Aus ihren Federn sollen deine Kleider sein.

„Dein Korb soll stets mit Fleisch gefüllt sein."

Cawk lauschte dem Sang, und bald liebte sie T'kope Kula-Kula, die Seemöwe, und zog mit ihm fort über das große Wasser und lebte in seiner Hütte.

Doch nur zu bald merkte die arme Cawk, wie verkehrt es gewesen war, daß sie all die jungen Männer fortgeschickt hatte und mit T'kope Kula-Kula, dem Häuptling der Seemöwen, gegangen war; denn seine Hütte war nicht aus schönem Holz gemacht, sondern aus Fischhäuten und war voller Löcher, durch die Colesnass, der Winter, kam und ihre Finger starr machte.

Statt weicher Bärenfelle waren die Felle Tipsu Ko-shoos, des Seebären, ihr Lager, und sie konnte nicht ruhen.

Und kein Holz war da zum Feuer und kein Fleisch im Korb, und ihre einzige Nahrung waren schmutzige Fische, die die Möwen ihr zuwarfen, und es war immer nur wenig, denn die Möwen sind stets hungrig und fressen alles, was sie bekommen können, selbst.

Da wurde Cawk, T'sings, des Bibers, Tochter, traurig und sehnte sich nach ihrer Heimat und ihrem Vater, und in ihrer Betrübnis sang sie ihr Lied also:

„T'sing, o mein Vater, höre:

„Wenn du wüßtest, wie traurig ich bin, du kämst zu mir.

„Wir würden das große Wasser kreuzen in deinem Kahn.

„T'kope Kula-Kulas Stamm sieht mich nicht mit Liebe, denn ich bin eine Fremde.

„Colesnass bläst mich an, und Ka-ke-hete pfeift über mein Lager.

„Ich habe nichts zu essen.

„Ich bin krank und sehr betrübt.

„Komm, Vater, mit deinem Kahn und führe mich heim."

Als nun der Sommer wiederkehrte, bestieg T'sing seinen Kahn und fuhr über das große Wasser, seine Tochter zu besuchen.

Sie war sehr froh, als er kam, und bat ihn, sie wieder mit nach Hause zu nehmen, und erzählte ihm, wie ihr Mann, T'kope Kula-Kula, sie behandelt hatte.

Als T'sing, der Biber, das hörte, wurde er sehr zornig und wartete, bis T'kope Kula-Kula in die Hütte zurückkehrte, und dann tötete T'sing ihn und schnitt ihm den Kopf ab.

Dann nahm er Cawk, die nicht mehr die Hübsche war, denn ihre Augen waren rot vom Weinen, mit sich in seinen Kahn und machte sich schnell auf den Heimweg über das große Wasser.

Bald kam T'kope Kula-Kulas Stamm heim, und sie fanden ihren Häuptling tot und seine Frau geflüchtet, und sie fingen alle zu schreien an, und so schreien sie noch bis auf den heutigen Tag.

Der ganze Stamm der Möwen machte sich auf die Suche nach dem Mörder ihres Häuptlings, und bald erblickten sie T'sings, des Bibers, Kahn, wie er über das große Wasser fuhr.

Da schürten sie einen großen Sturm an und befahlen dem Wasser, sich zu erheben und T'sings, des Bibers, Kahn zu versenken.

Als sich der Sturm erhob, tat T'sing etwas sehr Böses, denn er nahm Cawk, seine Tochter, und schleuderte sie in das große Wasser für die Vögel, damit sie an ihr Rache nehmen sollten.

Doch Cawk ergriff das Ende des Kahns und hielt sich fest, bis ihr Vater, um sich selbst zu retten, ihr grausam die Finger am ersten Gelenk abschnitt. Da fielen ihre Fingerspitzen ins Wasser, und die erste wurde in einen **Walfisch** verwandelt,

und der Fingernagel wurde das Fischbein, und so kam der Walfisch in die Welt.

Der zweite Finger wurde ein **Delphin**, oder kleiner Wal, und die andern schwammen in der Gestalt von Lachs, Hering, Kabeljau, Robben und Seebären von dannen, und so kamen all diese ins große Wasser und sind noch da.

Als Cawk ins große Wasser fiel, glaubten die Möwen, sie sei im Wasser ertrunken, und flogen fort, und die Wogen beruhigten sich, und ihr Vater holte die arme Cawk ins Boot zurück und führte sie heim; aber sie hatte keine Finger und litt viel Schmerzen.

Als sie nun an ihres Vaters Feuer saß und ihre Hände ansah, da zog alle Liebe aus ihrem Herzen aus, und hinein zog Ka-ka-hete, der Häuptling der Dämonen, weil ihr Vater so grausam zu ihr gewesen war.

Sie besprach sich mit Ka-ka-hete, und er riet ihr, einen Zauber zu brauen, und ihrem Vater etwas zuleide zu tun.

Da rief Cawk ihren Totem-Geist, das war Hoot-za, der Wolf, und zu ihm sprach sie: „Mein Vater, T'sing der Biber, hat meine Finger abgeschnitten. Bring den ganzen Stamm der Hoot-za und laß sie die Hände und Füße meines Vaters abnagen, während er schläft, so daß Ka-ka-hete aus meinem Herzen weicht und ich schlafen kann."

Und so kam der Stamm der Hootza und nagte T'sings, des Bibers, Hände und Füße ab, während er schlief, und als er erwachte, war er sehr zornig und schalt mit seinem Tah-mah-na-wis[1]), weil er zugelassen, daß Hootza seine Hände und Füße fraß.

Als er das tat, wurde der Sap-hale Tah-mah-na-wis sehr zornig und hieß die Erde sich öffnen, und hinuntersanken sie, T'sing, der Biber, Cawk, die Hübsche, und der ganze Stamm Hootzas, des Wolfes, bis auf einen, und von dem stammen alle **Wölfe** in der Welt, und sie sind alle böse wegen der bösen Taten Hootzas.

Philipp, Indian Fairy Tales, S. 78.

b) Und Qäls wanderte weiter. Einst traf er einen Mann, welcher einen blauen Mantel trug und weit und breit als unverbesserlicher Dieb bekannt war. Diesen verwandelte er in den **Blauhäher**. Einem anderen schlug er zwei Hölzer in den Kopf und verwandelte ihn in ein **Elk**; und er schuf den Bären, die Enten und viele andere Tiere. (Sage der Cowitchin.)

Boas, Indianische Sagen von der nordpacifischen Küste, S. 46.

18. Kapitel.

Anmerkungen über Seelenvögel.

Ein großer Teil der Verwandlungssagen beruht auf dem Glauben, daß die menschliche Seele, wenn sie durch Tod oder Verzauberung des menschlichen Körpers verlustig gehe, ein selbständiges Dasein in Gestalt eines beflügelten Wesens fortführe. Zumeist wird sie als Vogel gedacht, aber

1) Schutzgeist.

auch als Fledermaus[1]), als Insekt[2]), als Schmetterling[3]), da die volkstümliche Tierkunde auch diese zu den Vögeln rechnet.

Zur Erklärung jenes Glaubens erinnert Jul. v. Negelein (Seele als Vogel, Globus 79, [357—61; 381—84] S. 357) an die Tatsache, daß die Vögel als Unheilstifter gelten, daß der Ruf, ja die bloße Nähe der Eule oder Krähe als Vorbote des Todes angesehen wird, und er findet als deren Ursache den Ruf der Vögel und seine Wirkung auf die menschliche Einbildungskraft.

„Die Stimme der Vögel sprach einst mit lebhafterem Akzent zum Menschen als heute und mochte, zumal bei Tieren, die sich selten oder nie dem menschlichen Blicke zeigten, als Wehruf aus dem undurchdringlichen Todesdickicht der Wälder geklungen haben."

„Eine benachbarte Idee, fährt er fort, knüpfte die Bande zwischen Mensch

---

1) Vgl. S. 407 und Nachtr.: „Der slawische Vampirismus war die natürliche Folge, und das jetzt nur noch den Seelen ungetaufter Kinder und Verdammter zugeschriebene Schicksal, in Gestalt von Fledermäusen und fabelhaften Flügeltieren Unheil zu stiften, ein gemeines Los." v. Negelein, Globus 79, 383, mit dem Hinweis auf Strauß, Die Bulgaren, S. 209 u. 295 (die Geister ungetauft gestorbener Kinder fliegen wie Vögel nachts umher und saugen den Menschen das Blut aus). — Müller, amerikan. Urrelig., S. 207, verzeichnet flgd. Glauben der Inselkaraiben: Die Fledermäuse sind Geister, die des Nachts Wache halten.

2) Vgl. ob. S. 467 ff. Dazu Marianu, Insectele, S. 293: 1. Die Botys margaritalis Tr. (Orobena extimalis Sc.) soll aus den Leichen von Hexenmeistern und Hexen entstanden sein. Sie trägt im Rumänischen den Namen: Kleiner Hexenmeister. 2. Diese Tiere sind Seelen von Hexenmeistern, die nachts in die Häuser kommen, um je nach Umständen Gutes oder Böses zu tun. — Auf die Entstehung solcher Sagen wirkte nach v. Negelein, Globus 79, 358 „die Annahme spontaner Zeugung der meist gefährlichen Insekten aus dem menschlichen und tierischen Kadaver [vgl. ob. S. 170]. Diese niedere Tierklasse, zu der namentlich Fliegen, Insekten, Schmetterlinge gehören, bildet eine große Einheit und muß in der Dämonologie der verschiedensten Völker sich Geltung verschafft haben . . . Dazu kommt, daß man in ihnen Krankheitsdämonen erkannte, sie also im menschlichen Körper als ätiologisches Moment für die verschiedensten Schädigungen desselben vermutete . . . Wir dürfen also behaupten, daß die Erfahrung von der Gefährlichkeit der Brut gewisser Insekten, Käfer oder Schmetterlinge zu der Furcht vor ihnen als todbringenden Gespenstern geführt hat." — Vgl. ferner Waitz, Anthropologie 6, 315:

Die Seelen verlassen den Körper gleich nach dem Tode, wo sie von anderen Geistern oder einem Gotte gewaltsam weggeführt werden. Ihre Gestalt ist schattenhaft und dann von menschlicher Form, oder sie nehmen Tierformen an, am gewöhnlichsten die der Eidechsen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Vögel. (Neuseeland.) — Ebd. 309:

Die Geister der bei der Geburt ermordeten Kinder wurden Heuschrecken (Taiti). Ebd. 304 (= Turner, Samoa 233):

Ist einer im Kampfe gefallen oder ertrunken, so setzen sich seine Verwandten und Freunde hin, breiten ein Tuch vor sich aus, und nach dem Anruf an die Götter: „Ihr Götter, seid gnädig! Gebt uns die Seele dieses jungen Mannes!" warten sie, ob nicht irgendein Tier auf ihr Tuch kriecht. Kommt denn nun eine Ameise, eine Heuschrecke oder etwas der Art, so ist dies die Seele des jungen Mannes, und das Tier wird mit aller regelrechten Feierlichkeit begraben; kommt nichts, so denkt man, der Geist zürne den Dasitzenden; andere lösen diese ab, und endlich kommt ja auch ein Tier. Nach Lenormant, Geheimwissenschaften Asiens, S. 473, maßen orientalische Völker den Insekten prophetische Gaben bei.

3) Vgl. z. B. Grimm, Mythol.[4] 691. 905, Mannhardt, Mythen 371, Zingerle, Tiroler Sitten[2], S. 3. Prato, La Tradition 2, 257 ff.

und Vogel noch enger und ließ diesen aus jenem entstehen; Verwandlungen kennzeichnen sich in Mythen immer (?) als Folgen übergroßen Kummers des betreffenden Individuums. Das sich so entwickelnde beflügelte Wesen wird in der Stimmung tiefster Seelentrauer befangen gedacht, bekundet sich also als ein dem Totenreich zugehöriges Wesen; denn der gesamten antiken Zeit [ebenso den Naturvölkern] ist der aus der materialistischen Vorstellung der völligen Todesvernichtung hervorgehende Zug, daß die Seelen der Verschiedenen den Verlust des Lebens beklagen, gemeinschaftlich. Von einer Wiedervereinigung im christlichen Sinne ist nirgends die Rede. Auch der Vogel, der als Vogel den leblosen Körper verläßt, ist kein lebendiges, sondern ein totes Wesen. Seine ideelle Zusammengehörigkeit mit den Schatten des überall existent gedachten Totenreiches erweist sich namentlich durch die gemeinschaftlich zuerteilten Attribute der schnellen und geräuschlosen Fortbewegung (das Flattern der Vögel und Geister, ihr Huschen), der schwachen, verklingenden Stimme, ihr in die Reflexe der Trauerempfindung zerfließendes rein passives Seelen- und völlig fehlendes Verstandesleben. Daher kommt es, daß, wo auch immer Vögel als Metamorphosen des Menschen auftreten, die Todestrauer zum Leitmotiv ihrer Umgestaltung gemacht wird." v. Negelein verweist hier außer auf antike Sagen[1]) auf den unablässigen Kummer des von seinem Männchen getrennten indischen Tschakravakī-Vogels. Von großem prinzipiellem Interesse sei auch ein indischer Sagenansatz (Çatapāthabr. 2, 5, 1, 1):

„Als Prajapāti (der Vater der Zeugung) einst die Geschöpfe erschuf, schlugen diese fehl, und so entstanden die Vögel. Deshalb sind diese gleich dem Menschen, der dem Prajāpati am nächsten steht, zweibeinig." Die Idee der nahen Verwandtschaft zwischen Mensch und Vogel gehe hieraus hervor (S. 358).

Hierher gehört ferner der Glaube der Inder, daß die Pitara während der zu ihrem Andenken veranstalteten Çrâddha in Gestalt von Habichten und anderen Raubvögeln anwesend seien. Man hütet sich demnach während der Zeit dieser Feste, auf solche Vögel zu jagen (Globus 83, 301 = Revue de l'hist. d. religions 39, 251 Anm.).

Zu der Auffassung, daß der **Ruf des Vogels** auf den Volksglauben Einfluß geübt habe, füge ich folgende Belege hinzu:

1. Heidnisch-arabischer Glaube.

a) Aus den Äußerungen der heidnisch-arabischen Dichter ist die Vorstellung vom Seelenvogel bei den alten Arabern zu folgern. In Gestalt eines Vogels (gewöhnlich als **Eule**) vorgestellt, umschwebt die Seele den Verstorbenen, dessen

1) Verwandlung der Meleagriden und der Aedon. Hierüber wird Bd. IV der Natursagen handeln. v. Negelein zitiert ferner Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere[3] 316: „Die Antike pflegt das Leid und das Unglück durch Verwandlung in Vogelgestalt auszudrücken", und verweist auf Feuerbach, Annali dell'instituto 15, 1843.

Körper sie beherbergt hatte. Der Seelenvogel stößt Laute des Schmerzes aus. Gehörte er dem Körper eines gewaltsam Ermordeten an, um den man die Pflicht der Blutrache noch nicht erfüllt hat, so hört man aus seinem Schreien den Ruf nach Tränkung mit dem Blut des der Blutrache Verfallenen. „In allen Tälern hört man das Geschrei des Totenvogels" bedeutet so viel als: Ungerächtes Blut schreit nach Vergeltung. [Dieser Glaube hat sich trotz des Widerspruches mohammedanischer Theologen in islamischer Zeit lange erhalten.]

Goldziher, Der Seelenvogel im islamischen Volksglauben: Globus 83, 302, wo verwiesen ist auf Nöldeke, Zeitschr. d. deutsch-morgenl. Gesellsch. 41, 717; Studien zur vgl. Kulturgesch. 1, 55 (1889); Jacob, Altarab. Beduinenleben 143, 257.

b) Der achjalitischen Laila flog aus dem Grabe ihres Geliebten eine Eule in das Gesicht, als sie ihren Zweifel ausdrückte, ob dieser wirklich, wie er in einem Verse gesagt hatte, aus dem Grabe heraus ihren Gruß erwidern würde, und sie starb daran.

Wellhausen, Reste arabischen Heidentums, S. 163.

2. Aus Böhmen.

Ein Weib, das ihrem Mann untreu ist, wird nach ihrem Tode in eine Eule verwandelt werden.

Grohmann, Aberglauben und Gebräuche, Nr. 1369.

3. Aus Annam.

Es gibt für den Annamiten kaum etwas Schauerlicheres, als in der Stille der Nacht den dumpfen und raschen Ruf des großen Uhus hören zu müssen. Man vergleicht ihn mit dem Seufzer eines Sterbenden, mit dem letzten Röcheln eines Mannes, der im Busch erdrosselt wird.

Globus 81, 302.

4. Aus Südamerika.

a) Die Abiponer (Paraguay) halten die kuilili (kleine **Enten**), welche bei Nachtzeit unter einem traurig tönenden Gezisch scharenweise herumflattern, für Seelen Verstorbener.

Majer, Mythol. Lexikon 1, 8. Auch bei Bastian, Der Mensch in der Geschichte 2, 319 und Waitz, Anthropologie 3, 497.

b) Die Goyatacás in den ostbrasilianischen Küstengegenden glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Wanderung derselben in den Leib des **krähen**artigen Vogels Sacy oder Ganambuch.

Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens 1, 303.

c) Nach dem Glauben der Feuerländer wandern die Seelen Verstorbener in den Wäldern; ein Vogelschrei, den sie sich nicht erklären können, ist Geisterruf.

Ratzel, Völkerkunde[2] I, 8. 525.

d) Am häufigsten findet sich der Glaube, daß die Seele nach dem Tode in einen raschen Vogel übergeht. Dabei wählt man mit Vorliebe solche Vögel als Seelenträger, die ein Nachtleben führen und durch ihre klagende Stimme auf den Indianer einen unheimlichen Eindruck machen, so vor allem gewisse **Ziegenmelker**[1])

1) Die Rufe des Ziegenmelkers klingen gleich dem ängstlichen Hilfeschrei eines in äußerster Todesgefahr befindlichen Menschen, mit einem darauffolgenden, laut schallenden höhnischen Gelächter.

Koch, Animismus S. 14, vgl. Ausland 1870, S. 829:

Die Makuschi in British-Guayana betrachten diese Rufe als die Stimmen der bösen Nachtgeister. Als solche gelten aber allgemein die Seelen der Verstorbenen.

und klagende **Geier**arten. Der Grund zu dieser Wahl ist wohl folgender: Der Verstorbene hat nur ungern, und gezwungen von einem Feinde, das schöne irdische Leben und seine Freunde verlassen. Er sehnt sich vergeblich dahin zurück. Klagend irrt deshalb seine Seele umher und schreckt durch ihre Rufe die Hinterbliebenen, besonders zur Nachtzeit, wenn die Phantasie des Indianers außergewöhnlich erregt ist und ihm in Traumbildern, die er ja für Wirklichkeit hält, die Geister der Verstorbenen erscheinen.

Koch, Animismus der südamerik. Indianer, S. 14.

5. Aus Britisch-Guayana.

Der **Glöckner** (Procnias carunculata) ist ein ganz weißer Vogel, der in Brasilien sehr gefürchtet ist, da man glaubt, sein Ruf sei der Schrei einer zu ewigen Qualen verurteilten Seele.

Folklore Journal 5, 310 = Peacock, Roraima and Brit.-Guiana 192.

6. Aus Australien.

Im Westen Australiens glaubt man, daß die Seelen der Verstorbenen auf den Bäumen sitzen bleiben und dort klagen.

Waitz, Anthropologie 6, 809.

7. Aus dem Samoaarchipel.

Unbeerdigte Tote irren umher, und man hört sie nachts im kläglichen Tone wimmern: „Hu, wie kalt, wie kalt!“

Waitz 6, 304 = Turner 233; Hood 142.

Eine besondere Bedeutung haben die **Farben der Vögel.** „Wenn der Islam den Glauben an das Fortleben der nach Rache schreienden Eule auch ablehnt [oben Nr. 1, a)], so hat seine eigene Mythologie für die Vorstellung vom Seelenvogel im Einklang mit seinen eschatologischen Anschauungen andere Formen ausgebildet. Das heidnische Arabertum kannte nicht Paradies noch Hölle. Die islamische Vorstellung läßt die Seelen der Frommen im Paradiese in Verbindung mit Vögeln weiterleben, die sich auf den Bäumen des Paradieses aufhalten, bis daß sie Gott zur Auferstehung wieder mit den Leibern vereinigt, in welchen sie während ihres ersten Erdenlebens wohnen“ (Goldziher, Globus 83, 302). So wandern die Seelen der in der Schlacht bei Ohod Gefallenen in die Leiber von **grünen** Vögeln des Paradieses. In der späteren Legende werden diese Vögel als eine Gattung von Sperbern näher bestimmt. Die im zarten Alter verstorbenen Kinder heißen „kleine Sperlinge des Paradieses“ (Goldziher, ebd. mit näheren Nachw.). Eine feste Tradition über die Gattung der Vögel gibt es aber nicht; bei den von den Schi'iten geübten dramatischen Darstellungen des Martyriums der Familie 'Alîs werden die Seelen des Ḥasan und Ḥusein durch zwei blutbespritzte **weiße** Tauben dargestellt; am meisten verbreitet ist die Vorstellung, daß die Seelen der Frommen in **grüne** Vögel einkehren, während die Seelen der Ungläubigen und Sünder dem letzten Gericht in den Leibern **schwarzer** Vögel entgegenharren (Goldziher, ebd., vgl. v. Negelein, S. 382).

Die Farben spielen auch bei anderen Völkern eine Rolle. Wie Karl v. d. Steinen berichtet (Naturvölker, S. 511 ff.) werden die Bororós zu **roten** Araras (Vögeln). Für diese haben sie eine besondere Vorliebe, weil ihr prächtiges Gefieder ihnen den Hauptschmuck für ihre schönen Federarbeiten liefert

Die Neger werden nach dem Glauben der Bororós **schwarze** Urubus. Auf die Frage, was er nach seinem Tode werde, erhielt v. d. Steinen von einer Bororó-Indianerin die Antwort: „Ein weißer Reiher."

Bei den Isannas gehen die Seelen der Tapferen in **bunte** Vögel über (Bastian, Elemente 26; v. Negelein, Globus 79, 384).

Auch in Europa bedeuten die Farben wesentliche Unterschiede. Mogk hat in seiner Mythologie (§ 24) darauf hingewiesen, daß der Volksglaube den wesentlichen Charakterzug der verstorbenen Person auf die Gattung des Tieres einwirken läßt, in dessen Gestalt die Seele erscheint. Die Eigenschaften des Menschen und des Tieres waren das tertium comparationis. So erscheinen Jungfrauen in Gestalt von Schwänen, listige Männer von Füchsen, grausame von Wölfen u. dgl. Geizhälse und Missetäter erhalten die Gestalt schwarzer oder feuriger Hunde. Sicher ist auch die Tierfarbe als Symbol der menschlichen Eigenschaft bei der Wahl des Seelentieres von Einfluß gewesen. Der weiße Schwan ist würdig, die Seele der reinen Jungfrau zu tragen (vgl. ob. S. 402)[1]; schwarze Vögel tragen dagegen das Merkmal des Verbrechens. Charakteristisch ist die schöne Stelle aus dem christlichen Sólarljóð, wo die Seelen in der Hölle mit versengten Vögeln verglichen werden. Eine besondere Rolle spielt im heutigen Volksglauben des Nordens der Nachtrabe, nach schwedischer Sage die Seele ausgesetzter Kinder. Vgl. hierzu Grohmann, Abergl. u. Gebr. Nr. 1369 Anm.:

Nach einem böhmischen Volksliede flogen aus dem Grabe die Seelen der Ehegatten in Gestalt zweier **Tauben,** setzten sich auf dem Glockenstuhle nieder und girrten so lieblich, als wenn Trauergeläute hallte. Die von aller Schuld befreite Seele soll sich in Gestalt einer Taube zeigen, weiß wie Schnee; in dem Maße dann, als jemand schuldig ist, nimmt die Taube eine dunklere Farbe oder auch eine andere Vogelgestalt an. Die Seele des Verbrechers verwandelt sich in einen **Raben.** —

Nach einem Glauben, der dem Parsismus eigen ist, und den sich sowohl das Judentum als auch die mohammedanische Legende angeeignet hat (Goldziher, S. 302), verbleibt die Seele noch einige Zeit nach dem Tode in der Umgebung des Körpers, der sie beherbergt hatte. „Mit diesem Glauben verknüpft sich dann leicht die Vorstellung von der Anwesenheit des Seelenvogels in der Nähe des Verstorbenen ... Sehr leicht

1) In der Grafschaft Mayo glaubte man, die Seelen der Jungfrauen, die ein besonders reines und tugendhaftes Leben geführt hätten, würden nach dem Tode in Schwäne verwandelt, das Sinnbild ihrer Reinheit. Darum wurden sie nie verfolgt.

Swainson, British Birds, S. 152.

entfaltet sich aus solchem Glauben die Anschauung, daß sich die Anwesenheit der Seele durch das Flattern des Seelenvogels um den Leichnam kundgibt. Die entflogene Seele schwirrt um den Körper herum, dem sie angehört hatte."

Damit hängen wohl die Sagen von den **Seelen Ertrunkener** zusammen.

Aus Portugal.

Nach Leite da Vasconcellos, trad. pop. Nr. 309, glauben die portugiesischen Seeleute, daß gewisse Vögel, die man auf hoher See trifft, die Seelen von Kapitänen versunkener Schiffe seien.

Aus Frankreich.

a) Der Sturmvogel hat die Gewohnheit, allen Schiffen des Meeres zu folgen. Die Seeleute erzählen sich untereinander, daß diese Vögel die Seelen solcher Kapitäne sind, die ihre Mannschaft schlecht behandelt haben und zur Strafe verdammt worden sind, auf dem Meere umherzuirren. Andere sagen, daß es die Seelen im Meer ertrunkener Matrosen sind, die heranfliegen, um Fürbitte zu heischen.

Sébillot, Trad. de la Haute Bretagne 2, 198 = Revue des trad. pop. 8, 311.
Vgl. Chasse Illustrée 2, 127.

b) Die Vögel sind Seelen schiffbrüchiger Kapitäne; sie rufen so lange, bis ihre Körper am Lande ein christliches Begräbnis bekommen.

Revue des trad. pop. 8, 163.

c) Die Bretonen glauben, daß es Sendlinge der Hölle sind, die um die Leichen der Verstorbenen herumfliegen.

Swainson, British Birds, p. 212.

Aus Belgien.

Der Volksglaube an der belgischen Grenze bezeichnet die Seevögel als die Seelen böser Menschen, die zu ewigem Umherirren verdammt sind.

Revue des trad. pop. 15, 603 = C. Popp, récits et légendes des Flandres p. 11.

Aus Deutschland.

Die Uferschwalbe soll die Seele eines reichen Kaufmanns sein, dem seine Schiffe auf dem Meere zugrunde gingen. Sie fliegt daher beständig am Ufer umher, unruhig erwartend, ob sie noch nicht ankommen.

Kirchhoff, Wendunmuth 4, Nr. 160. Vgl. Menzel, Gesch. der dtsch. Dichtung 1, 213.

Daneben finden sich Sagen von Seelenfischen (vgl. Wundt, Völkerpsychologie 2, 2, 62, 74).

Aus Frankreich.

An mehreren Stellen der Bai von Saint Malo, hauptsächlich an der Küste von Saint Jacut, heißt es, daß sich in dem Körper jedes kleinen Tümmlers die Seele eines ertrunkenen Fischers befindet, und diese Seele gibt dem kleinen Tümmler seinen so sehr veränderlichen Charakter.

Sébillot, Folklore des Pêcheurs, p. 369.

Aus Samoa.

Die Samoaner fürchten sich vor dem Genuß des Munua, einer Phocena (Schweinfisch), und des Masimasi Delphinus Delphi?) — welche meistens nicht unterschieden

werden, weil nach der Sage Häuptlinge von Tutuila, welche auf hoher See von einem Orkane überrascht wurden und ertranken, in Munua verwandelt seien. Bestärkt wird dieser Glaube dadurch, daß diese Fische meist wohlgenährt sind, und, wenn sie spielend sich um die Schiffe und Boote tummeln, ächzende Laute von sich geben, wie die schwimmender Menschen, und daß deren Eingeweide ein ähnliches Aussehen haben sollen, wie die eines Menschen.

W. v. Bülow, Intern. Archiv f. Ethnographie 13, 191.

Eine lehrreiche Übersicht über die Verbreitung des Glaubens an Seelenvögel gibt v. Negelein (S. 382): „Daß die alten Ägypter in ihren Hieroglyphen die Seele unter dem Bilde eines Vogels darstellten, ist bekannt. Wenn der Verstorbene das Bedürfnis nach Speise empfand, so kleidete er sich in Vogelgestalt, flog aus dem Grabe und verzehrte das Essen. Im alten Assyrien führte die Leichtigkeit, mit der sich der Vogel von Ort zu Ort fortbewegt, zu der Annahme, daß dieses Wesen das einzige sei, in dem der seiner Wohnung beraubte Geist ein Heim fand. Die vorislamischen Beduinen konnten eine von ihnen im allgemeinen geleugnete Fortexistenz der Seele nur unter der Voraussetzung verstehen, daß der Geist die Gestalt eines Vogels annehme (vgl. oben). Die Japaner glauben, wenn eine Seele den Körper verläßt, ein Rauschen und Flattern wie von einem Vogel zu hören. Wenn der von Durst Gequälte im Traume Wasser zu trinken glaubt, so nimmt man in Birma an, daß die schmetterlingähnlich gestaltete Seele den Körper verläßt, um den Durst zu stillen. In Indien muß der Glaube an die Vogelgestalt der Seele uralt sein. Aus der ältesten Literatur ist die Verwandlung von Zauberern in Vögel bekannt. Taube, Eule und andere Tiere gelten als unheilvoll. 'Die Ahnen sind ein Ebenbild der Vögel', sagt ein alter Text. Der Bote des Todesgottes Yama hat Vogelgestalt usw." Hinzuzufügen ist, daß im Persischen murgh [zendisch mĕrĕgha] Vogel und Seele bedeutet. Die Vorstellung vom Seelenvogel findet sich auch in den Redensarten und Metaphern der alttestamentarischen Schriften, ebenso im Neuen Testament und im Talmud, wo das ṣippôr nafschô (der Vogel seiner Seele) vermutlich in diesem Sinne zu deuten ist (vgl. Goldziher, Globus 83, 301; dort auch die folgenden Nachweise). Über den Totenvogel der Chinesen siehe Schlegel, Internat. Archiv f. Ethnogr. 11, 86 ff. Für Australien vgl. Réville, religions des peuples non civilisées 1, 386—398; für Westborneo: Bijdragen tot de Taal-Land-en Volkenkunde VI. Volgr., 3. Deel (1897), 57 ff. Vgl. überdies Alfr. v. Kremer, Studien z. vgl. Kulturgeschichte, 1. Heft (1889), 57 ff. Die Chaldäer schrieben das Niederfallen ihrer Seelen in die Körper dem Verlust der Fittiche zu. In der Höllenfahrt der Ishtar heißt es von den Seelen der Abgeschiedenen: Sie sind gekleidet in das Gewand von Federn (v. Negelein, S. 359). Über den griechischen Seelenglauben siehe Bd. IV der Natursagen. Aus dem Gebiete der slawischen Volksreligion führt v. Nege-

lein (S. 383) die Anschauung an, daß die Seele, die als ein luft- oder vogelartiges Wesen beim Tode aus dem Körper flieht, in heidnisch-böhmischer Zeit aus dem Munde des Sterbenden herausfliegend und so lange auf den Bäumen herumflatternd gedacht wurde, bis der Leichnam verbrannt war. [Vgl. hierzu Grohmann, Abergl. u. Gebr. Nr. 1369 Anm.:

Nach altböhmischem Glauben ward die Seele, sobald sie den Körper verließ, beflügelt und fing an, auf den Bäumen herumzufliegen. In einem mährischen Liede von Troppau heißt es:

„Die Seele flog aus dem Körper, niemand weiß, wohin sie flog; setzte sich auf einem Haine nieder, auf dem grünen Rasen.“ In einem anderen Liede wird von der Seele gesungen, daß sie aus dem Körper herausflog, sich auf die grüne Wiese niedersetzte und dort wehklagte, bis die Wiese widerhallte . . .]

Die Seele nahm jedoch vielfach auch die vollkommene Vogelgestalt an. (Vgl. oben S. 481.)

Auch nach armenischem Volksglauben setzt sich die Seele des Verstorbenen im Hof des Hauses auf einen Baum nieder. „Wenn man sich nun des Märchens vom Machandelboom erinnert [oben S. 407 ff.], so wird es klar, daß diesen Ideen uralte Anschauungen zugrunde liegen müssen ... Das Märchen ist auch deshalb noch besonders wichtig, weil es das Begräbnis unter den Bäumen des Hauses als eine kulturhistorische Tatsache und so die Meinung von dem innigen Zusammenleben der menschlichen und pflanzlichen Seele verstehen lehrt. Die alte Identifizierung der Vögel mit lebengefährdenden Todesdämonen erhielt dadurch eine neue Nahrung. Wie sollte das aus dem Dickicht der Baumäste rufende Wesen nicht an den unter der Wurzel des Stammes Schlummernden gemahnt haben?“ (v. Negelein, ebd.) Bekannt ist, daß die Finnen und Litauer die Milchstraße den „Weg der Vögel“ nennen, d. h. den Weg der vogelgestaltigen Seelen. [In der estnischen Heldensage steigt die Seele des Kalewi-Poeg wie ein Vogel zum Himmel empor (20. Gesang des Kalewi-Poeg, Vers 933; vgl. Schott, S. 436).] Über germanischen Glauben an Seelentiere, insbesondere auch an Vögel, siehe (außer v. Negelein, S. 384) Mogk, Mythologie § 24.

Unter dem Einfluß des Christentums erhielt die alte heidnische Vorstellung einen neuen Inhalt. Die Kirche ließ fortan nur den Glauben an die **Tierverwandlung Ungetaufter** gelten; klagenden Vogellaut deutete sie als den Weheruf eines ewig Verlorenen.

1. Wenn man abends auf verlassenen Feldern und in großen Wäldern einen sanften, aber tieftraurigen Vogelgesang hört, so glaubt man, daß er von den Kindern herrührt, welche ungetauft gestorben sind und die ihn von den Engeln des Paradieses gelernt haben. Sie werden so weitersingen bis zum Ende der Welt, wo Johannes der Täufer sie alle taufen wird, damit sie ins Paradies kommen. (Aus der Basse-Bretagne.)

Revue des trad. pop. 14, 579 Nr. 5. Vgl. Sébillot, Folklore 3, 210.

2. In dem Märchen L'homme aux dents rouges erscheinen die Seelen als Vögel.

Die Seelen ungetaufter Kinder flattern vergebens um das Paradies, sie erlangen keinen Eingang.

Bladé, contes pop. rec. en Agenais 1874, S. 52 ff. (= contes pop. de la Gascogne 2, 191 ff.).

3. Die **Nachtschwalben** (Ziegenmelker, caprimulgus europaeus) sollen die Seelen ungetaufter Kinder sein, die verdammt sind, auf ewig umherzufliegen. (Yorkshire.)

Swainson, British Birds, p. 97.

(Nach Conway, Demonology 1, 128 gehen die Seelen ungetaufter Kinder auch in Mäuse — also ebenfalls Seelentiere — über.)

Zu den Einflüssen der Gesittung, denen alte Glaubensbegriffe unterliegen, gehört auch die Wertschätzung des Ehestandes. So viel dieser dem Volksherzen gilt, so ungünstig muß andererseits das Urteil über die Ehelosigkeit lauten. Die allezeit zum Spott aufgelegte öffentliche Meinung trifft dabei vorzugsweise das weibliche Geschlecht; sie spottet, daß die **ledigen Jungfrauen** — freiwillig oder unfreiwillig — ihren eigentlichen Beruf nicht zu erfüllen wissen, und ersinnt ihnen zur Strafe für diese Unterlassung ein eigentümliches Schicksal nach dem Tode. Sie müssen Sägemehl knüpfen, Leinsamen spalten, Wolken schichten und andere unfruchtbare oder unmögliche Beschäftigungen verrichten.[1]) Vergeblich wie ihr Leben war, wird ihre Arbeit sein. Am bekanntesten ist wohl die Strafe, die in Tirol ihnen zugewiesen ist: sie müssen im naßkalten Moorboden des Sterzinger Mooses bis zum jüngsten Tage das Moos mit den Fingern nach Spannen ausmessen.[2]) In der Schweiz findet sich die Angabe, daß die alten Jungfern auf das Giritzenmoos, d. i. den Gletscher des schauerlich wilden Rottales kommen (unterhalb der Jungfrau), wohin noch eine Menge anderer unseliger Geister verbannt werden. Nun heißt aber Giritz, wie L. Tobler nachweist, nichts anderes als Kiebitz, und Moos gilt als unheimlich und als Brutstätte von Unheimlichem.[3]) Das führt weiter in das Altertum zurück, als die halb scherzhaften Strafbestimmungen zunächst vermuten lassen. Die auf das Giritzenmoos verwiesenen Jungfern sind dort einst als **Kiebitze** hausend gedacht worden. Zur Stütze dieser Schlußfolgerung führt Tobler an, daß dem Kiebitz (nach Grimms Wörterbuch) ein unheimliches Wesen zugeschrieben wird, ähnlich dem Kauz, der Eule und dem Kuckuck. Auch deute seine Vorliebe für einsamen Aufenthalt, vielleicht auch sein Schrei („wo bliw ik?“) sowie die haubenartig am Hinterkopf hervorstehenden Federn auf eine alte Vorstellung von verwandelten Jungfern. Und wenn man im Harz den spukenden Geist einer geizigen Frau aus dem Hause in einen Kiebitzbruch wegfahre, so sei damit gemeint, daß dort der Geist in einen Kiebitz übergehe. Endlich erinnert Tobler an verschiedene abergläubische Volksmeinungen. In Estland werden die alten Jungfern zu Brach-

1) L. Tobler, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 14, 64 ff.
2) Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, S. 351. 3) Tobler, S. 70 ff.

vögeln[1]), in Baden zu Bremsen. Die alten Griechen behaupteten das gleiche von einer Art Grille oder Heuschrecke; in Pforzheim sagt man, die Eidechsen seien einst Jungfrauen gewesen. [Über die Unke s. oben S. 399.]

Dieser umsichtigen Beweisführung stellt sich die Angabe aus Worcestershire zur Seite, daß der **Kiebitz** old maid heiße (Swainson, British Birds, S. 184), und eine Sage aus Dänemark, wonach die Kiebitze verwandelte alte Jungfern sind, die Moorschnepfen alte Junggesellen: Die Kiebitze fliegen unruhig um Sumpf und Moor herum und rufen in klagendem Ton: „hvi villd do it? hvi villd do it?“ (warum wolltest du nicht, nämlich heiraten?) Die Moorschnepfen antworten: „for a turr it!“ (weil ich es nicht wagte!) (Kristensen, Folkeminder 8, 373, Nr. 667; vgl. Swainson, ebd.) Da die Eule ein bekannter Seelenvogel ist (vgl. Globus 69, 271), so gibt es in Frankreich (Chateaubriant) auch die Anschauung, daß **Eulen** verwandelte alte Jungfern sind, die des Nachts schreien. (Sébillot, Folklore 3, 167.)

Es ist nun nicht bloß die Menschenseele, die sich der Volksglaube in Vogelgestalt vorstellt, auch **überirdische Mächte** werden so verkörpert gedacht. Hierher gehört die Taubengestalt des heiligen Geistes; islamische Sagen stellt Goldziher, Globus 83, 304, zusammen. Daß auch anderwärts Vögel und Tiere überhaupt in Götter und Geister übergehen können, beweisen u. a. folgende Belege:

1. In China gilt die Eule als ein Teufel in Vogelgestalt, 'a transformation of one of the servants of the ten kings of the infernal regions'. (China Review 4, 3 = Swainson, British Birds, S. 126.) Vgl. Oldenberg, die Religion des Veda 266: Dämonen oder die mit ihnen verbündeten Zauberer werden zu Vögeln und fliegen nachts umher.

2. Die Moánus (Admiralitätsinseln) glauben, daß ihre Schutzgeister gelegentlich in Haifische fahren, um den auf der See Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Ebenso kann der Geist in einen Fischadler fahren, um ein bedrohtes Dorf rechtzeitig von der Gefahr zu benachrichtigen.

Parkinson, Südsee, S. 720.

3. Geister und Völker zeigen sich oft als Schlangen, Krokodile, Kröten, Vögel, Ratten, der Meeresgott als Hai (Melanesien).

Waitz, Anthropologie 6, 670.

4. Der Vogel Lota, welcher die Seelen des gemeinen Volkes frißt, ist die Inkarnation eines Gottes [vielleicht des Herrschers des Totenreichs]. (Tonga.)

Waitz, Anthropologie 6, 301.

5. Die Götter erscheinen als jedes beliebige Tier. (Neuseeland.)

Waitz 6, 307.

Im übrigen vgl. Wundt, Völkerpsychologie 2, 2, S. 72 ff., Grimm, Mythologie 2^4, 690 f., KHM. 3^3, 78, Wackernagel, Kl. Schr. 3, 228—244 (*ἔπεα πτερόεντα*), Uhland, Schriften 3, 278—286.

1) Wohl aus Holzmayer, Osiliana, S. 80, entnommen. Toblers Erklärung, der Brachvogel diene deshalb als Seelenvogel, weil die unfruchtbare Brache mit dem weiblichen Leibe verglichen werde, ist nicht annehmbar. Vielmehr ist der verlangende Schrei und das unruhige Flattern für die Vergleichung maßgebend gewesen, daher der Vogel auch unter den dürstenden (ob. S. 312 ff.) erscheint.

Nachträge.

Zu S. 3 ff.

1. Sage der Tsimshian.

Txä'msen ging ans Ufer und suchte nach Nahrung, fand aber keine. Da erblickte er einen Fisch im Wasser. Dieser bewegte sich nicht. Txä'msen rief ihn ans Ufer, um mit ihm zu reden. Der Fisch kam ans Ufer. Er hieß **Kaulkopf**. Txä'msen dachte bei sich, er wolle ihn töten, aber kaum kam er in sein Bereich, da schwamm er wieder ins Wasser zurück. Da war Txä'msen ganz niedergeschlagen, denn er war hungrig. Der Fisch kannte seine Absicht, schwamm vom Ufer weg und sagte: „Denkst du, ich kenne dich nicht?" Da tat Txä'msen, als ob er das Bild des Fisches ergriffe, reckte seine Hand aus und sagte: „Du wirst einen dünnen Schwanz bekommen. Nur dein Kopf soll dick bleiben." Da wurde es der Kaulkopf. Früher war der Kaulkopf sehr stark. Txä'msen verfluchte ihn, und darum ist er nur an einem Ende dünn.

Boas, Tsimshian Texts, S. 37. u. 237.

2. Sage der Zuñi.

Der **Tausendfuß** half den Zwillingen, den kleinen Kriegsgöttern, als sie den Regengöttern Blitz und Donner stahlen. Diese straften den Tausendfuß mit dem Blitzstrahl, der ihn so versengte, daß er ganz einschrumpfte und so klein wurde, wie er es heute noch ist. Seine Nachkommen sehen alle aus wie ein geröstetes Stück Buckskin, das an den Enden ausgefraust ist.

Cushing, Zuñi Folk Tales, S. 184.

3. Sage der Arapaho-Indianer.

... Als Nih'ā^{n}çā^{n} eine Weile gegangen war, brüllte etwas, und er sah sich um. Zu seinem Erstaunen kam der Fels gerade auf ihn zu, indem er rollte und sich überschlug. Nih'ā^{n}çā^{n} lief, aber der Fels kam ihm nach und wirbelte den Staub auf. „Ich wollte, es käme ein Loch, worein ich mich retten könnte! Ich wollte, ich könnte einen sicheren Ort erreichen!" sagte er und lief, so schnell er konnte, während der Fels ganz nahe hinter ihm war. Wie war der alte Mann erschöpft! Er legte sich unter eine Böschung. „Jetzt wird er sich über mich rollen," dachte er. Der Fels kam, rollte langsam und rollte auf seinen Rücken. „O nimm ihn mir fort," rief Nih'ā^{n}çā^{n} jedem Tier zu, aber keins hörte darauf. Endlich kam der **Ziegenmelker** dahergeflogen. Der hilft ihm und befreit ihn vom Felsen. Nih'ā^{n}çā^{n} stand auf und rief: „Mein Freund, komm her, ich will mit dir sprechen. Du hattest Mitleid und hast mir geholfen, komm öffne deinen Mund!" Er weitete den Schnabel des Ziegenmelkers. „Du dummes Ding, nun wirst du so weitmäulig bleiben!"

Dorsey and Kroeber, Trad. of the Arapaho, S. 70.

4. Sage der Eskimo an der Hudson Bay.

Vor langer Zeit kam ein Geist in ein Dorf und heiratete eine Frau. Er brauchte keine Nahrung und ging nicht aus, um zu jagen, darum sagten ihm die Männer oft, daß er für seine Frau sorgen und jagen müsse. Endlich wurde er zornig und machte mit seinem Speer ein Loch in die Erde. Da sprang ein **Karibu** heraus, das tötete er und nahm es mit nach Hause. Das nächste Mal folgte ihm ein Mann heimlich und sah, wie er das Karibu fing und das Loch wieder schloß. Sobald er

im Dorfe war, öffnete der Mann das Loch wieder [und ließ die Tiere heraus(?)]. Als der Geist die Karibus sah, wurde er böse, schlug sie auf den Kopf, um ihn flach zu machen, und sagte ihnen, sie sollten fortlaufen und immer den Menschen fürchten.

Bull. Am. Mus. of Nat. Hist. XV, 306.

5. Sage der Maori.

Das erste große Werk Mauis war die Erfindung der Aaltöpfe, das zweite die Erfindung der Widerhaken an Vogelspeeren, das dritte die Erfindung der Angelhaken. Danach dehnte er die Füße des **Kokako**-Vogels, um sie länger zu machen.

White, Ancient History of the Maori 2, 109.

6. Sage der Fang (am Kongo).

Der **Affe** und das **Wildschwein** begegneten einander und schlossen ein Bündnis. Der Affe sollte die Früchte von den Bäumen holen, das Wildschwein sie aus dem Erdboden wühlen. Darnach hatte der Affe keinen Schwanz, der Eber hatte eine spitze Schnauze. Da sah der Affe eines Tages, wie Dorfleute eine Hütte bauten, und machte es ihnen nach. Der Eber hielt es nicht für notwendig, da es trockene Jahreszeit war. Als nun die Regenperiode begann, bat der Eber den Affen, ihn mit einzulassen. Der Affe weigerte sich und nahm zuletzt den Herdstein und schlug damit auf die Schnauze des Ebers, daß sie ganz platt wurde. Dann schlug er auf den Hals, der dadurch verlängert wurde. Seitdem haben die Wildschweine diese beiden Merkwürdigkeiten. Seitdem verstecken sie sich auch unter abgefallenem Laub, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Darauf strafte der Eber den Affen; er stieß ihm einen Stock ins Hinterteil, und dieser wurde zum langen Schwanz; die Schmerzen, die er erleiden mußte, ließen ihn Grimassen schneiden, wie er sie noch heute schneidet. (Gekürzt.)

Bull. de la Soc. Neuchât. de géographie 16, 176.

Zu S. 7.

Sage der Aschanti.

Die **Fledermaus** meinte, es tauge nichts, allein zu leben, da niemand sie dann begraben könne. Sie ging zum Reiher und bot ihm Freundschaft an. Er willigte ein und gab ihr seinen Kopf als Verwandtschaftszeichen. Darum hat die Fledermaus einen Reiherkopf. Das genügte ihr noch nicht. Sie ging zum Affen, der gab ihr einen Teil seiner Haare. Die tat sie sich auf den Rücken und ähnelt darum in dieser Hinsicht dem Affen. Vom Gürteltier bekommt sie Schuppen unter dem Schwanz. Von einer anderen Affenart den schwarzen Schwanz. Darauf starb sie. Der Reiher kam zum Begraben und sagte: „Der Kopf trägt mein Verwandtschaftszeichen, aber die anderen gehören nicht in meine Familie“ und ging fort. Entsprechend redeten die anderen Tiere. Und so hatte die Fledermaus doch niemand zum Begraben.

Bull. de la Soc. Neuchât. 17, 229.

Zu S. 8 f.

1. Aus Estland.

a) An einem warmen Sommertage kam Kalewipoeg vom Peipussee. Er war recht müde und legte sich auf dem Berge „Linnutaja“ schlafen. Dieser Berg ist ungefähr zwei Werst südostwärts von der Torma-Kirche. Er ist ein hübscher Berg und wird Kalewipoegs Bett genannt.

Der Teufel, welcher beständig Kalewipoeg irgendeinen Schabernack spielte,

fand ihn hier schlafend. Auch diesmal hatte er einen bösen Gedanken: er wollte Kalewipoeg die Füße festbinden und ihn in den Fluß ziehen (vom Berge Linnutaja nach Osten ist ein kleiner Fluß). Kalewipoeg erwachte, noch bevor der Teufel seine böse Absicht ausführen konnte, und wehrte sich.

Der Streit wurde immer heftiger. Das sah der **Igel** aus einem nahen Busch und rief: „Kalewipoeg, lauf in den Flachs, dahin kann dir der Teufel nicht folgen." Doch Kalewipoeg sagte zuversichtlich: „Ich werde auch schon so mit ihm fertig werden." Und es gelang ihm auch wirklich, den Teufel den Berg hinunterzustoßen. Als der Kampf beendet war, suchte Kalewipoeg den auf, der ihm einen so wohlgemeinten Rat erteilt hatte, und rief in den Busch: „Komm heraus, ich will dich sehen!" Aber der Igel antwortete: „Ich bin kahl, ich kann nicht kommen." Da schnitt Kalewipoeg von seinem Rock einen Zipfel ab und gab ihn dem Igel zur Bedeckung als Dank für den guten Rat.

Kalewipoegs Rockzipfel wuchs dem Igel als Haut an. Dadurch können wir noch heute sehen, wie stachelig Kalewipoegs Rock beschaffen war. (Kirchsp. Torma.)

b) Einmal ging Kalewipoeg durch den Peipussee und trug fünf Dutzend gesägte Bretter auf dem Rücken. Weil das Wasser etwas tief war und es unbequem zu waten war, hatte er die Hosentaschen mit Sand gefüllt, um sich eine Brücke zu machen. Nur eine Tasche konnte Kalewipoeg leeren, da kam der Teufel, es ihm zu verbieten. Kalewipoeg nahm ein Brett nach dem anderen und zerschlug es auf dem Teufel. Aber der Teufel fing an, Sieger zu werden. Da rief plötzlich der Igel: „Schlag mit der Kante!"

Wie Kalewipoeg das tat, da brachen die Bretter nicht mehr, und er besiegte den Teufel.

Als der Teufel geflohen war, sah sich Kalewipoeg nach seinem Retter um. Aber der Igel hielt sich im Gebüsch versteckt und sagte, er sei nackt, er dürfe sich nicht zeigen. Kalewipoeg aber rief: „Komm nur, ich werde dir einen Zipfel meines Pelzes geben, damit kannst du dich bedecken." Da kam nun der Igel, und Kalewipoeg hielt sein Versprechen.

Jetzt ist der Igel nicht mehr nackt. Er ist mit einem Zipfel von Kalewipoegs Pelz bedeckt. Er war aber mit etwas zu rauher Wolle. (Kirchsp. Kl.-Marien.)

Aus d. hdschr. Nachl. von J. Hurt.

2. Litauische Sage (auch zu S. 146 ff.).

Der **Igel** begegnete einmal im Walde einem Wolfe; damals waren sie noch beide nackt und beklagten sich bei dem Gott Kwarabas, warum er ihnen kein solches Gewand gegeben habe, damit sie im Falle der Gefahr vor den Menschen in Sicherheit leben könnten. Da sagte Kwarabas: „Legt euch einmal, und wer von euch morgen früher aufstehen wird, wird schon sein Gewand bei sich finden: die Sonne wird euch bekleiden." Der Igel und der Wolf legten sich nun gegen Abend; der Igel stand früher auf, der Wolf hörte nichts, er schlief. Gott Kwarabas kam zu ihnen und fragte: „Wie freut ihr euch über mein Gewand?" Der Wolf hob seinen Kopf im Schlafe. Es war schon wieder Abend, die Sonne ging unter. Der Igel spricht zum Wolfe: „Ich habe dir gesagt, du sollst auf den Sonnenaufgang warten; wann die Sonne aufgehen wird, dann wirst du ein neues Gewand bekommen." — Der Wolf meinte, daß die Sonne erst aufgehe, aber sie ging schon unter. Er schämte sich vor dem Gott Kwarabas, daß der Igel ihn betrogen hatte, darum senkte er seinen Kopf und wendete seine Augen zur Erde.

Und von jener Zeit schaut der Wolf immer zur Erde, der Igel aber hat ein stacheliges Fell vom Gott Kwarabas.

M. D. Sytwestrowicz, Podania jmujdzkie II, 343 S. (Warszawa, 1894). Freundlichst übersetzt von Herrn Dr. Páta.

Zu S. 9f.

1. Sage der Cherokee.

Das Opossum und die Schildkröte gingen zusammen, um Dattelpflaumen zu sammeln, und fanden einen Baum voll reicher Früchte. Das Opossum kletterte hinauf und warf die Dattelpflaumen der Schildkröte hinunter, als ein Wolf hinzukam und sie auffing, ehe die Schildkröte sie erreichen konnte. Das Opossum wartete auf einen günstigen Zufall. Zuletzt gelang es ihm, eine große herunterzuwerfen (einige behaupten, es wäre ein Knochen gewesen, den es bei sich hatte), so daß sie sich in des Wolfes Rachen einbohrte, als er aufsprang, und er daran erstickte. „Ich werde seine Ohren als Maisbrei-Löffel nehmen," sagte die Schildkröte, schnitt des Wolfes Ohren ab, ging damit nach Hause und ließ das Opossum Früchte essend auf dem Baume zurück. Nach einer Weile kam sie an ein Haus und wurde dort eingeladen, kanahe'na-Grütze aus einem Gefäße zu essen, welches immer vor die Türe gesetzt wurde. Sie setzte sich neben den Krug und aß die Grütze mit einem von des Wolfes Ohren als Löffel. Die Leute umher bemerkten es und staunten. Als sie satt war, ging sie weiter. Bald kam sie zu einem anderen Hause, und wiederum wurde ihr etwas kanahe'na-Grütze angeboten. Sie löffelte sie wieder mit des Wolfes Ohr aus und ging weiter, als sie genug hatte. Bald verbreitete sich die Neuigkeit, daß die Schildkröte den Wolf getötet hätte und seine Ohren als Löffel benutze. Alle Wölfe kamen zusammen und folgten der Spur der Schildkröte, bis sie sie erreichten und sie gefangen nahmen. Dann beratschlagten sie, was mit ihr zu tun sei, und kamen überein, sie in einem Lehmtopfe zu kochen. Sie brachten einen Topf herbei, aber die Schildkröte lachte darüber und sagte, daß, wenn sie sie in das Ding legten, sie dasselbe mit ihren Füßen zerstampfen würde.

Sie sagten, sie würden sie im Feuer verbrennen. Die Schildkröte lachte abermals und sagte, sie würde es auslöschen. Dann entschlossen sie sich, sie in das tiefste Loch des Flusses zu werfen und sie zu ertränken. Die Schildkröte bat und flehte, das nicht zu tun, aber sie achteten nicht darauf, schleppten sie zum Flusse und warfen sie hinein. Das war es gerade, worauf die Schildkröte die ganze Zeit gewartet hatte, und sie tauchte im Wasser unter, kam auf der andern Seite wieder hervor und lief fort.

Einige behaupten, daß, als man die **Schildkröte** in den Fluß geworfen hatte, sie gegen einen Felsen gefallen sei, der ihren Rücken in ein Dutzend Stücke zerbrochen habe.

Sie sang einen Medizin-Gesang (eine Besprechung):

„Ich habe mich selbst zusammengenäht, ich habe mich selbst zusammengenäht," und die Stücke fügten sich wieder zusammen, doch die Narben auf der Schale sind bis zum heutigen Tage geblieben.

Mooney, Myths of the Cherokee, S. 278.

2. Sage der Zuñi (auch zu S. 3).

Den Zwillingen Ahaiyúta und Mátsailéma sind Truthähne geraubt worden. Sie unternehmen mit Hilfe ihrer Großväter, des rainbow worm und der Schildkröte, einen Rachezug. Erst alarmieren sie die Feinde, dann laufen sie fort und nehmen die Schildkröte auf den Rücken, von deren Panzer alle Pfeile wieder auf die Feinde

zurückspringen. Dann kommt der rainbow worm zu Hilfe, indem er den Verfolgern die Blätter, die er den ganzen Tag gefressen hat, ins Gesicht spuckt, daß sie nicht sehen können und leicht von den Brüdern getötet werden. Der Wurm verliert dabei seine ursprüngliche Größe, und die Nachkommen sind alle nur fingerlang. Seit dieser Zeit sind auch die Schildkröten der fernen Wasser der Welt viel größer als die im Zuñiland und haben viele Zeichen auf dem Panzer, die von den Pfeilen herrühren.

Cushing, Zuñi Folk Tales, S. 317 ff. (Gekürzt.)

Zu S. 10 f.

Aus Estland.

Der Teufel sah, wie die Dorfweiber Schafe schoren. Seiner Ansicht nach konnte man alle Haustiere scheren, so Schwein wie Schaf.

Einmal ging der Teufel über die Dorfweide und sah eine Herde Schweine im Sonnenschein schlafen. Er packte ein **Schwein** und wollte es scheren. Beim Magen fing er an und schnitt ihm die Borsten vom Bauche weg. Das Schwein schrie aber fürchterlich, so daß dem Teufel das Hören und Sehen zu vergehen drohte. Außerdem kamen all die anderen Schweine auf ihn los. Um ihren Gefährten zu befreien, bedrohten sie den Teufel. Ihm blieb schließlich nichts anderes übrig, als das Schwein laufen zu lassen.

Seit der Zeit hat das Schwein am Bauche keine Borsten. Wenn der Teufel es ganz geschoren hätte, wären dem Schwein wohl keine Borsten mehr geblieben. (Pleskau.)

Zu S. 15.

Lettische Sage.

Als Gott alle Fische erschaffen hatte, bestimmte er, was jeder fressen dürfe. Aber der **Hecht** vergaß einmal, als er sehr groß ausgewachsen war, im Übermut die Bestimmung: er verschlang einen Fischer. Da sagte Gott: „Damit du nicht wieder vergißt, daß Fischer nicht zum Fressen sind, sollst du zeitlebens das Fischergerät im Kopfe tragen.“ Und siehe da! Noch heute kann man dies Fischergerät im Kopf des Hechtes finden: den Rachen (das Setznetz), die Zähne (das Stechgerät), die Kiemenhaare (die Angel). Was in das Setznetz gerät, ist gefangen; was die Stecher fassen, sitzt fest, was die Kiemen erreichen, haftet.

Aus der Sammlung von Lerchis-Puschkaitis, übers. von M. Boehm.

Zu S. 23.

Aus Estland.

In uralten Zeiten hatte der Winter mit dem **Hasen** gestritten, er werde den Hasen erfrieren. Die Kälte nahm das erste Mal die halbe Kraft zusammen. Der Hase tat, als ob er sie nicht fühlte, und legte sich schlafen. Das zweite Mal war die Kälte schon stärker, der Hase stand auf und zeigte seine Lagerstätte, die tief in den Schnee gesunken war: der Schnee war unter dem Hasen geschmolzen. Das dritte Mal nahm die Kälte alle ihre Kraft zusammen und fragte den Hasen, ob er sie jetzt fühle. Der Hase war schon dem Tode nahe, alle seine Glieder waren erstarrt, aber mit letzter Kraft raffte er sich auf und rief: „Pah! wie warm!“ Nun sah der Winter ein, daß er den Hasen nicht erfrieren könne, und die Kälte ließ nach.

Der Hase war ungemein froh, daß er durch seine Schlauheit sich und seine Brüder vor dem Erfrieren gerettet hatte; der Winter strengte sich nämlich nie

mehr so an. Der Hase lachte vor Freude, daß ihm die Lippe platzte, die bis heute geplatzt ist.

Zu S. 26.

Sage der Zuñi.

Der **Präriewolf** will die Schildkröte um das erlegte Tier, das sie erjagt hat, betrügen; er läuft fort, als er meint, daß die Schildkröte tot ist, um seine Familie zu holen.

Vorher hat er einen Ofen in der Erde zurechtgemacht, in dem der gefüllte Magen des erlegten Tieres als Pudding backen soll. Als er fort ist, öffnet die Schildkröte den Magen und tut rote Ameisen hinein. Als der Präriewolf wiederkommt, stürzt er sich auf den Pudding und wird jämmerlich gebissen. Seitdem haben alle Präriewölfe Narben, wo die Barthaare wachsen, und kleine Narben auf der Innenseite der Lippen.

Cushing, Zuñi Folk Tales, S. 254.

Zu S. 36 ff.

Aus Estland.

a) Die Hirten aßen im Walde nahe an einem Ameisenhaufen. Weil die Ameisen sie immer stachen, so verbrannten sie den Ameisenhaufen. Die Ameise ging und verklagte die Hirten beim himmlischen Vater. Weil die Ameise aber selbst auch schuld war, darum wagte sie Gott nicht zu sagen, warum die Hirten das Ameisennest angesteckt hatten, und sie beschuldigte die Hirten auf eine ganz andere Weise. Sie sagte, die Hirten würfen Brotkrümchen auf die Erde. Gott verlangte einen Zeugen. Die Ameise holte die Spinne.

Gott fragte die Spinne: „Ist es wahr, daß die Hirten undankbar ihr Brot verwerfen?“ Die Spinne sagte: „Es ist wohl wahr, daß sie die Brotkrümchen verschütten, aber sie haben ja keinen Tisch bei sich. Und undankbar sind sie deswegen nicht.“

Da ärgerte sich Gott über die Ameise und warf sie vom Himmel hinunter, so daß die Ameise sich beinahe beim Fallen zur Hälfte brach.

Deswegen ist die **Ameise** in der Mitte so dünn.

Die **Spinne** aber bekam von Gott ein seidenes Seil, woran sie sich hinunterließ

Diese seidene Schnur hat die Spinne noch jetzt.

b) Die Ameise ist ein böses Tier, sie beißt, wenn sie an einen Menschen kommt. Deswegen lieben die Hirtenkinder die Ameisen nicht. Die Ameise war böse auf die Hirtenkinder und beklagte sich bei Gott über sie. Sie sagte, die Hirten schütteten Brotkrümchen auf die Erde, und außerdem sollten sie die Ameisen stechen und töten und ihre Wohnungen zerstören. Gott verlangte einen Zeugen, der das alles bestätigte. Die Ameise ging traurig davon. Ihr begegnete eine Spinne. Die Ameise brachte sie als Zeugen vor Gott. Aber die Spinne sagte: „Die Hirten haben doch keinen Tisch auf dem Felde, es sei zu entschuldigen, wenn einige Krümchen zur Erde fallen.“ Auf die andere Frage Gottes, ob die Hirten die Ameisen mißhandelten, sagte die Spinne: „Die Ameisen kriechen in den Brotsack des Hirten, und sie beißen die Hirten, wo sie können.“ Nun war Gott böse auf die Ameise. Er band ihr ein rotes Band um den Leib und warf sie vom Himmel auf die Erde. Die Ameise fiel und brach in der Mitte zur Hälfte, nur eine kleine Sehne hielt die Hälften noch zusammen.

Deswegen hat die **Ameise** auch solch eine Gestalt, in der Mitte ist der Leib ganz schmal.

Die **Spinne** wurde mit einer seidenen Schnur vom Himmel herabgelassen. Den seidenen Faden hat die Spinne noch heute.

Aus d. hdschr. Nachl. v. J. Hurt.

Zu S. 24.

Aus Finnland (Südkarelen).

Der Schweinerüssel ist halbfertig und stumpf geblieben. Wenn er richtig spitz geworden wäre, würde das **Schwein** die ganze Erde aufgewühlt haben. Aber zum Glück ist es so stumpfnasig geblieben, daß es nicht wühlen kann, wenn es auch genugsam zu wühlen und zu ackern versucht. Daher sagt das Sprüchwort: Der ist halbfertig geblieben wie ein Schweinerüssel.

Frdl. Mitt. von Prof. K. Krohn in Helsingfors.

Zu S. 40.

Aus Bulgarien.

[Die Spinnen sind Geister, die Gott am Anfang der Welt erschaffen hatte, und die sich gegen ihn empörten. Gott verfluchte sie, sie entflohen vor ihm in die Luft und wurden Spinnen.] Deshalb schwebt die **Spinne** auch heute noch in der Luft, denn sie ist ein Teufel; und wenn der Mensch eine Spinne sieht, so soll er sie töten.

Strauß, Die Bulgaren.

Aus Polen.

[Twardowski entdeckte ein sicheres Mittel, dem Tode zu widerstehen. Er befahl seinem Schüler, ihn in Stücke zu hauen, und lehrte ihn, wie er mit dem Leichnam zu verfahren habe. Der Schüler bestrich die Stücke mit Salben und Säften, setzte den Körper wie früher zusammen und begrub ihn unter der Kirchhofsmauer. Nach 7 Jahren, 7 Monaten, 7 Tagen, 7 Stunden will der Schüler ihn wieder ausgraben. Er findet ein allerliebstes Kind, das in dem verkleinerten Gesicht Twardowskis Züge trägt. Nach 7 Monaten ist es bereits zum Jüngling herangewachsen.]

Damit das Geheimnis nicht bekannt würde, verwandelte er den Schüler in eine **Spinne** und bewahrte diese mit Sorgfalt in seinem Zimmer. Seit später der Teufel den Zauberer aus dem Wirtshaus holte und er in der Luft hängen blieb [vgl. Woycicki, S. 82], läßt sich die Spinne, die sich immer, wenn Twardowski ausging, auf seinen Rock zu spinnen pflegte, an ihrem Faden auf die Erde herunter, sieht mit an, was hier geschieht, kehrt dann zu ihrem Meister zurück, setzt sich auf sein Ohr und erzählt ihm, was sie hier gehört und gesehen. So wird der arme Zauberer in seinem Elende noch getröstet.

K. W. Woycicki, Polnische Volkssagen und Märchen. Aus dem Polnischen von Friedr. Heinr. Lewestam. Berlin 1839. S. 94 f.

Aus Preußen.

Bei Tettau und Temme, Volkssag. Ostpr., Litth. u. Westpr., S. 128, steht eine hierher gehörige Sage, in der sich ein Schwarzkünstler an einem seidenen Faden, den er in die Luft wirft, emporschwingt und vor den Augen der Anwesenden verschwindet.

Zu S. 42.

Aus Estland.

a) Im Herbst, als es kalt geworden war und die Pfützen ausgetrocknet und das Wasser gefroren war, kam die **Kröte** zu einer Gesindewirtin und bat dieselbe, sie möchte ihr in ihrem Dünnbierfaß ein Winterquartier geben. Dafür werde sie

der Wirtin im Frühling vier gute Lehren geben. Die Wirtin hörte die Bitte der Kröte, und die Kröte lebte den Winter hindurch im Dünnbierfaß. Im Frühling half die Wirtin der Kröte aus dem Faß, und die Kröte sagte:

1. „Nadle die alten Bastschuhe, so stehen die neuen heil und ganz.

2. Bieg eine krumme Linde, so bekommst du eine grade Linde.

3. Wenn du über den Zaun ins Innere des Zaunes gehst, so faß einen Zaunstecken, der nach innen gerichtet ist; willst du aber aus der Umzäunung hinaus, so faß einen Zaunstecken, der nach außen gerichtet ist, sonst bricht der Stecken.

4. Wenn du deine Notdurft verrichten gehst, so kehr dich so, daß der Wind dir von hinten ist, dann bekommst du es fest."

Über die letzten Worte ärgerte sich die Wirtin, nahm einen leichten Stecken und schlug die Kröte auf den Rücken.

Davon bekam die Kröte einen Buckel.

b) Eine Kröte war in einem Herbst in die Dünnbiertonne einer alten Jungfer gekrochen. Das Mädchen hatte sie vertreiben wollen, die Kröte aber bat: „Laß mich bis zum Frühling hier, dann werde ich dir drei gute Lehren geben." Und so blieb sie denn da. Im Frühling kroch die Kröte aus der Tonne und sagte zu dem Mädchen:

„Bring mich ans Ufer des Flusses, dann werde ich dir die guten Lehren geben." Das Mädchen trug sie zum Fluß. Die Kröte:

„Wenn du deine Notdurft verrichten gehst, so wende deine Nase dem Winde zu. Wenn du über den Zaun gehst, so halte dich an einem Stecken jenseits des Zaunes. Wenn du Bast aus dem Walde holen gehst, so sieh nicht darauf, daß die Weide krumm ist, denn sie kann doch guten Bast haben." Als die Kröte das gesagt hatte, sprang sie ins Wasser. Das Mädchen ärgerte sich über diese Lehren der Kröte und warf ihr ein Strauchbeil nach, das sie gerade in der Hand hatte. Daher der Buckel. (Kirchsp. Oberpahlen.)

Aus d. hdschr. Nachl. von J. Hurt.

Zu S. 43f.

Aus Santal (Indien).

Die Brüder waren eines Tages wie gewöhnlich im Dschungel, um Wurzeln zu graben, von denen sie lebten. Sie kamen zur Höhle eines Tigers, boten ihm Kohlenstücke an und sagten, es seien Wurzeln; die halbgerösteten hätten sie selbst behalten. Der Tiger sagte ihnen ein Rätsel: „Einen will ich zum Frühstück fressen und einen ähnlichen zum Abendbrot." Sie antworten: „O Onkel, das wissen wir nicht, aber wir wollen dir ein anderes Rätsel sagen: der eine wird den Schwanz, der andere das Ohr umdrehen." Als der Tiger dies hört, fürchtet er sich sehr und will fortlaufen. Kauran ergreift ihn beim Schwanz und reißt ihn im Kampfe ab. Der Tiger läuft fort, um seine Freunde zu holen, und kommt mit einer Anzahl von ihnen zu dem Baum, auf den die Brüder sich geflüchtet haben. Der Tiger ohne Schwanz schlägt vor, daß sie sich einer auf den Rücken des andern stellen wollen, bis sie zu den Brüdern reichen. Dies tun sie auch, aber Kauran ruft unterdessen seinem Bruder zu: „Gib mir die Axt, ich will den schwanzlosen Tiger töten." Letzterer, voll Schrecken, versucht zu entfliehen, und wirft alle dabei um, wodurch er zu Tode gedrückt wird. Die anderen Tiger entfliehen.

Aus Indian Antiquary IV in Clouston, Popular Tales, S. 148. Ebd. eine slavische Sage (= Leger Nr. 18), die der S. 43 mitgeteilten entspricht. Eine andere slavische Fassung bei Gonet, Nr. 40 (nach Polívka, Zeitschr. f. öst. Vk. 7, 199).

Aus der Haute-Bretagne.

[Vorgeschichte: Der Fuchs verleitet den Wolf, in einen Schafstall einzubrechen. Da der Wolf sich zu voll gefressen hat, kann er nicht durch das Fenster hinaus. Er will sich nun an dem Fuchs rächen.]

Eines Tages traf der Wolf den Fuchs in einer Waldlichtung; der Fuchs packte sich, so schnell er konnte, und der Wolf setzte ihm nach. Schon hatte er ihn fast erreicht, als der Fuchs auf einen sehr hohen Felsen sprang. Der Wolf versuchte vergebens, es ihm nachzumachen; er stimmte daher ein lautes Geheul an und sammelte alle Wölfe des Waldes um sich. Sie beschlossen, einer auf den anderen zu klettern, um bis zum Fuchse hinaufzugelangen. Der Wolf, der den Fuchs verfolgt hatte, stellte sich zuunterst auf, die anderen stiegen hinauf. Plötzlich — als der Gipfel fast erreicht war — schrie der Fuchs: „Stoßt dem Stumpfschwanz glühende Eisen hinten hinein!“ Der Wolf rannte voller Angst auf und davon, während die anderen herabstürzten, und erschien nie wieder in dieser Gegend.

Revue des trad. pop. 23, 91.

Wallonische Variante.

Ein hungriger Wolf klopft an die Hütte von Jean und Catherine. Jean erkennt, ehe er öffnet, wer draußen ist, und ruft seiner Frau zu: „Verse, Catherine!“ (Schütt' hinaus!) Sie gießt ihm heiße Suppe über den Rücken, daß er heulend davonläuft. Ein paar Tage darauf begegnet ihm Jean im Walde und flüchtet auf einen Baum. Der Wolf holt, wie gewöhnlich, seine Gefährten, und sie bilden den Turm. Jean ruft: „Verse, Catherine!“ Der untenstehende Wolf reißt aus, der Turm stürzt zusammen. Es folgt ein neuer Schluß: Auf dem Heimweg wird Jean von Wegelagerern angefallen, und weil er kein Geld hat, stecken sie ihn zornig in eine Tonne und lassen ihn so liegen. Der Wolf entdeckt Jean durch das Spundloch und erweitert es mit seinen Zähnen und Tatzen, um ihn zu packen. Jean kriegt aber den Schwanz zu fassen und zieht aus Leibeskräften. Der Schwanz bricht ab, die Tonne ist entzweigegangen, und Jean kann heimkehren. (Vgl. Fritz Reuters Tigerjagd. Hier umgekehrte Situation.)

Gittée et Lemoine, Contes pop. du pays wallon p. 152.

Zu S. 59.

Slowenische Sage.

Die Sage knüpft sich an ein Märchen, worin man erzählt: Ein Sohn von riesiger Körperkraft hat seine Mutter ermordet, weil sie mit dem Teufel zusammenlebte; er tötete auch den Teufel und zerhackte beide Körper mit der Axt und band die Stücke an den Pferdeschwanz. Der **Rabe** und die **Krähe** flogen herbei und fraßen das Fleisch; die Krähe fraß von beiden, der Rabe aber nur von dem Teufel. Deshalb ist die Krähe bis heutzutage schwarzweiß, der Rabe aber ganz schwarz.

Valjavec, Nar. pripovijesti, S. 116. Frdl. übers. von Herrn Dr. Páta.

Zu S. 61.

Sage der Zuñi.

Der **Prärie wolf** belauscht zwei Raben beim Spiel. Sie schießen ihre Augen aus den Augen heraus um einen Felsen herum und fangen sie dann wieder mit dem Kopfe auf. Er wünscht dies auch zu lernen. Die Raben reißen ihm die Augen aus,

aber sie kommen nicht wieder geflogen, und die Raben machen sich davon. Der Präriewolf sucht lange nach seinen Augen, findet zwei gelbe Moosbeeren, hält diese für die verlorenen Augen, setzt sie sich ein und kann leidlich sehen. Seitdem haben die Präriewölfe gelbe Augen und können nicht allzugut sehen.

Cushing, Zuñi Folk Tales, S. 262 ff.

Parallelen:

a. Sage der Osage.

Der **Präriewolf** fragte das **Präriehuhn**, woher es komme, daß es gefleckt sei. Das Präriehuhn antwortete, daß es in einen hohlen Baum gegangen sei, unten einen Stock hineingesteckt und angezündet habe. So sei es im Baum geblieben, bis es gefleckt worden sei. Der Wolf versucht das gleiche, und seine Augen springen dabei heraus. Das Präriehuhn läuft mit ihnen fort und sagt, es habe die Augen von jemand; es glaube, daß es die vom Präriewolf seien. Einige Wölfe hören das, und Bob-tail, ihr bester Läufer, fängt und tötet es; andere kommen und fressen es.

Dorsey, Trad. of the Osage, S. 10.

b. Sage der Arapaho-Indianer.

a) Nih'ā^{n}ça^{n} reiste wieder. Er kam zum dichten Wald am Flusse und hörte etwas wiederholt rufen: „Ç'a^{n}ça^{n}ka^{n}tcei!“ Er hörte zu, ging dann der Stimme nach und sah verstohlen zu. Ein Mann stand vor einer Ulme, und seine Augen hingen an dem Baum.

Der Mann sagte: „Ç'a^{n}ça^{n}ka^{n}tcei!“ und die Augen flogen wieder in den Kopf. Dann sagte er wieder: „Ç'a^{n}ça^{n}ka^{n}tcei!“ und die Augen waren wieder auf dem Baum. So ging es immer weiter. Nih'ā^{n}ça^{n} wünschte sich diese Macht sehr. Er tat, als ob er weine, ging zu dem Manne hin und sagte zu ihm: „Ich habe gehört, Ihr könnt Eure Augen hinaus- und hereinfliegen lassen, und ich möchte dies von Euch lernen.“ Der Mann sagte: „Das ist kein Zauber, das ist Spiel.“ „Nun, so möchte ich spielen wie Ihr,“ sagte Nih'ā^{n}ça^{n}. Endlich überredete er den Mann, es ihm zu sagen. Der Mann sagte: „Sage Ç'a^{n}ça^{n}ka^{n}tcei'!“ „Danke schön,“ sagte Nih'ā^{n}ça^{n} sehr erfreut. „Aber tue es nicht zu oft,“ sagte der Mann. „Wenn du dort am Hügel bist, kannst du es so oft tun wie du willst, aber bis du dahin kommst, darfst du es nur viermal tun. Sonst kommst du in Not.“ Dann löste er Nih'ā^{n}ça^{n}s Augen und ging seines Weges. Als er zu einer Ulme kam, sagte er: „Ç'a^{n}ça^{n}ka^{n}tcei!“ und war ohne Augen. Er legte den Finger an die Augen und fühlte nur die Höhlen. „Das ist ein guter Spaß,“ sagte er, rief das Wort wieder, bekam seine Augen und konnte sehen. Da war er noch mehr erfreut. Er spielte viermal. Dann wollte er weiter spielen. „Ich will es nur noch einmal versuchen,“ sagte er, „ich habe es nun viermal getan, und die Augen werden auch das fünfte Mal sicher zurückkommen.“ So sagte er: Ç'a^{n}ça^{n}ka^{n}tcei!“ und seine Augen flogen auf den Baum. Er sagte wieder: „Ç'a^{n}ça^{n}ka^{n}tcei!“ aber sie kamen nicht zurück. Er rief „Ç'a^{n}ça^{n}ka^{n}tcei!“ den ganzen Tag, bis er heiser war und er es nur noch in Pausen sagen konnte. Unterdessen begannen seine Augen schon einzutrocknen. Der Mann, der ihn gelehrt hatte, hörte ihn rufen, kam herbei und sagte zu ihm: „Du hast nun deine Augen verloren, und von mir wirst du sie sicher nicht wieder bekommen.“ So ging er weiter Sobald Nih'ā^{n}ça^{n} ein Geräusch hörte, rief er: „Mein Bruder, bist du es, ich glaube, ich habe dich gekannt, was ist dein Name?“ Endlich kam der Maulwurf zu ihm und sagte: „Mein Bruder, was wünschest du?“ Nih'ā^{n}ca^{n} sagte zu ihm: „Leihe mir deine Augen!“ und der Maulwurf gab sie

ihm. Er tat die kleinen Augen in seine Augenhöhlen und konnte nun oben seine Augen am Baume sehen. Er kletterte hinauf, holte seine Augen herunter und tat sie wieder an ihren Ort. Aber die kleinen Augen des Maulwurfs warf er fort und sagte: „Was kümmern mich deine Augen, hole sie selber!“ Damit ging er seines Weges. Und darum ist der Maulwurf blind.

Dorsey and Kröber, Arapaho Traditions p. 51.

β) Zweite Version.

Fast gleich wie die vorige bis zum Blindwerden Nih'ā^{n}ça^{n}s. Dann heißt es: Endlich hörte er Tiere laufen, Mäuse, Ratten, Kaninchen. „Höre, Bruder,“ rief er zur Maus, „leihe mir deine Augen.“ Da gab ihm die Maus ihre Augen, aber sie waren zu klein und wollten nicht in den Höhlen bleiben, und er konnte damit nicht sehen. So gab er sie der Maus wieder und ging von einem Tier zum andern und lieh sich ihre Augen, bis er zuletzt die Eule traf. „Höre, Bruder,“ sagte Nih'ā^{n}ça^{n}, „leihe mir deine Augen!“ Die Eule lieh sie ihm, und seit der Zeit hat er die gelben Augen. Aber Nih'ā^{n}ça^{n}s Augen hängen noch am Baum, und man kann sie das ganze Jahr hindurch an der Rinde des Baumwollbaumstrauches sehen.

Dorsey and Kroeber, Arapaho Traditions p. 50.

c. Sage der Shuswap.

Coyote sagte: „Ich muß etwas Spaß haben. Ich will mit meinen Augen spielen.“ Damit riß er sich die Augen aus. Er warf sie dann in die Höhe und fing sie wieder. Einmal warf er sie sehr hoch. Da fing die Dohle seine Augen und flog damit fort. Da stand er nun ohne Augen und wußte nicht, was er tun sollte. Er fühlte umher und fand einen Hagebuttenstrauch. Da pflückte er einige Hagebutten und setzte sie sich als Augen ein. Er konnte nun wieder sehen und wanderte fürbaß. Bald kam er an ein Loch, aus dem Rauch aufstieg. Eine alte Frau saß dort und fragte ihn, woher er komme. Er antwortete, er reise ohne bestimmten Zweck umher, und fragte, ob sie allein dort wohne. „Nein,“ antwortete sie, „ich habe vier Töchter, aber sie sind hingegangen, die Spiele anzusehen.“ „Was für Spiele?“ fragte der Coyote. „O, viele Leute tanzen dort,“ sprach sie, indem sie nach der betreffenden Stelle wies. „Warum tanzen sie denn?“ „Sie spielen um Coyotes Augen. Die Dohle hat sie gestohlen.“ „Das möchte ich sehen,“ versetzte Coyote, „zeige mir doch den Weg.“ Die Alte erfüllte seine Bitte, und er ging zu dem Platze, wo alle Tänzer versammelt waren. Die Leute saßen alle im Kreise umher. Nachdem einer mit den Augen getanzt hatte, gab er sie seinem Nachbar, der dann einen Tanz begann. Coyote setzte sich an die Türe und wartete, bis an ihn die Reihe kam. Dann sang er zu seinem Tanze: „Wie hübsch die Augen sind. Früher habe ich nie dergleichen gesehen.“ Viermal tanzten sie herum Als nun das vierte Mal an ihn die Reihe kam, nahm er die Augen und rannte zur Türe hinaus. Dann warf er sie in die Höhe, und sie fielen von selbst in die Augenhöhlen zurück, wo sie sogleich festwuchsen. Die Tiere verfolgten ihn, konnten ihn aber nicht einholen. Als er in Sicherheit war, setzte er sich hin und lachte, weil er seine Augen wieder hatte. Er sang: „Ich wußte, ich würde euch besiegen. Hier habe ich meine Augen wieder. Hier habe ich mein Eigentum wieder.“

Boas, Indianische Sagen von der nordpacifischen Küste, S. 8.

d. Weitere Varianten bei Matthew, Navaho legends, p. 90, Grinnel, Blackfoot

Lodge Tales, p. 153, Journal of American Folklore 13, 168 (Sage der Cheyenne), Stevenson, Ann. Rep. Bur. Ethn. 11, 153 (Sage der Sia), Russell, Explor. Far North, p. 215 (Sage der Cree).

Diese Erzählung gehört zu denen, die in Nordamerika und Nordostasien übereinstimmend vorkommen. Bei den Korjaken finden sich folgende drei Varianten:

a. Der Fuchs fällt ins Wasser, hängt Augen, Haut und Eingeweide zum Trocknen auf, muß fliehen, läßt Augen zurück, findet Blaubeeren, tut sie in die Augenhöhlen, sie fallen wieder heraus, nimmt Kieselsteine, die fallen auch wieder heraus. Endlich macht er sich Eisaugen.

Jochelson, the Koryak p. 266.

b. Die Fuchsfrau wird über ihre Augen ärgerlich, zerschlägt sie und sucht sich andere. Sie findet zwei Heidelbeeren und probiert sie; sie sind aber zu dunkel. Da nimmt sie zwei kleine Stücke harten Schnees, und die Tränen laufen ihr das Gesicht herunter. „Sie weinen zwar zu viel," sagt sie, „aber das wird sie wenigstens hell machen."

Jochelson, The Koryak, p. 321.

c. Der große Rabe schneidet der Yiñe'a-ñe'ut das rechte Bein ab. Nach langer Zeit sieht sie Regenpfeifer ziehen. Sie fängt einen und bindet sich sein Bein unter. Das hält noch nicht. Dann nimmt sie ein Gänsebein und kann damit ihr eigenes suchen gehen, das sie schließlich wiederbekommt.

Jochelson, the Koryak (Jessup Exp.) p. 306.

Zu S. 64, Nr. 6.

Sage der Zuñi.

Ein Jüngling kommt zur Versammlung der **Klapperschlangen**, und als sie die glänzend schwarze Bemalung seines Gesichtes sehen, bitten sie, ihr Gesicht auch so malen zu dürfen, aber sie machten es so ungeschickt, wie man noch heute sehen kann, denn alle Klapperschlangen haben unebene Bemalung.

Cushing, Zuñi Folk Tales, p. 169.

Zu S. 68.

1. Sage der Maidu-Indianer.

Der Erd-Benenner blieb über Nacht bei Mink und dessen Bruder. In der Nähe war eine große Schlange, die alles tötete. Mink und sein Bruder baten den Erd-Benenner, die Schlange zu fangen. Er tat dies und ging am nächsten Morgen weiter. Beim Abschied sagte er: „Geht und seht nach, ob die Schlange in der Falle tot ist, dann nehmt das Fett, und des Nachts, wenn alle im Schwitzhaus beisammen sind, klettert hinauf und werft es ins Feuer." Als die Schlange in die Falle geraten war, sprang sie hoch in die Luft, aber die Minke sprangen ihr nach und schnitten sie entzwei. In der Schlange war eine milchige Flüssigkeit, die lief heraus, als sie entzwei geschnitten wurde. Als die **Minke** aufsahen, fiel etwas davon auf sie und verursachte einen weißen Fleck auf ihrem Kinn. [Durch das Fett werden dann alle versammelten Leute verbrannt.]

Dixon, Maidu Myths p. 47.

2. Sage der Zuñi.

Ein **Prärie wolf** sieht viele **Eulen**, die einen ihnen heiligen Tanz begehen. Jede hat ein Gefäß mit Schaum auf dem Kopf, und beim Tanzen darf nichts verschüttet werden. Der Prärie wolf findet Tanz und Gesang wunderschön und belästigt die Eulen fortwährend mit Fragen. Um ihn zu strafen, antwortet eine der Eulen auf die Frage, was sie denn auf dem Kopfe trügen, in den Gefäßen seien die Köpfe ihrer Großmütter, und um diesen heiligen Tanz besser ausführen zu können, würden allen Eulen die Füße gebrochen.

Der dumme Coyote glaubt es und fragt, ob er nicht mittanzen dürfe. Es wird ihm erlaubt, wenn er dieselben Bedingungen erfülle. Er geht also fort, tötet seine Großmutter und zerschlägt seine Beine. Mühsam kommt er angehumpelt, kann aber nicht tanzen. Die Eulen verspotten ihn und lachen so, daß der Schaum ihrer Gefäße überläuft, so daß ihr Gefieder grau und weiß gefleckt wird, wie man noch heute sehen kann. Seitdem fürchten die Prärie wölfe die Eulen. Aber auch die Eidechsen fürchten sie und beleidigen sie nie, denn als der arme Prärie wolf halbtot dalag, kam eine Eidechse zu seinem Maul hereingekrochen bis ans Herz und tötete ihn aus Rache für alle Beleidigungen, die er den Ihren oft angetan hatte.

Cushing, Zuñi Tales, p. 203. (Gekürzt.)

Zu S. 69.

Sage der Fang (am Kongo).

Die **Boa** hatte Hunger und wollte gern ein Schildkrötenjunges fressen. Die kleinen Schildkröten fischten und spielten am Fluß, und die Boa ließ sich wie ein Stück totes Holz den Fluß hinabschwimmen. Die Kinder spielten damit, und sie verschlang eins. Vater Schildkröte beschloß, sich zu rächen, zog an einen anderen Ort, holte Pflanzenfarben und bemalte Blätter, die er alsdann den Fluß hinabschwimmen ließ. Die neugierigen Leute ließ er von seinen Kindern belehren, daß ein großer Zauberer da sei, der alle Tiere, die damals noch ganz schwarz waren, mit glänzenden Farben **bemalen** könne. Die schillernde **Amsel** wagte es zuerst und bekam ein herrliches Gefieder. Andere Tiere folgten, und zuletzt kam auch die Boa. Die Schildkröte ließ sie des Abends allein wiederkommen, damit das Färben besonders schön würde. Ihr Haus hatte aber ein Loch. Dahinein ließ sie die Boa ihren Schwanz stecken, band ihn fest und nahm nun Stück für Stück Hautflecken von der Boa ab, bis sie beim Kopf anlangte. Die Boa war halbtot, als sich die Schildkröte zu erkennen gab und ihr den Bauch aufschnitt. Da das Junge noch lebte, durfte auch die Boa mit dem Leben davonkommen. Doch behielt sie die Flecken auf der Haut, und so oft sie die Haut auch abstreift und versucht, sie dadurch verschwinden zu lassen, so nützt es ihr doch nichts. Die neue Haut hat nur noch mehr Flecke. Schildkröten fressen die Schlangen nicht mehr.

Bull. de la Soc. Neuch. de géogr. 16, 229.

Sage der Zuñi.

Der bösartige Spieler Mítsina ist bestraft worden und hat seine Augen verloren. Er macht sich nun auf nach der Stadt der Götter und der Seelen und hält ein Licht in der Hand. Die Vögel sehen ihn, rufen: „Ha, der Elende, er hat die Augen verloren, das ist recht; löscht sein Licht aus!“ Die Adler kommen zuerst, verbrennen sich aber nur ihre damals weißen Federn. Darauf versuchten es die

Krähen und versuchten es so lange, bis ihr damals ebenfalls weißes Gefieder vollkommen schwarz geworden war.

Cushing, Zuñi Folk Tales 385 ff.

Zu S. 72.

Aus Estland.

Früher soll der ganze Magen der Kuh mit Zitzen bedeckt gewesen sein, deswegen hat sie auch viel mehr Milch gegeben.

Einmal trieb der Hirt die Herde Kühe nach Hause, überließ sie dem Hunde und ging selbst essen. Der Rattenkönig, die Katze, hatte großen Hunger. Sie ging zur Kuh und fing an, ihre Zitzen zu fressen. Der Hund versuchte wohl, die Kuh zu schützen, aber nur vier Zitzen konnte er der Kuh erhalten, weil er sie mit seinen vier Pfoten bedeckte.

Deshalb bekommt der Hund stets die erste Milch der jungen Kuh.

Gott hatte die Kuh erschaffen, aber ohne Zitzen. Die letzteren schuf er später einzeln. Als die Zitzen der Kuh fertig waren, stellte Gott sie auf den Ofen zum Trocknen. Sie mußten trocknen, bevor sie unter dem Magen der Kuh angebracht werden sollten, damit sie beim Melken nicht aufgeweicht würden. Die Katze war auf dem Ofen, wo die Zitzen trockneten, und sprang so unvorsichtig hinab, daß die Zitzen alle ins Feuer fielen. Der Hund sah das und holte sie aus dem Feuer heraus, wobei er sich das Haar unter den Pfoten verbrannte.

Seit der Zeit sind die Pfoten des **Hundes** unten ohne Haar.

Der Katze verbot Gott, Milch zu trinken, und sagte, daß die Milch ihre nährende Kraft verlieren solle, wenn die Katze sie trinke. Die **Katze** erhielt die Erlaubnis, Mäuse als tägliche Speise zu essen.

Seitdem wurde der Hund ein viel nützlicheres Haustier als die Katze.

Niemand wird auch anfangen, einer Katze Essen zu kochen, sie muß ihre Nahrung sich selbst schaffen, wohl aber kocht ein jeder seinem Hunde Essen, ebenso wie sich selbst.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

Aus Finnland (Südkarelen).

Ein böses Weib warf das Euter einer Kuh, das sie in zwei Teile geteilt hatte, ins Feuer. Hund und Katze waren dabei, und die Katze sagte: „Wenn's brennt, mag's brennen! Ich brauche keine Milch, ich werde mein Leben schon fristen, zumal da ich auch bei Nacht sehen kann!“ Aber der Hund sprach: „Ich lasse es nicht brennen, ich hole es mir, sonst kann ich nicht leben!“ Und er holte sich die eine Hälfte des Euters. Da bereute die Katze, daß sie die andere Hälfte nicht hatte haben wollen, und riß sie flugs an sich. Seitdem hat sie krumme Krallen und krumme Pfoten, der Hund aber eine verbrannte Schnauze.

Frdl. Mitt. von Prof. K. Krohn in Helsingfors.

Zu S. 82.

Sage der Woiworung (Australien).

Die Fledermaus ist der Bruder der Menschen. Vor langer Zeit war das ganze Land mit hohem Gras bedeckt, so daß die Leute nicht darübergehen konnten. Bunjil sagte zur Fledermaus: „Komm mit auf meine Seite.“ Die Fledermaus erwiderte: „Nein, bei dir ist so trockne Erde, du solltest lieber zu uns kommen.“ Da sagte Bunjil: „So will ich euch verlassen,“ und sandte zwei seiner Leute, den

braungelben Turmfalken (tinnunculus cenchroides) und den braunen Habicht (jericidea berigora?), um das Land der Fledermaus zu verbrennen, und er selbst ging mit seinen Kindern an einen Ort, der Mansfield heißt und den die Weißen den Dom nennen. Dort tat er sie an einen sicheren Ort, den er mit Steinen umgab. Das Land brannte bis zum Murray-Fluß. Bunjil hatte zum Falken und zum Habicht gesagt: „Wenn ihr das ganze Land verbrannt habt, könnt ihr dableiben und zu Stein werden.“ In der Nähe von Berwick kann man sie als Steine sehen, wie der Falke den Habicht trägt. Einige von Bunjils Kindern wurden verbrannt, aber die **Fledermaus** und all ihre Kinder wurden versengt. Darum ist sie jetzt so schwarz und hat so ein grinsendes Gesicht.

Journ. of the Anthr. Inst. 18, 59.

Zu S. 83.

Varianten ohne Ätiologie siehe bei Boas, Indian. Sagen S. 64 f., 70, 117, 157, 173, 215, 278 und Globus 53, 316. Vgl. ferner Wundt, Völkerpsychologie 2, 3, 222 ff.

Zu S. 86.

Sage der Jicarilla-Apachen.

Djo-na-aì'-yì-ĭn kann von einem Felsen nicht herunterkommen. Eine Fledermaus hilft ihm herunter. Zur Belohnung füllt Djo-na-aì'-yì-ĭn ihren Korb mit Adlerfedern. Er warnt sie aber, nicht zur Ebene zu fliegen, wo es viele kleine Vögel gibt. Die Fledermaus vergaß seinen Rat und war bald unter den kleinen Vögeln, die ihr alle Federn raubten. Darum ähnelt das Gefieder des kleinen Vogels klo'-kĭn den Schwanz- und Flügelfedern des Fischadlers. Die Fledermaus kam viermal zurück, um sich neue Federn geben zu lassen, aber als sie das fünftemal ihren Korb voll Federn haben wollte, wurde Djo-na-aì'-yì-ĭn ärgerlich. „Du kannst nicht auf deine Federn aufpassen, so sollst du auch keine haben. Diese alte Haut in deinem Korb ist gut genug.“ „Gut,“ sagte die Fledermaus resigniert, „ich konnte nicht auf die Federn achtgeben, so verdiene ich es auch, daß ich sie verloren habe.“

Journal of Am. Folklore 11, 258.

Zu S. 87.

Aus Estland.

Ein Mann stellte Schlingen auf im Walde. Als er wieder hinging, fand er einen Hirsch gefangen, aber er war tot. Sofort fing er an, ihn abzubalgen. Die Beine waren schon von der Haut befreit, da kam ein Greis und sagte: „Sieh, was Gott dir gegeben!“

Der Mann erwiderte ärgerlich: „Gott hat mir nichts gegeben, ich habe selbst die Schlingen aufgestellt.“

Da berührte der Greis den Hirsch mit seinem Stab, worauf der Hirsch sofort in den Wald lief. Der alte graue Mann war Gott selbst.

Seit der Zeit hat der Hirsch auf den Stellen an den Beinen graues Haut-haar, wo die Haut abgebalgt war.

Aus d. hdschr. Nachl. von J. Hurt.

Zu S. 88.

Aus Estland.

Ein Bauer ging in den Wald, um Reisig zu sammeln. Es war sehr heiß, darum nahm er seine langen, weißen Fausthandschuhe ab und steckte sie zwischen seinen Gürtel. Ein Hirsch, der in seinem Laufe tollkühn geworden war, sprang auf den Mann und hatte dabei seine Füße unversehens in die langen, weißen Fausthandschuhe des Mannes gesteckt.

Seit der Zeit hat der Hirsch weiße Füße. (J. Hurt.)

Zu S. 90.

Sage der Tongaßindianer (Südalaska).

[Des Häuptlings Schagattyno Frau wird von einem Walfisch geraubt. Der Häuptling besteigt nebst einigen Jägern ein Kanoe und verfolgt ihn; an einer Felswand taucht er in die Tiefe. Der Häuptling springt ihm nach, gelangt auf den Meeresboden und befragt Mallardenten, die sämtlich blind sind, nach seiner Frau.] Und sie antworteten: „Soeben kam der Häuptling der Finnwale vorbei und trug sie auf dem Rücken.“ Zum Lohne für ihre Auskunft fragte Schagattyno, ob sie wohl ihr Gesicht wieder haben wollten, und sie gaben ein freudiges „Ja“ zur Antwort. Mit einem Messer zerschnitt er nun die Haut über ihren Augen und ging dann weiter. [Bald darauf befragt er alte Frauen und erhält dieselbe Auskunft.] Auch ihnen gab er das Augenlicht; aber sein Messer war ungeschickt, und die Frauen bekamen ein großes und ein kleines Auge. Daher haben noch jetzt die **Gänse** und **Enten** — denn das waren die Frauen — solche Augen. [Ein Kranich, der ihn vor den Leuten des Wals verbirgt, erhält zum Dank ein Kraut, das von den Indianern früher statt Tabak in ihren Steinpfeifen geraucht wurde und das dem Kranich sehr mundete. Mit Hilfe des Sklaven des Wals — des Seelöwen — befreit er sein Weib. Sie gelangen wieder an das Kanoe und fahren heim.]

Globus 65, 392.

Zu S. 91.

Sage der Fang.

[Nzame verfolgt Bingo und sagt:]

„Ich werde Bingo finden und sein Herz essen.“ Bingo aber hatte sich in einer tiefen Höhle verborgen, die war mitten im Walde. Nzame kam auch in diesen Wald und traf das **Chamäleon** dort. „Chamäleon, hast du Bingo gesehen?“ fragte er. Aber dieses wollte nichts verraten und sagte: „Ich habe wohl einen Mann vorbeikommen sehen, aber niemand hat mir gesagt, wie er heißt.“ „Und wohin ging er, wo war sein Dorf?“ „Er ging bald hierhin, bald dorthin, sein Dorf liegt auf der anderen Seite des Waldes.“ „Und war dies lange her?“ „Die Tage sind lang, jeder Tag ist eine lange Zeit, ja, es ist lange her.“ Da ging Nzame trotzig fort, und während er überall nach Bingos Spuren suchte, lief das Chamäleon zur Höhle: „Bingo, dein Vater sucht dich, sieh dich vor!“ und lief dann ein Stück weiter, auf den Gipfel des Felsens.

Als Bingo so benachrichtigt worden war, verwischte er sorgsam seine Fußspuren auf der Erde, dann ging er einen viel benutzten Pfad, der harten Boden hatte, und kehrte so zur Hütte zurück. Doch trug er Sorge, dabei rückwärts zu gehen. Ndanabo, die **Spinne**, hängte ein Netz vor den Eingang, ein starkes und dichtes Netz, und das Chamäleon warf schnell Fliegen und Insekten hinein. Nzame

war immer weiter gegangen und hatte Vière, die Schlange, getroffen. „Vière, hast du Bingo gesehen?“ Vière antwortete: „Ja, ja.“ „Ist er in der Höhle im Wald?“ „Ja, ja.“ Nzame beschleunigte seinen Lauf und kam zur Höhle. „Hier sind ja Spuren, die fortführen,“ sagte er, sah das Spinnennetz und die gefangenen Fliegen und rief: „Hier kann doch kein Mensch sein.“ (Vgl. Bd. 2, 66 f.) Da rief das Chamäleon vom Felsen herunter: „Ah, du bist hierher gekommen, guten Tag.“ „Guten Tag, Chamäleon. In dieser Höhle hattest du doch Bingo gesehen?“ „Ja, aber es ist schon lange, lange her, er ist fort; ich glaube übrigens, man sieht noch seine Fußspuren auf dem Boden.“ „Ja, sie sind da,“ sagte Nzame, „ich will ihnen folgen; Chamäleon, du hast recht gehandelt.“ Und so ging er weiter auf die Suche.

Als er schon in weiter, weiter Ferne war, kam Bingo wieder aus der Höhle heraus. „Chamäleon,“ sagte er, „du hast recht gehandelt. Hier ist dein Lohn: du wirst von nun an das Vermögen haben, deine Farbe nach Belieben zu ändern; so wirst du deinen Feinden entkommen.“ „Das ist schön,“ sagte das Chamäleon. Und Bingo sagte zur Spinne: „Ndanabo, du hast recht gehandelt; was soll ich für dich tun?“ „Nichts,“ sagte Ndanabo, „mein Herz ist zufrieden.“ „So soll deine Gegenwart Glück bringen,“ sagte Bingo und ging fort. Unterwegs traf er Vière und zerschlug ihr den Kopf.

Bull. de la Soc. Neuch. de Géogr. 16, 138.

Zu S. 92 ff.

Über „die Lichtbringer bei den Indianerstämmen der Nordwestküste“ siehe Globus 61, 195 ff., 212 ff., 230 ff., 243 ff.

Zu S. 96.

Der Goldammer wird die Macht über das Feuer zugeschrieben, daher findet sich bei einem Teil der Tänzer beim Sonnentanz die sog. Goldammerbemalung.

Aus Dorsey, The Arapaho Sun Dance (Field Columbian Museum Anthropological Series IV. (Chicago 1903) im Globus 87, 99 mitgeteilt.

Zu S. 99, Nr. 8.

Übereinstimmende Sage der P̣entlatsch bezeugt Boas, Globus 53, 126.

Zu S. 99, Nr. 9.

Im Globus 53, 126 bemerkt Boas, daß bei den Qosqī'mō, die dem gleichen Stamme angehören wie die Tlatlasik'oala, aber an der Westseite von Vancouver-Island wohnen, derselbe Mythus, jedoch mit folgender Einleitung vorkomme:

Einst lebte ein Seeotter weit draußen im Meere. Er trug das Feuer auf der Brust, und alle Menschen versuchten, ihn zu erschlagen, um das Feuer zu erlangen. Der **Wolf** hätte gar zu gerne das Feuer gehabt, aber sein Versuch, den Otter zu erlegen, schlug fehl. Er kehrte zornig nach Hause zurück und herrschte dort seine drei Töchter an: „Warum könnt ihr auch nicht Männer sein statt unnützer Mädchen! Dann würdet ihr jetzt hinausgehen, um den Seeotter zu erlegen!“ Die Mädchen fühlten sich durch diese Rede des Vaters ge-

kränkt, und die jüngste nahm heimlich seinen Bogen und seine Pfeile, und alle gingen in den Wald. Sie beschmierten die Pfeile mit Lachseiern und übten sich im Schießen, bis sie gute Schützen geworden waren. Dann fuhren sie heimlich in ihres Vaters Boote ins Meer hinaus. Sie fanden den Seeotter, und die älteste der Schwestern erlegte ihn. Als die Menschen das sahen, verfolgten sie die Wolfstöchter, um ihnen das Feuer zu rauben. Sie aber erreichten glücklich ihres Vaters Haus und verschlossen die Tür. Da sandte ein Häuptling den **Hirsch**, um das Feuer zu holen. Vier Tage lang stand er vor der Tür, ehe jene öffneten. Dann sprang er hinein und tanzte um das Otterfell herum usw. Fortsetzung wie oben in Nr. 9.

Zu S. 100, Nr. 11.

Im Globus 53, 125 führt Boas eine Abweichung an, nach der der Rabe selbst das Feuer geholt habe, das ihm den Schnabel verbrannte. „Hierauf bezieht sich wahrscheinlich das kleine rote Holzstückchen, das charakteristisch für fast alle Darstellungen der Raben ist und sich besonders auf den schönen Rabenrasseln finden, die übrigens ausschließlich von dem Rabengeschlechte gebraucht werden."

Zu S. 102 ff.

Sage der Okinagen (-Indianer). [Vgl. auch S. 83.]

Die Bewohner eines Dorfes hatten sich zur Beratung versammelt. Die einen sprachen: „Laßt uns aufbrechen und gegen den Himmel zu Felde ziehen, um Feuer herunterzuholen. Doch was tun wir, um dorthin zu gelangen? Wir ziehen aus und schießen Pfeile nach dem Himmelsgewölbe, bis einer darin stecken bleibt; dann schießen wir einen andern nach der Kerbe des ersten, einen dritten nach der Kerbe des zweiten und bereiten uns so einen Pfad, an dem wir hinaufklettern und Feuer herunterholen." Die anderen erwiderten: „Wohlan! Ziehen wir aus und rufen wir alle Tiere zusammen, daß sie uns Hilfe leisten; vereint brechen wir dann auf!" [Die Tiere versammeln sich. Da die Pfeile nicht hinaufgelangen, rufen sie den klugen **Tskán-Vogel** (Zonotrichia intermedia, eine Art Sperling mit schwarzem Kopf und weißen Flecken) zu Hilfe. Dieser verlangt die Rippe eines Elenn als Bogen, die Federn eines Goldadlers als Pfeilfedern, sowie Pfeilspitzen aus Stein. Die Gewinnung der drei Teile ist durch Abenteuer ausgeschmückt, ebenso der Weg zu dem Ort, wo man die Pfeile nach dem Himmel schießt.] Dort schoß er mit den andern nach dem Himmel, bis ihm alle seine Pfeile ausgegangen waren. Diese blieben oben stecken. Es wurden nun alle übrigen Pfeile abgeschossen, und so bildeten sie eine einzige Linie, und die Tiere hatten nun einen Weg nach dem Himmel. Sie kletterten nun an den Pfeilen empor; der letzte in der Reihe war der Grizzlybär, und dieser schleppte alle seine Speisevorräte auf dem Rücken mit. Durch sein Gewicht brach die Kette entzwei; der Weg war unterbrochen. [Es folgt eine neue Ausschmückung. Der Kriegszug wird in der Weise ausgeführt, daß zuerst Schlange und Frosch ausgeschickt werden. Aber die Schlange verschluckt den Frosch und kehrt zurück. Darauf ziehen der Biber, die Schildkröte und der schwarze Adler aus. Aber die Schildkröte läßt sich auf die Erde fallen, wo sie jemandem den Schädel einschlägt. Aus Rache droht man ihr mit dem Feuertode. Sie aber sagt: „Gut! Dann bleibe ich am Leben, denn das Feuer ist mein Element!" Gegen den Tod im Wasser wendet sie ein:

„Tut das ja nicht, sonst komme ich ums Leben!“ Sie wird hineingeworfen und schwimmt davon. Dann sucht „man“ (d. h. der Gegner im Himmel) nach dem Biber, ergreift ihn und zieht ihm das Fell über die Ohren; aber während man damit beschäftigt ist, erblickt man den Adler und läßt vom Biber ab, um diesem nachzustellen. **Der Biber**, als er sich frei fühlt, springt mit einem Satze auf, **ergreift Feuer**, steckt es unter seine Nägel und entflieht.]

Es wurde nun der Vorschlag zur Heimkehr gemacht, da der Weg nach dem Himmel unterbrochen sei. Doch wie sollte man die Heimkehr ins Werk setzen? Der Adler und der Häher sagten, sie würden fliegen, die Fledermaus sagte: „Ich werde mich auf den Mantel meiner Haut setzen“ und wickelte sich in ihre Flügel ein. Das Flugeichhörnchen und sämtliche Vögel flogen davon, der Präriewolf verwandelte sich in ein Blatt, die Fische purzelten und fielen ins Wasser, die Forellen fielen auf Felsen und in die Fichtennadeln und verwickelten sich in die Tannengebüsche. Darum haben sie so viele Gräten im Leibe.

A. S. Gatschet, Globus 52, 137.

Zu S. 109.

Estnische Sage.

Der Tod kam einmal zu einem Tischler und sagte, daß seine Lebenszeit um sei und er ihm folgen müsse. Der Tischler erbat noch so viel Lebensfrist, bis er sich einen Sarg gemacht hätte. Der Tod erlaubte es ihm und ging. Der Tischler machte sich eifrig an die Arbeit eines Sarges. Noch war der Sarg nicht ganz fertig, da kam der Tod wieder. Er müsse nur noch den Sarg mit Sammet ausfüttern, sagte der Tischler, dann sei er fertig. Der Tod ging wieder. Endlich war der Sarg ganz fertig und ein Schloß sogar vorgemacht. Als der Tod wiederkam und verlangte, der Tischler solle sich in den Sarg legen, sagte derselbe, er verstehe nicht, sich hineinzulegen, der Tod solle es ihm zeigen. Der Tod war gern bereit und legte sich in den Sarg. Das hatte der Tischler bezweckt; schnell verschloß er den Sarg, und der Tod war gefangen. Der Tischler brachte den Sarg mit dem Tode unter eine große, leere Brücke und sagte niemandem etwas davon.

Lange lag der Tod da. Die Menschen vermehrten sich immer mehr und hatten schließlich keinen Platz mehr zu leben, denn niemand starb. Endlich hatte die Spinne den Tod unter der Brücke entdeckt. Sie erzählte der Fliege von ihrer Entdeckung und sagte: „Wenn niemand den Tod dort freiläßt, so bleibt er da. Mein Weg wird bald wieder an dieser Brücke vorüberführen, dann werde ich ihn freilassen.“ Die Fliege aber sagte nichts und ging hin und befreite den Tod. Dann erhielt die Fliege die Erlaubnis, als erste von jeder Speise zu schmecken, sei es auch von des Königs Speisen. Als die Spinne davon erfuhr, verklagte sie die Fliege und sagte, sie habe zuerst den Tod entdeckt. Die Fliege verteidigte sich aber und sagte, sie sei die erste gewesen, die den Tod befreit hätte. Da hörten die beiden folgenden Bescheid: die Erlaubnis, welche die Fliege erhalten habe, bleibe gelten, aber die Spinne erhalte die Erlaubnis, solche Gewebe zu machen, in welchen sie die Fliegen fangen könne.

Zu S. 110, Nr. 1.

Lies SnanaimuQ.

Zu S. 111, Nr. 3.

Sage der Tlakyāpamuch (eines selischen Stammes am oberen Fraser River).

Der **Biber** wollte das Feuer holen und grub einen Gang vom Flusse aus zum Hause des Häuptlings, der dasselbe bewahrte und den Menschen vorenthielt. Der Biber sagte zu seinem Bruder, dem Adler: „Ich gehe nun und lasse mich von jenen töten. Dann erscheine du nach einer kleinen Weile und zeige dich den Leuten.“ Der Adler versprach es zu tun. Der Biber spielte nun dicht vor dem Hause im Wasser, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu ziehen. Bald sahen sie ihn, erlegten ihn und trugen ihn ins Haus. Da dachte der Biber: „O legten sie mich doch ans Feuer!“ Kaum hatte er das gedacht, so sagte der Häuptling: „Holt doch den Biber und legt ihn ans Feuer, damit er trocknet.“ Ein Mann fing dann an, ihn aufzuschneiden und das Fell abzuziehen. Als er es fast bis an den Rücken abgestreift hatte, sah ein junger Mann den Adler einherfliegen und rief: „O seht doch den Adler!“ Da liefen alle hinaus, mit Ausnahme des Mannes, der das Fell abzog. Da dachte der Biber: „O ginge doch jener auch!“ Sogleich ging er, denn er fürchtete, daß er nichts mehr sehen möchte, wenn er länger zauderte. Vorsichtig sah nun der Biber sich um. Als er gewahrte, daß niemand im Hause war, nahm er das Feuer, verbarg es unter seiner Decke und entfloh durch das früher gegrabene Loch. Von ihm erhielten die Menschen das Feuer.

Boas, Globus 53, 126. Ebd. führt Boas an, daß Sproat, Scenes and Studies of Savage Life p. 138 eine Sage der West-Vancouver-Stämme berichte, wonach das Feuer im Besitze des **Tintenfisches** gewesen sei, dem der **Hirsch** es stahl. Er trug es im Gelenk seines Hinterbeines fort.

Zu S. 113.

Sage der Kalmücken.

Der Götze Abida schuf alle guten Geister und nannte sie Tengrien. Da wurde einer von ihnen ungehorsam und abtrünnig, verschanzte sich in einer wilden Bergregion und ward dort ein Fürst der Finsternis. Doch Manjochir, der kalmückische Lichtgott, unterwarf und strafte ihn. Er verbannte ihn tief unter die Erde, wohin niemals ein Sonnenstrahl drang. Er hieß auch nicht mehr wie früher „Hommun-Khan“, d. h. König des Gesetzes, sondern „Irlick-Khan“, König der Teufel. Zornig und rachsüchtig sann er darüber nach, wie er den Menschen Böses zufügen könne. Er glaubte aber, daß ihnen alles Gute vom Sonnenlicht käme, und deshalb beschloß er, die Sonne zu rauben. Die Sonne bewachten dreiunddreißig Tengrien, welche auf einer riesenhaften Leiter saßen, die bis in den Himmel hineinragte. Da fuhr Irlick-Khan wie der Sturmwind daher, **ergriff die Sonne und — verschluckte sie.** — Jammer und Not herrschten nun auf Erden — in der Kälte und in der Finsternis starben Menschen, Tiere und Pflanzen. Endlich erbarmte sich Okun-Tengri, die oberste der Sonnenhüterinnen, über das Elend der Menschheit, hüllte sich in ein Bettlerkleid, stieg hinab in die Hölle und flehte Irlick-Khan an, den Menschen die Sonne wiederzugeben. Doch der böse Geist erwiderte höhnisch: „Du mußt mit mir mit dem Schwerte um die Sonne kämpfen.“ Da ergrimmte Okun-Tengri, warf ihr ärmliches Gewand ab und drang in ihrer Göttergestalt mit einem Speer auf den Teufel ein. Er wehrte sich zwar wütend, aber der Speer fuhr ihm tief in den Leib, und da glitt die Sonne aus der klaffenden Wunde hervor und nahm ihren gewohnten Platz am Firmamente wieder ein. Nun lebte die Erde in der Sonnenwärme rasch wieder auf; zur Erinnerung an das Ereignis aber feiern die Kalmücken alljährlich, gleich nachdem der Winterschnee geschmolzen ist, ihr Frühlingsfest „Zagan-Zara“, „die weiße Woche“. Sie beschenken sich dann mit Muskatnüssen, zum Gedenken daran, daß die Erde, die ohne Sonnenlicht so starr und tot gewesen, nun wiederum Blüten und Früchte trägt. Sie kochen dann auch ihren

Wermutbranntwein, „heißen Branntwein“ nennen sie ihn. Die Kalmücken glauben, daß die Wunde, welche Okun-Tengris Speer dem Teufel geschlagen hat, niemals vernarben kann. Von Zeit zu Zeit versucht er, die Sonne aufs neue zu rauben. Dann kommt er mit Donner und Blitzen. Deshalb erheben die Kalmücken beim Gewitter großen Lärm. Sie klappern und poltern mit Kesseln und Eimern und eisernen Steigbügeln und schreien aus Leibeskräften, um die dreiunddreißig Tengrien zu wecken. Sie meinen nämlich, daß diese guten Geisterjungfrauen auf ihrer Himmelsleiter eingeschlafen sind. Dem Irlick-Khan aber nützt es nichts, ob sie schlafen oder wachen — sobald er die Sonne wieder einmal verschlungen hat, gleitet sie strahlend aus der offenen Wunde an seinem Leibe wieder hervor.

Aus dem Roman: Die Münze des Lama von Hedda v. Schmid (Lpz. N. Nachr. 1909, Nr. 130, 131). Die Verfasserin ist, wie sie mir freundlichst mitgeteilt hat, in der Kalmückensteppe aufgewachsen und hat sich dort diese Sage erzählen lassen, die zum Bestande der von den lamaischen Priestern verkündeten Lehre gehöre und die bekannteste unter allen kalmückischen Volkssagen sei.

Zu S. 114.

1. Sage der Tlingit.

Ein mächtiger Häuptling bewahrte Tageslicht, Sonne und Mond in einer Kiste auf, welche er sorgsam in seinem Hause bewachte. Er wußte, daß einst Yētl, der Rabe, in Gestalt einer Fichtennadel kommen würde, sie ihm zu rauben; deshalb verbrannte er alles trockene Laub, das sich in der Nähe seines Hauses fand. Der Rabe aber wollte das Tageslicht befreien. Er flog lange, lange Tage, um das Haus des Häuptlings zu finden. Als er endlich ankam, setzte er sich am Rande eines kleinen Teiches nieder und dachte nach, wie er in das Haus kommen könne, in das er nicht einzutreten wagte. Endlich kam die Tochter des Häuptlings aus dem Hause, um Wasser aus dem Teiche zu schöpfen Er sprach zu ihr: „Ich will dich zur Frau haben, aber dein Vater darf es nicht wissen, denn er will nicht gestatten, daß ein Fremder sein Haus betritt.“ Jene aber fürchtete den Zorn ihres Vaters und schlug die Werbung des Raben aus. Da verwandelte Yētl sich in eine Fichtennadel und ließ sich in den Teich fallen. Nach kurzer Zeit dachte er: „O käme doch des Häuptlings Tochter, Wasser zu holen!“ Kaum hatte er das gedacht, da nahm jene einen Eimer und machte sich bereit, zum Teiche zu gehen. Ihr Vater fragte: „Warum gehst du selbst? Ich habe doch viele Sklaven, die für dich Wasser holen können.“ „Nein,“ erwiderte die Tochter, „ich will selbst gehen, denn sie bringen mir immer trübes Wasser.“ Sie ging zum Teiche und fand viele Fichtennadeln auf dem Wasser schwimmen. Vorsichtig schob sie dieselben zur Seite, ehe sie Wasser schöpfte. Eine aber war trotz ihrer Vorsicht in den Eimer geraten. Sie versuchte es, sie zu fangen und hinauszuwerfen, aber immer wieder entschlüpfte dieselbe ihrer Hand. Da ward sie ärgerlich und trank das Wasser mit der Nadel. Die aber war Yētl. Als sie ins Haus zurückkam und ihr Vater fragte, ob sie reines Wasser gefunden, erzählte sie, wie eine Fichtennadel ihr immer wieder aus der Hand geschlüpft sei und sie dieselbe endlich mit heruntergeschluckt habe. Infolge dessen ward sie schwanger, und als nach neun Monaten ihre Zeit gekommen war, veranstaltete ihr Vater ein großes Fest und hieß seiner Tochter ein Lager aus Kupferplatten bereiten, die mit Biberfellen bedeckt wurden. Aber sie konnte nicht gebären. Da befahl der Häuptling seinen Sklaven, Moos zu holen. Sie gehorchten. Ein Moosbett ward für die Tochter bereitet, und da genaß sie eines Knaben, der aber niemand anders war als Yētl.

Der Knabe wuchs rasch heran, und sein Großvater liebte ihn über die Maßen. Alles, was der Knabe sich wünschte, gab er ihm, selbst die kostbarsten Felle. Eines Tages aber schrie der Knabe unaufhörlich und wollte sich nicht beruhigen lassen. Er rief: „Ich will die Kiste haben, die dort oben am Dachbalken hängt.“ Es war aber die Kiste, in welcher der Häuptling das Tageslicht, die Sonne und den Mond aufbewahrte. Der Großvater versagte ihm seine Bitte auf das entschiedenste. Da schrie der Knabe, bis er halbtot war vor Weinen, und seine Mutter weinte mit ihm. Da der Großvater fürchtete, sein Enkel könne sich zu Tode weinen, nahm er endlich die Kiste herunter und ließ ihn hineinblicken. Da sah Yētl das Tageslicht. Der Häuptling verschloß dann die Kiste wieder und hängte sie an ihren früheren Platz. Sogleich fing der Knabe wieder an zu schreien und zwang so endlich den Alten, die Kiste wieder herunterzunehmen und zu öffnen. Jener ließ ihn durch den eben geöffneten Spalt hineinblicken; da rief der Knabe: „Nein, mehr! mehr!“ und ließ sich nicht beruhigen, bis der Alte die Kiste weiter öffnete. Ehe er dies tat, verstopfte er aber alle Ritzen und Löcher des Hauses, besonders den Rauchfang. Dann gab er dem Kleinen die Kiste, um damit zu spielen. Dieser freute sich sehr damit. Er ging im Hause herum und warf sie wie einen Ball in die Höhe. Bald aber wollte er den Rauchfang geöffnet haben, und als der Großvater nicht sogleich einwilligte, schrie er wieder. Endlich öffnete dieser den Rauchfang ein wenig. „Nein, mehr, mehr!“ schrie der Knabe. Als er endlich ganz offen war, nahm der Knabe die Gestalt des Raben an, barg die Kiste unter seinen Flügeln und flog von dannen. [Das Folgende siehe oben S. 7: Der Rabe bittet die Menschen, die im Dunkeln Häringe fischten, um etwas Fisch; er wolle ihnen dafür das Tageslicht geben. Sie lachen ihn aus, glauben ihm aber erst, als er ihnen ein kleines Stück vom Monde zeigt. Der Rabe steckt Nadeln in den Fisch und erzeugt so die Gräten.] Dann setzte er Sonne und Tageslicht an den Himmel, zerschnitt den Mond in zwei Hälften, setzte die eine als Mond an den Himmel und ließ diesen abwechselnd zu- und abnehmen. Die andere zerschlug er in kleine Stücke und machte die Sterne daraus. Als es aber Tag wurde und die Menschen einander sahen, liefen sie auseinander. Die einen wurden Fische, die anderen Bären und Wölfe, die dritten Vögel. So entstanden alle Arten von Tieren.

Boas, Indianische Sagen, S. 311 ff. Vgl. Globus 53, 122.

2. Sage der Awi'ky'ēnoq.

Einst sandte K'ants'ō'ump (= unser Vater; die Gottheit) Kya'lk'ɛmkyasō zur Erde hinab. Er kam auf den Berg K'oā'mu und stieg hinunter in das Tal des Flusses, der reich an Lachsen war. Er sandte vier Frauen in den Wald, Zederrinde zu holen, und lehrte die Menschen, Netze zu machen. Als das Netz fertig war, stieg er mit den Menschen in ein Boot, und sie fingen an, Lachse zu fangen. Damals aber gab es keine Sonne; nur der Mond leuchtete am Himmel. Der Rabe Hē'meskyas (= der wahre Häuptling) oder Kuēkuaqā'oē (= der Haupterfinder) wußte, daß der Häuptling Mɛ'nis die Sonne im Besitz hatte, und beschloß, sie zu rauben. Da verwandelte er sich in eine Kiefernadel und ließ sich in den Brunnen fallen, aus dem Mɛ'nis' älteste Tochter, mit Namen Latāk'ai'yuk'oa, täglich Wasser zu zu holen pflegte. Sie schöpfte Wasser, und der Rabe schlüpfte als Nadel in ihren Eimer; als sie aber trank, blies sie die Nadel zur Seite. Da diese List mißglückt war, verwandelte sich der Rabe in glänzende Beeren, und diese sah das Mädchen sich im Wasser spiegeln. Es verlangte sie dieselben zu essen; sie pflückte sie und verzehrte sie. Da gebar sie nach vier Tagen einen Sohn, den Hē'meskyas. Dieser wurde rasch groß

und konnte schon am ersten Tage sprechen. Er spielte auf dem Boden des Hauses und fing bald an zu schreien und zu schreien und wollte sich nicht beruhigen lassen. Der Großvater fragte ihn: „Was willst du denn haben?“ „Mache mir eine Lachswehr, ich will Lachse haben.“ Jener erfüllte den Wunsch des Knaben, aber dieser schrie und weinte und wollte Bogen und Pfeile haben. Der Großvater erfüllte auch diesen Wunsch und machte ihm einen Bogen und vier Pfeile. Da beruhigte sich der Knabe. Am zweiten Tage konnte er schon gehen und lief hinunter zum Wasser. Am dritten Tage fing er wieder an zu schreien und beruhigte sich nicht eher, als bis ihm sein Großvater ein Ruder gemacht hatte, wie er es begehrte. Damit ging er zum Wasser hinab, kam aber bald schreiend zurück und wollte auf dem Wasser fahren. Da bat seine Mutter Mɛ́nis, ihm einen Kahn zu bauen. Der Großvater erfüllte ihre Bitte und machte ein Boot aus Seelöwenfell. Da freute sich Hḗmeskyas, bestieg den Kahn und spielte damit auf dem Wasser. Bald aber kam er wieder zurück und schrie: „Ich will mit der kleinen Kiste dort spielen.“ Diese hing oben an einem Dachbalken des Hauses, und der Großvater bewahrte das Tageslicht darin auf. Da schalt ihn die Mutter und sprach: „Du schlechter Bube, du bist ja gar nicht wie andere Kinder; alles willst du haben. Diese Kiste bekommst du nicht.“ Da schrie der Knabe noch mehr und ließ sich gar nicht beruhigen. Endlich erlaubte der Großvater seiner Tochter, die Kiste ein wenig herunterzulassen, damit der Enkel sie sehen könne. Dieser war aber damit noch nicht zufrieden und ertrotzte sich endlich die Erlaubnis, mit der Kiste zu spielen. Er nahm sie mit in den Kahn und fuhr sie auf dem Wasser umher. Bald aber kehrte er nach Hause zurück. Am folgenden Tage schrie er wieder, bis er die Kiste hatte. Er setzte sie in den Schnabel des Bootes und fuhr damit ins weite Meer hinaus. Dort öffnete er sie ein wenig. Als die Mutter, die ihn beobachtet hatte, dieses sah, rief sie Mɛ́nis zu: „O siehe, was für Schlechtigkeiten jener treibt!“ Als er den Kasten noch mehr öffnete, fuhr die Sonne heraus und erleuchtete die Erde.

Boas, Indianische Sagen, S. 208.

3. Sagen der Tsimschian.

a) Das Tageslicht befand sich im Hause des Häuptlings in einer Mɛ genannten Kiste, die wie ein Wespennest aussah. Der Rabe stahl diese auf die öfters erzählte Weise und flog damit zur Mündung des Nass River, wo viele Menschen mit Fischen beschäftigt waren. Er bat sie um etwas Fisch. Als sie ihm denselben aber viermal verweigerten, obwohl er gedroht hatte, es Tag werden zu lassen, zerbrach er die Kiste, und es wurde Tag. Da erhob sich ein starker Ostwind, der die Boote zur Flußmündung trieb. Tqḗmsem sah nun, daß die Fischer große Kröten waren, die in Steine verwandelt wurden, welche man noch heute an der Flußmündung sehen kann.

b) Im Anfange waren die Frösche die Herren der Erde und lebten glücklich in dem damals herrschenden Dunkel. Einst kam Tqḗmsem, der Rabe, und bat sie um etwas zu essen. Sie aber schlugen seine Bitte ab und sagten: „Du Tor, wir wollen dir nichts geben.“ Da ward Tqḗmsem böse und dachte nach, wie er sich rächen könne. Er wußte, daß die Frösche das Tageslicht nicht vertragen konnten, und ging deshalb, um die Sonne und das Tageslicht zu rauben. (Hier folgt die gewöhnliche Geschichte.) Er kam nun wieder zu den Fröschen und sprach: „Gebt mir etwas zu essen! Wenn ihr es nicht tut, mache ich sogleich Tageslicht.“ Sie verlachten ihn und sagten: „Glaubst du, wir wüßten nicht, daß ein großer Häupt-

ling das Tageslicht hat?“ Um sie zu überzeugen, ließ er das Licht ein wenig unter seinen Flügeln hervorschauen. Die Frösche aber glaubten, er wolle sie nur täuschen, und versagten ihm die erbetene Nahrung. Da machte er den Tag, und die Frösche krochen in die Dunkelheit zurück.

Boas, Indianische Sagen, S. 276.

Zu S. 119.

Sage der Chibchas (Neu-Granada).

Das Licht war ursprünglich in einem großen Behälter verborgen. Als dieser sich öffnete, flogen große, schwarze Vögel heraus, welche die Strahlen der Sonne über die ganze Welt hintrugen.

Waitz, Anthropologie 4, 361.

Zu S. 127.

Estnische Sage.

Es war noch zu der Zeit, als alle Bäume und Tiere sprechen konnten. Damals hatte der **Hahn** einen goldenen Kamm, gleich einer Krone, auf dem Kopfe. Jedesmal wenn er sich Nahrung vom Boden suchte, legte er die Krone ab und setzte sie zur Nacht wieder auf. Der Hahn lebte mit seinen Hühnern damals im Walde. Eines Morgens hatte er wieder seine Krone auf einen Baumstumpf im Walde gelegt und ging selbst sich Futter suchen. Der König war, um zu jagen, in den Wald gegangen und fand die goldene Krone des Hahnes. Er setzte sie sich aufs Haupt, glücklich über den wunderbaren Fund. Der Hahn fand am Abend seine Krone nicht mehr und mußte für immer auf sie verzichten.

Seit der Zeit tragen die Könige Kronen. Der Hahn muß aber mit seinem roten Kamm, der ihm zur Befestigung der goldenen Krone gedient hatte, zufrieden sein.

Die Hühner aber sind von der Zeit an furchtsam geworden, sie gehen nicht mehr in den Wald, auch fliegen sie nicht mehr hoch. (Kirchspiel Neuhausen.)

Aus d. hdschr. Nachl. von J. Hurt.

Zu S. 128.

Aus Estland.

a) Nachdem Gott die Vögel erschaffen hatte, ließ er sie alle um die Wette fliegen, und wer am schnellsten flog, erhielt die schönste Singstimme, und wer am langsamsten flog, erhielt die häßlichste Singstimme. Das **Huhn** und die **Schnepfe** waren auf gleiche Stufe gestellt. Nun sollte nur noch entschieden werden, wer das Recht, mehr Eier zu legen, bekommen sollte. Zu dem Zweck wurde ein Nest auf einen Baum gelegt; wem es gelingen sollte, früher aufs Nest zu fliegen, der erhielt das Recht, mehr Eier zu legen. Beide flogen zuerst gleich schnell, dann kam die Schnepfe dem Huhn voraus.

Als sie ganz nahe beim Nest waren, rief das Huhn: „Hütt, hütt, kae taadö, mis sull tah hanna küleh ribah om?“ (Schnepfe, sieh zurück, was hängt dir am Schwanze?) Während die Schnepfe ihren Schwanz besah, flog das Huhn aufs Nest. Deswegen legt auch das Huhn 150 bis 200 Eier im Jahr, während die Schnepfe nur ein paar Eier im Jahr legt. (Kirchsp. Neuhausen.)

b) Vor alters hatten die Menschen keine Hausvögel. Da wollten sie sich gerne Hausvögel ziehen, wußten aber nicht, ob sie das **Huhn** oder die **Waldtaube** zum

Hausvogel machen sollten. Weil das Huhn größer und schöner war, wurde es schließlich der Taube vorgezogen. Aber das Huhn legte damals nur zwei rauhe, schorfige Eier, während die Taube sechs schöne, goldig-gelbe Eier legte. Die Taube war jeden Tag bei dem Weibe und überredete sie, das Huhn in den Wald zu jagen und statt dessen sie, die Taube, zum Hausvogel zu machen. Schließlich glaubte das Weib auch, daß die Taube nützlicher sei, als das Huhn, trieb das Huhn in den Wald und schickte das Mädchen, die Taube zu holen. Das Mädchen fand aber die Taube nicht, denn dieselbe war aufs Erbsenfeld gegangen. Das Huhn weinte im Walde bitterlich und klagte, es könne nicht hoch fliegen und werde von den Tieren und Raubvögeln im Walde gefressen, weil es ihnen nicht entfliehen könne, und somit sterbe sein ganzes Geschlecht aus. Diese Klage hörte der Star und sagte: „Nimm die sechs schönen Eier der Taube für dich und hol' deine zwei häßlichen an ihre Stelle." Nun war das Huhn froh. Es holte schnell seine zwei rauhen Eier und legte sie ins Nest der Taube, und die Taubeneier nahm es mit. Eifersüchtig hütete es nun die Taubeneier in seinem Nest und wagte weder bei Tag noch bei Nacht das Nest zu verlassen. Dabei flehte es unablässig den Altvater an, daß er ihm auch solche schöne, goldfarbige Eier gebe. — Und o Wunder! nach drei Wochen hatte das Huhn aus den Taubeneiern sechs schöne, junge Hühnerküchlein ausgebrütet. Gott hatte seine Bitte erhört. Und das Huhn legte von nun an auch so schöne, goldfarbige Eier, und nicht nur sechs, sondern mehr.

Die Waldtaube klagt aber noch heute im Walde: „Huu, huu, huu, huu, mull ali kuus kullast muna, kanal kaks kärnäst muna, tühja!" (Ich hatte sechs Goldeier, das Huhn zwei rauhe Eier, tühja!") (Kirchsp. Saarda.)

Aus d. hdschr. Nachl. von J. Hurt.

Zu S. 129 (auch zu S. 324 f.).

Kroatische Sage.

Die Hunde waren einst an den Füßen zottig. Der **Hase** und der **Hund** hielten von jeher große Freundschaft. Einmal hütete der Hund die Schweine seines Herrn und sagte zum Hasen: „Komm her, ich bitte dich, und treibe die Schweine nach Hause, ich bin schon müde!" Der Hase antwortete: „Wie kann ich das machen, wenn ich nacktfüßig bin?" Der Hund nahm seine Schuhe und gab sie dem Hasen; freilich sollte er sie zurückgeben. Als aber der Hase die Schweine nach Hause getrieben hatte, gefielen ihm die Schuhe so, daß er sagte: „Schau, ich werde fliehen, willst du die Schuhe wiederhaben, so mußt du mich fangen!" Der Hase floh, der Hund lief ihm nach, aber er war nacktfüßig, und der Hase ist entkommen und hat sich auf dem Berge verborgen.

Von jener Zeit an sind die Hasen auf den Füßen zottig, und die Hunde sind barfüßig, und seit dieser Zeit leben auch der Hund und der Hase in ewiger Feindschaft.

Zbornik za nar. žibot i običaje južnich Slavena, XII, S. 151.

Zu S. 133.

Aus Serbien.

Der eine fragt: „Was sagen die Vögel im Walde, wann wieder warmes Wetter kommt?" Der andere antwortet: „Wie kann ich das wissen, wenn ich die Vögelsprache nicht verstehe!?" „Und du kennst vielleicht den Vogel **Bregel**, wie er ruft? Ruft er die Katze?" „Und wie soll er sie rufen?" „Nu, so: 'míc-míc-míc-dûžen' (mic-mic-mic-schuldig!), denn solange er so ruft, so lange dauert der Winter." — Und warum ruft dieser Vogel so? Was ist ihm die Katze schuldig?

So erzählten uns schon unsere Großväter, daß einmal schlechte Jahre waren. Aber schon vor dieser Zeit sammelten die Vögel und andere Tiere viel Korn zum Vorrate; nur die Katze schlief immer, wie sie noch heute schläft. Nun, da kam aber der Hunger, und die Katze ging auch, das Futter zu suchen. Sie kam zum Bregel und bat ihn um ein bißchen Futter. Bregel hatte genug, und deswegen konnte er ihr einen Teil seines Vorrates leihen; die Katze aber gab nie mehr ihre Schuld zurück. Deshalb ruft der Bregel jeden Winter und wartet, daß die Katze ihm sein Getreide zurückbringt.

Zbornik za nar. žibot III, 90.

Zu S. 139, Nr. 42.

Aus Nord-Böhmen.

Man erzählt, daß **Wiedehopf** und **Kuckuck** einmal ein Pferd zusammen kaufen wollten; der Wiedehopf ging in die Stadt, nach seinem Brauche zuerst ins Gasthaus, wo er das ganze Geld verpraßte. Abends kehrte der Wiedehopf in den Wald zurück, aber er wich dem Kuckuck aus. Er schämte sich. Und von jener Zeit an sucht ihn der Kuckuck und immer ruft er: „Kup kůň!“ (kaufe das Pferd!), und der Wiedehopf, sich schämend, verspricht von der Ferne: „Du-du-du!“ (Ich gehe-gehe-gehe!) Und doch geht er nicht.

Český lid, VIII, 711.

Zu S. 144.

Kirgisische Sage.

Früher hatten die Kazaks, d. h. die Kirgisen, nur Ochsen; Pferde kannten sie nicht. Sie schmückten die Ochsen an Hörnern und Schwänzen mit Eulenfedern und ritten sie. Es floß etwas aus des Ochsen Nase, und die Leute baten Gott, und er machte ihnen das Pferd aus Wind. Der Wind erhob sich in einer Staubwolke, und eine Herde Pferde galoppierte daher. Die Leute ließen **Kuh** und **Pferd** wettlaufen, die Kuh lief voran, und das Pferd kam hinterher. Sie wurden beide müde und wollten trinken. Die Kuh lief zuerst zum Loch des Murmeltieres und fragte es: „Stinkendes Murmeltier, wo gibt es Wasser?“ Das beleidigte Murmeltier zeigte ihr stinkendes, stehendes Wasser und sagte: „Da ist Wasser, stinkende Kuh.“ Die Kuh trank und lief ein Stück weiter. Dann kam das Pferd und fragte: „Djupar(?) Murmeltier, wo ist Wasser?“ „Dort ist Wasser, Djupar Pferd,“ sagte das Murmeltier und zeigte ihm gutes, klares, köstliches Wasser. Da die Kuh schlechtes Wasser getrunken hatte, konnte sie nicht schnell laufen, und das Pferd kam zuerst an.

Folklore Journal 3, 319.

Zu S. 156.

1. Variante der tschuwaschischen Sage.

Im Anfange hieß Keremet der Erstgeborene des höchsten Gottes, doch die Menschen, von dem Schaitan überredet, erschlugen Keremet, welcher auf einem prachtvollen, mit weißen Rossen bespannten Wagen die Erde befuhr und Glück, Fruchtbarkeit, Reichtümer mit freigebiger Hand austeilte. Um den Mord vor dem höchsten Gott zu verbergen, verbrannten dann die Menschen den Leichnam und zerstreuten die Asche nach allen Windrichtungen. Wo diese Asche auf die Erde Erde fiel, entwuchsen ihr Bäume, und in ihnen entstanden zahllose Keremet, welche jetzt an den Menschen Rache nehmen.

Globus 63, 321.

2. Sage der Jakuten (aus Kreis Verchojansk).

Man sagt, daß zu zweien waren ein Vögelchen und ein Vielfraß (womit hier

kein Tier, sondern volkstümlich-metaphorisch ein Mensch gemeint ist). Sie lebten vereinigt (in Kameradschaft). Hitze trat ein. „Ich schwitze so stark, daß ich mich wundgerieben habe," sagte der Vielfraß. — „Bade dich rein," sagte das Vögelchen. — „Werde ich aber nicht ertrinken im Wasser?" — „Halte dich am Grase (Riedgrase)!" — „Wird es mir aber nicht die Hand zerschneiden?" — „Zieh' Fausthandschuh an." — „Werden aber die Fausthandschuhe nicht naß werden?" — „Nimm sie heraus und trockne sie." — „Werden sie denn trocknen und nicht brechen?" — „Knete sie." — Wie kann ich sie denn kneten?" — „Hämmere sie mit dem Hammer." — „Wie das? Werden sie nicht zerreißen?" — „Näh' sie dir zu." — „Wird aber die Nadel nicht den Finger stechen?" — „Setz' dir einen Fingerhut auf." — „Welch Verdrießlicher! Was sollen alle diese Worte! Ich werde dich ja aufessen!"

Mit diesen Worten ergriff der Vielfraß das Vögelchen und steckte es an einen (eisernen) Bratspieß.

„Vielfraß, ich bin gar, bin gar! Dreh' um, dreh' um!" sagte das Vögelchen.

Der Vielfraß drehte es um.

„Vielfraß, ich bin gar, bin gar; iß auf, iß auf!"

Der Vielfraß nahm das Vögelchen, schluckte es ganz hinunter und begann den Bratspieß abzulecken.

„Ich bin verfault, bin verfault! Wirf mich aus!" sagte das Vögelchen, das Innere des Vielfraßes zerkratzend.

Der Vielfraß trat daraufhin zu einem Baumstumpf. — „Hund des Vielfraßes, komm, friß auf, sonst vertrockne ich," sagte das Vögelchen.

Der Hund kam, verschluckte es auf einmal. — „Hund des Vielfraßes-Viel-Vielfraßes, ich bin verfault, wirf mich aus!" sagte das Vögelchen im Innern des Hundes. Der Hund trat zu einem Baumstumpf.

„Wie gut es doch dem Sündlosen ergeht! So liege ich bis jetzt da, die Sonne sehend!" sagt-liegt, schaut (das Vögelchen) ohne die Augen zu schließen.

„Pfui! Was hat dieser Teufel nicht alles für Worte! Ich will es dir schon geben!" sagte der Vielfraß, riß einen ganzen Strauch mit der Wurzel heraus, und alle Kraft zusammennehmend schlug er auf den Hundekot. Hierbei, sagt man, flog der Hundekot als verschiedene Vögelchen mit dem Gezwitscher: „čalyb!" in alle vier Himmelsrichtungen auseinander.

Der Vielfraß schaute auf den Himmel. „Was stellt der Teufel nicht alles an!" sagte er.

Chudjakov, S. 239f. (wortgetreu übers. von Herrn A. v. Löwis).

Zu S. 163.

Sage der Onondaga-Indianer.

Ein ungeheurer Moskito plagt das Fort Onondaga, indem es den Menschen das Blut aus dem Körper saugt. Am Ende besucht Tarongawago — der „Himmelstützende" — den Indianerkönig zu Onondaga. Der große Moskito erscheint wie gewöhnlich und wird von ihm angegriffen. Nach einer Jagd, die mehrere Tage dauert, fangen die Kräfte des Moskitos zu sinken an. Tarongawago jagt ihn bis an die Ufer der großen Seen (Superior u. a.). Zuletzt erreicht er ihn und tötet ihn unweit des Salzsees Onondaga. Aus dem Blute des getöteten Moskitos wurde eine Myriade kleiner Moskitos.

Am Urquell 4, 131 = Emerson, Indian Myths, S. 103.

Zu S. 164.

Sage der Dènè Peaux-de-lièvre.

Ein Ungeheuer wird in Stücke geschnitten von einer Zauberin. Kleine Fleischstückchen fliegen dabei bis zum Himmel, wo sie sich verwandeln in **Waldschnepfen.** „Weh! weh! weh!“ riefen sie mit klagender Stimme. Seitdem hört man die Waldschnepfen des Nachts seufzen, aber man kann sie nicht sehen.

Petitot, S. 184.

Zu S. 170.

Zum Ungeziefer aus einem Drachenkopf vgl.:

Bezsonov, kaléki perechožije II, 510 (russ. Lied).

Karavelov, Pamjatniki narodn. lyta bolgar 212—213.

Dozon, Chants popul. bulgares Nr. 14.

Mednyánsky, Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit (Pesth 1829), p. 457—460.

Schott, Walach. Märchen 284/5.

Zu S. 171 ff.

Aus Estland.

a) Ein Mann fütterte sein Pferd wohl tüchtig, aber es blieb immer mager. Endlich ließ er es im Walde laufen und sagte: „Fresse dich der Wolf oder hole dich der Teufel!“

Nach einem Jahr ging der Mann durch den Wald und erblickte dort sein Pferd, welches schön und kräftig geworden war. Er fing das Pferd. Plötzlich trat ein Herr zu ihm und fragte: „Wessen Pferd fängst du?“ — „Mein eigenes Pferd,“ sagte der Mann. Der Fremde: „Nein, das Pferd gehört mir. Erinnerst du dich nicht, wie du es vor einem Jahre mir versprachst? Willst du das Pferd aber dennoch behalten, so kannst du es, wenn du mir versprichst, drei meiner Leute in den Feiertagen zu füttern.“

Der Mann versprach es und erhielt das Pferd.

Die Feiertage kamen, und die drei Männer kamen und verlangten zu essen. Doch soviel man ihnen auch gab, sie wurden nie satt und verlangten immer mehr. Nun war der arme Mann in Verlegenheit, er hatte bald nichts mehr zu essen. Am Abend kam ein Bettler zu dem Mann und bat um ein Nachtlager. Der Mann versprach ihm unter der Bedingung ein Nachtlager, daß er ihn lehre, wie er die drei Fremden sättigen solle. Der Bettler versprach es.

Als am anderen Morgen der erste Fremde wieder eintrat und Essen verlangte, schlug der Bettler ihn mit einem Knüttel und sagte: „Du kannst auch zwischen dem Ofen leben und dort essen!“ Sofort wurde aus dem Mann eine **Schabe.** Der zweite Mann kam. Er schlug ihn auch mit dem Knüttel und sagte: „In den Gebäuden sollst du leben und essen von hier und von da!“ Er wurde zu einer **Maus.** Dem dritten Mann sagte der Bettler: „Du lebe von allerlei Überbleibseln und von den beiden ersten.“ Der dritte Mann wurde eine **Katze.** Seitdem haben wir Schaben, Mäuse und Katzen. (Aus Werro.)

b) Ein armer Mann pflügte auf dem Felde. Sein Pferd war so abgemagert und schwach geworden, daß es bald keine Kraft mehr zum Pflügen hatte. Vergebens hatte der Mann es dazu gezwungen. Endlich ließ er das Pferd laufen und rief ihm noch ärgerlich nach: „Der Teufel mag mit dir pflügen, ich tue es nicht mehr. Suche dir den Teufel zum Herrn!“

Nach ein paar Wochen ging der Mann in den Wald; er wollte sehen, ob sein Pferd noch am Leben sei. Wie erstaunte er, als er das Tier schön, rund und kräftig wiedersah! Doch als er das Pferd fing und fortbringen wollte, sprangen plötzlich drei schwarze Männer aus dem Grase hervor und riefen, das Pferd gehöre ihnen. Sie versprachen, das Tier ihm zu lassen, wenn er nach einem Monat dem einen Manne eine große Tonne Mehl verspreche, dem anderen eine Tonne Fleisch, dem dritten eine Tonne Blut. Der Mann versprach es und konnte mit dem Pferde nach Hause ziehen.

Wie in anderen Märchen. Den Abend vor Ablauf des Monats kommt ein Bettler ins Haus des Mannes, bittet um Nachtlager. Sie legen sich alle schlafen. Der erste schwarze Mann klopft an. Es hört nur der Bettler das Klopfen, fragt nach dem Begehr und sagt, er finde in der Vorratskammer sein Mehl. Der schwarze Mann verwandelt sich in eine Ratte. Der zweite wird vom Bettler auch in die Vorratskammer geschickt und verwandelt sich in eine Katze. Dem dritten Mann sagt der Bettler: „Komm herein! Sieh, dort im Bett liegt der Mann, von dem du deine Blutschuld dir holen kannst.“ Der dritte schwarze Mann verwandelt sich in eine Wanze.

Der Bettler war Gott selbst, der Maus, Katze und Wanze entstehen ließ zur Strafe, daß der Mann mit dem Teufel verhandelt hatte. (Kirchsp. Neuhausen.)

Aus d. hdschr. Nachl. von J. Hurt.

Zu S. 175.

Sage der Cherokee.

Im Anfang wurden alle lebendigen Tiere in einer Höhle versperrt. Eines Tages aber drang ein ungehorsamer Jüngling in die Höhle ein und ließ die Tiere los. Da wurde sein Vater sehr böse auf ihn und stieß mit dem Fuße den Deckel eines Topfes weg, woraus alle Art Wanzen, Mücken, Läuse u. dgl. herauskrochen und flogen. Auf diese Weise entstand alles Ungeziefer.

Mooney, Journ. of Amer. Folklore 1, 97.

Zu S. 177.

Aus Estland.

Nachdem Gott alle Tiere erschaffen hatte, gab er jedem Tier auch irgendeine Waffe, mit welcher er sich anderen Tieren gegenüber verteidigen konnte. Nur das **Schaf** war ohne Waffe geblieben, deshalb hatte es, als noch alle Haustiere im Walde lebten, sehr viel von anderen wilden Tieren zu leiden. Als dem armen Schafe das Leben zu schwer wurde, ging es zu Gott, klagte über sein Leben und bat, es etwas zu erleichtern.

Gott sagte: „Ja, mein frommes Tier, ich sehe, ich habe dich ohne Waffe gelassen. Wähle selbst! Soll ich dir große Zähne oder furchtbare Krallen an die Füße oder Gift in den Mund schaffen?“ Das Schaf fing an zu weinen, als es solche Worte Gottes hörte: „Nein, nein! Ich will kein wildes, reißendes oder giftiges Tier werden, lieber bleibe ich ein frommes Schaf, das niemandem einen Schreck einjagen kann.“ Gott fragte: „Soll ich dir denn Hörner an Stirn oder Nase schaffen, damit du dich mit ihnen verteidigen kannst?“ — „Nein, auch das nicht,“ sagte das Schaf, „ich könnte dann jemandem Schaden tun oder womöglich jemand unversehens töten.“ — „Du mußt ja auch töten können,“ sagte Gott, „wenn du dein Leben schützen willst.“ Aber das Schaf seufzte und sprach, es wolle gern selbst schuldlos sterben, als einen andern schuldlos töten.

Solche Rede des Schafes gefiel Gott. Er segnete das fromme Tier und sagte: „Lebe bei den Menschen. Sie werden dich mit Freuden schützen und nähren, wie im Sommer, so im Winter, als ein frommes, nützliches Tier.“

Das Schaf dankte seinem Schöpfer, kam zu den Menschen und ward so das erste Haustier. (Aus Pleskau.)

Aus d. hdschr. Nachl. von J. Hurt.

Aus Dänemark.

Da jeder Vogel seine Stimme erhielt, fragte der Schöpfer den **Star**, wie er am liebsten singen möchte. „Wie Kuckuck, wie Lerche, wie Nachtigall, wie . . . !“ und fuhr auf diese Weise fort, bis Gott ihm in die Rede fiel und ihm sagte, daß er wegen seiner Begierde sich mit der Nachahmung vom Gesang anderer Vögel begnügen müsse.

Kristensen, Folkeminder VIII, 372. 662.

Zu S. 180.

Aus Estland.

Gott schuf ins Meer viele Tiere, welche alle an den Ufern einen Krieg geführt haben.

Der alte Böse wollte auch solche Tiere schaffen, welche im Meere leben und auch an den Ufern sein konnten. Als Gott die Tiere des Teufels sah, rief er seine Ufertiere alle aus dem Meer ans Ufer und ließ sie einen Krieg gegen die Tiere des Teufels führen. Gottes Tiere waren stärker, sie besiegten alle Tiere des Teufels und verschlangen sie. Wie die Tiere des Teufels ausgesehen haben, das weiß kein Mensch mehr, denn sie wurden alle von Gottes Ufertieren oder Fischen, wie sie später genannt wurden, vernichtet.

Der stärkste Fisch, welcher am siegreichsten gekämpft hatte, war der **Hecht.** Seine Tapferkeit zu ehren, hat Gott ihm in seine Wangen, neben die Augen, zwei Kreuze gestellt. Zur Erinnerung der Waffen soll Gott dem Hecht auch einen langen Spieß in den Kopf gesteckt haben. Nach diesem Kriege hat Gott den Fischen die Erlaubnis gegeben, alle Tiere des Teufels im Wasser anzugreifen und zu verschlingen, ohne deswegen ans Ufer zu kommen. Darum kommen die Fische jetzt nicht mehr ans Ufer. Diejenigen Fische, welche die Menschen im Bauch eines Fisches finden, werden als unrein und als Fische des Teufels angesehen.

Wie die Fische Gottes den Krieg siegreich beendet hatten, kam Gott ans Ufer zu ihnen, um zu sehen, ob auch niemand von seinen Tieren Schaden genommen hätte, und um die Tapferen zu belohnen.

Unter die einen teilte Gott goldene Kleider aus, unter die anderen silberne Hemden.

Aber den **Krebs** sah Gott nirgends, und Gott fragte: „Wo ist der Krebs?“ Der Krebs war aber hinter dem Rücken Gottes so, daß er mit dem Kopf zum Meere und mit dem hinteren Teil des Körpers zum See war. Und der Krebs schrie laut: „Hast du die Augen hinten, daß du mich nicht siehst!“ Solch eine freche Antwort ärgerte Gott und er sagte: „Deine freche Aussage soll sich an dir selbst verwirklichen!“ Und der Krebs wollte, wie er mit dem Kopf zum Meere stand, ins Meer gehen, aber siehe! statt ins Meer zu kommen, kam er in den See, denn er hatte seinen Kopf jetzt hinten.

Seit der Zeit lebt der Krebs auch in den Landseen und nicht im offenen Meer, und muß immer rückwärts gehen.

Nach den Fischen hat Gott die Vögel erschaffen. Nur die Schwalbe und den Kuckuck nicht, diese beiden sind später geschaffen worden. Den Vögeln gab Gott teils den Wald und teils das Wasser als Aufenthaltsort, und teils blieben sie ohne Aufenthaltsort. Diese haben die Menschen sich als Zimmervögel genommen. Und wieder wollte der Teufel Gott reizen und schuf ebenfalls Vögel. Gottes Vögel vernichteten aber auf Gottes Befehl alle Vögel des Teufels. Wie die Vögel des Teufels ausgesehen haben, weiß man nicht mehr.

Auch die Vögel hat Gott jeden nach seiner Tapferkeit belohnt.

Der **Kiebitz** erhielt von Gott eine Feder auf den Kopf, welche einem Schwerte ähnlich sein soll, weil der Kiebitz gut das Schwert beim Kampf gebraucht haben soll. Viele Vögel haben von Gott schönen Schmuck erhalten, einige haben seidene Hemden und andere goldene Kleider erhalten. Der **Specht** bekam von Gott ein schönes, buntes Halstuch.

Der **Rabe** ist aber früher schneeweiß gewesen. Von der Zeit an, wo die ersten jungen Mädchen ihre Keuschheit und ihr Schamgefühl verloren haben sollen, soll der Rabe auch sein weißes Gefieder verloren haben und soll schwarz geworden sein. Nur unter dem linken Flügel soll der Rabe noch eine weiße Feder haben. Wer sich diese Feder aneignen kann, ist der glücklichste Mensch auf Erden, denn er kann mit dieser Feder alles erlangen, was er sich wünscht, und wird ewig leben können.

Nur ist diese weiße Feder des Raben fast unmöglich zu erlangen. Der wunderbar kluge Vogel weiß es immer voraus, wenn jemand die Absicht hat, seine weiße Feder zu rauben oder ihn zu töten. Auch wenn er eines natürlichen Todes sterben sollte, so weiß er den Tod voraus. Drei Tage vor seinem Tode ißt der Rabe seine weiße Feder selbst auf.

Auch soll es einen Stein des Raben geben, der ebenfalls eine wunderwirkende Kraft haben soll. Wer den Stein erlangen will, soll am Mariä Verkündigungstage vor Sonnenaufgang mit geschlossenen Augen ein Rabennest aufsuchen, die Eier nach Hause bringen, sie kochen und wieder zurücktragen. Findet der kluge Rabe die Eier unbrauchbar zum Ausbrüten, so holt er sich von dort, wo Erde und Himmel sich berühren, den weißen Wunderstein. Wenn er mit diesem Steine die gekochten Eier berührt, so sind sie wieder zum Ausbrüten brauchbar.

Vordem er die Eier berührt, muß der Mensch den Stein erfassen, denn gleich darauf schluckt der Rabe den Stein unter, und dann wird der Stein im Magen des Raben gleich zu Wasser. (Ösel.)

Aus d. hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

Aus Afrika.

Nzambi hatte dem **Taschenkrebs** schon Körper und Beine gegeben und versprach ihm einen Kopf für den nächsten Tag. Da lud der Taschenkrebs alles um ihn her ein, mitzukommen und zu sehen, wie Nzambi ihm den Kopf aufsetzen würde. Und als sie alle da waren, fühlte er sich so stolz, daß er kaum laufen konnte. Da tadelte ihn Nzambi wegen seines großen Stolzes und sagte allen, die anwesend waren, daß er dem Taschenkrebs keinen Kopf geben würde, als Warnung, daß sie nicht auch so eitel würden. Und wenn nun der Taschenkrebs sehen will, wohin er geht, muß er seine Augen aus dem Körper heraus aufschlagen.

Dennett, Folklore of the Fjort, S. 123 f.

Ebd. folgende Variante:

Nzambi, die Göttin, wurde zu einem Palawer gerufen. Während sie dort war,

hörte sie, wie jemand die Trommel ihres Dorfes schlug. Sie schickte das Schwein hin, um zu erfahren, wer dies getan hätte; aber das Schwein sah niemand. Darauf gingen sie alle hin, versteckten sich in der Nähe und sahen, wie der Taschenkrebs aus dem Wasser kam und sang: „O, Nzambi ist auf den Berg gegangen und hat mich hier allein gelassen.“ Da stürzten alle aus ihren Verstecken und brachten den Taschenkrebs zu Nzambi. Diese tadelte ihn: „Du hast gehandelt wie einer, der keinen Kopf hat. Darum sollst du nun kopflos sein und von den Menschen gegessen werden.“

Zu S. 202.

Sage der Bornu.

Der Elefant und der Hahn bewarben sich, ohne es zu wissen, um dasselbe Mädchen. Der Hahn pflegte sie bei Tage zu besuchen, mit Sonnenuntergang aber ging er stets davon. Wenn die Nacht hereingebrochen war, kam der Elefant. [Der Hahn entdeckt dies und pickt dem Elefanten, als er schläft, ein Auge aus. Der Elefant läßt durch den Löwen alle vierfüßigen Tiere im Walde zusammenrufen, damit sie gemeinsam das Schloß des Hahnes stürmen. Der Strauß warnt den Hahn. Dann rufen sie alle Vögel zusammen und erbitten deren Hilfe. Die Schlacht beginnt. Die Gazelle der Wüste und der Schakal fallen sogleich, vom Pfeil der Biene und vom Speer der Wespe durchbohrt, beim Vorrücken tot nieder. Als der Löwe, der die Angreifer führt, sich erschreckt umwendet, flieht das ganze Heer, und fast alle werden von den Vögeln getötet.]

Siegesfroh lagerten sich die Vögel an dem Ufer eines Sees mitten im Walde. Als der Habicht nun von dem Wasser des Sees trinken wollte, gewahrte er eine alte Kröte, die sich aus dem Getümmel des Kampfes dorthin geflüchtet hatte. Er wollte sie töten, der **Piri**[1]) aber sagte: „Nein, Habicht, töte die Kröte nicht! Sie hat aus Furcht vor uns Gott um Hilfe gebeten und sich dort im See verborgen, um uns zu entgehen. Laß sie leben!“ Der Habicht gehorchte, und die Vogelschar brach auf.

Diesem Piri, der der Kröte das Leben gerettet, gab der Schöpfer zur Belohnung die Erlaubnis, seine Eier in verborgene Löcher zu legen, so daß sie keiner ihm nehmen kann. Seit jener Zeit heißt er der Loch-Piri, und während den andern Vögeln gar oft ihre Eier weggenommen werden, bleibt seine junge Brut stets am Leben.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 126 (gekürzt) = Koelle, African Native Literature, S. 48.

Zu S. 222.

Indisches Jātaka.

Rebhuhn, Affe und Elefant leben an einem der heiligen Feigenbäume und wünschen, den ältesten unter ihnen zum Oberhaupt zu machen. Der Elefant sagt, daß er in seiner Kindheit den Baum als Busch gekannt habe, dessen Zweige ihm bis an den Bauch reichten, wenn er über ihn hinwegging. Der Affe konnte, wenn er in seiner Jugend auf der Erde saß, die obersten Schößlinge fressen. Das Rebhuhn aber erzählt, daß es einst Fliegensamen gegessen und sich an dieser Stelle entleert habe. Davon sei der Baum entstanden. Das Rebhuhn wird demgemäß das Oberhaupt der andern.

Cowell, Jataka 1, 93 f.; daselbst noch einige Parallelstellen.

1) Ein schwarzer Vogel von der Größe einer Haustaube. Es gehört zu den größten Seltenheiten, eines seiner Eier aufzufinden.

Zu S. 225.

Aus der Basse-Bretagne.

Als der **Grünspecht** nach Armorique kam, war er in Begleitung des **Wiedehopfes.** Er war sehr ermüdet, als er das Meer kreuzte, und wäre ertrunken, wenn der Wiedehopf ihn nicht mit seinen Rufen ermuntert hätte. Seitdem fliegt der Grünspecht von oben nach unten.

Sébillot, Folklore 3, 167, Revue des trad. pop. = 18, 484. Vgl. oben S. 266.

Zu. S 227.

Sage der Zuñi.

Ein Mädchen stellt allen, die ihre Hand begehren, die Aufgabe, ein Kornfeld an einem Morgen zu mähen, schickt ihnen aber eine Unmasse Wasserflor-Fliegen, Moskitos usw., nach, um ihre Standhaftigkeit zu erproben. Einer dieser Bewerber reibt sich mit der Rinde von Fingerwurzel ein, um die Insekten abzuschrecken. Eine Wasserflor-Fliege biß ihn, tanzte entsetzt in der Luft herum und rief ihren Gefährten zu, daß sie etwas Schlechtes gegessen habe. Seitdem nehmen sich die **Wasserflor-Fliegen** sehr in acht, wen sie beißen, und tanzen lange vorher in der Luft. Darauf versuchte eine Mücke es, schrie „Weh," das hieß, ihr Magen habe sich umgedreht, und es wurde ihr so schlecht, daß sie in der Luft umhertaumelte. Darum stechen **Mücken** immer sehr schnell und taumeln vorher in der Luft hin und her. Zuletzt versuchte es ein Moskito, und da diese länger als andere Insekten am Körper hängen, hing er, bis seine beiden Hinterbeine sich ganz aus der Form gekrümmt hatten, aber dann ließ er endlich los, flog schnell davon und rief: „yá kotchi," d. h. etwas Bitteres habe ihm das Maul verbrannt. Darum haben **Moskitos** in die Höhe gebogene Beine, die heben sie auf und ab, wenn sie beißen, als ob sie auf etwas Heißem ständen, und sie riechen vorsichtig umher und singen, ehe sie uns stechen, danach aber fliegen sie schnell fort.

Als nun die übrigen Mücken und Moskitos die Nachricht hörten, wagte keines mehr, den Jüngling zu beißen. Sie flogen fort und berieten, was sie tun sollten. Sie beschlossen dann, Präriehunde aufzusuchen, um diese zu stechen. Darum wird man im Sommer, wenn das Korn wächst, um die Höhlen der Präriehunde herum immer Wasserflor-Fliegen, Mücken und Moskitos finden.

Cushing, Zuñi Folk Tales, p. 13.

Zu S. 233.

8. Aus Annam (Provinz Quangbinh).

Die **Büffel** hatten einst die Fähigkeit, zu sprechen. Nun schickte einmal ein Mann seinen kleinen Hirten auf das Feld, um einen Büffel zu weiden. Statt diesen Befehl auszuführen, band der Knabe das Tier an und ging fort, seinem Vergnügen nach. Als der Büffel abends nach Hause kam, beklagte er sich bei seinem Herrn über die schlechte Behandlung. Da ließ der Herr den kleinen Hirten durchprügeln. Traurig lief dieser aus dem Hause und setzte sich auf die Erde und weinte. Da stieg der Himmel selbst herab und fragte den Knaben, warum er weine. „Ich habe den Büffel auf der Weide festgebunden; er hatte jedoch Hunger, und beklagte sich bei meinem Herrn, der mich deshalb durchprügeln ließ." Der Himmel fühlte Mitleid mit dem kleinen Hirten und gestattete seit der Zeit nicht mehr, daß die Büffel sprechen.

Globus 81, 303 mit der Bemerkung, daß diese Erzählung wohl von unglücklichen Hirten erfunden worden sei, die das ganze Jahr über auf dem Rücken ihres Büffels sitzen, im Winter vor Kälte, im Sommer vor Hitze verschmachten und zu Hause schlechter behandelt werden als die Tiere.

9. Aus Nordamerika (Sage der Tlatlasikoala).

O'maliqstē ward eines Morgens zornig auf die **Kröten** im Walde, welche ihn jeden Morgen störten. Er befahl ihnen, stille zu sein, und seitdem schreien sie nicht mehr.

Boas, Sagen von der nordpacifischen Küste, S. 189. Parallelen zu dieser Sage bei Delehaye, Les légendes hagiographiques.

Zu S. 242.

[In der Umgebung des Donnerberges wohnen die Raubgötter (d. h. die als überirdisch angesehenen Raubtiere) mit ihren Müttern und Schwestern. Auf der Höhe des Berges lebt ein Dämon, der ihnen nachstellt, am Fuße des Berges haust ein Coyote. Da dieser gehört hat, daß die Raubgötter jedem, der ihren Feind umbrächte, eines ihrer Mädchen zur Heirat überlassen würden, so tötet er das Ungetüm durch List, reizt dann aber die Raubgötter durch ungebührliches Betragen und wird auch von der Schwester des Löwen, die er zu seinem Weibe begehrt, mißachtet. Am nächsten Tag geht er mit den Raubtieren auf die Jagd und erhält den Auftrag, ein Stück Wild seinem Weibe zu bringen. Er schlug einen steilen Weg ein.] Es brach aber, vom Geruch des Wildes angezogen, ein Schwarm von Bergschwalben auf ihn nieder. Als er diese abzuwehren suchte, verfehlte er den Fußpfad, kollerte schließlich mit seiner Ladung den felsigen Abhang hinunter und ward alsdann tot aufgefunden. Als die Jagd zu Ende war, kehrte die Gesellschaft zurück nach der Wohnung. Als der Coyote auch am nachfolgenden Tage nicht heimkehrte, wurde auf Anregung der Schwester eine Suche nach ihm angestellt. Man fand auch den Leichnam zerschmettert gerade unterhalb jener Wegtrennung. Kein ganzer Knochen war mehr an seinem Leibe als nur das Schädelbein. Der Löwe nahm nun ein Felsstück und zerschmetterte damit auch noch den Schädel des Coyote. Seit dieser Zeit wird jeder **Coyote**, wenn er ein Stück Wild unter einem Steinhaufen begraben sieht, danach schnüffeln und seine Nase hineinstecken, aber ebenso sicher wird ihm jemand dafür seinen Schädel einschlagen.

Cushing, Zuñi Folktales p. 228 = Globus 81, 364.

Zu S. 243.

Aus dem Damaraland.

Als die Menschen und Tiere aus einem Baum herauskamen wie aus dem Schoße der Natur, war um sie herum schwarze Dunkelheit wie um Mitternacht. Ein Mensch zündete ein Feuer an, und da flohen alle Tiere und zerstreuten sich. Daher fürchten noch jetzt die Tiere das Feuer, und deshalb zünden die Menschen es um Mitternacht an, um sie zu verscheuchen.

Die Tiere fürchten den Menschen nur, weil sie wissen, daß er Feuer machen kann; und wäre dies nicht, so würde keins von ihnen fliehen.

Folklore 3, 354.

Zu S. 259.

Der **Kuckuck** fliegt weg, wenn die Gerste geerntet wird.

Sébillot, Folklore 3, 165 = Edg. Mac Cullock, Guernsey Folklore 505.

Zu S. 261.

Kroatische Sage.

Rańak, ein kleines Vögelein, kam einmal zu Gott und sagte, daß er ein Faß Wein vergossen habe. „Auf welche Weise?“ fragte Gott. — „Ich hackte mit dem Schnabel eine Traube,“ antwortete ihm Rańak. „Wenn die Sache so steht,“ sagte Gott, „so darfst du zur Strafe nie von Blatt zu Blatt fliegen.“

Deshalb kann man den Rańak nur im Winter sehen.

Zbornik za narodni život i običaje jug. Slavena X, 1900, S. 206.

Zu S. 299 ff.

Aus dem Werke von Maksimov, Nečistaja, newědomaja i krestnaja sila (St.-Pet. 1903), S. 441 ff., teilt mir Herr A. v. Löwis folgende Ausführungen freundlichst mit:

„Aus dem Heiligen der byzantinischen Kirche hat das russische Volk eine neue Gestalt geschaffen und ihr Taten und Züge beigelegt, die der kirchlichen Tradition fremd sind. Wenn der heilige Georg auch stets auf einem grauen Rosse, bewaffnet mit einem Speere, reitet und mit ihm den Drachen tötet, so verwundete er den russischen Legenden zufolge mit demselben Speere auch jenen Wolf, der ihm entgegenlief und sich mit den Zähnen in das Bein seines Rosses verbiß. Der blutende Wolf begann darauf in menschlicher Sprache:

„Warum schlägst du mich, wenn ich fressen will?“

„Willst du fressen, so bitte mich um Erlaubnis! Nimm dir jenes Pferd, es reicht dir auf zwei Tage.“

Diese Legende bezeugt den Volksglauben, daß jedes vom Wolfe zerrissene Tier diesem vom heiligen Georg zum Opfer bestimmt gewesen ist, denn der Heilige ist Anführer und Herr aller wilden Tiere des Waldes, und erklärt ferner den Ursprung des alten, weitverbreiteten Sprichwortes: Was der Wolf im Rachen hat, ist Georgs Gabe. Nichtsdestoweniger ist Georg auch der Beschützer des bäuerlichen Viehes[1]), der weidenden Herden, der streng darauf achtet, daß die Hirten ihre Pflichten erfüllen und die Unachtsamen unter ihnen bestraft. Darum ist auch der 23. April der Tag des ersten Austriebs der Herden auf das Feld und zugleich ein Feiertag der Hirten, an dem sie das bindende Versprechen geben, während der ganzen Weidezeit ihr Haupthaar nicht zu scheren, um die Wölfe von der Herde fernzuhalten.

Doch nicht nur Tiere allein, worüber noch mehrere Überlieferungen zu berichten wissen[2]), sondern auch Menschen fallen dem Wolfe zum Opfer,

---

1) Vgl. auch Živaja Starina 17, 150 ff. (aus dem Gouvernem. Smolensk).

2) Vgl. noch Grinčenko, Iz ust naroda (Černigov 1901), S. 8, I, II und 9, III), Afanasjev, Poetičeskija vozzrenija slavjan etc. I, 699—711 (mit Nachweisen), ders., Narodn. russk. skazki (3. Aufl. 1897) I, 42.

wenn der heilige Georg es so bestimmt. Die Situation ist fast in allen Varianten[1]) die gleiche:

Ein Bauer flüchtet vor Georg und seinen Wölfen auf einen Baum und schaut von oben zu, wie der Heilige jedem seiner Begleiter sein Teil zuspricht: „Dir, Grauer, auf den Abend das Lamm, das dort liegt, und dir — das, und dir jenes." Allen hatte er etwas gegeben, nur einem alten krummen Wolfe nicht. Aber nun wandte er sich an diesen und sprach: „Dir aber, Alter, jener Mensch, der auf der Eiche sitzt." — Der Wolf bleibt nun unter dem Baume sitzen und wartet darauf, daß der Mensch heruntersteigen würde. Dieser aber beeilt sich damit so wenig, daß der Wolf die Geduld verliert und fortläuft.

Nun eilt auch der Mensch davon, sucht sich bei Holzhauern, seinen Gefährten, oder auf dem Ofen seines Hauses usw. zu verstecken, doch vergeblich, denn überall weiß ihn sein grauer Verfolger zu finden und frißt ihn auf.

Interessant ist ferner der Beleg für den Glauben, daß auch der in einen Wolf verwandelte Mensch, also wohl auch der eigentliche Werwolf, unter dem Schutz des Heiligen stehe. In einer Aufzeichnung aus dem Kreise Luck[2]) heißt es, daß Zauberer einen Mann auf ein Jahr in einen Wolf verwandelt hatten.

„Von Menschen und Hunden aus dem Dorfe gehetzt, lief er in den Wald, und als er etwas zum Essen wollte, erblickte er den heiligen Georg, der auf einem weißen Pferde ritt. Georg näherte sich ihm, blieb stehen und pfiff; da lief ein anderer Wolf herbei, zu dem der Heilige sagte:

'Nimm dich deines Kameraden an und geh ihm zur Hand, denn er ist noch unerfahren und kann sich nicht allein Nahrung verschaffen.'"

Den Wölfen wird auch die Fähigkeit zugeschrieben, die Teufel fressen zu können, und das ist dem Volksglauben nach dringend notwendig, denn wenn der Donner sie [die Teufel] nicht erschlagen würde und die Wölfe sie nicht fressen täten, so würden sie sich so stark vermehren, daß die ganze Welt nicht mehr sichtbar wäre.[3])

Über Ursache und Anlaß der Verbindung des Kirchenheiligen mit den Wölfen ist nichts bekannt. Der Glaube ist da, aber seine Wurzeln aufzudecken, ist bisher nicht gelungen.[4]) Abzuweisen sind natürlich Afanasjevs Spekulationen, nach denen Georg der Führer der mythischen Wolkenwölfe sein soll, die den Donnergott begleiten.[5])"

[Ich möchte hier eine Ansicht aussprechen, die ich im einzelnen leider

1) Čubinskij, Trudy etnogr.-statist. eksped. I, 1, 51f. (aus dem Kreise Char'kov), Afanasjev, Skazki[3] I, Nr. 24b u. Var., Legendy, Nr. 3. Vgl. S. 136. Grinčenko, Iz ust nar. S. 9, IV u. 10, V (aus dem Gouvernement Černigov).

2) Čubinskij, Trudy etc. I, 1, 52.

3) Ebd. (aus Tarašča).

4) Hier resignieren anscheinend auch die kenntnisreichsten Forscher auf dem Gebiete russischer Volksüberlieferungen; vgl. Kirpičnikov, Svjatoj Georgij i Jegorij chrabryj. St.-Pet. 1879 u. A. N. Veselovskij, Razyskanija etc. II = Sbornik otděl. russk. jaz. i slov. Imp. Akad. Nauk 21, Nr. 2, St.-Pet. 1880; hierzu die Anzeigen von R. Heinzel, Anz. f. d. Altertum IX, 256—259 u. 259—262.

5) Poetič. vozzren. etc. I, 709

nicht nachweisen kann. In Kirpičnikovs (unten Anm. 4, angeführtem) Werke findet sich, wie ich aus einer Inhaltsangabe im Arch. f. slav. Philologie ersehe, der interessante Nachweis, daß die ältesten Aufzeichnungen der Legende vom hl. Georg in der Form einer apokryphen Erzählung vorliegen, deren schon in den ersten Jahrhunderten des Christentums Erwähnung geschieht. Überblickt man nun die griechischen, lateinischen und slavischen Versionen der Legende (Kirpičnikov S. 1—39), so ergibt sich als Ursprungs- und Verbreitungsgebiet das byzantinische Reich, und man ist geneigt, die Legende für eine frühchristliche Umwandlung einer vielleicht griechischen, in Byzanz fortlebenden Tradition zu halten. Eine solche Tradition hat es, was die Beschützung der Herden und der Wölfe anlangt, in der Tat wohl von **Apollo** gegeben. Demselben Gotte, der die Viehzucht beschützt (Roscher, Lexikon der gr. u. röm. Myth. 1, Sp. 433), der bei Admet die Herden weidet, sind auch die Wölfe heilig gewesen. Hierüber vgl. Roschers Lexikon unter dem Worte Lykeios. Die Wölfe wurden freilich auch unter dem Schutze des Zeus (ebd. u. d. W. Lykaios und Lykoreus) und des Mars (ebd. Sp. 2430) gedacht.

Über Horos = Georg siehe Roschers Lexikon: Isis Sp. 432.

Die Abhandlung von R. de Block, Le loup dans les mythologies de la Grèce et de l' Italie ancienne (Rev. de l' instr. publ. en Belgique t. 20) ist mir zurzeit nicht zugänglich.]

Zu S. 309.

Angola-Sage.

Der **Falke** rettet Mädchen vor ihren Verfolgern; zum Dank bekommt er Hühner zu fressen. Und so blieb es. Der Falke, der Hühner fängt, fing sie nicht immer. Einst fraß er nur Heuschrecken und kleine Vögel. Erst seit diesem Vorfall fängt er Hühner.

Chatelain, Folktales of Angola, p. 111 (gekürzt).

Zu S. 311.

Sage der Eskimos an der Beringstraße.

. . . Der Sohn des ersten Menschen wacht eines Tages auf, die **Moskitos** haben den ersten Hirsch, den er erlegt hat, gefressen. Der Mensch schilt sie dafür und sagt: „Freßt kein Fleisch mehr, freßt Menschen!“

Nelson, Esk. about Bering Strait, 457.

Zu S. 343.

Aus Polen.

Zu der Hochzeit zu Kana (!) kam die **Eule** später als andere Vögel. Man gab ihr dennoch zu essen, worauf sie zum Tanz ging. Andere Vögel hatten bereits getanzt und wurden müde. Irgendein kräftiger Geier aber freute sich, daß er eine neue Tänzerin habe, und nahm die Eule. Aber die Eule war vollgefressen und begann Gestank zu verbreiten. Die Vögel schämten sich ihrer und fingen an, sie zu schlagen. Sie entkam kaum mit heiler Haut.

Aber auch der Entkommenen trachtet man noch nach dem Leben, denn sie wird seit jener Zeit von allen Vögeln gehaßt.

Zbiór wiadomósci do antropologji Krajowej V, 165, Nr. 73.

Zu S. 368.

Statt Wachtel ist Feldlerche (= alouette des champs) zu lesen.

Zu S. 375.

Lettische Sage.

Der **Uhu** entdeckt einer Mutter, daß ihre faule Tochter sie belogen hat. Das Mädchen schleudert einen Stecken nach ihm. Er schreit vor Schmerz auf und klagt es noch heute.

Lerchis-Puschkaitis IV, 64.

Lettische Sage.

Der **Uhu** prahlte einmal, wenn er schreien würde, so würden die Berge bersten. Diese Prahlerei mißfiel Gott, er verbot ihm, über dem Erdboden zu schreien; wenn er wolle, so möge er seinen Kopf in den Schlamm (Seegras, Schilf) stecken, dann könne er sich ausschreien. Deshalb, sagt man, stecke der Uhu noch heutigen Tages seinen Kopf in den Schlamm, wenn es ihm einfalle, zu jammern.

Lerchis-Puschkaitis VI, 18.

Aus Belgien.

Im Sommer, wenn der Kurat mit seiner Wirtschafterin einen kleinen Spaziergang im Garten macht, so werden sie schnell von den Vögeln bemerkt, die neugierig, wie sie sind, alles erspähen, was geschieht, und die Meise, die von Natur neidisch und geschwätzig ist, fängt sogleich an zu rufen: „Zie di zwee! Zie die zwee!“ (Sieh die zwei, sieh die zwei!) Darauf singt der Fink in spöttischem Ton: „Drink-schink-klink-Jesuit!“ (Trinke, schenk ein, stoß an, Jesuit!) Die **Eule** aber, die diese Späße nicht leiden mag, sagt mit geheimnisvoller Miene: „Ssst, Ssst!“ Die Eule weiß zu schweigen, und darum darf sie auf dem Kirchturm wohnen.

Revue des trad. pop. 10, 303. Vgl. Cock, Vlaamsche Vertelsels, S. 434.

Zu S. 378.

Serbische Sage.

Der **Kuckuck** ist aus einer Mutter entstanden, die neun Söhne hatte, die in kurzem einer nach dem andern gestorben sind. Sie weinte deshalb um sie Tag und Nacht, und nichts konnte sie trösten, bis endlich der liebe Gott sie aus Barmherzigkeit in einen Kuckuck verwandelt hat. (Er ruft deswegen „Ku-ku!“ Also sie weint noch immer um ihre Söhne.)

Zbornik za narodni život IV, 138.

Zu S. 381.

1. Albanesische Variante.

Die **Nachteule** (Gjon) hatte einen Bruder; der Bruder war Hirt, er selbst war Bauer. Einmal begab er sich nachts auf den Weg nach der Schäferei, um seinen Bruder zu besuchen; er nahm auch seine Waffen mit, um zu jagen. Als er halbwegs war, traf er seinen Bruder, der gleichfalls jagte. Er erkannte ihn nicht, daß es sein Bruder war, und so tötete er ihn. Als er dahin kam, sah er, daß es sein Bruder war. Er schrie auf und betete zu Gott, daß er ihn zu einem Vogel machen

und ihn in die öden Gegenden schicken sollte, damit er seinen Bruder sein Lebenlang beweine. Deshalb schreit er unaufhörlich: „Gjon!“ (ruft den Gjon).

Holger Pedersen, Zur albanesischen Volkskunde, S. 111.

2. Aromunische Sage.

Eine alte Frau betete zu Gott um Heilung für ihren todkranken Sohn namens Johann. Lieber wollte sie selbst sterben. Da schickte Gott einen Engel, der ihre Seele holen sollte. Aber die Alte besann sich und bestimmte den Engel, die Seele des jungen Mannes mitzunehmen. Nach dem Tode des Sohnes aber bereute sie ihren Entschluß. Sie vermißte den Heimgegangenen schmerzlich und bat zu Gott, sie in einen Vogel zu verwandeln, damit sie überall nach ihrem Sohne suchen könne. Ihr Gebet wurde erhört: sie wurde zu einer **Eule**, die während der schönen Frühlingsnächte beständig „G'on! G'on!“ ruft (d. i. auf deutsch: Johann! Johann! Und so heißt dieser Vogel auch im Aromunischen).

Papahagi, Basme Aromâne (Bucuresti 1905) 23.

3. Neugriechische Sage. (Aus Gortynia.)

Eine Witwe hatte neun Söhne und eine Tochter. Der jüngste Sohn war Kaufmann, machte große Reisen und verkaufte seine Waren. Dorthin wollte er seine Schwester verheiraten, damit er ein Absteigequartier hätte. Seine Mutter aber wollte sie nicht in die Fremde geben, doch sie drang nicht durch. Nicht lange, nachdem die Tochter verheiratet war, starben die neun Brüder. Da fluchte die Mutter den ganzen Tag ihrem jüngsten Sohne. Da stieg der Sohn aus dem Grabe, nahm den Sarg als Pferd und ging und holte die Schwester aus der Fremde. Sobald sie aber in das Dorf kamen, blieb der Sohn etwas zurück. Arete, die ihre Mutter so lange nicht gesehen hatte, brachte es nicht über sich, auf ihren Bruder zu warten und ging zu ihrer Mutter. Aber sowie sie sich sahen, weinten sie sehr und sagten: „Ochu!“ und von dem großen Schmerz wurden sie in **Eulen** verwandelt, und sie rufen noch heute ihr „Ochu!“ (Uhu!)

Politis, παραδόσεις, Nr. 341. Er bemerkt dazu, daß die Sage auf dem Volksliede vom toten Bruder beruhe: vgl. Ivan Schischmanov, La chanson du frère mort dans la poésie des peuples Balquaniques, Sophia 1896, part. II, p. 127. Eine ähnliche Verwandlung in einem serbischen Liede: Talvj, Volkslieder der Serben 1, (1853) 299.

Zu S. 398, C.

1. Aus Dänemark.

Eine Frau, Ma Lundgårds, hatte ein Füllen, das einst weglief. Sie wünschte ein Vogel zu werden, um das Füllen besser finden zu können. Das geschah. Sie fliegt jetzt rufend: „Fyl, fyl, fylle, kom hjem!“ (Füllen, komm nach Hause) und die **Eule** wird daher allgemein Ma Lundgårds genannt.

Dänisch: Kristensen, Sagn II, 266, 72.

2. Aus dem Kaukasus.

Zwei Bauern suchen ihren Ochsen, oft rufen sie einander zu: „Gefunden?“ — „Nein!“ Lange würden sie noch auf den Bergen und in den Wäldern vergeblich gesucht haben, wenn die mildtätige Schicksalsfügung sie nicht in Nachtvögel — **Zwergohreulen** — verwandelt hätten.

Varianten erzählen von zwei Brüdern, die ihre Schwester suchen, oder von einem Bruder und seiner Schwester, deren Lamm verloren gegangen ist.

(Volksglaube der Armenier und Tataren im Gouvernement Jelisavetpol'.)

Sborn. mater . . . kavk. 9, 2, 127.

Zu S. 398, D.

Englisches Volkslied.

Once I was a monarch's daughter,
And sat on a lady's knee:
But am now a nightly rover,
Banished to the ivy tree.

Crying hoo hoo, hoo hoo, hoo hoo,
Hoo! hoo! hoo! My feet are cold!
Pity me, for here you see me,
Persecuted, poor and old.

Swainson, British Birds, p. 123, 124.

Variante: I once was a king's daughter
And sat on my father's knee,
But now I'm a poor howlet,
And hide in a hollow tree!

Der Schrei der Eulen, wenn es kalt ist, wird im Dänischen gedeutet: „Uh, uh, uh, vi fryser [uns friert] uh, uh, uh!"

Skattegraveren I, 91. Nr. 407.

Die Eule im Kirchturm spricht: „a fryse mi fædde!" (dial. = mir frieren die Füße.)

Kristensen, Folkeminder IX, 81 Nr. 24. Vgl. auch oben S. 95.

Zu S. 403.

Mongolische Sage.

In einem Hause waren zwei Mädchen. Das ältere heiratete, und als ihr Mann ein Pferd verlor, ging ihre junge Schwester fort, um es zu suchen, und verirrte sich. Nun ruft sie nur: „At djok (Es ist kein Pferd da) **kuckuck**!" Als sie auf die Suche ging, trug sie an einem Fuß ihren eigenen schwarzen Schuh, am andern den roten Filzschuh ihres Schwagers. (Vgl. oben S. 88.)

Folklore Journal IV, 18.

Zu S. 405,2.

Aus Limousin.

Dasselbe. Gott ist in Gestalt einer Forelle. Zuletzt verlangt der Unzufriedene, sein Vater solle Gott sein, seine Mutter die hl. Jungfrau und er Gottes Sohn. Gott sagt: „Dein Vater soll **Fledermaus** sein, deine Mutter eine **Eule** und du beider Sohn."

Sébillot, Folklore de France 3, 166 = Gorse, Au bas pays de Limosin.

Aus Sizilien.

Eines Tages bat die **Eule** (im ital. männlich!), daß Gott ihr die Gunst verstatte, ein Mensch zu werden. Und der Herr gestattete es ihr. Darauf bat sie von neuem, ein reicher Mensch zu werden. Und der Herr gestattet ihr auch dies. Dann wollte sie König sein, und der Herr ließ sie auch das werden. Schließlich aber — taub gegen die Ratschläge ihres Weibes — bat sie den Herrn, daß er sie Gott werden lasse. Da endlich erzürnt nahm ihr der Herr die Gunstbezeugungen und machte sie wieder zu einer Eule. Seitdem seufzt sie ohne Unterlaß. Das Weib antwortet ihrer Klage.

Pitrè, Usi e costumi Siciliani III (Palermo 1889) 1 p. 393.

Zu S. 432.

Nach dem Mabinogi von „Math the son of Mathonwy" ist die Eule eigentlich Blodenwedd, das Mädchen, das von Gwydion ap Don und Math ap Mathonwy als Frau für Llew Llaw Gyffes aus Blumen geschaffen worden war. Da sie ihrem Manne untreu wurde, verwandelte Gwydion sie in eine **Eule.**

Und er sagte zu ihr: „Ich will dich nicht töten, aber ich will dir Schlimmeres antun. Denn ich will dich in einen Vogel verwandeln, und wegen der Schande, die du Llew Llaw Gyffes angetan hast, sollst du dich nicht mehr bei Tageslicht sehen lassen, auch sollst du dies nicht tun aus Furcht vor den anderen Vögeln. Denn es soll ihre Natur werden, dich anzugreifen und dich zu verjagen, wo sie dich finden. Und du sollst deinen Namen nicht verlieren, sondern sollst immer Blodenwedd genannt werden." Und nun ist Blodenwedd eine Eule in der jetzigen Sprache, und darum ist die Eule allen anderen Vögeln verhaßt. Und selbst jetzt noch wird die Eule Blodenwedd genannt.

Notes and Queries, 9th Ser. vol. 12, 114. Ausführlicher Text im Mabinogion transl. by Lady Charlotte Guest, ed by Alfr. Nutt (London 1904), S. 58—80, bes. S. 78.

Zu S. 450.

Zu den Bärensagen vgl.: N. L. Gondratti, Kul't medvědja 78—79. Patkanov, Die Irtysch-Ostjaken 125 f. S.-Pet. 1897. N. M. Jadrincev, O kul'tě medvědja 110f.

Zu S. 454 f.

Aus Bulgarien.

Der **Maulwurf** entstand aus einem Menschen, und zwar aus einem Pfarrerssohne. Es waren nämlich einst zwei Brüder, eines Pfarrers Söhne; der eine war sehr reich und leichtsinnig, der andere war arm und gut. Der arme Bruder konnte zu nichts gelangen, und der reiche Bruder arbeitete stets gegen ihn, um ihn zu schädigen. Der arme Bruder wußte sich nicht zu helfen, weil die Gerichte es stets mit dem Reichen hielten und der Arme nie zu seinem Rechte kommen konnte. Deshalb wandte er sich in aufrichtigem Gebete an Gott, daß er ihn in ein Tier verwandeln möge, nachdem die reichen Gutsbesitzer es beim Gericht durchgesetzt hätten, daß die Armen beiseite geschoben würden und nun auf den Feldern leben sollten. Gott erhörte sein Gebet und verwandelte ihn in einen Maulwurf.

Als nun das Gericht die Armen versammelte und sie hinausführte, um ihnen den Aufenthaltsort anzuweisen, da hatte der Maulwurf gerade an dieser Stelle die Erde aufgewühlt. Als das Gericht dies bemerkte, erschraken sie alle und sagten: „Die Armen sollen da wohnen, wo es ihnen Gott bestimmt hat." Der Mensch aber blieb ein Maulwurf. Er lebt bis auf den heutigen Tag unter der Erde und wühlt dort, wo er eben will; denn die Erde dient ihm zur Arbeit.

Strauß, Die Bulgaren, S. 72.

Zu S. 455.

Altaische Sage.

Džarkanat (die **Fledermaus**) war früher ein Schamane, der sich selbst, um den kranken Sohn Džajači-chans zu retten, nicht zum Opfer brachte und dafür vom Vater des Kranken in eine Fledermaus verwandelt wurde.

Inhaltsangabe einer Erz. e. christl. Altaiers. Potanin, Očerki IV, 169/170.

Aus Frankreich.

Die Feen, die den Puy de Préchonnet bewohnten, wurden Fledermäuse, als sie

den verwegenen Wunsch ausgesprochen hatten, ihr schöner Berg möge sich zur Höhe des Puy-de Dôme erheben.

Sébillot, Folklore 3, 7.
Cohadon, Tablettes hist. de l'Auvergne, 2, 201.

Zu S. 463.

Sage der Nitinat (Indianer der Nordwestküste).

Auf seinen Wanderungen traf Alis den **Kranich**, welcher damit beschäftigt war, seinen Stein zu schärfen. Er fragte: „Was machst du da?" Jener antwortete: „Wenn Alis kommt, will ich ihn mit dieser Steinlanze töten."

Er erkannte jenen nämlich nicht. Da sagte Alis: „O, laß sie mich doch sehen!" Als er sie ihm gegeben, steckte er sie ihm an die Stirn, machte sie zu einem Schnabel und sagte: „So sollst du die Lanze tragen! Nun sprich!" Und jener schrie: „āχ, āχ, āχ!" Dann nahm Alis den Staub vom Wetzsteine und bestreute ihn damit. So erhielt der Kranich seinen langen Schnabel und seine graue Farbe.

Globus 53, 157.

Zu S. 464.

Aus Annam.

Ein Märchen erzählt von einem Mädchen und einem armen Studenten, die sich Treue gelobten und heiraten wollten, sobald der Student sein Examen bestanden. Da er in der Heimat kein Glück dabei hatte, zog er in ein anderes Land. Das Mädchen heiratete einen reichen Nachbar. Nach 7 Jahren gelang es dem armen Studenten endlich, das Examen zu bestehen, und er kehrte in die Heimat zurück, um das Mädchen zu heiraten. Als er hörte, daß sie schon verheiratet sei, suchte er sie nicht auf. Doch sie hatte von seiner Ankunft gehört, und daß er ihr treu geblieben: sie verläßt ihren Mann und geht zu ihm. Er nimmt sie erst freundlich auf, doch als er erfährt, daß sie mit ihm leben wolle, weist er sie fort; sie solle zu ihrem Mann zurückkehren. Die Frau ist tief beschämt und stürzt sich ins Meer. Nach ihrem Tode wurde sie in einen **Tümmler** verwandelt, und seht, das ist der Grund, warum dieser Fisch ohne Aufhören taucht und wieder an die Oberfläche des Wassers zurückkommt: wenn er über Wasser ist, sieht er den Himmel, und vor Scham errötend vor dem Himmel taucht er nieder, sich zu verbergen; doch wenn er dann die Erde berührt, errötet er vor der Erde, und er muß wieder in die Höhe steigen. Seht, darum führt er diese Lebensweise, statt friedlich zu segeln wie die anderen Fische.

Landes, Contes annamites S. 138.

Zu S. 467.

Sage der Zuñi.

Früher waren die **Klapperschlangen** Menschen und wohnten in einem Dorf. Ihre Kinder gingen einst mit einer kleinen Schwester zum Spielen. Aus Unachtsamkeit wird die Kleine erdrückt. Die Mutter, die Großmutter und zuletzt alle Dorfbewohner werfen sich auf den Boden vor Schmerz und winden sich und jammern leise; dabei werden sie zu Klapperschlangen. Diese Schlangen winden sich seitdem auf der Erde umher und jammern leise.

Cushing, Zuñi Folk Tales p. 287. (Gekürzt.)

Quellenverzeichnis.

Adambuch, das christliche, des Morgenlandes. Aus dem Äthiopischen übersetzt von A. Dillmann (= Jahrbücher der biblischen Wissenschaft von Heinr. Ewald V, 1853).

Afanasiev, Poetičeskija vozzrênija Slavjan na prirodu 1—3. Moskau 1865/69.

— narodn. russk. skazki, 3. Auflage. Moskau 1897.

— narodnyja russkija legendy. London 1859.

Ahlquist, August, Versuch einer Mokscha-Mordwinischen Grammatik. Petersburg 1861.

*Albina, Revista Populară. Jahrg. I—IV 1897—1900.

Allen, H. N., Corean Tales, being a collection of stories translated from the Korean Folk Lore. New York, Putnam. 1889.

Andrejanoff, Victor von, Lettische Märchen. Leipzig, Reclam.

Annuaire des traditions populaires 1887—1890, 1894.

Antiquary, Indian, ed. by R. C. Temple. Bombay 1872 ff., 1 ff.

Anthropologist, The American, 1 ff. Washington 1888 ff.

*Arany, László és Gyulai Pál, Magyar Népköltési Gyüjtemény I. II. kötet Pest 1872, III. kötet Pest 1882. [Fortsetzung von verschiedenen Herausgebern.]

Archiva din Jași 1 ff. Bukarest.

Archiv für Anthropologie. (Einzelne Bände.)

Archiv, Internationales, für Ethnographie, hrsg. von J. D. E. Schmeltz 1 ff. Leiden.

Archivio per lo studio delle tradizione popolari dir. da G. Pitrè e S. Salomone-Marino 1 ff.

Árnason, Jón, Isländische Volkssagen, übersetzt von Lehmann-Filhés. Neue Folge. Berlin 1891.

Arndt, E. M., Märchen und Jugenderinnerungen I. II. 1817.

Arnous, H. G., Korea. Leipzig 1893.

*Asbjörnsen, Norske Folke-Eventyr, ny Samling 1871.

— Norske Huldre-Eventyr og Folkesagn 1870.

— Auswahl norwegischer Volksmärchen, übers. von Denhardt 1881.

Asmus und Knoop, Sagen, Erzählungen aus dem Kreise Kolberg-Körlin. Kolberg 1898.

Ausland. (Einzelne Bände.)

Bain, R. N., s. Kunos.

— Cossack Fairy Tales and Folk Tales. London 1894.

Bartsch, C., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I. II. 1879—80.

Basset, R., Contes d'Afrique. Littératures populaires XLVII.

— Contes Berbères. Paris, Leroux 1887.

— Nouveaux Contes Berbères. Paris, Leroux 1897.

Bastian, Expedition an der Loangoküste 1. 2. Jena 1874—75.

Baumgarten, P. Amand, Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. (Jahresb. des Mus. zu Linz, 29. Jahrg. 1863. Linz 1864.)

Bereschit Rabba, siehe Wünsche, Der babylonische Talmud.

Bergen, F. D.: Animal and Plant Lore 1899 (Memoirs of the American Folklore Society VII).

Bidpai, das Buch der Weisen, aus dem Arabischen von Philipp Wolff. Stuttgart 1839, 1. 2.

*Bidrag till Södermanlands äldre kulturhistoria VIII.

Bienemann, Livländisches Sagenbuch. Reval 1897.

Bilder, bunte, aus dem Sachsenlande, hrsg. v. Pestalozziverein 2.

Blätter für pommersche Volkskunde, hrsg. von Haas und Knoop.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika 1887.

— A brief account of Bushman Folklore. Cape Town 1875.

Boas, Indianische Sagen von der nordpacifischen Küste Amerikas. Berlin 1895.

— Mythology of the Bella Coola Indians. Memoirs of the American Museum of Natural History 2, 1900, S. 25—128.

— Tsimshian Texts. Smithsonian Institution. Bulletin 27. 1902.

— The Eskimo of Baffin Land and Hudson Bay (= Bulletin of the American Museum of Natural History vol. XV. Part I. New York 1901. Part II. New York 1907).

Boas, Fr., and Hunt, George, Kwakiutl Texts. Memoirs of the American Museum of Natural History 5. 1902—1905.

Bosquet, A., La Normandie romanesque et merveilleuse. Paris 1845.

*Boué, Ami, Die Europäische Türkei. Deutsche Ausgabe. Wien 1889. Bd. I.

Bruyère, Contes populaires de la Grande Bretagne 1875.

Bulletin de la Société Neuchâtelloise de géographie 16, 17. Neuchâtel 1905—6.

Bulletin de la classe des sciences historiques, philologiques et politiques de l'académie des sciences de St.-Pétersbourg 14.

Büttner, Lieder u. Geschichten der Suaheli. Berlin 1894.

Calcutta Review 1 ff.

Callaway, Henry, Nursery Tales of the Zulus. London 1868.

Campbell, J. F., Popular Tales of the West Highlands. 3. Edinburg 1860.

Carnoy et Nicolaïdes, Traditions populaires de l'Asie mineure. Paris 1889 (Littératures populaires XXVIII).

Casati, Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha 1. 2. Bamberg 1891.

*Cavallius, Wärend och Wirdarne 1868.

*Český líd.

Chamberlain, Basil Hall, Aino Folk Tales. Privately printed for the Folk Lore Society 1888 (XXII).

Chambers, Robert, Popular Rhymes of Scotland. London and Edinburgh 1870.

Chatelain, Folktales of Angola. (Mem. of the Am. Folklore Society 1.)

China Review 1 ff. Hongkong 1882 ff.

*Chudjakov, Verchojanskij sbornik. Irkutsk 1890. Zapiski Vost.-Sib. Otd. Imp. Russk. Geogr. Obšč. po etnogr. vol. I, Teil 3.

Cibele, s. Nardo.

Clouston, W. A., Notes on the Folklore of the Raven and the Owl. Privately printed 1893.

— Popular Tales and Fictions, their migrations and transformations. Edinburgh and London 1887.

Codrington, R. H., The Melanesians. Studies in their Anthropology and Folklore. Oxford 1891.

Colshorn, C. u. Th., Märchen u. Sagen. Hannover 1854.

Cornelissen-Vervliet, Vlaamsche Volksvertelsels en Kindersprokjes. Lier 1900.

Cowell, E. B., The Jātaka or Stories of the Buddha's former births. Translated from the Pali. Cambridge 1895—1901.

*Crane, Italian Popular Tales. Boston, New York 1889.

Cronise, Florence, and Ward, Henry W., Cunnie Rabbit, Mr. Spider and the other Beef. Westafrican Folktales. London 1903.

Crooke, The Popular Religion and Folklore of Northern India. Westminster I. II. 1896.

*Čubinskij, Trudy etnografičesko-statističeskoj ekspedizii v zapadno-russkij Krai, snariažennoj imperatorskim russkim geografičeskim obščestvom. Iugo-zapadnyj otděl. Materialy i izslědovanija sobrannyja P. P. Čubinskim. I ff. 1872 ff.

Curtze, Volksüberlieferungen des Fürstentums Waldeck. Arolsen 1860.

Cushing, Frank Hamilton, Zuñi Folk Tales. New York and London 1901.

Dennett, Folklore of the Fjort (French Congo). London 1898. Publications of the Folk Lore Society XLI.

Desaivre, Léo, Croyances, présages etc. (Extrait des Bulletins de la Société de Statistique, Lettres et Arts de Deux-Sèvres). Niort 1881.

Dixon, Maidu Myths. Bulletin of the American Museum of Natural History 17, 2, p. 33—118.

*Djurklou, G., Ur Nerikes Folkspråk och Folklif. Örebro 1860.

Dobrovolskij, Smolenskij Etnografičeskij Sbornik I = Zapiski imp. russk. geograf. obščestva XX.

Dorsey, George A., and Kroeber, Alfred L., Traditions of the Arapaho. Field Columbian Museum Publication 81. Anthropological Series vol. V. Chicago 1903.

— The mythology of the Wichita. Washington 1904 (Carnegie Institution Publication 21)

Dragomanov, Malorusskija narodnyja predanija i razskazy. Kiew 1876.

Drosihn, Deutsche Kinderreime u. Verwandtes. Leipzig 1897.

Dyer, English Folklore. London 1884.

Dykstra, W. Uit Frieslands volksleven. Niort 1879.

Edwards, Charles L., Bahama Songs. Boston and New York 1895. Memoirs of the American Folklore Society III.

Ehrenreich, Paul, Die Mythen u. Legenden der südamerikanischen Urvölker, Supplement zur Zeitschr. f. Ethnologie XXXVII, 1905.

Engelien und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg. 1868.

Familienblatt, Rogasener, hrsg. von O. Knoop. 1 ff.

*Federowski, Michael, Lud białorusski na rusi litewskiej . . . 1 ff. W Krakowie 1897 ff., Materiały do etnografii słowiánskiej zgromadzone w latach. 1877—1891.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1—3. Berlin 1843—66. Nachtrag 1868.

Fleury, Jean, Littérature orale de la Basse Normandie (Hague et Val de Saire). Paris. (Littératures populaires XI.)

Florenz, Japanische Mythologie. Tokyo 1901.

Folklore Record, 1878—1882 (published by the Folklore Society).

Folklore Journal 1883—1889 (published by the Folklore Society).

Folklore 1 ff., 1890 ff. (published by the Folklore Society).

Fortier, Alcée, Louisiana Folk-Tales. 1895. (Mem. of the American Folklore Society II.)

Frischbier, Zur volkstümlichen Naturkunde. Beiträge aus Ost- u. Westpreußen. = Altpreußische Monatsschrift 22 (1885).

Gander, Karl, Niederlausitzer Volkssagen. Berlin 1894.

Gerber, Adolf, Great Russian Animal Tales. Baltimore 1891.

Gill, William Wyatt, Myths and Songs from the South Pacific. London 1876.

Gitté et Lemoine, Contes populaires du pays wallon.

Globus 1 ff.

Grässe, Joh. Georg. Theod., Märchenwelt. Leipzig 1868.

Grimm, Jakob, Deutsche Mythologie. 4. Ausg. hrsg. v. E. H. Meyer. Gütersloh 1875—78.

— Kinder- u. Hausmärchen.

*Grinčenko, Iz ust naroda. Černigov 1901.

Grinnel, George Bird, Blackfoot Lodge Tales. The story of a prairie people. London 1893.

— Pawnee Hero Stories-with notes on the origin, customs and character of the Pawnee people. 1889.

Grohmann, J. V., Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen u. Mähren I. Prag u. Leipzig 1864.

— Sagen aus Böhmen. Ebd. 1863.

Grünbaum, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde. Leiden 1893.

Grünbaum, Jüdisch-deutsche Chrestomathie. Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur. Leipzig 1882.

*Grundtvig, Gamle danske minder 1861.

Gubernatis, Angelo de, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, übers. von M. Hartmann 1874.

Guest, s. Mabinogion.

Haas, A., Rügensche Sagen u. Märchen. Greifswald 1891.

— Schnurren, Schwänke und Erzählungen von der Insel Rügen. Greifswald 1899.

Hahn, J. G. von, Griechische u. albanesische Märchen. 1. 2. Leipzig 1864.

Hahn, Theophilus, Die Sprache der Nama. Leipzig 1870.

Halliwell, popular rhymes and nursery tales. 1849.
Haltrich, Josef, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen 1885.
Harris, Joel Ch., Uncle Remus, or Mr. Fox Mr. Rabbit and Mr. Terrapin. London 1881.
— Nigths with Uncle Remus. London 1884.
Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895.
Heimat, Bd. X.
Heimgarten, hrsg. von Rosegger. Bd. 24. Graz.
Hertel, Tantrākhyāyika 1. 2. Leipzig 1909.
*Hjelmström, A., Från Delsbo.
Hoffmeister, Phil., Hessische Volksdichtung. Marburg 1869.
Holzmayer, J. B., Osiliana. Erinnerungen aus dem heidn. Götterkultus . . . gesammelt unter den Insel-Esten (Verhandl. d. gel. Estn. Ges. zu Dorpat VII) 1873.
Huart: Le Livre de la Création et de l'histoire d'Abou-Zéïd Aḥmet ben Sahl El-Balkhî p. et trad. par M. Cl. Huart. Paris 1901. tom. II. (Publications de l'école des langues orientales vivantes IV Série. vol. 17.)
Jacobs, English Fairy Tales. 3rd ed. London 1898.
Jacobs, More Fairy Tales. London 1894.
Jahn, H., Volksmärchen aus Pommern u. Rügen I. Norden 1891.
— Volkssagen aus Pommern u. Rügen. 2. Aufl. Berlin 1889.
Jannsen, Harry, Märchen u. Sagen des estnischen Volkes. 2. Lief. Leipzig 1888.
*Jastrebov, Materialy pro ethnografii Novorossijskago kraja.
Im Thurn, Everhard F., Among the Indians of Guiana. London 1883.
Inland. (Einzelne Bände.)
Jochelson, Waldemar, Religion and Myths of the Koryak = Memoirs of the American Museum of Natural History 10 1905—8.
Jolo Manuskripts, s. Williams.
Joos, Amaat, Vertelsels van het vlaamsche volk 1. 2. Thielt 1890.
Journal of American Folklore. Ed. by Franz Boas, Fr. Crane, Owen Dorsey, W. W. Newell.
Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.
Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland.
*Journal de la Société Finno-Ougrienne.
Junod, Les chants et les contes des Ba-Ronga. Lausanne 1897.
Kaindl, Raimund Friedrich, Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung. Wien 1894.
*Kálmány, Lajos, Szeged Népe. I. kötet Aradon 1881. II. kötet Aradon 1882. III. kötet Szegeden 1891.
— Világunk alakulásai nyelvhagyományainkban. Szegeden 1893.
Kalonymos, Iggereth Baale Chajjim. Darmstadt 1882. [Vgl. Bd. I, 361.]
Kirchhof, Wendunmuth mit Anm. von Oesterley I—V (Bibl. d. Litt. V. in Stuttgart 1869).
*Kirpičnikov, Svatoj Georgij i Jegorij chrabryj. St. Petersburg 1879.
Knoop, O., Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern. Posen 1885.
Knortz, Karl, Was ist Volkskunde?
— Nokomis, Märchen u. Sagen der nordamerikanischen Indianer 1887.
Koch, Theodor, Animismus der südamerikanischen Indianer. (Suppl. des Intern. Arch. für Ethnographie.) Leyden.
Koelle, African native Literature. London 1854.
Köhler, Reinhold, kleinere Schriften, hrsg. von Joh. Bolte I—III. Berlin 1900.
Koran, Deutsch von Ullmann.
Krämer, Die Samoainseln. 1, 1902.
Krause, Die Tlinkit-Indianer. Jena 1885.
Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven I—II. Leipzig 1883.
*Kristensen, Jyske Volkeminder 1871 ff.
— Danske Dyrefabler og Kjæderemser 1896.
— Sagn fra Jylland 1880.
Krohn, Kaarle, Bär (Wolf) und Fuchs. Helsingfors 1888.
— Suomalaisia Kansansatuja I. Helsingfors 1886.
Kuhn, Sagen aus Westfalen. 1859.
Kunos, Turkish Fairy Tales, transl. by R. N. Bain. 1896.

Landes, Contes et légendes annamites. Saïgon, imprimerie coloniale 1886.
*Landsmål, Svenska, ock Svenskt Folklif II.
Lederbogen, Kameruner Märchen. Berlin [1902].
Ledieu, Nouvelles ef légendes, rec. à Démouin. Paris 1895.
Lehmann-Filhés, M. s. Árnason.
Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen. 1.—2. Mohrungen 1884—87. 3. Allenstein 1899.
*Lerchis-Puschkaitis, Latweeschu tautas (teikas un) pasakas. Mitau-Riga 1891 bis 1903.
Lewinski, A. v., Lichtstrahlen im dunklen Erdteile. Kleine Serie Nr. 3. Neun Dschagga-Märchen, erzählt von den Missionaren Gutmann und Fokken. Leipzig 1905.
Liebrecht, Felix, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879.
Lummis, Charles, Tee-wahn Folk Stories; in St. Nicholas, Illustrated Magazine XVIII, XIX. Newyork u. London 1891.
Lütolf, Sagen, Bräuche u. Legenden. Luzern 1862.
Mabinogion transl. by Lady Charlotte Guest. London, Alfred Nutt 1904.
Majer, Allgemeines mythologisches Lexikon I., II. 1803 f.
*Maksimov, Nečistaja, nevědomaja i krestnaja sila. St. Petersburg 1903.
*Marianu, St. F., Insectele în limba, credințele și obiceiurile Românilor. Bucurescĭ 1903.
— Ornitologia poporană română I. II. Bucurescĭ.
Meier, Ernst, Sagen, Sitten u. Gebräuche aus Schwaben. Stuttgart 1852.
Meinhof, E., Märchen aus Kamerun. 2. Aufl. 1889.
Mélusine, publ. p. H. Gaidoz et D. Rolland.
Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung.
Middendorf, Reise in den äußersten Norden u. Osten Sibiriens.
Midrasch Kohelet, siehe Wünsche, der babylonische Talmud.
Mitteilungen, Petermanns. (Einzelne Bände.)
Mitteilungen, Ethnologische, aus Ungarn, hrsg. von Prof. Anton Herrmann. 1 ff. Budapest 1887 ff.
Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, hsg. v. Vogt (Siebs).
Mitteilungen des orientalischen Seminars.
Monatsschrift, Altpreußische 22.
Mont, Pol de, en Cock, A. de, Vlaamsche Vertelsels. Deventer 1898.
Monseur, Folklore wallon. Bruxelles [1892].
Mooney, Myths of the Cherokee = 19th Annual Report of the Bureau of Ethnology.
Müllenhoff, Karl, Die Natur im Volksmunde. Berlin 1898.
— Sagen, Märchen u. Lieder d. Herzogtümer Schleswig-Holstein u. Lauenburg 1845.
Müller, Friedr., Siebenbürgische Sagen. 2. Aufl. 1885.
Müller, J. G., Amerikanische Urreligionen. Basel 1867.
Nansen, Eskimoleben.
Nardo-Cibele Angela, Zoologia popolare Veneta (Curiosità pop. trad. publ. p. c. di G. Pitrè vol. IV).
Natur, Die, N. F. 5. 1875.
Nelson, The Eskimo about Bering Strait = 18th Annual Report of the Bureau of Ethnology. 1899.
Nevelet, Mythologia Aesopica. 1610.
*Niedersachsen. (Einzelne Bände.)
Neckam, Alexander, De naturis rerum ed. Thomas Wright. London 1863.
Notes and Queries. A Medium of Intercommunication for Literary Men. General Readers etc. London.
Notes and Queries, Indian.
Notes and Queries, North Indian.
Notes and Queries, Panjab.
*Nyelvör, Magyar., 1 ff. Budapest 1871 ff.
*Nyland, Samlingar utg. af Nyländska Afdelningen 2. Helsingfors.
*Obozrěnije, Etnografičeskoje I ff. Moskau.
Oldenberg, Die Religion des Veda.
Orientalist, the, 1—3. 1884—1889.
Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. I. II. 1855.

*Papahagi, Pericle, Din literatura poporană a Aromînilor. (= II. Teil der Materialuri Folkloristice hrsg. von Gr. G. Tocilescu.) Bucurescĭ 1900.
Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee. Leipzig 1907.
*Pechuël-Loesche, Volkskunde von Loango. Stuttgart 1907.
Pedersen, Holger, Zur albanesischen Volkskunde. Kopenhagen 1898.
Petitot, Traditions indiennes du Canada Nord-Ouest. Paris 1886.
*Phillipps, W. S., Indian Fairy Tales. Chicago (o J.)
Philo vom Walde, Schlesien in Sage u. Brauch. Berlin (1883).
Pitrè, Usi e costumi, credenze e pregiudizi del popolo Siciliano III. Palermo 1889.
*Pleszcyński, A., Bojarzy międzyrzeccy. Warszawa 1893.
*Politis: *Πολίτης, Μελέται περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς γλώσσης τοῦ Ἑλληνικοῦ: Παραδόσεις. Τόμος Α′ καὶ Β′* (= *Βιβλιοθήκη Μαρασλῆ* Ἀφ. 255—262). Athen, Sakellarios 1904.
Pluquet, Contes populaires de Bayeux. 2me éd. Rouen 1834.
Poestion, Das Tyrfingschwert. Leipzig 1883.
— Lappländische Märchen. Wien 1886.
*Potanin, Tang.-Tibet. Okraïna kitaja 1. 2. Petersburg 1893.
— Očerki sĕvero-zapadnoj Mongolii. IV. Petersburg 1883.
— Vost. mot. Moskau 1899.
Radloff, W., Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens. I—VII. Petersburg 1866—86.
Ralston, W. R. S., Russian Folktales. London 1873.
— Songs of the Russian People. London 1872.
Reinisch, Die Bilinsprache. Leipzig 1883.
— Die Nuba-Sprache. Wien 1879.
Reusch, Sagen des preußischen Samlandes. 2. Auflage. Königsberg 1863.
Réville, A., Les eligions des peuples non civilisés. I. II. Paris 1883.
Revue de l'Histoire des Religions 1885.
Revue des traditions populaires 1 ff. Réd. Paul Sébillot. Paris.
Rink, Tales and Traditions of the Eskimo. Transl. by Brown. Edinb. and London 1875.
Rochholz, Naturmythen. Leipzig 1862.
Rolland, Faune populaire I—IV. Paris 1876.
— Flore populaire I—IV. Paris 1896—1903.
Rönsch, Das Buch der Jubiläen. Leipzig 1874.
Roscher, Lexikon der griechischen u. römischen Mythologie.
*Rudčenko, Narodn. južnorussk. skaski. Kiev 1869—70.
Rußwurm, Sagen aus Hapsal, der Wiek, Ösel u. Runö. Reval 1861.
— Eibofolke oder Die Schweden an den Küsten Esthlands u. auf Runö I., II. 1855.
Salle, Laisnel de la, Le Berry (Litt. pop. de toutes les nations XL. XLIV).
— Croyances et Légendes du Centre de la France 1. 2. Paris 1875.
Santa-Anna Nery, Folklore brésilien. Paris 1889.
Sauvé, Folklore des Hautes-Voges (= Littératures populaires de toutes les nations XXIX).
*Sbornik, Etnografičeskij, isd. Imperatorskim Russkim Geografičeskim Obščestvom. VI. Petersburg 1864.
*Sbornik materialov dlja opisanija mĕstnostej i plemen kavkaza.
*Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i kniž. Sofia.
Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler. Prachatitz 1900.
Schleicher, August, litauische Märchen, Sprichworte, Rätsel u. Lieder. Weimar 1857.
Schmidt, B., Griechische Märchen, Sagen u. Volkslieder. Leipzig 1877.
Schott, Arth. u. Alb., Walachische Märchen. Stuttgart 1845.
Schön, J. F. Magana Haussa Native Literatury. 1885.
Schreck, E., Finnische Märchen. Weimar 1887.
Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig N. F. 6.
Schulenburg, W. v., Wendische Volkssagen u. Gebräuche aus dem Spreewalde. Leipzig 1880.
Schumann, Colmar, Volks- u. Kinderreime aus Lübeck. Lübeck 1899.
Sébillot, Paul, Contes des marins rec. en Haute-Bretagne (Extrait de l'Archivio delle tradizione popolari IX, Palermo 1890). Paris 1891.
— Contes des provinces de France. Paris 1884.

Sébillot, Paul, Folklore de France I—III. Paris 1905 ff.
— La littérature orale de l'Auvergne. (Litt. pop. de toutes les nations XXXV.)
— Traditions et superstitions de la Haute-Bretagne II. Paris 1882.
— Folklore des pêcheurs. (Litt. pop. de toutes les nations XLIII.)
Seidel, A., Geschichten u. Lieder der Afrikaner. [Berlin 1896.]
— Anthologie aus der asiatischen Volksliteratur. Weimar 1898.
Selenka, Emil u. Lenore, Sonnige Welten. Ostasiatische Reise-Skizzen. 2. Aufl. hrsg. von L. Selenka. Wiesbaden 1905.
Şezătoarea, Revistă populară. Red. A. Gorovei.
*Skattegraveren udg. af E. T. Kristensen 1 ff. 1883 ff.
Sklarek, G., Ungarische Volksmärchen. Leipzig 1901.
Smith, Herbert, Brazil, the Amazons and the Coast. New York 1879.
Steele, Kusa Jātakaya. London 1871.
Steinen, Karl von den, Die Bakairi-Sprache. Leipzig 1897.
— Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Berlin 1893.
Stokes, M., Indian Fairy Tales. Calcutta 1879.
Strackerjan, Aberglaube u. Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg 1. 2. 1867.
Strausz, Adolf, Die Bulgaren. Leipzig 1898.
Strehlow, Carl, Die Aranda- u. Loritja-Stämme. 1. Frankfurt a. M. 1907.
Stumme, Märchen der Schluh von Tázerwalt. 1895.
Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. 2. Aufl. Aarau 1873.
Swainson, Folklore and Provincial Names of British Birds (Publications of the Folklore Society XVII). London 1886.
Swynnerton, Rāja Rasāla (Legends of the Panjāb).
*Sylwestrowicz, M. D., Podania jumjdzkie II. Warszawa 1894.
Tabarî, Chronique de, trad. p. M. H. Zotenberg 1. Paris 1867.
Temple, Legends of the Panjab 1—3. London 1884, 1885, 1901.
Tractat Chullin, siehe Wünsche, der babyl. Talmud.
Tradition, La, 1 ff., dir. H. Carnoy. Paris.
Transactions of the Asiatic Society of Japan. Yokohama 1 ff. (Supplement to vol. X. Ko-Ji-Ki or Record of Ancient Matters. Transl. by Basil Hall Chamberlain.)
Treichel, Zoologische Notizen in Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig N. F. VI.
Turner, George, Samoa a hundred years ago and long before. London 1884.
Tylor, Die Anfänge der Kultur. Übers. von Sprengel. 2. A. Leipzig 1873.
Urquell, der, hg. von S. Krauß. 1 ff.
Vernaleken, Th., Alpensagen. Wien 1850.
– Die Naturdichtung des Volkes. Roseggers Heimgarten 24, 780 ff. (Graz 1900).
*Veselovskij, A., Razyskanija II. (Abhdl. der Abt. f. russ. Sprache u. Litt. der Kaiserl. Akad. d. Wiss. 21, 1881).
Volksleven, Ons, hrsg. von Cornelissen u. Vervliet.
Volkskunde, hrsg. von Cock. Gent.
Waitz, Theodor, Anthropologie der Naturvölker 1—6. Leipzig 1862.
Waldis, Burkhard, Esopus, hrsg. v. Kurz.
Wellhausen, Reste arabischen Heidentums.
*Werchratzky, J., Snadobi.
White, Ancient History of the Maori, his mythology and traditions 1—3. Wellington 1887.
Wiedemann, J, Aus dem inneren u. äußeren Leben der Esten. Petersburg 1876.
Williams, Edw., called Jolo Morgamog, Jolo Manuscripts. Ed. by the Welsh Society. 1848. Llandovery.
*Winther, Færöernes Oldtidshistorie. Kjöbenhavn 1875.
Woeste, Volksüberlieferungen der Grafschaft Mark. 1848. Neue Ausg. Iserlohn 1880.
Wossidlo, Rich., Mecklenburgische Volksüberlieferungen II, 1. Wismar 1899.
Woycicki, K. W. Polnische Volkssagen u. Märchen. Aus dem Polnischen von Friedrich Heinrich Lewestam. Berlin 1839.
Wuk Karadschitsch Stephanowitsch, Volksmärchen der Serben. Ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmina. Berlin 1854.
Wundt, Völkerpsychologie 2, 1—3. Leipzig.
Wünsche, August, Der babylonische Talmud. Leipzig 1886, 1887.

*Zbiór wiadomósci do Antropologii Krajowéj wydawany stabaniem komisyi antropologicznéj Akademii umiejętności w Krakowie. Tom I ff. Kraków 1877 ff.
*Zbirnyk, Etnografičnij, 12. Lemberg.
*Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena.
Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft.
Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte.
Zeitschrift, für deutsche Mythologie.
Zeitschrift für afrikanische, oceanische u. ostasiatische Sprachen.
Zeitschrift für österreichische Volkskunde.
Zeitschrift des Vereins für rheinische u. westfälische Volkskunde.
Zeitschrift für Volkskunde, herausgeg. v. Veckenstedt.
Zingerle, J. u. H., Kinder- u. Hausmärchen aus Tirol. Regensburg 1854.
— Sitten, Bräuche u. Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. 1871.
*Živaja Starina 1 ff. Petersburg 1891 ff.
Zurmühlen, H., Niederrheinische Volkslieder, 2. Ausgabe von Des Dülkener Fiedlers Liederbuch. 1879.

Sachregister.

Aal, Entstehung 20f. 70.
Aalraupe, warum dunkelfarbig 75.
Abendstern 426.
Adam bei der Namengebung 186ff.; in Storch verwandelt 285.
Adler beim Ballspiel 4; verkleinert 6; reißt Schwalbe Loch in Schwanz 54; versucht in den Himmel zu gelangen 85; auf der Fahrt nach den Winden 105; Hüter von Sonne, Mond, Sternen, Feuer, Wasser 116; versucht Sonne aufzuhängen 122; Hochzeit 139; Schiedsrichter 270; Verwandlung in A. 431f.; Nahrung 432; versengt 502; beim Feuerholen 506. 508.
Affe verursacht Flut 6; Schwanz entsteht aus Stock 14. 488; Entstehung 62. 446—448; warum gefärbt 62; Wohnort, Feindschaft mit Wildkatze 205. 219; Gangart 223; warum er nicht vom Baum fällt 229; fürchtet Leuchtkäfer 245; warum zufrieden 263; verändert Ebers Gestalt 488; warum er Grimassen schneidet 488; mit Rebhuhn ums Alter streitend 520.
After des Holzbocks, der Nachtigall 139.
Afterklauen 126.
Alligator, warum kurze Zunge, Feindschaft mit Tieren 28; warum eingeschrumpfte Haut 10. 58.
Ameise verursacht Blindheit der Zikade 21; eingeknickter Leib 36—40. 47. 492; langgestreckt 143; Speise des Bären 143; Feindschaft mit Bär 143; gewinnt Wetten (mit Klee, Bär, Rabe) 143. 144; Wohnort 215; Verwandlung in A. 424. 468; warum rote A. Insekten tötet 265.
Ameisenbär, ohne Zähne, erhält lange Zunge 15.
Ammer, Ruferklärung 361.
Amsel, warum schwarzes Gefieder, gelber Schnabel 72; Ruferklärung 72. 369; Schiedsrichter 375; prellt Prärie wolf 80f.; Verwandlung in A. 390; bemalt 501.
Anemone, warum sie schnell ihr Kleid verliert, beim Wassergraben 319.
Antilope will Näpi helfen 27; warum gedrehte Hörner 30; will Krähe fangen 66; warum vom Leopard verfolgt 130. 334; Wettlauf mit Reh, verliert Afterklauen 126. 127; gewinnt Galle des Rehs 127; prellt Schwein 291.
Anustsūt'sa, Ruferklärung 404.
Api (Fisch), warum schwarz 91.
Apollo 497.
Arara, Seelenvogel 481.
Arche Noah 169.
Aristoteles 93.
Arzt, Meerkatze als 53; Schildkröte 344; Grashüpfer 346; Spinne 343.
Asche wird zu Ungeziefer 156 ff.
Aschenbrödel, Parallelen 404 f.
Auerhahn, Ruferklärung 361.
Augen von: Prärie wolf 3. 498 ff.; Fisch hanuq 3; Fliege 19; Hering 44; Weißfisch 45; Kröte, Frosch 60; Rotauge 61; Ki'otoq 61; Truthahn 61; Steißfuß 61; Holztaube 61; Wasserschildkröte 63; Roche 75; Seezunge 91; Schleierеule 104; Sardine 105; Fuchs, Espe 129; Nachtigall 136—138; Elster 138; Storch 138; Snaak 138; Taube 138; Lerche 138; Kröte 138; Spinne 145; Krebs 179—181. 518; Fuchs 500; Gans und Ente 504.
Augenbrauen, verlorene, des Eichhörnchens 76. 77.
Augenringe der Eule 104.
Augenspiel 61 ff., 498 ff.
Augenspuren an Pferdebeinen 45.
Ausdehnen von: Büffel 3; Prärie wolf 3; Fuchs 3. 6; Fledermaus 4; fliegendes Eichhörnchen 4; Luchs 6; Affe 7; Ziegenmelker 487; Kokako 86. 488; Wildschwein 488.
avini (Fisch), Ursprung der Streifen 91.

Bäche, Entstehung 78; warum sie von den Bergen kommen 78.
Bachstelze, Ursprung des Wippens 102. 139. 226; verkleinert 102; behält Schwanz des Zaunkönigs 139; Wohnort 176; Entstehung des Schwanzes 177; Verhalten in Jahreszeiten 261; warum sie Trauer trägt 299; Ruferklärung 363.
Backenhörnchen, Ursprung der Streifen 56 f.
Baigus (Vogel) ohne Loch im Schnabel 25.
Ballspiel der Tiere 3. 123.
Bandikut beim Feuerholen 108.
Bär wird verkleinert 6; verbrüht Fliege 11; Ursprung aus Fettbeutel 18; prellt Fuchs 22; bei Haustieren im Wald 23; vom

Raben getötet 29; warum kurzschwänzig 49 f. 50. 50 f.; warum fett 58; verursacht Streifen des Backenhörnchens 56. 57; verklebt Augen des schlafenden Wolfes 63; schießt Pfeil in Renntierkinn 73 f.; schlägt Vielfraß mit Feuerbrand 76; verbrennt Füße des Raben 77; schwarz 84; besitzt Feuer 97; verliert Wette mit Gumpokkäfer 143; mit Ameise 143; warum Ameisenfresser 143; unzufrieden mit vier Zehen 177; warum er den Menschen fürchtet 246; fürchtet Sack 251; warum wild 252; Feindschaft zwischen schwarzem und weißem Bär 253; Winterschlaf 257. 319 (beim Wassergraben); Verwandlung in B. 449—454. 527; beim Feuerholen 506.

Barsch redet Rotauge freundlich an 61; warum krummer Rücken 44; rote Finnen 75.

Bart des Büffels 34; des Tauchers 46.

Barteule beim Feuerholen, Ursprung der weißen Augenringe 104.

Bauch der Flunder 35; der Drossel 76; des Präriewolfs 79; des Hirsches 87 f.; des Elches 88; des Renntieres 88; des Kranichs 90; des Schweins 10. 491.

Bauer besiegt Teufel im Wettstreit 151.

Bäume erhalten Feuer 97. 98; Entstehung der B. 156; warum stumm 169. 452; immergrüne 271.

Baumläufer verursacht Blutflecken des Vogels Gertuk 69.

Baumwollenstrauch, Art der Rinde 499.

Baumwurzel statt Bein 211.

Becassine s. Doppelschnepfe.

Beine (Füße) von: Bär 453; Eichelhäher 134; Eistaucher 65 f.; Elefant 449 f.; Fischotter 126; Flamingo 134; Fuchs 66; Gabelweihe 319; Hahn 134; Hirsch 15. 443. 504; Hund 324, 502; Iltis 71; Känguruh 10; Katze 502; Kokako 86. 488; Kröte 41; Kuckuck 88. 526; Maulwurf 269. 455 ff.; Moskito 521; Papagei 134; Pfau 134; Pferd 45; Präriewolf 3. 46. 80. 82; Rebhuhn 134; Reh 103; Storch 286; Tarantel 167; Taube 231; Trompetervogel 7; Vögel überhaupt 183. 319; Wolf 317; Ziegenbock 46.

Beinhaltung des Tauchers (Eistauchers) 46.

Beinknochen des Truthahns 17.

Bemalung von: cujubin 62; Vögel (alle Tiere) 63. 115; Rabe 63. 65. 115. 373; Ochsenfrosch 63; Gimpel 63; Gĕ'tchī Kánānā 63; Wasserschildkröte 63; Elster 63; Fuchs, Otter 64; Rauchschwalbe 64; Falke 65; Pfau 373; Klapperschlange 500; Mink, Eule, Amsel, Boa 501; Goldammer 505.

Bentevi, Ursprung des weißen Kopffleckens 90.

Bergziege, warum weiß 84.

Besprengen der Elster 15; des Falken 65; der Perlhühner 68; des Leopards 69; des Truthahns 70 f.

Biber, Ursprung des breiten Schwanzes und der scharfen Zähne 51. 121; des aufgetriebenen Leibes 71; nach der Flut ausgesandt 71; beim Feuerholen 98. 112. 506. 508; dringt in den Himmel 117; löst Sonnenschlinge 121; braune Zähne 121; weicher Pelz 121; Wohnort 208; Verwandlung in B. 463; verwandelt Menschen 463. 466; von Wölfen für Grausamkeit gegen Tochter bestraft 475.

Biene, Entstehung 158. 170; bekommt Honig 189. 214. 250; Wohnort 214; warum sie roten Klee meidet 306 ff.; Verwandlung in B. 459. 467 f.

Bienenfresser beim Wassergraben, Ruferklärung 321.

Binsen, warum oben dürr, wann verdorrend 20.

Birke, warum rissig 6; Verwandlung in B. 473.

Birkhahn, Rufdeutung 149, 361; Wettwachen 149; Wettkampf 149 f.; Wohnort 149 f.

Birkhuhn, Nestbau 203; Ruferklärung 363, 404; Verwandlung in B. 404.

Blattwanze, warum bucklig 19; Verlung in B. 399.

Blätterfallen, Frist bis zum 137. 138.

Blaufuß 441.

Blauhäher, Ursprung des Schopfes 76 f.; gelangt in den Himmel 118; Verwandlung in B. 442. 443. 476.

Blindheit der Blindschleiche 19 f. 136. 137. 138; der Eidechse 21; der Zikade 21; des Wurmes 21 f.; des Maulwurfs 124. 265. 269. 499; des virginischen Murmeltiers 269.

Blindschleiche, warum angeblich blind 19 f.; rachsüchtig 19 f. 138; Ursprung aus Drachen 20; aus Schlange 20 f.; verliert Augen an Nachtigall, wohnt in ihrer Nähe, Feindschaft 136 f. 137 (Elster) 138.

Blitzträger (Schwarzspecht) 93.

Blutfleck am Gertuk (Vogel) 69; pukeko (Vogel) 70; Kaka-riki (grüner Papagei) 70; Kaka (nestor productus) 70; turtur humilis 70.

Boa, warum fleckig, warum sie sich häutet 501.

Bock, Ursprung des Geruchs 233.

Borgen s. Tauschmotiv.

Bote, Tier als 14. 22. 25. 40. 368. 493.

Botschaft des Mondes 22.

Brachvogel 485.

Brahma, Fingerspuren am Eichhörnchen 56.

Brahmanenweihe, warum sie Hühner raubt 290.
Brassen fordern Barsch vor Gericht 75; warum schön gefärbt 87.
Braut, unterschobene 156.
Bregel, Gläubiger der Katze. Ruferklärung 514.
Bremse, Entstehung 153; Nahrung, Wettkampf mit Ochsen 310; Seelentier 486.
Brombeeren, Entstehung 386.
Brüderchen und Schwesterchen, Parallele 460.
Brüllaffe, warum ausgedehnte Kehle 7.
Buckel des Flohs 19; der Blattwanze 19; der Spinne 39; des Frosches 41. 42; der Kröte 41. 494.
Buchfink, Ruferklärung 363.
Buddha als Eichhörnchen 56.
Büffel von Präriewolf verlängert, verlängert diesen 3; wollen Felsen aufhalten 27; Ursprung der gebogenen Büffelhörner 30; Ursprung des Bartes 34; warum stumm 34; fängt Krähe 66; verbreiten sich 67; keine Zähne, nur einen Kiefer 136; warum stumm 521.
Buschziege s. Ziege.
Bussard, warum kahl 11 ff.; warum er kein Kaninchen frißt 11; Aas frißt 12; Küchlein raubt 256.
Butt, Ursprung des breiten Maules 24; Augen auf Rücken, schiefer Mund 25.

Cātaka siehe Hornvogel.
Chamäleon, Gangart 222; Feindschaft mit Eidechse 349; wechselt Farbe 505.
Chottun (Vogel) rettet Vögel 26.
Christus 2. 173. 181. 411.
Cobra, Feindschaft mit Viper 350; mit Polanga 350 f.
Columkille 217.
Confucius straft Raben und coq de pagode 65.
coon, Brer und Brer Possum auf der Wanderschaft 237.
coq de pagode, warum schwarzrot 65.
coyote s. Präriewolf.
creadion carunculatus weigert sich, Wasser zu holen 86.
cujubin. Entstehung, warum weißer Kopf und rote Beine 62.

Dachs, warum schwarze Beine 70. 71; nach der Flut ausgesandt 71; Ursprung der Blässe 88; Verwandlung in D. 462.
Dapay s. Brahmanenweihe.
Delphin, warum er Menschen nicht angreift und Schiffe verfolgt 226; Verwandlung in D. 476.
Dieb verrät sich durch Lied 140. 211. 339; Gebell 335.
Dohle, Entstehung der 78; stiehlt Coyotes Augen 499.
Donnervogel täuscht Stimme mit Krähe 126; Ruferklärung 126; wirbt um Maus 257.
Doppelschnepfe, Ruferklärung 361. 369.
Dorn im Fuß 119.
Drachen werden zu Blindschleichen 20; zu Ungeziefer 170. 516.
Drüllelster, Ruferklärung 257; warum sie Winters fortzieht 257.
Drongo gewinnt Wette mit Krähe 142; Feindschaft mit Krähe 348.
Drossel, Ursprung des schwarzen Bauches 76; lehrt Nestbau 200; s. auch Misteldrossel, Prachtdrossel.
Druckspuren an Tierkörpern 55.
Dürstende Vögel: s. Wassergraben.

Ebbe und Flut 106. 126.
Eichelhäher, erhält Papageienfüße 134; behält Kuckuckskleid 140; schweigt in Kuckucks Nähe 140; Wohnort 213; Ruferklärung 365; s auch Häher.
Eichhörnchen, verkleinert 2; Ursprung der Streifen 56. 57 255; warum ohne Augenbrauen 76. 77; Ursprung der schwarzen Rückenflecken, beim Feuerholen 103; als Ratgeber 114; bekommt Schwanz des Frosches 135; Wohnort 208; prellt Prärieswölfe 213; bellt bei Annäherung 237; Entstehung 237; Verwandlung in E. 237. 462. 473; Feindschaft mit Marder 339.
—, fliegendes, wird ausgedehnt 4.
Eidechse, warum angeblich blind 21; beim Feuerholen 98; befiehlt dem Schwein, nicht mehr aufrecht zu gehen 228; belehrt Krokodil 309; Feindschaft mit Hund 325, mit Chamäleon 349; Verwandlung in 472 f.; Seelentier 486; von Prärieswolf gefürchtet 501.
Eidervogel gewinnt im Wettwachen 147 f.; erhält Flaum des Pelikans 148.
Eier bei den laufenden Tieren 19; des Huhns 127. 128. 129. 512; der Taube 127. 128. 129. 429; der Elster 127; der Krähe 127; der Schnepfe 512; des Raben 519.
Eifersucht feuerholender Tiere 109 f.
Einhornfisch, warum breiter Kopf 90.
Eisenschmied, Verwandlung in 470.
Eisfuchs, mythischer 116.
Eisvogel, Ursprung des Schopfes und der Farben 19; des langen Schnabels 27; Suchmotiv 292.
Eistaucher, Gang 46; warum platte Beine 65; warum weiß 69; warum weißer Halsring 71; versucht Sonne aufzuhängen 122.

Elch macht Bussard kahl 12 f.; will Krähe fangen 66, warum weißer Bauch 88; von Maus im Wettstreit besiegt, Feindschaft 151; Verwandlung in E. 476.
Elefant kämpft mit Moschustier um Wasser 82; wettet mit Huhn, mit Hahn 202, mit Kaninchen 208; Wohnort 206. 207. 208; durch Hasenlist getötet 211; warum er Staub auf Kopf streut, Ohren bewegt 226; veranlaßt Tiere, Losung zu verstreuen 262; hilft Schwein gegen Antilope 292; warum er den Rüssel nicht auf die Erde legt 339; Feindschaft mit Tausendfuß 339; Verwandlung in E. 449; von Hahn besiegt 520; im Streit ums Alter 520.
Elk s. Elch.
Elster, warum kahl im 7. Monat 14; Form und Farbe des Schwanzes 15; warum weißer Kopf, Schulter und Schwanz 63; gewinnt Wettlauf für die Menschen 63 f.; zeigt Amsel die Schätze des Erdinnern 71; beim Feuerholen 101; warum bunt 124; Ruferklärung 127. 193—202. 357. 363. 370; tauscht Eierzahl mit Taube 127; behält Augen der Blindschleiche 137; beim Nestbau 191. 193—201; Gang 191; fehlt an einem Ort 217. 218; verfolgt Kuckuck 259; warum schwarz 369; Verwandlung in E. 400. 445. 473.
Ente, Entstehung der 62; Ruferklärung 131; gewinnt Wette mit Strandläufer 146; weckt Knecht beim Wettwachen 148; warum sie auf einem Bein schläft 183; Verwandlung in E. 430. 434. 435; Seelenvogel 479; Gestalt der Augen 504.
Ertrunkene, Seelenvögel 482.
Esel, unzufrieden mit Schwanz 177; beim Urinieren 178; warum lange Ohren 187. 188; weinende Stimme 187; erhält Namen 187. 188; Ruferklärung 187; Trächtigkeitsdauer 190; Feindschaft mit Hyäne 337.
Espe gibt Fuchs Augen, hat nun verbrannte 129.
Eule (s. auch Zwergohreule, Schneeeule, Schleiereule, Horneule), warum gesprenkelt 65; weigert sich, Zaunkönig Feder zu geben 94. 95; warum Nachtvogel und von Vögeln verfolgt 131. 270. 271. 526; gibt Federn nicht wieder 131; Suchmotiv 294; Nahrung 309; beim Wassergraben 321; Feindschaft mit Ratte 341, mit Maus 343; Ursprung des Schopfes 342; Freundschaft mit Fledermaus 352, mit Präriehund 352; Uhus Braut 356; Ruferklärung 362. 382. 392. 394; Verwandlung in 392. 524 ff.; Seelenvogel 478. 483. 486; verleiht Augen 499; besudelt und von Präriewölfen und Eidechsen gefürchtet 501; Feindschaft mit anderen Tieren 523; Wohnort 524.
Eulenspiegel schert Maus 11.
Euter der Kuh 72. 332. 338; des Schafes, der Ziege 73.
Exkremente werden Baum 3.

Faden im Maul des Störs 16; im Schwanz des Krebses 16; der Spinne 37. 38. 39. 41.
Falke nicht als Bote benutzt 25; gewinnt Wettlauf für Menschen 63 f.; warum gesprenkelt 65; Agni als F. 93; versucht Sonne aufzuhängen 122; Entstehung 158; Nahrung 523.
Fasan s. cujubin, s. monâl.
Faultier, Ursprung des schwarzen Rückenfleckes, besitzt Feuer 101.
Feindschaft zwischen Meeraal und Hummer 27 f.; Alligator und den anderen Tieren 28; Hasen und Fuchs 48. 328; Bentevi und Vögeln 90; Hund und Tieren 108; Fliegenschnäpper und Krähe 109; Schwalbe und Spinne 109; Spinne und Fliege 109 f. 349. 507; Hund und Hase 129. 324. 513; Leopard und Antilope 130. 335; Eule und anderen Vögeln 131; Blindschleiche und Nachtigall 136 f. 137 und Elster 138; Rabe und Ameise 143 f.; Bär und Ameise 143; Elch und Maus 151; Leopard und Ziege 207. 335; Elefant und Huhn (Hahn) 207 f.; Tiger und Hahn 214; Schlange und Schwalbe 214; Katze und Maus 228. 311. 328; Hund und Katze 228; Ameise und Elefant 228; Leopard und Katze 228; Seeaal und Rötling 251; weißem und schwarzem Bär 252; Elster und Kuckuck 259; Turteltaube und Kuckuck, Hund und Fuchs 311; Eidechse und Hund 325; Krokodil und Hund 327; Leopard und Hund 327; Kaninchen und Hund 328; Wildkatze und Ratte 328; Hyäne und Wildkatze 329; Katze und Huhn 330; Katze und Spinne 331; Katze und Hase 332; Katze und Tiger 333; Panther und Antilope, Schildkröte 336; Vielfraß und Wolf 337; Hyäne und Esel 337; Hyäne und Schakal 338; Wiesel und Hyäne 338; Hyäne und Kuh 338; Hyäne und Löwe, Leopard 338; Tausendfuß und Elefant 339; Wolf und Löwe 339; Hase und anderen Tieren 339; Marder und Eichhörnchen 339; Schakal und Hühnerweihe 340; Schakal und Huhn 341; Krähe und Präriehund 341; Eule und Ratte 341; Eule und Maus 342; Habicht und Huhn 343; Huhn und Raubtiere 346; Huhn und Käfer 347; Huhn und Ente 347; Morastschnepfe und Rabe 348; Falke und Küchlein 348; Drongo und Krähe 348; Heuschrecken und Staren 349; Schakal und Taschenkrebs 349; Frosch und Schlange 349; Chamäleon

und Eidechse 350; Viper und Cobra 350; Cobra und Polanga 350; Frosch und Schlange 351; Storch und Frosch 365; Waldtaube und Elster 371; Walfisch und Stichling 462; Tümmler und Haifisch 464; Eule und Präriewolf 501; Präriewolf und Eidechse 501; Eule und anderen Tieren 523.
Feldtaube s. Taube.
Fell von Affen 62; Backenhörnchen 56. 57; Bär 84. 316; Bergziege 84; Eichhörnchen 56. 57. 103. 255; Elch 88; Faultier 101; Fledermaus 488; Fuchs 89; fliegendem Fuchs 131; Hase 48 f.; Hirsch 87 f. 463. 464; fliegendem Hund 131; Kaninchen 58; Kuh 86; Leopard 69; Maulwurf 316. 456; Maus 74; Renntier 88; Schwein 491; Tiger 58; Vielfraß 76; Waschbär 79. 464; Wolf 296—298.
Feuer im Stab 116. 119; in Felsen und Bäumen 97. 98. 103. 116; von Goldammer beherrscht 505.
Feuerholen durch Adler 506. 508; Bachstelze 102; Bandikut 108 f.; Bär 506; Barteule 104; Baukan, Bŭlŭn, Buluntut 108; Biber 98. 112. 506. 508; Eichhörnchen 103; Eidechse 98; Elster (Herosals) 101; Fischadler 108; Fledermaus 103; Fliegenschnäpper 109; Frosch 103. 506; Glanzstar 108; Hirsch 99. 100. 101. 506. 508; Hund 103. 108; Horneule 104; Kaninchen 97; Känguruh 108 f.; Keri und Kame 106; Krähe 102; Lerche 95; Maus 103; Mink 110; Natter 104; Nerz 112; Präriewolf 97. 102. 103; Rabe 97. 102. 104; Ratte 106; Rebhhuhn 102; Reh 103; Rotkehlchen 95. 96. 108; Sandfliege 106; Schildkröte 106. 506; Schlange 104. 108. 506; Schleiereule 104; Schwalbe 95. 102. 109; Schwarzspecht 93; Specht 106. 111; Spinne 106; Storch 93; Tsatsĭ'skums 101; Tskán 506; Vogel 108; Wasserspinne 104; Wolf 101. 505; Zaunkönig 93. 94; Zwillinge 101.
Fettbeutel wird zu Bär 18.
Fichte besitzt das Feuer 97. 118.
Fichtennadeln werden Gräten 7. Vgl. Gräten.
Fink, Ruferklärung 369.
Finnen des Barsches 75.
Fischadler auf der Fahrt nach den Winden 105; beim Feuerholen 108; Entstehung 126; Seelenvogel 486.
Fische, Ursprung der 62; warum gegessen 178; Suchmotiv 294.
Fischer und seine Frau, Parallelen 337. 405.
Fischreiher, Suchmotiv 288; raubt Mädchen 392.
Fischzug, wunderbarer 87.
Flamingo hat Füße des Pfaus 134.
Flecken s. Gefieder, Haut, Fell.
Fledermaus, Entstehung der Flügel 4; weigert sich, Zaunkönig Feder zu geben, darf nur nachts fliegen 94. 267. 270; am Feuer versengt 99; nimmt Flügel der Ratte 131; Entstehung 267. 268; Verwandlung in F. 407. 525. 527; erhält Körperteile 488; versengt 503; grinst 503; verliert Federn 503.
Fliege, warum kahl 11; warum geschwollene Augen 19; eifersüchtig auf feuerholende, windweckende Spinne, Feindschaft 109. 349; weckt Tod, darf von allem essen 109. 110. 507; Entstehung 153. 154. 164. 170. 171; Stadt- und Bergfliege wechseln Wohnort 216; Seelenvogel 477.
Fliegenschnäpper beim Feuerholen, Feindschaft zwischen ihm und Krähe 109; Verwandlung in F. 441.
Floh, warum bucklig 19; Wohnortswechsel 216; Gangart 223; Verwandlung in F. 469. 470.
Flucht, Gegenstände zurückgeworfen 159 ff.
Flugart des Raben 72; des Strandläufers 146; eines kleinen Wasservogels 224 f.; des Nashornvogels 231; der Taube 231; des Grünspechts 521; des Rának 523.
Flugvermögen, mangelndes, des Hahns 230; Huhns 231. 512; Kasuar 230. 231; Perlhuhns 231; Zaunkönigs 433; Blaufuß 441.
Flunder, warum schiefes Maul 24. 25. 189; des flachen Bauchs 35; warum häßlich 179.
Flut 6. 28. 44. 51. 70. 71; und Ebbe 106.
Flüsse, Entstehung 78. 116; warum sie von den Bergen kommen 78; vgl. Wolga, Wasusa.
Flußgraben s. Wassergraben.
Flußlauf, Ursprung der Windungen 98. 315—317.
Flußotter s. auch Otter.
Flußübergang 181.
Forellen, Wohnort 209. 217; warum so viel Gräten 507. 510.
Freundschaft zwischen Rabe und Mink 359; Prärieхund und Eule 354; Eule und Fledermaus 355.
Frosch, wird verkleinert 6; warum gebrochner Hals, Buckel 41. 42; rote Augen 60; schießt „Froschpfeil" ins Renntierherz 74; weißer Streifen ums Maul 89; holt Feuer 103. 506; warum ohne Schwanz 103; verliert Schwanz an Eichhörnchen 135; Entstehung 156. 162; warum unverständlich 232; stumm nach Jacobi 261; Verwandlung in 263. 466; Ursprung der Flecken, warum er ins Wasser taucht 318; Feindschaft mit Schlange 349. 351; Ruferklärung 374; Herr der Erde 511.

Fuchs, verlängerter Schwanz 3. 6; Körper, Kopf 6; verkürzt Wildkatze 6; von Bär geprellt 22; bei Haustieren im Wald 23; beißt Hasen Schwanz ab 48; beschimpft Kröte 60; bemalt Otter, warum rot 64. 89; schwarze Füße 66; überlistet Lappen 74; verkauft Affenhirn für Honig 74 f.; tut Unrat statt Wein in Schläuche 75; hat Augen der Espe 129; weiße Schwanzspitze 129; verliert im Wettwachen 148; besiegt Götter im Wettstreit 150; tötet Hexe 162; warum er stiehlt 183; erhält Schlauheit 190; Ursache der Kniescheibe des Menschen 190; Hausbau des F. 203; prellt Otter und Affe 219; prellt Kaninchen 223; frißt fliehenden Pfannkuchen 272 ff.; Nahrung des F. 308; Feindschaft mit Hund 311; bezeichnet Flußlauf 316; Feindschaft mit Hase 328; von Pavian geprellt 333; Seelentier 481; macht sich Eisaugen 500.
—, fliegender, nimmt Flügel der Ratte 131.
Füße s. Beine.

Gabelweihe, warum sie Küchlein raubt 290; beim Wassergraben, Ruferklärung 312—314. 319—321.
Gabenverteilung 21. 115. 125. 129. 146 f. Kap. VII, 264. 265. 293. 310. 371. 517 ff.
Galle, Reh ohne 126.
Gang des Krebses 16. 179—182. 220. 221. 518; der Schnecke 85; des Ochsen 144. 514; des Kalchuniya 147; der Tarantel 167; des Chamäleon 222; der Kröte 222; des Flohes 223; des Affen 223; der Hyäne 223; der wilden Gänse 224; der Raupen 255; des Hasen 286; des Pferdes 514.
Gans, bei den laufenden Tieren 19; Schreierklärung 89 f.; brauner Fleck unter Schnabel 90; warum wilde G. hinkt 223 f.; Hals der G. 289; Gestalt der Augen 504.
Gänseschopf, Ursprung 18.
Gefieder (s. auch Schopf) von Adler 502; Amsel 72. 390. 501; Bentevi 90; coq de pagode 65; Dohle 78; Drossel 76; Eichelhäher 140; Eisvogel 19; Elster 16. 63. 124; Eule 65. 501; Falken 65; Fledermaus 4. 99. 131. 267; Gans 90; gertuk 69; Gĕ'tchī Kànānā 63; Gimpel 63. 431; Häher 86; Hahn 134; hihi 86; Jahrvogel 133; Kanarienvogel 65; Kang 135 Kaka 70; Kaka-riki 70; Kasuar 230; Kau 130. 133; klo'-kĭn 503; Krähe 59. 60. 65 f. 102. 498. 502; Kranich 528; Kuckuck 139. 177; Mallip 130; Munga 135; Papagei 185; Perlhuhn 68; Pfau 130. 133. 134. 373; Pirol 317; Prachtdrossel 130. 133. 134; pukeko 70; Rabe 59. 63. 65. 72. 77. 78. 316. 373; Rauchschwalbe 64; Rebhuhn 75. 76; Reiher 82; Rotkehlchen 94—96. 105. 108; Schellente 434; Schneehuhn 386; Schwalbe 58. 75. 101. 102. 414 ff.; Seemöve 77; Seriema 145; Specht 70. 89. 177. 519; Sperling 75; Star 108; Stieglitz 184. 185; Storch 59. 286. 314; Taube 70. 371; Trompetervogel 82; Truthahn 70 f.; Wachtel 176; Waldhuhn 124; Wiedehopf 139 f.
Gehör fehlt dem Leguan 231 f.
Geier, warum kahl am Hals 14; als Bote 25. 351; besitzt Sonne 119 f.; beim Wassergraben, Ruferklärung 314; Verwandlung in G. 431; Seelentier 480.
Gemse, Verwandlung 460.
Georg, hl. 169. 299 ff. 495 f.
Geruch des Bockes 233; Stinktieres 234; Nerz 234.
Gertuk (Vogel), Ursprung des roten Brustflecks 69.
Gesang der Vögel 62. 124. 357—366. 137.
Geschmack einer Muschelart 90.
Geser-Chan läßt Bienen entstehen 157.
Gĕ'tchī Kánānā, warum roter Fleck 63.
Getreide durch den Hund für den Menschen gerettet 73; warum ohne Honig 308.
Geweih s. Hörner.
Gewitter, Erklärung 509.
Gietvogel beim Wassergraben 313; Ruferklärung 313. 320. 321.
Gimpel, warum rote Streifen 63; Verwandlung 431.
Gkion, Ruferklärung 381.
Glöckner, Seelenvogel 480.
Glooscap verkleinert Eichhörnchen 2.
gnida, s. Laus.
Göosvogel, s. Gietvogel.
Goldammer lehrt Nestbau 195; Ruferklärung 361; Macht über Feuer 505.
Goldkäfer, Verwandl. in, 469.
Gott verkleinert Haselhuhn 2; schafft Schwein 24; Pferd 35; straft Stör 16; Blindschleiche 20; Butte 25; Ameise (belohnt Spinne) 37. 38. 39. 40. 492; Spinne 40; Kröte 41; Frosch 41; Wolf 44; Raben 59; Huhn 231; Wespe 250; Hecht 491; belohnt Biene 189. 214. 250; setzt Pferd Augen richtig 45; wirft Taucher Beine nach 46; schlichtet Streit zw. Ameise u. Ochs 47; Taube u. Huhn 129; schont Fisch Zeus faber 55; verwandelt Mensch in Stachelschwein 131; straft Faulen 15; bei der Gabenverteilung s. d., bei der Namengebung 186; lehrt Nestbau 196 f.; verwandelt Neugierigen in Storch 284 f.; weist Wolf Nahrung an 295 ff.; der Katze 502; verbietet Bienen den roten Klee 306 ff.; beim Wassergraben, Weggraben der Tiere 312—323; lehrt Vögel singen 357. 358. 365; gibt Hahn keinen Hirten

372; verwandelt Menschen in Kuckuck 378. 379. 380; straft Sonntagsschändung des Spechts 434; verwandelt Maulwurf 455; stellt Kuheuter zum Trocknen auf 502; macht Hirschfüße grau 504; straft Hochmut (Fischer und seine Frau) 405 f. 526; läßt Ungeziefer entstehen 517.
Grashalm, unzufriedener 337.
Grashüpfer, verkleinert, warum Tabak spuckend 243; als Arzt 346.
Grasmücke, Ruferklärung 358. 364.
Gräten des Herings 7; des Hechts 45. 491. 518; der Forelle 507. 510; der Fische 510.
Grille, warum sie nachts ruft 265; Ruferklärung 390. 391; Verwandlung in G. 390. 391. 470; Seelentier 486.
Grünfink, Ruferklärung 369. 370.
Grünspecht (s. a. Specht) beim Wassergraben, Ruferklärung 322; Flugart 521.
Gumpokkäfer gewinnt Wette mit Bär 143.

Haar wird zu Stoßzähnen 114.
Habicht beim Ballspiel 4; will Raub des Feuers verhindern 108; Suchmotiv 291; beim Wassergraben 314; Feindschaft mit Huhn 343—347.
Häher, warum verschiedenfarbiges Gefieder 86; s. auch Eichelhäher; Bote Sitas 261; Ruferklärung 370.
Hahn, Ruferklärung 131. 149. 371. 372; hat Federn des Pfaus 134; Wettkampf 149f.; Wohnort 149f.; Entstehung 158; prellt Tiger 213; mangelnder Flug 230; Suchmotiv 293; verliert Krone an König 512; besiegt Elefant 520.
Haifisch, Ursprung der Erhöhung am Kopf 91; Verwandlung in H. 464; Seelenfisch 486.
Haifischart chiloscyllium, zeigt Spuren eines Speerwurfs 35.
Hals, ungepanzerter, der Schildkröte 10; des Geiers kahl 14; der Lumme 17; des Kamels 35; des Frosches 41; des Jahrvogels 133; der Gänse 289; des Wildschweines 488.
Halsschnur, wird zu weißem Ring 17.
hanuq, O'meatl rückt ihm Augen zusammen 3.
Häring von Butt (Flunder) verspottet 24.
Harpune wird zu Schnabel 27.
Harz, Entstehung 169.
Hase öffnet Sack mit Mücken 22; als Bote des Mondes 22; überlistet Wolf beim Wetten 23, Tiere im Wald 23; gespaltene Lippe 22. 23. 286. 492; kurzer Schwanz 47. 48. 49. 185; warum schwarzes Ohr 48. 49. 72. 76; grauer Sommerpelz 48. 49; überlistet Bären 50 f.; verursacht eingeschrumpfte Haut des Alligators 58, Streifen des Tigers 58; weißer Schwanz 69; Feindschaft mit Hund 129. 513; behaarte Sohle 129. 513; nimmt lange Ohren des Wiesels 140; verrät sich durch Lied 140; Wohnort des H. 189 212; Säugezeit 190; zu schlau 190; warum er mit offenen Augen schläft 234f.; will sich ertränken 286; öffnet Sack 286 ff.; bezeichnet Flußlauf 315—317; wettet mit Winter 491 f.; Verwandlung in H. 464.
Haselhuhn, verkleinert 2; Entstehung 158; Ruferklärung 363.
Haubenlerche, Ursprung d. Schopfes 18 f.
Hausbau des Hundes 203; Fuchses 203; Iltis 203; der Menschen, Hund hilft 203f.
Hausmaus prellt Feldmaus 215.
Haustiere im Walde 23.
Haut des Alligators 10. 58; des Butt 25; des Haifischs 35; der Kröte 54: des Ochsenfroschs 57. 63; der Heilbut e 67; des Hechts 75; der Aalraupe 75; des Brassen 87: des avini 91; des api (Fisch) 91; des pavro 91; der Schlange 104; der Natter 104; der Wasserspinne 104; des Tintenfischs 342; der Grille 470; der Boa 501; der Fische 518; vgl. Fell.
Häuten der Heuschrecke 32 f.
Hautlappen des Truthahns 17. 28.
Hecht, Urspr. des Grätenkreuzes 45. 491. 518; beschimpft Rotauge 61; warum dunkelfarbig 75.
Heidreck 54.
Heilbutte, warum schwarz 67; hilfreich 90; im Kampf mit dem Wind 105.
Hering, Ursprung der Gräten 7; warum rote Augen 44; Verwandlung in H. 476.
Hermelin, warum schwarze Schwanzspitze 74. 84; schießt „Hermelinpfeil" in Renntierkehle 74.
Hervarar Saga 54.
Heuschrecke, warum sie sich häutet 32 f.; verliert Wette mit Wolf 142; Entstehung 171. 250; Feindschaft mit Star 349; Seelentier 486.
hihi weigert sich Wasser zu holen, warum verbrannte Federn 86.
Himmelsrot durch Seeschwalben verursacht 87.
Hinterläufe, schiefe, des Hasen 23.
Hirsch, beim Ballspiel 4; Ursprung eines Beinknochens 15; Wettlauf und Wettbeißen mit Kaninchen, Ursprung des Geweihes 31 f. 136; warum stumpfe Zähne 31f.; weiße Flecken 87 f.; beim Feuerholen 99. 100. 101. 508; trägt Geweih d. Hundes 131; behält Hörner des Kamels 136; wirft Geweih ab 136; warum Wölfe seinen Magen nicht fressen 249; Verwandlung in H. 443. 446. 463; Farbe der Füße 504.
Hirten, verwandelte, 392ff.; Hirtenbüb

chen, Ruferklärung 398; Verwandlung in H. 398.
Holz erhält Feuer 103.
Holzbock verliert After an Nachtigall 139.
Holztaube, warum grüne Augen 61; s. Taube.
Hörner des Hirsches 30. 131. 136; des Rehbocks 30. 32; der Antilope 30; des Büffels 30; des Ochsen 125.
Horneule beim Feuerholen, Ursprung der weißen Augenringe 104.
Hornhecht, Ursprung des langen Oberkiefers 44.
Hornissen, Entstehung 170.
Hornkäfer, warum gelbe Stirn 89.
Hornvogel, Verwandlung in, 397. 401; Ruferklärung 401.
Huf, gespaltener, der Kuh, des Ochsen 47.
Huhn, Zahl der Eier 127—129. 512. 513; Wohnort 214. 512; mangelnder Flug 231. 512; warum es sich mausert 263; Suchmotiv 290. 292; Feindschaft mit Katze 329; mit Habicht 343—347; mit Käfer 347; mit Falke 348; warum furchtsam 512. S. auch Hahn.
Huhn, wildes, Feindschaft mit Schakal 341.
Hühnerweihe, Feindschaft mit Schakal 340.
Hummer, Ursprung der Feindschaft zwischen H. und Meeraal 27 f.
Hüntaube, s. Taube.
Hund, beißt Hasenschwanz ab 48; jagt Hasen 58; entkommt aus der Höhle am Schwanz des letzten Büffels 67; holt Kuheuter aus Feuer, verbrennt Schnauze 72. 73. 502; rettet Getreide für Menschen 73 Anm.; warum schwarzes Maul 87; beim Feuerholen 103. 108; warum Feindschaft zwischen H. und anderen Tieren 108; frißt Pflaume, meidet Pilz 124; frißt Traube 124 f.; friert im Winter, zürnt Hasen, hat nackte Sohle 129. 502. 513; früher gehörnt 131; warum er Bein hebt 183; Wohnort 203. 204. 205. 374; warum er am Ufer hin und herläuft 222; warum stumm 232; Haustier 249; warum er die Pfote hebt beim Urinieren 261. 262; Nahrung 311; Feindschaft mit Fuchs 311, Hasen 324, Eidechse 325, Krokodil 327, Leopard 327, Kaninchen 327; warum nackte Sohle 324; Verwandlung in H. 446.
Hund, fliegender, hat Flügel der Ratte behalten 131.
Hyäne hackt Schildkröte Schwanz ab 52 f.; Wohnort 204. 205; warum sie hinkt 223; Feindschaft mit Esel 337; mit Schakal 338; mit Wiesel 338; mit Löwe 338; mit Leopard 338.
Jagdleopard lernt Klettern v. Katze 228.
Jahreszeiten, Verhalten der Tiere in den: Kuckuck 14. 133. 259. 260. 294. 377 ff. 522; Bär 257. 319; Drillelster 257; Schwalbe 258. 370. 386; Nebelkrähe 258; Frosch 260; Nachtigall 261; alle Vögel 261; Sperling 261; Bachstelze 261; Häher 261. 370; Rának 523.
Jahrvogel, warum weiße Halskette 133.
Jaguar aus Korb entstanden 62; Ursprung der Flecken 62; Schädel wird Schildkrötenschale 9.
Ictinike straft den Bussard 12.
Jesus, s. Christus.
Igel hilft Kalewi durch Zuruf, erhält Stachelkleid 8 f. 489; gewinnt Wette mit Wolf 489; Ratgeber 489.
Iguana, Wettlauf mit Krokodil, warum gegabelte Zunge 28.
Iltis, nach der Flut ausgesandt, Ursprung der schwarzen Füße 71; Höhle des I. 203.
Ina, Tättowierung 91.
Inambu, Ursprung 62.
Imbulu Man, Entstehung 86.
Insekten, Entstehung 152—175. 287 ff. warum sie ins Licht fliegen 246; ihre Arbeitsteilung 264.
Itso, Verwandlung in, 381.
Jumal straft Schlange 20.
Jungfern, alte, Seelenvögel 485 f.

Kabeljau, Verwandlung in, 476.
Käfer, Entstehung 158; Feindschaft mit Huhn 347: s. auch Gumpokkäfer.
Kahn, wird zu Entenleib 62.
Kahlheit von Schwein 10. 491; Fliege 11; Bussard 11 f.; Krähe 13; Rabe 13; Elster 14; Geier 14; Truthahngeier 14.
Kaka (nestor productus) und kakāriki (kleiner grüner Papagei), warum rote Flecken 70.
Kakadu, Entstehung des, 91; Verwandlung in K. 404.
Kalchuniya (Vogel) Gangart 147; verliert im Wettwachen 147.
Kalewi poeg 8 f.; 488 f.
Kame und Keri stehlen Sonne 119; in der Schöpfungsgeschichte 126.
Kamel, Erschaffung 35; Ursprung des gebogenen Halses 35; warum es sich umsieht 136. 150; verliert Hörner an Hirsch 139; verliert Wettstreit mit Maus 150; warum es Asche durchsucht 150.
Kamm wird zu Stacheln 131.
Kanarienvogel, warum gelb 65.
Kandetta, s. Hornvogel.
Kang behält Kleid des Munga 35.
Känguruh beim Feuerholen 108; warum kurze Vorderbeine 10.
Kaninchen, rächt sich am Bussard 11;

Ursprung der gespaltenen Lippe 22. 168; Wettlaufen und Wettbeißen mit Hirsch, warum es Sträucher benagt 31 f.; betrügt Hyäne um Eier 52 f.; warum fette Hinterbeine und Rückenstreifen 58; will Krähe fangen 66; beim Feuerholen 97; löst Sonnenschlinge, wird versengt 121; wettet mit Elefanten und Kaninchen 208; überlistet Otter 209; von Fuchs geprellt 223; warum es sein Fell frißt 241 f.; Feindschaft mit Hund 327. Vgl. auch Hase.
Karibu (Renntierart) erhält Geweih 126; warum Kopf flach 488.
Kasuar, mangelnder Flug 230.
Karpfen, Suchmotiv 293.
Kater von Spatz überlistet 237.
Katze bei den laufenden Tieren 19; Haustiere im Wald 23; verbrennt Kuheuter 72; bekommt verbrannte Pfoten und rundes Maul 72; frißt Pilze, Fische 124 f.; früher gehörnt 125; von Spinne verleumdet, Stimmdeutung 145; Verwandlung 172. 173—175. 446; Wohnort 203; lehrt Leopard, Tiger klettern 228; warum sie nicht auf den Rücken fällt 229; erst essen, dann Toilette 237. 238; warum sie sich nach dem Essen schüttelt 238; warum sie Losung verstreut 262; Nahrung 311; Feindschaft mit Maus 328; mit Huhn 329; mit Spinne 331; mit Hase 331; mit Tiger 333; krumme Krallen, krumme Pfoten, Nahrung, will Kuheuter verderben 502; schuldet Bregel Korn 514; Entstehung 516 f.
Kau trägt Kleid des Mallip 130.
Kaulbarsch, warum krummer Rücken 45; Wels fürchtet, in K. verwandelt zu werden 210.
Kaulkopf, warum Schwanz dünn, Kopf dick 487.
Kauz, Verwandlung in, 383.
Kehle, ausgedehnte, des Brüllaffen 7; des Spatzenmännchens 75; des Wolfes 296.
Keremet, durch Schoitan getötet 156.
Keri gibt dem Reh Geweih und dem Bakairi die Mandioka 32; er u. Kame stehlen die Sonne 119; in der Schöpfungsgeschichte 125; Wettlauf mit Seriema 145.
Kiebitz, Schopf 119; Ruferklärung 376. 383. 401; Verwandlung in 383. 401; versengt 383; Seelenvogel 485 f.
Kippkäfer, warum Kopf im Sand 227.
Klapperschlangen wollen Näpi helfen 27; Verwandlung in K. 239 f. 467. 528; Ursprung der Klapper 241; bemalt 500.
Klee verliert Wette mit Ameise 143; den Bienen verboten 306 ff.
Kleidernähen für Eule 65, Raben 65, Krähe 65 f.; großen Eistaucher 65 f.; Kasuar und Nashornvogel 231; Krebs verspricht es Krähe 372.
Kleidungsstücke in Walroß und Karibu verwandelt 126.
Kleinerwerden, s. verkleinern.
Klippdachs, warum ohne Schwanz 184.
Kniescheibe des Menschen 190.
Knochen, zerbrochene, der Schnecke 85.
Kohlmeise, Suchmotiv 293; Verwandlung in, 439.
Kolibri versucht Sonne aufzuhängen 122; Schuldner des Leoparden 130; Verwandlung in 442.
Kokako, Ausdehnung der Füße 86. 488.
Koko·o·o, Verwandlung in, 384.
Kokosnuß, Entstehung aus Yuehs Haupt 129.
Königsfischer im Kampf mit dem Wind 105.
Königsgeier besitzt Sonne 119.
Königswahl 271.
Kopf von Bussard 11 ff.; Krähe 13; Rabe 13; Elster 13; Truthahngeier 13; Ochsenfrosch 63; Specht 89; Einhornfisch 90; Bentevi 90; Haifisch 91; wird Kokosnuß 129; Kopflosigkeit des Skorpions 183; von Tintenfisch 342; Mistkäfer 376; Gimpel 431; Kaulkopf 487; Karibu 488; Fledermaus 488; Mink 501; Taschenkrebs 519. 520.
Korawakâ, warum es klagt 289.
Korb wird zu Jaguar 62.
Kormoran, warum ohne Zunge 28. 29. 77. 147 f. 232 f.; Ruferklärung 28; auf der Fahrt nach den Winden 105; verliert im Wettwachen 147 f.
Kornwürmer, Wohnort 215.
K·'ö'toq (Vogel), warum rote Augen 61.
Krabbe reißt den Schwanz der Wachtel ab 54; kämpft zusammen mit Krebs 220 f.
Krähe, warum kahl im 7. Monat 13; warum schwarz 59. 65. 65 f. 71. 102. 369. 502; warum grau 60. 498; warum fleckig 65; nach der Flut ausgesandt 71; merkt Raub des Feuers 108; eifersüchtig auf Feuerholer, Feindschaft mit Fliegenschnäpper 109; hängt Sonne auf 122; tauscht Stimme mit Donnervogel 126; Ruferklärung 126. 257. 357. 369. 371. 372; Zahl der Eier 127; verliert Wette mit Drongo 142; beim Lernen der Gangart 192; lehrt Nestbau 197; warum stumm 233; prellt Drillelster 257 f.; Nahrung 308; beim Wassergraben 320; Feindschaft mit Präriehund 341; mit Drongo 348; Seelenvogel 479.
Kranich, warum grau 90. 528; warum Schnabel spitz 90. 527; warum er im Herbst schreit 239; Ruferklärung 239. 361; Verwandlung in K. 445; Lanze als Schnabel 527.

Krankheiten, s. Rheumatismus, Menstruation.
Krebs, Schnur im Schwanz 16; geht rückwärts 16; bei den laufenden Tieren 19; kneift Hase, daß Lippe spaltet 22f.; 286; holt Erde beim Tauchen 71; Sonne versengt ihm Schale 122; Augen hinten 179—181. 315—318. 518; Gangart 221. 518; läßt Ungeziefer aus Sack 286; Wohnort 286. 518; Verwandlung in 472.
Kreuz in den Gräten des Hechts 45.
Krishna schont den Wassergeist 55.
Kritjauwai fordert Zahlung von Schildkröte, Ruferklärung 130.
Krokodil, Wettlauf mit Iguana 28; warum kleine Zunge 28; überlistet Schildkröte 133; Nahrung 309; Feindschaft mit Hund 327; von Schakal geprellt 349; Seelentier 486.
Kronschnepfe beim Wassergraben 316.
Kröte, gebrochenes Rückgrat 41, 494; Füße 41; warum braun 54; ohne Schwanz 54. 125; unter der Erde lebend 54; rote Augen 60; tauscht Augen mit Lerche 138; Wohnort 217; Gangart 222; still beim Nahen des Storches 235; Wohnort, Wettstreit mit Ratte 247 f.; frißt fliehenden Pfannkuchen 278 f.; Ruferklärung 387; Verwandlung in K. 387. 466. 473; Nest, Brüten 426f.; Seelentier 486; warum stumm 521.
Kuckuck, Bote des Burchan-bakši 14; Verhalten in Jahreszeiten 14. 133. 259. 260. 294. 377. 522; Ursprung aus Pfeife und Tabaksbeutel 17; von schlechter Vorbedeutung 18; Verwandlung in K. 18. 88. 376—380. 381. 397. 406. 414. 426—428. 473. 524. 526; warum e. roter und e. gelber Fuß 88. 526; weigert sich, Zaunkönig Feder zu geben 94; Ruferklärung 95. 139. 149. 188. 293. 294. 362. 375—381. 396—397. 514; warum mager 133; verliert Schopf an Wiedehopf 139; verliert Kleid an Eichelhäher 140; Wettwachen 149; warum Eier in fremde Nester 177; ruft seinen Namen 188; beim Nestbau 195. 200; Anzahl 217; rote Augen 259; Haltung beim Singen 259; Suchmotiv 294; Gläubiger des Wiedehopfs 514.
Kuckucksbrot, Oxalis acetosella, Entstehung 378.
Kuh sprenkelt Perlhühner 68; als Wettpreis der Vögel 149; Eigentum der Taube 196—202. 397; der Hyäne 338; von Wiedehopf, Kuckuck und Taube 396. 397; Wette mit Pferd 514; Ursprung der graublauen K. 86; der ungehörnten 86; Euter 72. 332. 338. 502; gespaltener Huf 47; s. auch Ochse.
Lachmöve, s. Möve.
Lachtaube, s. Taube.
Lachs, von O'meátl getötet 76; warum häufig im Fluß 112; fehlt in Clonmany 217; Hüpfen und Entstehung 222; Verwandlung in L. 466. 476.
Lanze wird zu Schnabel 527.
Lappen, roter des Truthahns 17, 28.
Laufende Tiere 19.
Laus auf der Zunge 153; Nahrung der L. 182; Entstehung 216. 517; Verwandlung in L. 470.
Lebensgewohnheiten (s. a. Suchmotiv, Gangart, Flug, Nestbau, Nahrung, Wohnort, Feindschaft) flgd. Tiere:
Affe 229. 263. 488.
Ameise 468. 470.
Anemone 319.
Bachstelze 102. 139. 176. 226. 261.
Bär 252. 257. 319. 472.
Bärin 143.
Biene 214. 250. 467 f.
Bienenfresser 322.
Blaufuß 441.
Blindschleiche 136 f. 138.
Boa 501.
Chamäleon 505.
Delphin 226.
Dohle 313.
Drillelster 257.
Eichelhäher 140.
Eichhörnchen 208. 237.
Elefant 226. 262. 339.
Elster 127.
Ente 430.
Esel 178
Eselin 190.
Eule 94. 95. 131. 270. 271. 524. 526.
Fische 518.
Fledermaus 94. 267. 268. 270.
Fliege 109. 110. 227.
Floh 469. 470.
Frosch 260. 263. 318.
Fuchs, fliegender, 183.
Geier 314.
Gietvogel 320. 321.
Gimpel 431.
Grille 265.
Grünspecht 266.
Habicht 314.
Häher 261.
Hase 318.
Häsin 190
Hirsch 136. 443.
Huhn 127—129. 261. 263. 512.
Hund 124. 183. 261. 262.
Insekten 152—175. 246.
Kamel 136.
Katze 124. 145. 229. 237. 238. 262.
Käuzchen 96.

Kippkäfer 227.
Klapperschlange 241. 243. 528.
Kohlmeise 440.
Kolibri 442.
Krähe 124. 320. 321.
Kranich 239.
Krebs 518.
Kronschnepfe 316.
Kröte 54. 235. 248.
Kuckuck 133. 177. 259. 260.
Lachs 222.
Laus 182.
Lerche 389.
Leopard 228.
Maulwurf 265. 269. 455. 527.
Maulwurfsgrille 469.
Maus 256.
Milan (Weihe) 312—314. 319—321.
Mistkäfer 469.
Moskito 253. 521.
Möve 124.
Mücke 182. 286. 521.
Nachtigall 137. 139. 244. 261.
Nachtschwalbe 316.
Nebelkrähe 258.
Ochse 144.
Opossum 236. 237.
Papagei 184.
Panther 271.
Patkēma 265.
Pētuel (Schlange) 467.
Pfau 135.
Pfauhenne 134.
Pferd 144.
Pirol 315—318. 389.
Präriewolf 256. 522.
Rabe 143 f. 314. 316. 322.
Ratte 248.
Regenpfeifer 315.
Rhinozeros 262.
Ritterwanze 469.
Rotkehlchen 440.
Schildkröte 133. 473.
Schlange 104.
Schnecke 472.
Schwalbe 258. 267. 318.
Schwimmvögel 318.
Spatz 238. 370.
Specht 177. 265.
Spinne 37. 38. 118. 263 f. 265. 467 f. 492. 493.
Stör 465.
Storch 265. 314.
Stute 190.
Taschenkrebs 220.
Taucher 225.
Taube 124. 127—129. 429. 430.
Tarantel 167.
Tiere, alle 522.
Trutbahn 124.
Tümmler 528.
Ungeziefer 152—175.
Vielfraß 256.
Vögel 183. 246. 261.
Wasserflorfliege 521.
Wasservögel 224.
Weihe, s. Milan.
Wespe 250. 468.
Wiedehopf 176. 399.
Wiesel 235.
Wildschwein 488.
Wolf 247. 249. 490.
Wolfsbarsch 238.
Zaunkönig 439.
Zikade 468.

Leguan, s. Iguana; warum taub 231.
Leib von Fliege 11; Spinne 36; Ameise 36—40. 47. 143 f. 492; Biber 71; Zecke, Nachtigall 138 f.; berstender des Unholds 164 ff.
Leiter aus Federn, Büffelhörnern 30, aus Sonnenstrahlen 89 f. Vgl. Pfeilkette.
Leopard, warum gesprenkelt 69; Gläubiger des Kolibri, warum er Antilope verfolgt 130. 334; Wohnort 205; Feindschaft mit Ziege 207. 331. 335; mit Hyäne 338; mit Hund 327. Vgl. Jagdleopard.
Lerche beim Feuerholen 95; tauscht Augen mit Kröte 138; entscheidet Streit zwischen Wiedehopf und Kuckuck 139; lehrt Nestbau 200; Ruferklärung 359. 360. 368. 387—389. 393; Verwandlung in L. 387 ff. 394. Vgl. Haubenlerche.
Leuchtkäfer von Affen gefürchtet 245.
Libelle, freundlich zur Kröte 60.
Lied des Hasen als Verräter 140. 211. 339.
Lippe des Hasen gespalten 22. 23; Kaninchen gespalten 22. 168; des Wolfes 296.
Löffel wird zu Schwanz 15. 177.
Lota, Seelenvogel 486.
Löwe besiegt Wolf im Wettstreit 42; von Perlhühnern und Kuh getötet 68; Ameise im Ohr 215; Wohnort 216; kann nicht mehr fliegen 253; als Schiedsrichter 333. 338; Feindschaft mit Hyäne 338; mit Wolf 339.
Luchs, plattköpfig 6; dünnbäuchig 6; scharfäugig 21 Anm.; warum platte Schnauze 24.
Lumme, weißer Ring um Hals 17; Verwandlung in L. 17; vom Raben getötet 29.
Lumpfisch, Verwandlung in, 464.

Machandelboom, Parallelen 407.
Mähne des Pferdes 35.
Makrele mit Wolfsbarsch auf Wanderung 238.
Mallip stiehlt Kleid des Kau 130; Kopf schwarzgefleckt 130.
Manabozho 237.
Mandioka wird den Bakairi gegeben 38.

Marder, Feindschaft mit Eichhörnchen 339.
Marienkäfer, Bote Gottes 368; Verwandlung in 469. 470.
Masimasi, Seelenvogel 482.
Maui 70. 488.
Maul des Präriewolfs 3. 79. 492; des Störs 16; des Trepang 24; der Flunder 24. 25. 189; des Affen 62; des Hundes 87. 502; des Frosches 89; des Wolfes 298.
Maulesel, warum unfruchtbar 263.
Maulwurf will in den Himmel gelangen 85; kleiner Schwanz, blind 125. 265; warum er gräbt 265; warum unter der Erde 269. 323; Suchmotiv 293. 294; warum schwarz, beim Wassergraben 316; beim Wegegraben 323; Verwandlung in M. 455 f. 527; warum blind 499.
Maulwurfsgrille 469.
Maus von Eulenspiegel geschoren 11; bringt die Tiere ins Laufen, erhält geschwollene Augen 19; geschwärzt 74; schießt den „Mäusepfeil" in Renntierhuf 74; beim Feuerholen 103; beim Sonnenholen 121; besiegt Kamel im Wettstreit 150; u. Elch 151; Verwandlung in M. 172 bis 175; warum Dieb 257; Feindschaft mit Katze 327; mit Eule 342; verleiht Augen 499; Entstehung 516 f.
Mäusebussard beim Wassergraben, Ruferklärung 315.
Medizin, Ursprung 255.
Meeraal, Feindschaft mit Hummer 27; warum stumm 28.
Meerkatze als Arzt 53.
Meerschwein, Verwandlung in, 457.
Meise, warum kurze Zunge 28; kauft Taube 357; Ruferklärung 363.
Menschen, vom Raben und Schöpfer geschaffen 113; Keri und Kame werden zu ersten Menschen 126; erhalten Kniescheibe 190; warum sie von Schlangen träumen 254; Kinder können nicht gleich laufen 256; Stimme 359; Entstehung 453.
Menstruation 255.
Messer wird zu Knochen 15. 443; zu Schwanz 463; im Fuß des Hirsches 443.
Michael, Erzengel 285.
Milan, s. Weihe, Gabelweihe.
Milchstraße, Tapir in der, 119; trennt Liebende 13 f.
Mink, Entstehung 84; Verwandl. in M. 84; holt Feuerbohrer 110 f.; Feindschaft mit Rabe 352; weißgefleckt 500; vgl. Nerz.
Misteldrossel lehrt Nestbau 197; Ruferklärung 198. 302.
Mistkäfer beschimpft Kröte 60; Ruferklärung 376; Verwandlung in M. 469.
Monâl gewinnt im Wettwachen 147.
Mond schickt Botschaft durch Hasen 22; wird gestohlen 114. 116 = Tochter Skall-lal-a-tosts 118.
Moorschnepfe, s. Schnepfe.
Morasthuhn, Ruferklärung 363.
Moschusratte, warum langer Schwanz 51.
Moschustier im Besitz von Wasser 82; durchschaut List der Spinne 213.
Moses 232.
Moskitos, Entstehung 154. 158—164. 515; warum sie stechen 253; Suchmotiv 288; Verwandlung in 288; Beine 521; Verhalten beim Stechen 521; Nahrung 523.
Möve und Kuni'qua spielen Reif 61; rettet Raben 77 f.; auf der Fahrt nach den Winden 105; bewahrt Tageslicht 119; baut Nest auf Boden 124; Nahrung der M. 310; Ruferklärung 390; Verwandlung in M. 444; heiratet und täuscht Bibers Tochter 465.
Mücke, warum Saft als Nahrung 19. 182; tanzt in der Luft 22; Entstehung 153. 154. 164. 286 ff. 517; kostet Blut, wird stumm 214 f.; warum sie Rauch fürchtet 246; wann sie fliegt 246. 270; Verhalten beim Stechen 521.
Munga verliert Kleid an Vogel Kang, klagt 135.
Munjole lügt dem Leguan vor 231.
Munua, Seelenvogel 482.
Münze, im Maul des Vogels pyararhi 373; des Mistkäfers 376.
Murmeltier, warum kurzer Schwanz 52; Verwandlung in 457 f.; Nahrung 458 f.
Muscheln, warum schwarz 85; nach Tabak schmeckend 90.

Nacht, Entstehung 62; warum lang im Winter 118.
Nachteule, Verwandlung in, 342. 524.
Nachttiere 271.
Nachtigall behält Augen der Blindschleiche 136; Ruferklärung 136. 137. 139. 357—359. 364—368. 375. 386. 390—393. 399; schläft nicht 137. 139; warum nachts singend 137; behält Rumpf der Zecke 138 f.; behält After des Holzbocks 139; flieht Baumwollstaude 244; N. und Weinstock 366—368; Verwandlung in N. 386. 390. 393. 399. 400.
Nachtrabe, Seelenvogel 481.
Nachtschwalbe beim Wassergraben 316; Ruferklärung 358. 364; Seelenvogel 485.
Nadel im Rücken der Schildkröte 17; Huhn sucht 290; wird zu Beinknochen 385; wird Gräte 510 (vgl. Tannennadel).
Nahrung (s. a. Feindschaft) von Adler 432; Bär 143; Biene 306—308; Brahmanenweihe 290; Bremse 310; Bussard 11. 12; Elster 200; Falke 523; Fischreiher 288; Fuchs 308; Gabelweihe 290; Hund 311. 502; Katze

311. 502; Kohlmeise 293; Krähe 308; Krokodil 309; Laus 182; Maulwurf 457; Mensch 249; Moskito 523; Möve 310; Mücke 19. 182; Murmeltier 458 f.; Prärie-wolf 145; Rabe 309; Schlange 310; Specht 288; Storch 284 ff.; Tapir 310; Tiger 214. 309; Wiedehopf 176; Wolf 295—306. 495 ff.; Wurm 310; N. anderer Tiere 458; Hirsch, N. des Menschen 463.
Namengebung 86—189; durch flieg. Fuchs 183.
Nanabozhu 19.
Na'pi 5.
Nase des Rehs 79.
Natter von Eisvogel getötet 27; schießt „Natterpfeil" in Renntierafter 74; beim Feuerholen 104; warum schwarz 104.
Nebelkrähe gewinnt im Wettwachen 148; fliegt im Herbst fort 258; Ruferklärung 361.
Nerz, Entstehung (Verwandlung) 85; holt Feuerbohrer 112; Geruch des N. 234.
Nest von Schwalbe 5. 200. 415 ff.; Taube 124. 191—201; Wiedehopf 176; Wespe 189; Elster 191—201; Kuckuck 195. 200; Goldammer 195; Krähe 197; Misteldrossel 197; Storch 200. 430; Drossel 200; Zaunkönig 200; Lerche 200; Taucher 202; Sperling 202; Birkhuhn 203; Pirol 382; Amsel 390; Wiedehopf 406; Piri 520.
Netz der Spinne 37.
Nisse, s. Laus 265.
Niaula 355.
Niwal Daî 30.
Noah 14, bei der Namengebung 186 ff.; nach der Flut 202.

Oberkiefer, langer des Hornhechts 44.
Ochse, warum gehörnt, Zähne nur in einem Kiefer 125; wettet mit Pferd 144; Gangart 144. 227; warum er den Pflug ziehen muß 249; frißt fliehenden Pfannkuchen 275; Kampf m. Bremse 310; s. a. Kuh, Büffel.
Ochsenäuglein, Suchmotiv 294.
Ochsenfrosch, warum streifig 57. 63.
Odin 54.
Ohr des Hasen 48. 72. 76. 140; des Wiesels 140; des Esels 187. 188.
O'meatl rückt Fischaugen zusammen 3.
Onceros rhinoceros, Ruferklärung 403; Verwandlung 403.
Opossum statt Hase im Sack 68 f.; warum es grinst, wenn überrascht 235; wenn angefaßt 237; nackter Schwanz 235 f.
Otter hindert Sonne am Fischfang 10; beim Tauchen nach der Flut 51; bemalt Fuchs, warum braun 64; verhilft zum Feuererlangen 100; Wohnort 209; von Fuchs geprellt 219; von Kaninchen überlistet 241 f.; Verwandlung in O. 463. 465; verwandelt Menschen 463.

Panterkatze, Bruder des Stinktiers 233; Feindschaft mit Schildkröte 337; mit Antilope 337.
paoro (Fisch), warum fleckig 91.
Papagei erhält Eichelhähers Füße 134; warum er von allem das Beste ißt, warum bunt 185.
Pátkēma speichert Waren auf 265.
Pavian prellt Fuchs 333; Gangart 228.
Pelikan will in den Himmel gelangen 85; verliert Zunge im Wettwachen 148; gibt Fest 256.
Pelz wird zu Stacheln 8 ff.
Perlen werden Halsring des Eistauchers 71.
Perlhühner, warum gefleckt 68; mangelnder Flug 231.
Pētuel (Schlange), Verwandlung 465.
Pfannkuchen, laufender 272 ff.
Pfau nimmt Kleid der Prachtdrossel 130. 133. 134; verliert Füße an Rebhuhn, Flamingo, Hahn 134; Schnabel an Flamingo 134; schämt sich der Füße 135; Ruferklärung 373.
Pfauhenne hackt ihren Schwanz 134.
Pfeife wird zum Kuckuck 17.
Pfeile werden zu Stacheln 7.
Pfeilkette 84 f.; 506.
Pferd wirft Stein, daß Funken sprühen 42; Augenspuren am Hinterbein 45; Vorderbein 45; warum ohne Hörner 125; zwei Reihen Zähne 125. 136; gewinnt Wette mit Ochsen 144; Wette mit Kuh 514.
Pferdefliegen, s. Fliegen.
Pferdeleib wird zu Ungeziefer 170.
Pferdemähne 35.
Pferdeschwanz, Anklammern am 22.
Pfingstvogel, s. Pirol.
Pflanzensagen 6. 97. 98. 156. 169. 188. 230. 255. 263. 271. 306—308. 310. 319. 337. 378. 386. 474. 514.
Phocena, Seelenvogel 482. 499.
Piskies 35.
Piri, Nest des 520.
Pirol, Ruferklärung 315—318. 362. 369. 382. 391. 400; beim Wassergraben, schwarze Hosen 315—318; Verwandlung 382. 391. 398. 400.
Pitta coronata, s. Prachtdrossel.
Plinius 93.
Polanga, Feindschaft mit Cobra, warum Stumpfschwanz 350.
Prachtdrossel ruft nach verlorenem Kleid 130. 133. 134; Ruferklärung 384; Verwandlung in P. 484.
Präriehuhn prellt Präriewolf 498.
Präriehund, von Na'pi getötet 5; Feind-

schaft mit Krähen 341; Freundschaft mit Eule 352; Wohnort 521.
Präriewolf verlängert Büffel, wird von diesem verlängert 3; langer Schwanz 3; lange Schnauze 3; lange Beine 3; kleine Augen 3; will Felsen aufhalten 26; warum eingetriebene Zähne 32; dürre Beine 46; dunkler Bauch 79; schwarzes Maul 79. 492; gelbe Füße 80; schwarze Strähnen an Füßen 82; schwarze Schwanzspitze 82; beim Feuerholen 97. 102 f. stiehlt Sonne und hängt sie richtig auf 121; veranstaltet Wettlauf 144 f.; Mäuse als Nahrung 145; verliert im Wettwachen 146 f.; erhält Schlauheit 147; tötet Hexe 162; Wohnort des P. 213; warum Dieb 256; Verwandlung 462; gelbe Augen 498; von Präriehuhn geprellt 498; von Eidechsen gefürchtet 501; Neugier 522.
Procnias, Seelenvogel 480.
Pukeko, warum rote Flecken 70.
Purpurhuhn, warum rote Stirn 91.
Pyararhi, Ruferklärung 373.

Quellen, Entstehung der, 78.

Rabe stiehlt Sonne 7. 113—116 119. 509 ff.; warum im 7. Monat kahl 13; reißt Kormoran Zunge aus 28. 29; tötet Bär und Lumme 29; warum schwarz 59. 63. 65. 77 f. 78. 116. 143. 498. 519; läßt „Pech" sterben 67; Flugart 72; Schrei 72; dummer Nachahmer (versengte Füße) 77; macht Waschbär grau 79; beim Feuerholen 97. 104; bringt Licht 102; Nebenschöpfer 113; schwarz gemalt 115; verliert Wette mit Ameise 143 f.; legt Eier im März, fürchtet Ameise 143 f.; verliert Wettstreit mit Schwein 151; heiratet Seehund 209; beim Wassergraben 314. 316. 322; Feindschaft mit Morastschnepfe 348; Freundschaft mit Mink 352; streitet mit Uhu 356; Ruferklärung 364. 373. 392; Verwandlung 444; prellt Präriewolf, Augenspiel 498; Schöpfer-Rabe 500.
Rachen des Wolfs 296. 297.
Rama chandra verursacht Eichhörnchenstreifen 56.
Rának, Flugart 523.
Ratte, (s. a. Maus) rächt sich an Krebs 16; Schwanz der R. 91; beim Feuerholen 106 f.; verliert Flügel an Fledermaus 131; an fliegenden Fuchs 131; wird zu fliegendem Hund 131; Verwandlung 175; läßt Katze Schelle schlucken 238; Wohnort, Wettstreit mit Kröte 247 f.; Feindschaft mit Wildkatze 328; mit Eule 342.
Rauchschwalbe, warum rotgefleckt 64.
Raubvögel, Feindschaft mit allen Tieren 343; mit Hühnern 347.
Raupen, Gangart 255.
Rebhuhn, warum schwarz 75. 76; überlistet Schildkröte 133; hat Füße des Pfaus 134; Entstehung 158; mit Huhn auf Wanderung 214; Wohnort 214; Ruferklärung 356; Verwandlung 441; mit Affe ums Alter streitend 520.
Regen 13.
Regenpfeifer will Felsen aufhalten 27; warum wenig Stimme 185; lehrt Gang 192; beim Wassergraben, Ruferklärung 315.
Regenvogel, Ruferklärung 401; Verwandlung 401.
Reh, Ursprung des Geweihes 32; benagt Rinde 32; weißgefleckte Nase 79; meidet Menschen 79; beim Feuerholen 103; Ursprung des Beinfleckes 103; Wettlauf mit Antilope, verliert Galle 126.
Rehbock, warum gedrehte Hörner 30.
Reiher, läßt Schildkröte fallen 9; warum grau 82; kämpft mit Wind 105; besitzt Nebel 249; Verwandlung 445.
Reisig wird zu Stacheln 7. 457.
Renntier, warum kleine Zähne 34; Ursprung verschiedener Knochen 74; warum gefleckt 88; s. a. Karibu.
Reptilien aus dem Sack gelassen 284 ff.
Rheumatismus, Ursprung durch Adler 6; durch das Wild 254.
Rhinozeros, warum es Losung verstreut 262.
Rinde wird zu Kakadu 91.
Ring, Huhn sucht 290.
Ringeltaube, s. Taube.
Ritterwange, Verwandlung 390. 469
Robbe, Verwandlung 476.
Roche, warum rotäugig 75; kämpft mit Wind 105.
Rohrdommel, Ruferklärung 356. 394—396; Verwandlung 394—396.
Rostgans, Verwandlung, Ruferklärung 391.
Rotauge, warum rotäugig 61.
Rotkehlchen, rote Brust 94. 95. 96. 105. 108; bei der Fahrt nach den Winden 105; beim Feuerholen 108; Verwandlung in R. 439. 443.
Rötling, Feindschaft mit Seeaal 251.
Rückgrat des Wolfes 42. 43; des Barsches 44; des Kaulbarsches 45; s. a. Schale und Stacheln.
Ruder werden Entenfüße 62.
Rufdeutung, s. Tierstimmen.
Rumpf, s. Leib.
Rüssel des Schweins 24. 178. 493.

Sack, verschlossener, aus Neugier geöffnet 22. 59. 234. 284 ff.; wird zu Magen 385.
Sägeschnabel bei Fahrt nach den Winden 105.
Salamander, Verwandlung 467.

Salomo 14.
Sandfliege beim Feuerholen 106.
Sandpfeifer, Ruferklärung 185.
Sardine, warum engstehende Augen 105.
Sau frißt fliehenden Pfannkuchen 275.
Schabe 516.
Schaf, Euter 73; Wohnort 517 f.
Schakal prellt Hyäne 223; Feindschaft mit Hyäne 336; mit Hühnerweihe 340; mit wilden Hühnern 341; Ruferklärung 341. 374; mit Taschenkrebs 349.
Schakalrücken versengt 122.
Schale, Schildkröte 9. 16 f. 468. 473. 490. 491; Krebs 122. 470.
Schellente, Verwandlung 434.
Schiffer wird Entenkopf 62.
Schildkröte beim Ballspiel 3 f.; Ursprung und Aussehen der Schale 9 f. 490. 491; Flug durch die Luft 9; zieht Kopf zurück 10; warum ungepanzert am Hals 10; trägt Känguruh übers Wasser 10; besiegt Nebenbuhler 16 f.; vom Truthahn betrogen 17; Nadel im Rücken 17; überlistet Bär 50; warum kurzer Schwanz 52; beim Feuerholen 106; bleibt Zahlung schuldig 130; verliert Pfeife an Rebhuhn 133; Krokodil 133; schämt sich bei Annäherung 133; verliert Krone an Wiedehopf 140; Entstehung 156; erhält List 191; Verwandlung 466. 468. 473; Entstehung der Schale 468. 473; überlistet Prärіewolf 492; verursacht Flecken der Boa 501; frißt keine Schlangen 502; beim Feuerholen 506.
Schimmel, Ursprung 86.
Schlange wird zu Aal und Blindschleiche 20 f.; schießt „Schlangenpfeil“ in Renntierdarm 74; beim Feuerholen 104. 108. 506; geschwärzt 104; Entstehung 158. 169; beißt Mücke Zunge ab 214; Wohnort 217; spuckt gelben Schleim 243; Biß gefährlich 250; warum sie Wassermelone liebt 309; Feindschaft mit Frosch 349. 351; verräterisch 505.
Schlauheit des Fuchses 190; des Hasen 190. 234; der Schildkröte 191; des Wiesels 234; des Bären 451.
Schleiereule beim Feuerholen 104; rotäugig 104; verfolgte Königin der Vögel 271.
Schlüssel im Meer verloren 44. 45.
Schmeißfliege, Entstehung 153.
Schmetterling, Seelentier 483.
Schnabel, Loch im, 25; des Eisvogels 27; des Ziegenmelkers 27. 487; der Amsel 72; der Gänse 90; spitzer des Kranichs 90. 445. 527; des Flamingo 134; des Tukan 126; des Fischreihers 288; des Gimpels 431; des Spechts 445.
Schnauze des Prärіewolfs 3; des Luchses 24; des Wolfes 298. 317; des Wildschweines 488; s. a. Maul.
Schnecke, warum langsam 85; Verwandlung 472.
Schnee, Ursprung 58.
Schneeammer, Ruferklärung 363.
Schneeule besitzt Feuer 100.
Schneehuhn, Ruferklärung 371. 385; Verwandlung 385.
Schnepfe, Feindschaft mit Rabe 348; Ruferklärung, Verwandlung 396; Seelenvogel 486; Eierzahl 512.
Schneider überlistet Wölfe 43.
Schoitan läßt Keremet töten 156.
Schopf des Wiedehopfes 14. 18 f. 139. 406; aus Krone entstanden 18 f.; der Gans 18; des Blauhähers 76 f. 442. 443; der Eule 342; des Kiebitz 519.
Schrei der Amsel 72; des Raben 72; des Strandläufers 105; vgl. Tierstimmen.
Schuppen des Alligators 10.
Schwalbe erhält Kürbisflasche zum Nestbau 5; warum gegabelter Schwanz 54. 95; schwarz 58 f. 75. 102; will in den Himmel gelangen 85; beim Feuerholen 95. 102; eifersüchtig auf feuerholende Spinne, Feindschaft 109; lehrt Nestbau 200; Wohnort 214; wechselt Wohnort mit Wachtel 217; warum sie Winters fortzieht 258; warum Nester unter Fenstern 267; beim Wassergraben 318; Ruferklärung 360. 370. 386; Verwandlung (auch Gefieder, Nest, Schwanz) 386. 414. 426; Gabelschwanz 458.
Schwan, Ruferklärung 402; Verwandlung 402; Seelenvogel 481.
Schwangerschaft durch Verschlucken eines Grashalmes usw. 114. 115. 509 ff.
Schwanz von Fuchs 3. 6. 89. 129; Affe 14. 488; Elster 15. 63; Krebs 16; Hase 24. 47. 48. 49. 69. 185. 324; Bär 49. 50 f.; Moschusratte 51; Biber 51; Murmeltier 52; Schildkröte 52; Habicht 54; Schwalbe 54. 95. 416 ff. 458; Wachtel 54. 176. 369; Specht 70; Hermelin 84; Ratte 91; Maulwurf 125; Fischotter 126, Eichhörnchen 135; Bachstelze 139. 177; Zaunkönig 139; Kaninchen 236; Wolf 306; Polanga 350; Prärіewolf 382; Fliegenschnäpper 441; Schellfisch 465; Eidechse 473; Kaulkopf 487; Fledermaus 488.
Schwanzlosigkeit der Kröte 54. 125; der Wachtel 54; des Hermelins 74. 84; des Frosches 103. 135; des Klippdachses 184.
Schwanzfischer 328.
Schwärzen des Raben 65; der Krähe 65. 66. 71; der Fuchsbeine 66; der Heilbutte 67; des Hermelinschwanzes 70. 74; der Dachsbeine 70. 71; des Spechts 70; der

Iltisbeine 71; der Hasenohren 72; der Maus 74.
Schwanzspecht, Blitzträger 93; Ruferklärung 381. 400; Verwandlung 381. 400.
Schwätzer, Ruferklärung 362.
Schwein, Ursprung des Rüssels 24. 178. 493; gewinnt Wettstreit mit Rabe 151; vom Teufel geschoren, kahl am Bauch 10. 491; Gang des S. 228; frißt fliehenden Pfannkuchen 274 ff.; wühlt noch jetzt nach Pfannkuchen 280 ff.; Suchmotiv 280 bis 283. 292; Schreierklärung 374; Wohnort 374.
Schwimmvögel, warum sie schwimmen 318.
Seeaal, warum Stich tödlich, Feindschaft mit Rötling 251.
Seebär, Verwandlung 476.
Seen, Entstehung der 78. 116.
Seehund, Wohnort 209.
Seeotter besitzt Feuer 506.
Seelenvögel: Arara 481; Brachvogel 485; Ente 479; Eule 478. 483. 486; farbige Vögel 480; Fischadler 486; Fledermaus 477; Geier 480; Glöckner 480; Kiebitz 485 f.; Krähe 479; Lota 486; Masimasi 482; Moorschnepfe 486; Munua 482; Nachtrabe 481; Nachtschwalbe 485; Phocena 482; Procnias carunculata 480; Schwan 481; Seevögel 482; Sperber 480; Sperling 480; Sturmvogel 482; Taube 480. 481. 483. 486; Tümmler, kleiner 482; Uferschwalbe 482; Uhu 479; Urubu 481; Ziegenmelker 479. 485.
Seemöve, warum schwarze Flügelspitzen 77.
Seevögel, Seelenvögel 482.
Seeschwalbe verursacht Himmelsrot 87.
Seezunge, warum flach 91.
Seriema verliert Federn im Wettlauf mit Keri 145.
Sesere, Ruferklärung 404; Verwandlung 404.
Siebengestirn, Verwandlung 426 f.
Singfalke, Ruferklärung 347.
Skalp wird zu Hautlappen 17.
Sk·k·āk·, Verwandlung 446.
Skorpion, warum kopflos 183.
Skunk s. Stinktier.
Song, warum sichtbare Zähne 34.
Sonnenfisch, Fingereindruck 55.
Sonne, in Kiste 7. 114. 115. 117. 119. 509; beim Fischfang 10; getragen 83. 84; von Raben verschluckt 113, vgl. 508—511; von Raben gestohlen 114. 115. 116—118. 119; von Keri und Kame gestohlen 119 f.; gefangen von Weese-ke-jak 120; gefangen vom Kaninchen 121; von Coyote geholt, besser aufgehängt 122; höher gehängt 122; einst auf der Erde, wo sie Schakalrücken schwarz sengt 122; sengt 242; Fledermaus flieht sie 268; Teufel will sie verschlingen 308.
Spā'ltsEp, Verwandlung 466.
Spatz s. Sperling.
Specht als Wächter 10; warum Schopf 18; dunkler Schwanz 70; besitzt Harz 77; warum roter Kopf 89; Verwandlung 89. 232. 434. 445; beim Feuerholen 106 f. 111; weitsehend bei Aufhängen der Sonne 122; Nahrung des Sp. 177; Ruf 232. 370; warum er Löcher bohrt 266; Suchmotiv 288. 289; erhält buntes Halstuch 519.
Speere werden Stacheln 7; werden Schwänze 463.
Spe-ow stiehlt Sonne 116.
Sperber, Seelenvogel 480.
Sperling, versengte Kehle 75, Entstehung 158; Nestbau 202; überlistet Kater 237, Frau 238; trinkt Wasser 238; hüpft auf Fuchsschnauze, wird gefressen 279; Ruferklärung 365. 370; warum er hüpft 370; Seelenvogel 480; beim Feuerholen 506.
Spinne, Ursprung des eingeknickten Leibes 36; des Gespinnstfadens 37. 38. 118. 264. 492. 493; des Buckels 39; Bote des Teufels 40. 493; kämpft mit Moschustier um Wasser 82; beim Feuerholen 106 f. 108. 109; Feindschaft mit Fliege 108. 349. 504; schwarz gesengt und klein 108; rotäugig 145; verliert Wettlauf mit Katze 145; veranlaßt Zerstreuen der Tiere 213; warum sie hinter Blättern klebt 265; Feindschaft mit Katze 331; als Arzt 343; Verwandlung 467 f. 470; wird belohnt 505.
Springspinne, warum sie kein Netz hat 265.
Spitzmaus beim Wegebau, warum tot auf der Straße 323 f.
Sprache, Anfang der 109. 129; fehlt Hund, Frosch, Specht, Raben 232; Kormoran, Krähe 233; Büffel 521; Kröte 522.
Stacheln entstanden aus Kamm 7. 131; Speeren 7; Reisig 7. 457; Pfeilen 7; Tannennadeln 7; Pelz 8. 489; Zaun 468.
Stachelschwein, Verwandlung 131. 457. 468.
Star versengt 108; Feindschaft mit Heuschrecke 349; Ruferklärung 360; Ratgeber 513. 518.
Stein erhält Feuer 98; des Raben 519.
Steißfuß, warum rotäugig 61.
Sterne (s. Milchstraße) 13; gestohlen (befreit) 114. 116. 118; Entstehung 510.
Stichling, warum von Walfisch gesucht 462.
Stieglitz, warum bunt 184. 185.
Stiere wollen Felsen aufhalten 27.
Stierleib wird zu Bienen 170.
Stinktier schießt den Donner von der Erde 103; erhält den Geruch 234.

Stirn des Dachses 88; des Hornkäfers 89; des Purpurhuhns 91; Stirnfedern des toto-ara 86.
Stock wird zu Schwanz 14. 488; zur Zunge 15.
Stör, Zwirnsfaden im Maul 16; Verwandlung 465.
Storch, warum schwarz 59. 314; beim Feuerholen 93; behält Augen der Blindschleiche 138; lehrt Nestbau 200; überlistet Kröten 235; warum er jährlich ein Junges tötet 265; Suchmotiv 285—288; beim Wassergraben 314; Ruferklärung 365; Verwandlung 430.
Strandläufer, warum er schreit 105. 146; verliert Wette mit Ente 146; Flugart 146.
Strauß s. Seriema.
Stromschnellen, Entstehung der 163.
Sturmvogel, Seelenvogel 482.
Stute, Trächtigkeitsdauer 190.
Suchmotiv s. auch Verwandlungen, Kamel 150; Schwein 280 — 283. 292; Storch 285—288; Fischreiher 288; Specht 288. 289; Moskito 288; Tümmler 289; Huhn 290. 292; Habicht 291; Eisvogel 292; Häher 293; Kohlmeise 293; Karpfen 293; Maulwurf 293. 294; Kuckuck 294; Fisch 294; Eule 294; Ochsenäuglein 294; Walfisch 462.
Syrnium indrani, Ruferklärung 383.

Tabaksbeutel wird Kuckuck 17.
Tag und Nacht, Wechsel von 57. 62. 118. 120; warum lang im Sommer 118.
Tageslicht s. Sonne.
Tannennadeln werden Stacheln 7. 507. Vgl. Gräten.
Tannenzapfen werden Ungeziefer 169. 170; s. auch Schwangerschaft.
Tapir in der Milchstraße 119; Nahrung 310.
Tarantel, Entstehung 167; warum krumme Beine und Gang nach rückwärts 167.
Taschenkrebs, Gangart 220; Feindschaft mit Schakal 349; ohne Kopf 519. 520.
Taube, entkommt der Flut 70; rötliche Brust 70; lernt Nest bauen 124 u. Kap. VII; klagt um verlorenen Rock 124; warum sie Nest hoch baut 124; Ruferklärung 124. 127—129. 133. 197. 202. 355—357. 361. 364. 365. 370. 371. 373. 375. 380. 384. 403; warum zwei Eier 127. 128. 129. 512; wehklagend 127. 128. 129; von Kuckuck betrogen 133; beweint verlorene Halskette 133; behält Augen der Blindschleiche 138; beim Nestbau 191. 192; Gang 191; ruft ihre Kuh 197 — 202; Flugart 231; rote Füße 231; als Ratgeber 234; warum sie in Schwärmen lebt 270; Ursprung des weißen Fleckes 371; Verwandlung 380. 384. 397. 403. 405. 429. 430. 434. 436. 443; Seelenvogel 480. 481. 483. 486.
Taucher, Ursprung der Beinhaltung 46; des Rufes 46; rettet sich ins Wasser 69; Nestbau 202; warum er oft untertaucht 225.
Tausendfuß, Feindschaft mit Elefant 339.
Tauschmotiv 17. 71. 365. 370. 513. 514. Kap IV.
Tausendfuß, warum versengt 487.
Teufel 10. 23. 40. 151. 156. 171. 285—287. 296. 299. 461. 488 f. 491. 493. 497. 516 f. 518.
Teufelsgeschöpfe 436.
Teufelskamm des Kuckucks 177.
Teufelsvogel, Ruferklärung 383; Verwandlung 383.
Tiere, laufende 19; seit wann sie gegessen werden 63 f.; warum farbig 63. 82 f.
Tierstimmen:
Ammer 361.
Amsel 369.
Anustsūt'sa 404.
Auerhahn 361.
Bachstelze 363.
Bienenfresser 321.
Birkhahn 149. 361.
Birkhuhn 363. 404.
Bregel 514.
Buchfink 363.
Cātaka 401, s. Hornvogel.
Donnervogel 126.
Doppelschnepfe 361. 369.
Drillelster 257.
Eichelhäher 365, vgl. Häher.
Elster 127. 198—202. 357. 363. 369. 370.
Ente 131.
Esel 187.
Eule 294. 362. 382. 392. 524. 525. 526. 527.
Fink 369.
Frosch 374.
Geier 314.
Gietvogel 313. 320. 321.
Gkion 381.
Goldammer 361.
Grasmücke 358. 364.
Grille 390. 391.
Grünfink 369. 370.
Grünspecht 322.
Häher 370.
Hahn 131. 149. 371. 372.
Haselhuhn 363.
Hirtenbübchen 398.
Hornvogel 401.
Kandetta 401, s. Hornvogel.
Katze 145.
Kiebitz 376. 383. 401.
Klapperschlange 528.
Korawakâ 289.
Koko.o.o. 384.

Krähe 126. 257. 357. 369. 371. 372.
Kranich 239. 361.
Kritjauwai 130.
Kröte 387.
Kuckuck 95. 139. 149. 188. 293. 294. 362. 375. 376—381. 396—397. 514. 524. 526.
Lerche 359. 360. 368. 387—389. 393.
Meise 363.
Milan 312—314. 319. 320.
Misteldrossel 198. 362.
Mistkäfer 376.
Morasthuhn 363.
Möve 390. 475.
Munga 135.
Nachteule 382. 524.
Nachtigall 136. 137. 139. 357—359. 364—368. 375. 386. 390—393. 399.
Nachtschwalbe 358. 364.
Nebelkrähe 361.
Niaula 355.
Onceros rhinoceros 403.
Pfau 373.
Pirol 315—318. 362. 369. 382. 391. 400.
Prachtdrossel 130. 133. 134. 384.
Pyararhi 373.
Rabe 364. 373. 392.
Rebhuhn 356.
Regenpfeifer 185. 315.
Regenvogel 401.
Rohrdommel 356. 394—396.
Rostgans 391.
Sandpfeifer 185.
Schakal 341. 374.
Schneeammer 363.
Schneehuhn 371. 385.
Schnepfe 396.
Schwalbe 360. 370. 386.
Schwan 402.
Schwarzspecht 381. 400.
Schwätzer 362.
Schwein 374.
Sesere 404.
Singfalke 347.
Specht 232. 370.
Sperling 365. 369.
Star 360. 518.
Storch 365.
Syrnium indrani 383.

Taube 124. 127. 128. 129. 133. 197. 202. 355—357. 361. 364. 365. 370. 371. 373. 375. 380. 384. 403. 513.
Taucher 399. 404.
Teufelsvogel 383.
Ti Tai Tai 385.
Truthahn 124. 376.
Uhu 356 f. 361. 523.
Unke 399.
Wachtel 368. 369.
Waldschnepfe 516.
Weidensänger 185.
Wendehals 362.
Wiedehopf 139. 361. 394—398. 400. 514.
Zaunkönig 362.
Zikade 468.
Zwergohreule 383.

Tiger, warum gestreift 58; von Hahn geprellt 214; lernt klettern von Katze 228; Feindschaft mit Katze 262. 333; Turm der Tiger 494.
Tintenfisch, Entstehung 163; Ursprung des Fleckes auf dem Kopf 342; besitzt Feuer 508.
Ti Tai Tai, Ruferklärung 385; Verwandlung 385.
Tlänuwä beim Ballspiel 4.
Tod, Ursprung 22. 101; von Fliege geweckt 110. 507.
Tornado nach der Flut ausgesandt 71.
Totengräber, Verwandlung in, 399.
Toto-ara durch weiße Stirnfedern belohnt 86.
Trächtigkeitsdauer der Eselin 190; der Stute 190.
Trepang, warum geschlitztes Maul 24.
Trommellied s. Lied.
Trompetervogel, warum dürre Beine 7; warum grauer Rücken 82.
Truthahn, Ursprung der Beinknochen 17, des Hautlappens 17. 28; warum rotäugig 61; warum schillernde Flügel 70 f.; will bei Waldhuhn Stimme bilden, kollert 124; Ruferklärung 124. 376.
Truthahngeier, warum kahl 14.
Tsatsī'skums beim Feuerholen 101.
Tukan, Entstehung 126.
Tümmler, Suchmotiv 289; Verwandlung 289. 464. 528.
—, kleiner, Seelenfisch 482.
Turm von Wölfen 43. 44. 305. 494 (Tiger). 495.
Turteltaube s. Taube.
Twardowski 493.
Tyrfingschwert 54.

Uferschwalbe, Seelenvogel 482.
Uhu, Ruferklärung 356 f. 361. 532; Seelenvogel 479; Verhalten beim Schrei 523.
Ungehorsam beim Wassergraben, Wegebauen s. d.
Ungetaufte, Seelenvögel 484.
Ungeziefer, Verwandlung 152—175. 515. 516. 517; aus dem Sack gelassen 285.
Unfertige Tiere: Ameisenbär 15; Schwein 24. 493; Taucher 46.
Unhold wird zu Ungeziefer 152—167. 515. 516.
Unke verursacht Verdorren der Binsen 20; Ruferklärung 399; Verwandlung 399.
Urubú 119 f.; Seelenvogel 481.

Veit, hl., bringt Vögel zum Schweigen vom Veitstage an 201.
Vergessen 188; beim Straucheln 32 f.
Vergißmeinnicht, Name des, 188.
Vergrößern der Körper(teile) s. Ausdehnen.
Verkleinern des Haselhuhns 2; des Eichhörnchens 2; des Adlers 6; des Frosches 6; der Wildkatze 6; des Bären 6; des Trompetervogels 7; des Stares 102. 108; des Grashüpfers 243; des Kaulkopfes 487; des Tausendfußes 487, des rainbow worm. 491.
Verratendes Lied 140. 211. 339; Gebell 335.
Versengen von:
Aalraupe 75.
Adler 502.
Amsel 72.
Anustsūt'sa 404.
Barsch 75.
Biber 121.
Bussard 11.
Dohle 78.
Drossel 76.
Fledermaus 503.
Hase 76.
Hecht 75.
Kaninchen 121.
Kiebitz 383.
Krähe 102. 502.
Krebs 122.
Natter 104.
Präriewolf 79.
Rabe 72. 77. 78. 116.
Rebhuhn 75 f.
Reiher 82.
Roche 75.
Rotkehlchen 108.
Schakal 122.
Schlange 104.
Schleiereule 104.
Schwalbe 75. 102.
Seemöve 77.
Sperling 75.
Tausendfuß 487.
Tiere, alle 82.
Trompetervogel 82.
Vielfraß 76.
Waschbär 79.
Versteinerung 118. 503. 511.
Verwandlungen (vgl. Seelenvögel):
Adler 431 f.
Affe 62. 446—448.
Ameise 424. 468.
Amsel 390.
Bär 449—454.
Biber 463. 495.
Biene 467 f.
Birke 473.
Birkhuhn 404.
Blattwanze 399.
Blaufuß 441.
Blauhäher 442. 443. 476.
Cätaka s. Hornvogel.
Coyote s. Präriewolf.
Dachs 462.
Delphin 476.
Eichhörnchen 237. 462. 473.
Eidechse 472 f.
Eisenschmied 470.
Elefant 449.
Elk 476.
Elster 400. 434. 435.
Ente 430. 445. 473.
Eule 392. 524 ff.
Fledermaus 407. 526 f.
Fliegenschnäpper 441.
Floh 469. 470.
Frosch 263. 466.
Gadus 465.
Geier 431.
Gemse 460.
Gimpel 431.
Goldkäfer 469.
Grille 390. 391. 470.
Haifisch 464.
Hase 464.
Hering 476.
Hirsch 443. 446. 463.
Hirtenbübchen 398.
Hornvogel 397. 401.
Hund 446.
Itso 381.
Kabeljau 476.
Kakadu 404.
Katze 172—175. 446.
Kauz 383.
Kiebitz 383. 401.
Klapperschlange 239 f. 467. 528.
Kohlmeise 439.
Kolibri 442.
Koko·o·o· 384.
Kranich 445.
Krebs 472.
Kröte 387. 466. 473.
Kuckuck 18. 88. 376—380. 381. 397. 406—414. 426—428. 473. 524. 526.
Lachs 466. 476.
Laus 470.
Lerche 387 ff. 394.
Libelle 471.
Lumme 17.
Lumpfisch 464.
Marienkäfer 469. 470.
Maulwurf 455 ff. 527.
Maulwurfsgrille 469.
Maus 172—175.
Meerschwein 457.
Mink 84.
Mistkäfer 469.

Moskito 288.
Möve 444.
Murmeltier 457 ff.
Nachteule 382. 524.
Nachtigall 386. 390. 393. 399. 400.
Nerz 85.
Onceros rhinoceros 403.
Otter 463. 465.
Pētuel 465 (Schlange).
Pirol 382. 391. 398. 400.
Prachtdrossel 384.
Präriewolf 462.
Rabe 444.
Ratte 175.
Rebhuhn 441.
Regenvogel 401.
Reiher 445.
Ritterwanze 469.
Robbe 476.
Rohrdommel 394—396.
Rostgans 391.
Rotkehlchen 439. 443.
Salamander 467.
Schellente 434.
Schildkröte 466. 468. 473.
Schnecke 472.
Schneehuhn 385 f.
Schnepfe 396.
Schwalbe 386. 414—426.
Schwan 402.
Schwarzspecht 381. 400.
Seebär 476.
Sesere 403.
Siebengestirn 426 f.
Sk·k·āk· 446.
Spā'ltsɛp 466.
Specht 89. 232. 434. 445.
Spinne 467 f. 470. 493.
Stachelschwein 131. 457. 468.
Stör 465.
Storch 430.
Taube 380. 384. 397. 403. 405. 429. 430. 434. 436. 443.
Teufelsvogel 383.
Ti Tai Tai 385.
Totengräber 399.
Tümmler 289. 464. 528.
Ungeziefer 152—175.
Unke 399.
Wachtel 429.
Walfisch 462. 475.
Wanze 172. 175.
Waschbär 464.
Wespe 468.
Wiedehopf 394—398. 400. 406.
Wiesel 459.
Wolf 454.
Zaunkönig 432. 439.
Zikade 468.
Zwergohreule 383.

Vielfraß, warum Dieb 25; schießt „Vielfraßpfeil" in Renntiernacken 74; Ursprung des versengten Rückens 76; Feindschaft mit Wolf 337.
Viper, Feindschaft mit Cobra 350.
Vögel, warum weißes Brustfleisch 2; beim Ballspiel 4; warum farbig 63; Entstehung 153. 157. 158. 515; warum dünne Beine 183; Wohnort, Gefieder 518.

Wachtel, warum schwanzlos 54. 176. 369; warum sie kein Flußwasser trinkt 54; warum rot und schwarz gesprenkelt 176; wechselt Wohnort mit Schwalbe 217; Ruferklärung 368. 369; Verwandlung 429.
Waldhuhn hat Kragen von Truthahnfedern 123.
Waldschnepfe, Entstehung 516.
Waldtaube s. Taube.
Walfisch wettet mit Kaninchen, Wohnort 208; Verwandlung 462. 475; sucht Stichling 462.
Walroß, Entstehung 114; Ursprung der Stoßzähne 114. 126.
Wanzen, Entstehung 170. 517; Verwandlung 172—175.
Waschbär, warum grau 79; Verwandlung 464.
Wasser den Menschen vom Raben gebracht 116.
Wasserflorfliege, Verhalten beim Stechen 521.
Wassergraben, Ungehorsam beim: Milan (Weihe) 312—314. 319—321; Gietvogel 313. 316. 320. 321; Dohle 313; Geier 314; Rabe 314. 316; Storch 314; Habicht 314; Mäusebussard 315; Pfingstvogel (Pirol) 315—318; Regenpfeifer 315; Nachtschwalbe 316; Kronschnepfe 316; Schwalbe 318; Anemone 319; Krähe 320. 321; Grünspecht 322; Eule 322; Bienenfresser 322.
—, Fleiß beim: Storch 314; Maulwurf 316; Bär 316. 319; Frosch 318; Schwalbe 321.
Wasserhuhn rettet sich ins Wasser 69.
Wasserkäfer, Entstehung 156.
Wassermelone, Entstehung 309.
Wasserschildkröte, warum rotäugig 63.
Wasserspinne beim Feuerholen, warum sie ihr Gewebe auf dem Rücken trägt 104.
Wasusa wettet mit Wolga 146.
Wechsel des Eigentums Kap. IV, vgl. Tauschmotiv.
Weese-ke-jak fängt Sonne 120.
Weidensänger, Ruferklärung 185.
Weltende 2.
Weinstock umrankt Nachtigall 137. 366—368.
Weißfisch, warum rotäugig 45.

Weißfuchs schießt Weißfuchspfeil in Renntierohr 74.
Weißreiher, Gläubiger dreier Vögel 356.
Wels, Wohnort 210.
Wendehals füttert Kuckucks Jungen 260.
Wespe, Entstehung 158. 170; Nest der 189; bestraft 250; Verwandlung 468.
Wette zwischen: Wolf und Hase 23; Iguana und Krokodil 28; Kaninchen und Hirsch 31 f.; Tier und Mensch 63; Reh und Antilope 126 f.; Taube und Huhn 128 f.; Büffel und Pferd 136; Heuschrecke und Wolf 142; Krähe und Drongo 142; Bär und Gumpokkäfer 142 f.; Ameise und Klee 143; Rabe und Ameise 143. 144; Bär und Ameise 143; Ochse und Pferd 144; aller Tiere um die Wohnorte 144; Keri und Seriema 145; Spinne und Katze 145; Strandläufer und Ente 146; Wolga und Wasusa 146; Präriewolf und andere Tiere 146 f.; Kalchuniya und Monâl (Fasan) 147; Kormoran und Eidervogel 147; Nebelkrähe und Fuchs 148; Kristen und Mads (zwei Knechte) 148; Hahn, Kuckuck und Birkhahn 149; Fuchs und Götter 150; Kamel und Maus 150; Elch und Maus 150; Rabe und Schwein 151; Teufel und Bauer 151; drei Brüder 151; Elefant und Ziege 206; Elefant und Huhn 207 f.; Kaninchen und Walfisch und Elefant 208; Ratte und Kröte 247 f.; Ochse und Bremse 310; Eichelhäher und Turteltaube 365; Igel und Wolf 489; Winter und Hase 491; Huhn und Schnepfe 512; Kuh und Pferd 514; Rebhuhn, Affe und Elefant 520.
Wettschaffen 113 f.
Wiedehopf, Ursprung der Federkronen 18; behält Schopf des Kuckucks 139; Ruferklärung 139. 140. 361. 394—398. 400. 514; trägt Krone der Schildkröte 140; warum Schmutz zu Nahrung und Nestbau 176. 406; K. und Grünspecht Freunde 266; Verwandlung 394—398. 400. 406; Ursprung des Schopfes 406; schuldet Kuckuck Geld 514; hilft Grünspecht 521.
Wiesel nimmt kurze Hasenohren 140; warum schlau 234; Feindschaft mit Hyäne 338; Verwandlung in W. 459.
Wilde Taube s. Taube.
Wildkatze von Fuchs verkleinert 6; Feindschaft mit Affen 205, mit Ratte 328, mit Hyäne 329.
Wildschwein, Gestalt 488; Lebensgewohnheit 488.
Wind, Art der Stärke 106.
Winter wettet mit Hasen 491.
Wirbel im Wasser, Entstehung der, 163.
Wī'sa'kä straft den Bussard 12.
Wohnort (s. auch Nest) von:
Affe 205.
Ameise 215.
Bär 145. 472.
Bergfliege 216.
Biber 208.
Biene 214. 467.
Birkhahn 149.
Blindschleiche 136 f.
Eichelhäher 213.
Eichhörnchen 208.
Elefant 206. 208.
Eule 524.
Feldmaus 215.
Fliege 216.
Floh 216.
Flußlachs 465.
Forelle 209.
Hahn 149.
Hase 189. 212.
Hausmaus 215.
Huhn 214. 512.
Hund 203—205. 374.
Hyäne 205.
Kaninchen 145.
Katze 203. 204.
Kohlmeise 440.
Kornwurm 215.
Krebs 286. 518.
Kröte 54. 208. 217.
Kuckuck 177.
Lachs 112.
Lachtaube 401.
Laus 216.
Leopard 205.
Löwe 216.
Murmeltier 458.
Nachtigall 136 f.
Otter 210. 465.
Präriehund 521.
Präriewolf 213.
Ratte 208. 248.
Rebhuhn 214.
Reh 145.
Rohrdommel 394.
Rotkehlchen 440. 443
Schaf 518.
Schlange 217.
Schwalbe 214. 217. 370. 415 ff.
Schwein 374.
Seehund 209.
Sesere 404.
Spinne 467.
Stadtfliege 216.
Storch 430.
Tiere, alle 213.
Vergißmeinnicht 188.
Vögel 518.
Wachtel 247.
Walfisch 208.

Wels 210.
Wiedehopf 394.
Wohnort, verlassen von: Hering, Lachs, Forelle, Kuckuck 217; Elster 217. 218; Affe 219.
Wolf, verliert Wette 23. 489; warum steifes Rückgrat 42. 43. 296; Turm von W. 43. 495; lahmer Fuß 44; von Murmeltier überlistet 52; hilft Gimpel zur Bemalung 63; schießt „Wolfspfeil" in Renntierschenkel 73 f.; besitzt Feuer 101; fürchtet Lattenzaun 247; greift Pferd im Geschirr nicht an 247; frißt fliehenden Pfannkuchen 277; Nahrung 295—306. 495 ff.; schwarzer Rachen 296. 297; weiße Lippen 296; riechendes Fell 297; Zunge und Rachen rot 297. 298; schwarze Schnauze 298. 317; weite Kehle 298; weißes Kinn 298; Länge des Schwanzes 306; schwarze Füße 317; beim Wassergraben 317; Feindschaft mit Vielfraß 337, mit Löwe 339; Verwandlung 454; warum er zur Erde schaut 490.
—, grauer, straft Stinktier 233 f.
—, schwarzer, gibt Stinktier Geruch 233 f.
Wolfsbarsch, warum er sich nicht ködern läßt 238.
Wolga wettet mit Wasusa 146.
Wortspiel 8.
Wurm blendet sich 21 f.; Entstehung 156; Verkleinerung 491.

Yelth s. Rabe.
Yueh, sein Haupt wird Kokosnuß 129.

Zahlung, unterlassene, s. Tauschmotiv; dazu 369 f. 514.
Zähne des Hasen 23; des Hirsches 31 f.; des Präriewolfes 32 f.; des Renntieres 34; des Songes 34; des Bibers 51; des Walrosses 114; des Pferdes 125. 136; des Ochsen 125. 136.
— fehlen dem Ameisenbären 15.
Zaunkönig beim Feuerholen versengt 93. 94. 95. 96; verliert Schwanz an Bachstelze 139; lehrt Nestbau 200; Ruferklärung 362; Verwandlung 432. 439.
Zecke verliert Rumpf an Nachtigall 138 f.
Zeus faber, Fingereindruck 55.
Ziege, s. auch Bergziege, von Leopard verfolgt 207; Nahrung des Menschen 249.
Ziegenbock, warum Zottelhaar an Beinen 46.
Ziegeneuter 73.
Ziegenmelker, warum breiter Schnabel 27. 487; Seelenvogel 479. 485.
Zigeuner, warum nie satt 176.
Zikade, warum angeblich blind 21; Verwandlung 468.
Zwergohreule, Ruferklärung 383; Verwandlung 383.
Zunge des Ameisenbären 15; des Krokodils (Alligators) 28; des Iguana 28; der Meise 28; des Wolfes 297; fehlt dem Kormoran 29. 77. 147 f. 232; dem Pelikan 148; mit Laus ausgerissen 153.
Zusammenrücken der Augen des hanuq 3; der Sardine 105; der Seezunge 91.
Zusammenschrumpfen s. Verkleinern.
Zwergohreule, Verwandlung in, 525.

Früher erschienen vom Verfasser im gleichen Verlage:

SAGEN ZUM ALTEN TESTAMENT

[XIV u. 376 S.] gr. 8. 1907. Geh. ℳ 8.—, geb. ℳ 10.50

SAGEN ZUM NEUEN TESTAMENT

[XVI u. 316 S.] gr. 8. 1909. Geh. ℳ 8.—, geb. ℳ 10.50

BAND I UND II DER NATURSAGEN

EINE SAMMLUNG NATURDEUTENDER SAGEN, MÄRCHEN, FABELN UND LEGENDEN

Aus den Urteilen über Band I und II:

„Die Natursagen versprechen nichts geringeres zu werden, als eine Geschichte der Völkerphantasie, dargestellt an den Wanderungen und Wandlungen alter historischer und jüngerer Natursagenstoffe, wie sie vorliegen in alt- und neutestamentlichen, in Tier- und Pflanzensagen sowie in solchen von Himmel und Erde und zuletzt vom Menschen. Der ganze Kreis der Schöpfung also wird ausgeschritten, und zwar wie er sich darstellt in dem doppelten Medium der sagen- und religionsgeschichtlichen Überlieferung und der menschlichen Phantasie.“ **(Die Grenzboten.)**

„. . . Ein großangelegter Plan, der uns wertvolle Schätze aus der Geschichte des Naturgefühls und der Naturerkenntnis in kritischer Textform verspricht. Schon der 1. Band zeigt zur Genüge, daß man es hier mit einer Arbeit von hohem Werte zu tun hat. . . . Es bedarf keiner genauen Erörterung, um zu beweisen, welche reichen Werte hier der Geistesgeschichte der Menschheit erwachsen, dann insbesondere auch der Geschichte der Naturbetrachtung und der Naturwissenschaften. Ebenso schöpfen Völkerpsychologie und Religionsgeschichte aus diesem Werke. Wir bekommen hier ein buntes und seltsames Bild von Worten, Gedanken und Gefühlen über die Natur und ihre Erscheinungen, vom Ursprung, von der frühesten Lokalisierung, vom Wandern und von den großen Zugstraßen dieser Naturdichtungen, von ihren Entwicklungsgesetzen und Verwandlungen und der Kraft der Gefühlsumsetzung, die hinter all dem steht. Welche fast unübersehbare Fülle von Material ist in dieser Arbeit zusammengetragen und kritisch gesichtet, ein kostbarer Stoff aus fernen Quellen, der aber schon vielfach unter der Last des Vergessens lag! . . . Es gibt m. E. wenige so interessante Quellenbücher zur Geschichte der alten und älteren Naturbetrachtung wie diese kritische Sammlung.“

(Franz Strunz im Allgemeinen Literaturblatt.)

„. . . Und so könnte ich noch lange fortfahren, merkwürdige und sinnige Naturdeutungen aufzuzählen. Was ihm seinen besonderen Wert verleiht, ist erstens die reiche Fülle slawischer, lettischer und asiatischer Traditionen, die von westeuropäischen Sagenforschern noch nie verwertet wurden, und die ausführliche Wiedergabe dieses Materials, dann aber die Übersichtlichkeit und Klarheit der Darlegung der Zusammenhänge. . . . D. gebührt das Verdienst, eine sehr dankenswerte solide Grundlage für weitere völkerpsychologische und religionsgeschichtliche Forschungen geschaffen zu haben.“

(Johannes Bolte in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.)

„Der Name Dähnhardts hat auf dem Gebiete der Volkskunde einen zu guten Klang, als daß man nicht von vornherein etwas Tüchtiges von ihm erwarten könnte. So haben denn auch wieder seine ‚Natursagen‘ ein hohes Ziel im Auge: sie wollen durch eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller verwandten Sagenzüge, welche sich auf die Natur (im weitesten Sinne) beziehen, die Grundlage bilden zu einer Erforschung von Wesen, Ursprung und Wanderung der Sage überhaupt. . . . Ein großes und schönes Werk, dem wir gedeihlichsten Fortgang und weiteste Verbreitung wünschen.“

(Schweizer Archiv für Volkskunde.)

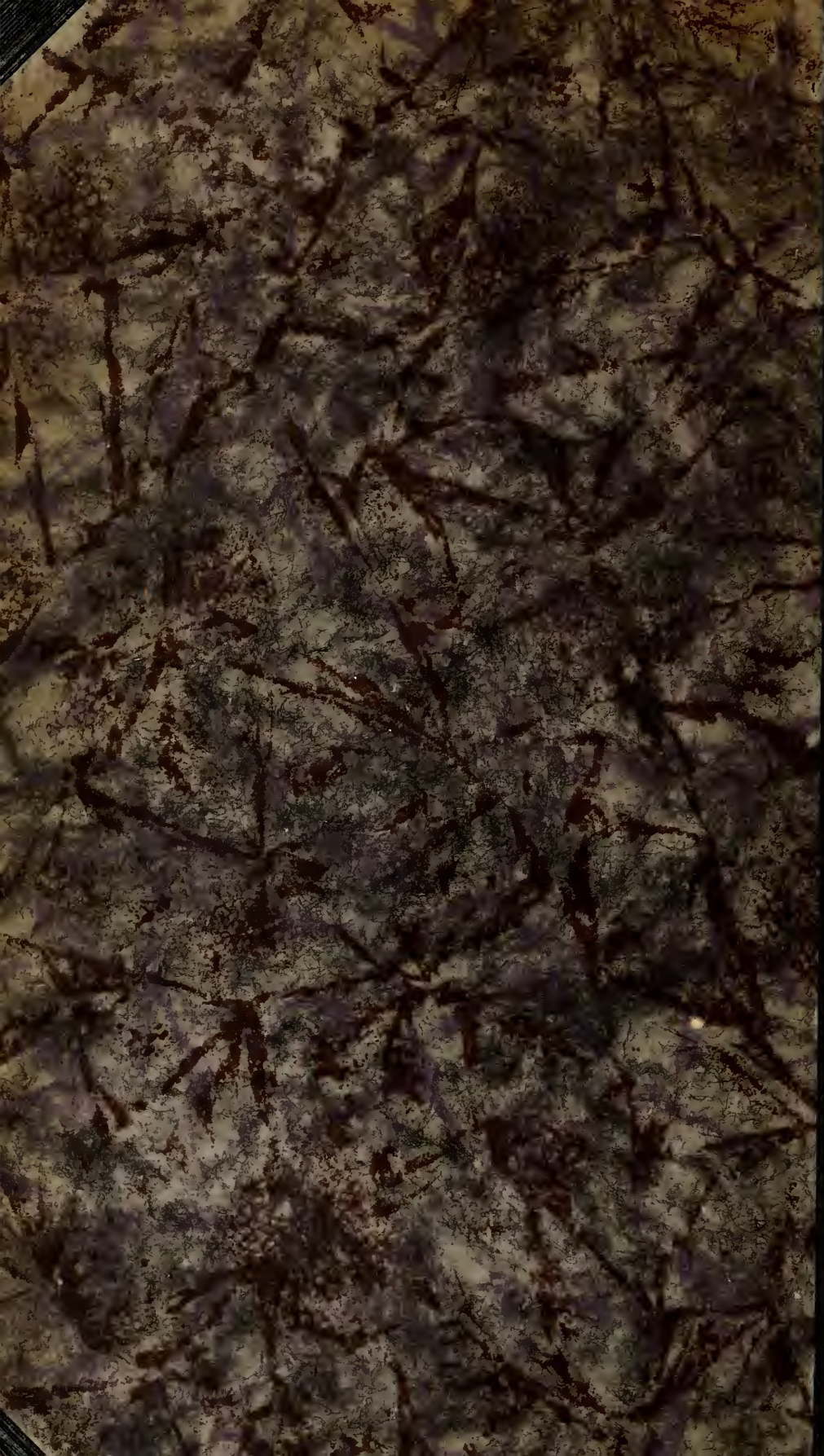
„In der Sintflut willkürlicher Kombinationen, wahllos aufgeraffter Mythen tut diese kluge und umsichtige Arbeit fast physisch wohl.“

(Richard M. Meyer in der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur.)

„Durch Dähnhardts Natursagen hat die vergleichende Sagenforschung einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Nicht allein in der Fülle des Materials, das wir in ähnlichem Umfange bei saggeschichtlichen Forschungen unter bestimmten Gesichtspunkten nirgends finden, liegt der Wert der Arbeit, sondern auch in der Methode, ihm genügt es nicht, die Übereinstimmung von Sagen und Sagenzügen festzustellen, sondern er verfolgt, soweit es möglich ist, die profan- und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge, die die Wanderung der Sagen erklären, und die Geistesströmungen gewisser Zeiten und Körperschaften, die Veränderungen der Volkssage veranlaßt und neue Anschauungen mit den Erzeugnissen der Volksphantasie verquickt haben. . . . Zu solch sicherem Ergebnis konnte Dähnhardt nur durch die Fülle des Materials kommen, das er teils selbst mit unermüdlichem Fleiße zusammengetragen, teils durch die Opferwilligkeit befreundeter Forscher erlangt hat." **(E. Mogk i. d. Hist. Vierteljahrschr.)**

„Ein großzügiges Werk, das für die Folkloristik von allergrößter Bedeutung ist. Der Verfasser behandelt in dem ersten Bande die Sagen, für die das Alte Testament den Anlaß gegeben hat. Da sieht man, wie die ersten drei Kapitel der Genesis, ferner die Flut- und Noahgeschichte eine ungeheure Menge von Einzelsagen gezeitigt haben. . . . Auch die Teufelssagen nehmen einen außerordentlich großen Raum in dem Werke des Verfassers ein. . . . Von höchstem Interesse sind sodann die Sagen in dem Werke, die sich um die hervorragendsten alttestamentlichen Persönlichkeiten wie Kain und Abel, Abraham usw. gewoben haben. Man kann wohl sagen, daß die alttestamentlichen Persönlichkeiten in den Sagenstoffen scharfe Charakteristik und Plastik gewonnen haben. Der Verfasser hat fast übermenschliche Arbeit getan, indem er einen geradezu erstaunlichen Stoff aus allen Zungen der Völker zusammengetragen und für den Leser aufs lichtvollste nach Motiven gruppiert hat. Die Folkloristik kann dem Verfasser für seine übersichtliche und sorgfältige Zusammenstellung der Sagen nur den wärmsten Dank zollen."
(Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

„. . . Schon die obigen spärlichen Mitteilungen aus der so überaus reichen Sammlung naturdeutender Sagen zeigen, daß nicht etwa nur die wissenschaftliche Völkerkunde dem Verfasser für seine so sorgfältige, übersichtliche und zugleich mit größter Akribie vergleichend durchgeführte Sammlung, in der auch die entlegensten und oft einander widersprechenden Sagengebilde zu ihrem Recht kommen, zum dauernden Danke verpflichtet sein muß, sondern daß auch für die Schule, und zwar ebenso für die Volks- wie für die Gelehrtenschule, hier ein unversiegbarer, reiner Quell, ein wahrer Jungbrunnen tiefer, stets wachsender Freude sich öffnet." **(Lehrproben und Lehrgänge.)**

„Ein treffliches und nicht bloß für christlich angeregte Kreise höchst wertvolles Buch, das ebenso wie der erste Teil eine entschiedene Förderung der vergleichenden Sagenforschung bedeutet, da der Verfasser in sorgsamster methodischer Weise überall umsichtig prüft und niemals ohne sicheren Beweis seine Schlüsse zieht." **(Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen.)**

„Die Anerkennung, die wir dem ersten Bande der Natursagen gezollt haben, sind wir auch dem zweiten schuldig. Mit bewundernswertem Fleiße und scharfem Forscherblick hat der Verfasser die Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden, die sich um die neutestamentlichen Personen ranken, zusammengestellt. Die ganze Natur, vor allem Himmel und Erde, Feuer und Wasser, Pflanzen, Tiere und Mineralien sind hier laut redende Zeugen der großen Persönlichkeiten geworden. An der Spitze steht natürlich der Erlöser Jesus Christus. Alle Phasen seines Lebens werden durch zahlreiche Beispiele aus allen europäischen Kulturländern beleuchtet. . . . Neben die Person Jesu treten die Apostel, besonders Petrus, Johannes, Judas Ischariot und Paulus. Am Schlusse des Buches stehen Jesu Eltern, Maria und Joseph. Auch die um diese Persönlichkeiten gewobenen Sagen wird der Leser mit Interesse verfolgen. So erweist sich auch dieser zweite Band als ein schätzenswerter Beitrag für die Sagenforschung im allgemeinen, wie für die vergleichende im besonderen. . . . Was aber dem Buche einen ganz besonderen Wert verleiht, besteht darin, daß wir an der Hand des gegebenen Materials imstande sind, nicht nur die Genesis einzelner Sagen zu verfolgen, sondern auch nachzuweisen, wie einzelne Sagen ursprünglich anderen Personen gegolten haben und erst später auf die eine oder andere heilige Persönlichkeit übertragen worden sind. . . . Eine Reihe von wissenschaftlichen Nachträgen sowie ein übersichtliches Quellenverzeichnis und Register erleichtern wesentlich den Gebrauch des Buches. Die Ausstattung ist vorzüglich."
(Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)